
3 2044 010 487 460



# Ernst Ludwig von Gerlach.



## Aufzeichnungen

## aus seinem Leben und Wirken

## 1795—1877.

---

Herausgegeben

von

## Jakob von Gerlach.

Erster Band.

1795—1848.



Schwerin i. Meckl.
Verlag von Fr. Bahn.
1903.


Soli Deo
Gloria!
1891.

# Vorwort.

Nicht ohne eine gewisse Zaghaftigkeit bin ich an die Herausgabe der nachstehenden „Aufzeichnungen" gegangen. Der zu benutzende Stoff war ein sehr umfangreicher, — hatte doch Ludwig von Gerlach von Jugend an bis zum fast vollendeten 82. Lebensjahre ziemlich regelmäßig Tagebücher geführt und aus diesen sowie aus einer großen Zahl Collectaneen in Fortsetzung der von seinem Bruder Leopold verfaßten Familien-Geschichte dasjenige für seine Neffen und Nichten zusammengestellt, was er als für diese interessant erachtete. Der Natur der Sache nach war nicht weniges davon teils für das große Publikum ohne Interesse teils überhaupt nicht zur Publikation geeignet. Andererseits ist manches von dem, was somit von der Veröffentlichung ausgeschlossen wurde, nicht selten in hohem Maße pikant. Ob immer die richtige Grenzlinie gefunden ist, mag zweifelhaft sein. Ich gebe mich aber der Hoffnung — wenn auch nicht der Zuversicht, — hin, daß die geneigten Leser, bei Erwägung der Schwierigkeit der Aufgabe, ihre Beurteilung eine wohlwollende sein lassen werden. Das Eine glaube ich aber erreicht zu haben, daß ohne Ansehen der Person gewissenhaft alles beigebracht ist, was zur Charakterisierung der so scharf ausgeprägten Persönlichkeit Ludwigs von Gerlach dienen kann.

Von wesentlicher Hülfe ist mir, wie ich dankbar anerkenne, die Unterstützung von Fräulein Bertha von Kröcher (Großnichte von Ludwig von Gerlach) gewesen. Ohne sie und ohne die verständnisvolle und sachverständige Mitarbeit des zu meinem Schmerz während der Arbeit von Gott dem HErrn heimgerufenen Kammerdirektors O. Kraus in Heidelberg wäre es mir — zumal in meinem Alter — nicht möglich gewesen, das Werk zu vollenden.

Vollenschier bei Vinzelberg, August 1903.

Jakob von Gerlach.

# Inhalt.

## Verzeichnis von Abbildungen des ersten Bandes.

## Erstes Kapitel.

# Name und Vorfahren.

## 1433—1780.

Noch klingt der Name, der über diesem Buche steht, mit ernstem Ton zu uns in eine neue Zeit herüber, warnend und mahnend wie eine Prophetenstimme des alten Bundes. — Und was giebt diesem Namen die Kraft an die Seele zu greifen? Eine Persönlichkeit stand dahinter, die ihren Zeitgenossen zurief: Trinkt nicht vom Taumelkelch des Zeitgeistes, macht euren Verstand klar und helle an Gottes Wort, damit ihr erkennen könnt, was Wahrheit und Gerechtigkeit ist.

Als sein Vaterland in ernster Gefahr war, wußte Ludwig von Gerlach die Besten seines Volkes zu stärken durch den Anblick der Kreuzesfahne, die er vor aller Augen mutig und stark entfaltete. Viele vermochten sich daran aufzurichten und gesundeten von dem Schlangenbiß der Geister des Abfalls, des Kleinmuts und der Schwäche.

Damit dieser Name kommenden Geschlechtern nicht zum leeren Schall und die ehrwürdige Gestalt des Bannerträgers nicht zum Schattenbilde werde, möchten wir versuchen aus dem reichen Schatz seiner hinterlassenen Papiere auszuwählen, was seine klare Persönlichkeit am deutlichsten zu zeichnen vermag. Mit seinem Lebensbilde aber sind aufs unzertrennlichste verknüpft seine drei Brüder. Welche wunderbare Harmonie zwischen ihnen herrschte, werden diese Blätter zur Genüge zeigen. Jetzt sei nur zum Verständnis der ersten Kapitel folgendes gesagt. Einer von Ludwigs älteren Brüdern Leopold, General-Adjutant Friedrich Wilhelms IV., hat eine höchst fesselnd geschriebene Geschichte seiner Familie hinterlassen. Nach seinem Tode (1861) setzte Ludwig diese fort, die zugleich seine eigne Lebensgeschichte und eine

Schilderung seiner Zeit wurde. Außerdem vervollständigte er die Familiengeschichte Leopolds durch Randbemerkungen und Zusätze aller Art, so daß das Ganze schließlich wie ein Zwiegespräch zwischen den beiden Brüdern klingt.

Der Name Gerlach ist ursprünglich ein Taufname, der sich noch in manchen Familien, z. B. in der Nassauschen, Münchhausenschen u. s. w. findet. Er kommt von dem heiligen Gerlach, welcher als ein wilder und grausamer Rittersmann in Belgien im 12. Jahrhundert lebte. Er wallfahrtete nach seiner Bekehrung nach Jerusalem und hütete dort für die Johanniterritter die Schweine. Er trat sich einen Dorn in den Fuß und ließ ihn nicht ausziehen, um stets daran erinnert zu werden, daß er mit diesem Fuße, als er noch in Sünden lebte, freventlich nach seiner Mutter gestoßen hatte.

Diese Legende war in der Gerlachschen Familie unbekannt, bis sie Ludwig von Gerlach im Jahre 1856 im Abgeordnetenhause von dem bekannten Abgeordneten August Reichensperger erfuhr. Es gelang ihm auch genauere Nachrichten über jenen merkwürdigen Mann zu sammeln, der ihn um so lebhafter interessierte, als er eine Geistesverwandtschaft mit ihm verspürte. Sich voll und ganz einer idealen Richtung hinzugeben, für seinen Glauben weder Schmach noch Opfer zu scheuen, dabei die tiefste Erkenntnis seiner eignen Sünden, die alles Schwere nur als verdiente Strafe ansah und alles Gute als unverdiente Gnade, das waren Züge, die auch Ludwig von Gerlach kennzeichneten und die er als bestes Erbgut seiner Familie ansah.

Ob ein Zusammenhang der Gerlachschen Familie mit dem hl. Gerlacus zu finden ist? Bestimmte Nachrichten sind darüber nicht vorhanden, aber unmöglich ist es nicht. Der Heilige wurde nach seinem Tode um 1170 besonders in den Niederlanden sehr verehrt. Klöster und Ortschaften, die sich um diese bildeten, trugen seinen Namen, und da niederländische Auswanderer in die neue Heimat gern die Verehrung ihres Heiligen mitnahmen, so nannten sie öfter ihre neuen Wohnorte nach ihm. In der Neumark giebt es ein Gerlachsdorf, in der Umgegend von Görlitz ein Gerlachsheim, es läßt sich nachweisen, daß im 12. und 13. Jahrhundert niederländische Einwanderer sich dort angesiedelt haben.

Jedenfalls finden wir die erste beglaubigte Nachricht über die Familie von Gerlach in dem Adelsbrief des Kaisers Sigismund,

den er dem Jakob Gerlach am Tage St. Laurentii dem 10. August 1433 in Rom auf der Tiberbrücke verlieh. Der Kaiser hatte im August 1431 seinen Zug nach Italien mit einem kleinen Gefolge angetreten und kam erst im Sommer 1432 in Rom an, wo er am ersten Pfingsttage den 31. Mai 1433 gekrönt wurde. Ende August trat er seine Rückreise an, so daß die Urkunde, wodurch der Kaiser unsern Vorfahren auszeichnete, in die letzten Wochen seines dortigen Aufenthalts fällt.

Gregorovius beschreibt in seiner „Geschichte der Stadt Rom" die Sitten und Gebräuche, die die deutschen Kaiser bei einer solchen Adelsverleihung zu beobachten pflegten. Wir können uns danach ein Bild davon machen, wie es unserm tapfern Jakob I. auch ergangen sein mag. Da späte Nachkommen gern von der ruhmreichen Vergangenheit der Väter erzählen hören, so freut uns die Anerkennung, die seinem Kriegsmute und Verstande zu teil wurde. Es wird von ihm berichtet, daß er seine jüngeren Jahre in ungarischen, deutschen und italienischen Kriegen zugebracht habe, wobei er manche Probe seiner Tapferkeit ablegte. Kaiser Sigismund erkannte diese an, indem er ihm 1433 „ein fürtreffliches Wappen verlieh und ihn in den Stand des Adels erhob."

In dem Wappen- und Adelsbrief heißt es:
„daß wir angesehen und gütlich betrachtet haben solch Redlichkeit, Biederkeit und Vernunft, die unser und des Reichs lieber und getreuer Jacob Gerlach ahn ihm hat, und solche bereite und willige Dienste, die er uns oft und dicke in deutschen und wälschen Landen, in unsern Königreichen zu Ungarn und Böhmen gethan hat, täglichen thut und fürbaß thun soll und möge in künftigen Zeiten, und haben ihm diese nachgeschriebene besondere Gnade und Freiheit gethan und verliehen, thun und verleihen ihm die in Kraft dieses von Römisch Kaiserlicher Machtvollkommenheit, also daß er und seine ehelichen Leibeserben fürbaß mehr Wappengenoß sein, geheißen und an allen Enden dafür gehalten werden sollen und auch alle die Rechte, Würdigkeit, Freiheit Ehre, Gewohnheit und Herkommen haben sollen und mögen mit Recht zu besitzen: Urtel zu sprechen, Amt und Lehn zu haben und zu halten, und auch dazu schicklich und füglich zu sein, die andern richtig geborene Wapens Genoß und Rittermäßige Leute von Recht und Gewohnheit haben, und daß sie auch also gebrauchen sollen und mögen an alle Stätten von allermänniglich ungehindert."

Das von dem Kaiser Sigismund dem Jakob Gerlach und seinen Nachkommen erteilte Wappen besteht nach dem Adelsbriefe: „in einem Schild mit einem schwarzen Felde habend darinnen ein weißes oder graues Pferd bis an der Brust geendet auf einer prennenden Flammen von unten an dem Schild, ein Helm mit einer schwarzen und weißen Helmdecken geziert, darauf eine gelb oder goldfarbene Kron, und darauf auch ein halbes Pferd als in dem Schild."

Die Bedeutung dieses Wappens und welcher Gedanke ihm zu Grunde gelegen, ist wohl nicht zu ermitteln. Ein Freund der Gebrüder Gerlach, der Geheime Legationsrath von Bülow († 1853) besang das Wappen in folgendem Sonett:

Daß auf Poseidons Ruf aus salzgen Meeren,
Wie man im blinden Heidentum gesungen,
Des schnellen Rosses Stärke sei entsprungen,
Davon mag Creuzer*) euch den Sinn erklären.
Doch welche Weisheit soll ein Bild uns lehren,
Wo sich aus Glut, umspielt von Flammenzungen,
Mit halbem Leib ein weißes Roß entrungen
Hoch aufgebäumt in schwarzer Mächte Sphären?
Es ist kein Hippogryph, sonst hätt' es Flügel,
Doch kein gemeiner Gaul, sonst trüg es Zügel.
Es wird sich nimmermehr zum Knechte machen,
Denn über Kampfesglut hält's hoch und milde
Sein lichtes Haupt; — wer solches führt im Schilde,
Darf vor des Bösewichtes Gere lachen. —

Epheser 6, 12 und 16: Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nemlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. — Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts.

Jakob I. und sein Sohn Jakob II. dienten mit ihrem neuen Adel dem Nutzen ihrer Mitbürger und der Verwaltung ihrer Vaterstadt Görlitz.

Leopold von Gerlach sagt über diese Zeit:

„Mein und meiner Brüder Leben fällt gewiß in keine ruhige Zeit. Wir haben Not und Krieg und Kriegsgeschrei gehabt, kirchliche und weltliche Streitigkeiten, Revolutionen, Not im Felde, Not auf den Landtagen, Not am Vermögen, Not auf dem Lande — aber schwerlich mehr als die drei Generationen unserer Familie, von denen

*) Professor in Heidelberg.

wir Nachricht haben im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts."

Die reformatorischen Ideen und Lehren verbreiteten sich bald in Görlitz schon durch die vielen Bürgerssöhne; unter diesen waren auch gewiß manche von unsern Vorfahren, die in Wittenberg studierten. — Die Habgier der Pfarrgeistlichkeit, die um äußerer Vorteile willen die neue Lehre nicht aufkommen lassen wollte, die Schwäche des den kirchlichen Neuerungen abgeneigten Rates der Stadt, der ums Jahr 1520, als die Pest wütete, mit einem Teil der Geschlechter floh und die Bürger ihrem Schicksal überließ, bahnte der Reformation die Wege und machte einen Widerstand dagegen wirkungslos.

Das Volk nahm die Predigt des reinen Gotteswortes mit Freuden auf und drängte sich, es zu hören und zu lernen.

Jakob II. von Gerlach wurde von den Unruhen und Kämpfen, unter denen in Görlitz das Licht des Evangeliums wieder hell zu scheinen begann, nicht mehr berührt, da er bereits 1515, zwei Jahre bevor Luther seine Thesen in Wittenberg anschlug, und fünf Jahre vor der Pest (1520) als Mitglied des Rates gestorben war.

Um so mehr muß aber sein Sohn Servatius*) († 1555) darin verwickelt gewesen sein. Er hat die Anfänge der Reformation in Görlitz mitgemacht und war wahrscheinlich schon der evangelischen Lehre zugetan, als er in der gefährlichsten und traurigsten Zeit der Stadt, kurz vor dem großen „Pönfall" Syndikus wurde. Das war eine harte Fehde der Stadt und der oberlausitzischen Ritterschaft gegen König Ferdinand, die mit einer schweren Niederlage und großen Einbuße an Rechten und Gütern endete.

„Servatius" — schreibt Leopold — „mag bei dieser Wendung der Dinge und bei dem traurigen Schicksal seiner Vaterstadt ungefähr in der Art gelitten haben, wie unser Vater [† 1813] 250 Jahre später in seinem Amt als Kammer=Präsident bei der Not, welche die Franzosen über unser Vaterland brachten."

Die wiederholten Gesandtschaften nach Prag und die Behandlung, die Servatius dort am Hofe König Ferdinands erfuhr, hatte seine

*) St. Servatius war Bischof von Tongern in Belgien zu der Zeit als Hunnen jene Gegenden heimsuchten. Es erscheint ein Beweis für den Zusammenhang der Familie mit dem heiligen Gerlacus, daß der Taufname Servatius bei ihr vorkommt, denn es wird von Gerlacus als besonderes Verdienst erwähnt, daß er täglich eine Wanderung zum heiligen Servatius nach Utrecht unternahm.

Gesundheit untergraben. Unsere Geschlechtshistorie sagt von ihm: „Sein Ende fand er in Prag, denn als er mit sonderbaren Schmerzen, welche kein Medikus heben konnte, überfallen wurde, begab er sich nach Prag in die Kur des Leib-Medikus des Kaisers, doch dieser konnte ihn auch nicht von dem bevorstehenden Tode befreien, denn anhero beschloß er sein Leben anno 1555 den 31. August und sein Körper wurde daselbst beerdigt."

Der Glanz der Stadt Görlitz war durch den Pönfall erloschen, auch der Name Gerlach verschwindet aus den Annalen der Stadt. Ein Zweig der Familie ließ sich in Breslau nieder und von diesem stammt derjenige Teil ab, mit dem wir uns in diesem Buche beschäftigen werden.

Die Breslauer Gerlachs bekannten sich ebenso wie ihre Nachkommen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zur reformierten Lehre und sind vermutlich deswegen aus dem krypto-calvinistischen Görlitz ausgewandert. —

Der Name Gerlach findet sich nach dem 30jährigen Kriege auch im Anhaltischen. Genauere Nachrichten haben sich aber erst durch den Großvater von Ludwigs Großvater, der ums Jahr 1663 lebte, erhalten. Dies muß ein fürsorglicher, verständiger Mann gewesen sein, der sorgfältig die Beweise seiner Herkunft aufbewahrte und sich zu diesem Zweck mit angesehenen anhaltischen Familien, zu denen die nachmals nahverwandte Familie von Raumer gehörte, in Verbindung gesetzt hat.

Seinen Sohn Leberecht (geb. 1670, † 1742) ließ er nach dem Beispiel seiner Görlitzer Vorfahren die Rechte studieren. Dieser ward Hofgerichtsrat in Köslin und verheiratete sich mit einem Fräulein am Ende. Während seines Lebens, am 2. September 1733, wurde durch König Friedrich Wilhelm I. in einer in den Familien-Akten befindlichen Urkunde der 300jährige Adel der Familie anerkannt und renoviert. Leberecht hatte 15 Kinder — 7 Söhne und 8 Töchter. Von letzteren verheirateten sich 4 und zwar mit einem von Grape, einem Hauptmann von Wolden, dem dänischen Hauptmann von Brämer und einem von Pogrell; von den Söhnen erreichten nur 3 ein höheres Alter: Friedrich Wilhelm, Martin und Otto Leberecht. Martin (geb. 1716, † 1760) ist der Begründer des Grundbesitzes in der Familie. Er war in dänischen Diensten Hauptmann. Als er im Jahr 1755 den Dienst verließ, kaufte er das Rittergut Gantzkow im

Fürstentum Kammin von einem Fähnrich von Walter für 11500 Thlr. Er wurde auf dem Hofe dieses seines Gutes 1760 durch den Schuß eines plündernden russischen Soldaten verwundet und starb wenige Tage darauf. Da er kinderlos war, hinterließ er testamentarisch Gantzkow seiner Witwe Sophie Hedwig von Poyda, von welcher es ihr Schwager Friedrich Wilhelm kaufte. Der Feldmarschall Blücher erzählte an Leopold von Gerlach, als dieser einst im Feldzuge 1813 neben ihm ritt, von diesem Martin: wie er auf dem Kreistage Streit mit einem stockblinden Mitstand gehabt und dieser ihn auf den Degen gefordert habe. Beide Gegner wollten sich in einem stockfinstern Keller schlagen, Martins Sekundant fand aber, daß der Blinde wegen seines feinen Gehörs zu sehr im Vorteile wäre und wollte den Kampf nicht zugeben. Zuletzt vertrugen sich die Gegner.

Otto Leberecht (geb. 1722, † um 1790) — bei seinem Großneffen Wilhelm, geb. 10. Mai 1789, hat er noch Gevatter gestanden — war mit einem Fräulein von Kleist-Zebblin verheiratet. Über ihn berichtete der General-Adjutant des Königs, v. Wobersnow, an den Prinzen Heinrich, als es sich um Bildung des Bellingschen Husaren-Regiments handelte: „Der Major von Gerlach hat 18 Jahr unter Holstein-Dragoner gestanden, auch während 3 Jahre bei Ruesch den Husaren-Dienst gelernt. Er ist brav, vernünftig und zu Allem zu gebrauchen, dabei unermüdlich und sein Körper kaum zu ruiniren, ungeachtet er schwächlich scheint und kein prevenantes Extérieur hat. Bei der Bataille von Lissa hat sich dieser Mensch besonders distinguirt. Ich unterstehe mich Ew. Kgl. Hoheit diesen Mann zur gnädigsten Protection zu empfehlen." In dem Feldzuge 1758 streifte Otto Leberecht als Major im Bellingschen Husaren-Regiment mit seinen Husaren bis Nürnberg, jagte den dem Könige feindlichen Kreistag auseinander, machte im Jahre 1759 noch mehrere Gefechte in Böhmen mit und nahm 1760 den Abschied. Seine beiden Söhne starben vor ihm.

Friedrich Wilhelm (geb. 1711, † 1780) war Geheimer Finanzrat unter König Friedrich II. Seine erste Frau war Christiane Sophie Cöpern aus einem alten angesehenen Geschlecht in Bremen. Von ihren 5 Kindern überlebten sie nur 2 Söhne: Ludwig August Wilhelm (geb. 17. August 1751, † 1809) und Carl Friedrich Leopold (geb. 23. August 1757, † 8. Juni 1813). Sie starb 1759 und auch ihre Schwester, welche Friedrich Wilhelm darauf heiratete, starb erst 31 Jahre alt vor ihm. Der jüngere Sohn Leopold — der Vater

unsers Ludwig — kam 8 Jahre alt, weil ihn nach Ansicht des Vaters die Stiefmutter mit zu großer Liebe verzog, aus dem väterlichen Hause nach der Domschule in Halberstadt. Der Rektor dieses vortrefflichen Gymnasiums, Struensee, ein Bruder des hingerichteten dänischen Ministers, war ein frommer rechtgläubiger Mann. In Halberstadt war der Glaube verbreitet, daß er besondere Gaben des Ahnens gehabt und in seiner Klasse die Hinrichtung des Ministers Struensee an dem Tage, wo sie geschehen — am 28. April 1772 — vorausgesagt habe. Er hatte eine große Liebe zu seinem Schüler Leopold und einen entschiedenen Einfluß auf dessen Geistesrichtung. Ludwig schreibt i. J. 1874, er erinnere sich, wie auch sein Vater (Struensees Schüler Leopold) mit besonderer Liebe und Verehrung von dem Rektor Struensee gesprochen und ihm nachdrücklich das Morgengebet der Domschule vorgesagt habe:

„Veni creator Spiritus, Mentes tuorum visita,
Imple superna gratia, Quae tu creasti pectora.“ —

Als der Knabe 14 Jahre alt war, erklärte der Rektor, daß er in seiner Anstalt nichts mehr lernen könne, so daß er schon 1771, nachdem er $3^{1}/_{2}$ Jahr in Prima gesessen, als reif zur Universität entlassen wurde. In Göttingen und Halle studierte er die Rechte und kehrte Ostern 1775 nach vollendeten Studien in das väterliche Haus zurück.

Zunächst trat er in die Justiz und wurde als Kammergerichtsreferendar angestellt. Er bereiste mit dem bekannten Großkanzler Fürst, der später durch einen Gewaltakt Friedrichs II. wegen des Müller Arnoldschen Prozesses kassiert wurde, die Gerichte in Westfalen. „Von dort aus besuchte unser Vater“, erzählt der Sohn Leopold, „Amsterdam. Ich habe 1816 in Parsow noch den alten Bauer Lüttke gesprochen, der ihn auf dieser Reise als Bedienter begleitet hatte und mit großer Liebe von ihm sprach. Mein Vater hielt viel von Fürst und erzählte mir oft, wie die Wagen der dem kassierten Großkanzler kondolierenden Personen von seiner Wohnung im Achteck (dem jetzigen Leipziger Platz) bis an die Friedrichsstraße in der Leipzigerstraße gehalten hätten, was für den Großkanzler und die damaligen Staatsdiener ein ehrenvolles Zeugnis ist, denn Friedrich II. war ein Herr, der nicht mit sich spaßen ließ. Unser Großvater wollte den vielseitig gebildeten und unterrichteten Sohn zur diplomatischen Laufbahn bestimmen. Dieser zog es aber vor zur Administration überzugehen. 1776 wurde er Assessor und 1780 so jung Rat, daß er bei dem am 29. Dezember

1780 erfolgten Tode seines Vaters als Königlicher Rat noch minderjährig war."

Bei der Erbteilung mit seinem Bruder Ludwig August Wilhelm fiel Leopold ein Teil der pommerschen Güter zu. Er verkaufte sie später und erwarb dafür das Rittergut Rohrbeck in der Neumark. Jener erhielt Parsow und Schwemmin in Pommern. Beide Brüder sind die Stammväter der beiden jetzt blühenden Linien in Pommern und in der Neumark.

Ehe wir das Leben in dem Vaterhause Ludwigs kennen lernen, schließen wir diesen Rückblick auf seine Vorfahren mit den Worten, die Leopold an den Schluß seiner Familiengeschichte setzt:

„Obschon die Familie seit 1733 zur pommerschen Ritterschaft gehörte, so hat sie doch stets Reminiszenzen ihres städtischen Ursprungs erhalten." Ludwig fügt hinzu: „In unserm väterlichen Hause waren nicht die Sitten und Allüren des ritterschaftlichen Landadels vorherrschend, sondern vielmehr die des höheren Beamtentums. Ich lege Wert auf diese unsere Abstammung aus dem Beamtentum: was wir von politischer Bedeutung haben, stammt (nächst Glauben und Gesinnung) daher; Beamtentum als solches und nicht Ritterschaft als solche hat nun schon seit Jahrhunderten den preußischen Staat regiert.! Das Beamtentum soll daher nicht verachtet, wohl aber durchdrungen werden mit christlicher und Rechts- auch politischer Wahrheit." Und dann schließt Leopold mit den Worten: „Möchten jetzt, wo die alten Stände in der Auflösung begriffen sind, wo sich neue Verhältnisse gestalten, doch unsere Nachkommen fest an alter Sitte, an altem Recht halten, aber dabei nicht versäumen zu erlernen, daß der HErr bei der Regierung der Welt Macht giebt, aber auch Macht nimmt, und daß es in dieser schwankenden Welt nur Einen festen Grund giebt:

Gott und sein Wort!"

Diesem Schlußwort Leopolds fügt Ludwig noch eine kurze Charakteristik der Familieneigentümlichkeiten hinzu, die zu bezeichnend ist, als daß wir sie vorenthalten dürften:

„Wie schön ist dies zu lesen, wenn man des Verfassers Einfachheit und Wahrheit kennt. Er konnte so etwas nicht sagen, wenn es ihm nicht aus dem Grunde des Herzens kam, und sagte dann immer noch weniger, als er dachte und fühlte, mit einer kindlichen Schüchternheit und (mir erbaulichen) Trockenheit. Ich füge noch folgendes hinzu: wir vier Brüder waren weder Raucher, noch Schwimmer, noch Jäger;

keiner von uns sagte je wenn „seliger“ (Vater oder Frau) oder „Friedrich der Große“ — keiner ging bei zum Kölner Dombau, oder zur Gustav-Adolf-Stiftung, keiner ging, wo er nicht mußte, Orden — keiner von uns besuchte das Theater, mindestens seit 1820 nicht, und Leopold legte auf [illegible] einen scharfen prinzipiellen Accent, obgleich [illegible] er bei Hofe die Theateratmosphäre mit vollen Zügen [illegible]. Keiner von uns war Freimaurer.

Wir waren immer voll Interesses für Menschen, für neue Bekanntschaften u. s. w. und flossen über von Gesprächen darüber; wir lasen [illegible] (auch unser Vater bis an sein Ende) Bücher, die uns [illegible] Geiste anregten und interessierten.

Aber [illegible] Wesen hat ein Teil der jungen Generation nicht so wie wir. Meine Neffen antworten mir, wenn ich sie zur [illegible], nicht ganz mit Unrecht: sie seien von besserer Familie als ich und berufen sich dabei auf jenen alten Edelmann, der seinem Sohn, weil dieser mehr Ahnen als er habe, im Wagen den [illegible] einräumte.

Sie sollten sich gründlich beherzigen, was in ihres Onkels Leopold [illegible] gesagt ist. Mein Schwager Senfft, der Oberpräsident von Pommern, sagte damals von ihm: in Sanssouci benehme er sich bei Hofe „wie ein kluges Kind“. Ich verlangte dann wohl, daß er sich auch wie ein kluger Mann benehme. Er war lieber Kind als Mann; — [illegible] Orden u. s. w. war ihm lästig. Aber sein kluges [illegible] war auch für mich unwiderstehlich und mitten unter den Menschen am Hofe war es mir eine wahre Erquickung, ihn mit [illegible] „klugen Kindergesicht“ und mit seinem tiefen, [illegible] Wesen.

In [illegible] kann doch niemand mehr so wie ich seinen [illegible] verstehen und goutieren, auch seine Kinder nicht.“



*Häuser der Familie von Gerlach*
*in Berlin „Hinter der katholischen Kirche“.*

aber, Karl Friedrich Albrecht von Raumer (geb. 1729 † 1806), wissen Leopold und Ludwig viel zu berichten. Er hatte den zweiten Schlesischen und den Siebenjährigen Krieg mitgemacht und als Adjutant des Fürsten Moritz den Orden pour le mérite erhalten. Nach dem Frieden verheiratete er sich mit der Gräfin Dorothea Tugendreich von Küssow, deren Nichte später die Gemahlin Leopolds, des Generals, wurde. Diese Großtante, obwohl damals nicht mehr jung, schwebte den Knaben in der Erinnerung als eine wunderschöne Frau vor, deren vornehmer Anstand, blondes Haar, blaue Augen und prächtiger Teint der ganzen Familie in hohem Grade imponierte. Es war eine Ehre, von ihr angeredet zu werden und sie wurde allseitig gefeiert. — Von dem Großonkel sagt Ludwig: „Ich habe eine deutliche Erinnerung von ihm. Eine lange Gestalt mit großer Nase und sehr ehrwürdigem Äußeren. Obgleich ich 1806 erst elf Jahre alt war, so empfand ich doch die Siege der Franzosen, über welche unser Vater, wenn er sie uns mitteilte, Thränen in den Augen hatte, sehr schmerzlich; namentlich ist mir die Wehmut erinnerlich, mit der ich die Illumination der Straßen von Berlin über Siege der Franzosen sah. So war es mir auch besonders merkwürdig und traurig, daß der alte Großonkel, ein General, die Feinde in der Hauptstadt sehen mußte."

Die Mutter hatte sechs Geschwister, vier Brüder und zwei Schwestern (s. Stammbaum Anlage II.). — Der älteste Bruder Karl, von dem noch öfter die Rede sein wird, war ein geistreicher, gelehrter Mann. Es wurden von ihm »lettres écrites á l'âge de sept ans« gedruckt. Er wurde nach Friedrichs II. Tode, der ihn aus Abneigung gegen die Anhaltiner nicht anstellte, Geheimer Legationsrat.

Von dem zweiten Bruder Friedrich hieß es: „Ceres stand an seiner Wiege". Er verwaltete das fürstliche Amt Wörlitz, war zuletzt dessauischer Kammerdirektor und ist der Vater des Geschichtsschreibers der Hohenstaufen.

Der dritte Bruder Heinrich machte die Schlacht bei Auerstädt als Major mit; er wurde später als General verabschiedet. Sein ältester Sohn ist der Kultusminister Karl von Raumer († 1859).

Der vierte Eugen war ebenfalls Offizier, machte die Feldzüge am Rhein mit Auszeichnung mit und erhielt den Orden pour le mérite. Er war ein Mann von vielen Gaben und würde etwas ausgezeichnetes geleistet haben, wenn nicht seine Jugend in die tötende und frivole Zeit Friedrich Wilhelms II. gefallen wäre. Im Feldzuge 1812

führte er eine Brigade. Bald nach dem Frieden 1815 nahm er den Abschied. Von seiner Frau, einer geborenen Pino, wird erzählt, daß sie mit einem Fräulein von Müffling, Schwester des Feldmarschalls, ein Duell gehabt hätte. Es ist aber nicht bis zum Schießen gekommen.

Die jüngsten Geschwister der Mutter waren die Zwillingsschwestern Marie und Casimire, die lange Zeit bei ihrer Schwester Agnes wohnten. Die jüngste, Casimire, die sehr musikalisch war, erkrankte an der Ruhr und starb 1798 in dem Hause ihres Schwagers Leopold. Die überlebende Tante Marie blieb ihrer Schwester und deren Kindern mit großer, zärtlicher Liebe verbunden. Es existert noch der sehr interessante und lebendige Briefwechsel zwischen Agnes und Marie. Sie starb und wurde begraben in Stift Mosigkau bei Dessau im Juni 1831.

Die Raumerschen Geschwister, obschon klein und zart, erreichten fast alle ein hohes Alter. — Von der folgenden Generation seien hier nur, um den Charakter der Familie zu bezeichnen, die ausgeprägtesten genannt:

Wilhelm, der gelehrte märkische Geschichtsforscher. Er behauptete mit Unrecht, daß alles, was die vier Brüder Gerlach Eigentümliches hätten, von der Familie Raumer herstamme. Sie hatten hingegen sehr viel von ihrem Vater, was er auch ein anderes mal zugab mit der Bemerkung: der Vater sei ein reiner weißer Sonnenstrahl, die Söhne die im Prisma gebrochenen Farben. Wilhelm Raumer war ein durch Kenntnisse, Bildung und Urteil ausgezeichneter Mann. Er starb in Berlin im Jahr 1856.

Fritz ist der bekannte Verfasser der „Hohenstaufen", der über 90 Jahre alt wurde. Karl ist der feinsinnige und tiefe, von der reformierten zur lutherischen Konfession in Erlangen übergetretene Pädagoge, sein Vetter Karl ist der Kultusminister.

Von Gerlachschen Verwandten war nur ein Vatersbruder, Ludwig August Wilhelm, der Besitzer von Parsow, am Leben. Seine Tochter Adelheid wurde im Vaterhause Ludwigs erzogen, sie heiratete 1801 den nachherigen Oberpräsidenten von Bassewitz. Dieser Onkel Ludwig August Wilhelm war Präsident in Köslin und hatte dadurch Gelegenheit, seine in der Nähe gelegenen Güter Parsow und Schwemmin mit Sorgsamkeit zu pflegen. Er starb 1809 in Köslin mit dem Rufe eines tüchtigen Beamten und eines wohlwollenden, geselligen und liebenswürdigen Mannes. In dem bekannten Prozeß des „Zopfpredigers Schulz" im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelms II. hatte

er für dessen Absetzung gestimmt. Es wurde dem Prediger Schulz zur Last gelegt, daß er über eine der Wundererzählungen des Neuen Testaments so predige: 1. Teil: Diese Geschichte ist nicht wahr. 2. Teil: Wenn sie wahr wäre, so hätte sie kein Interesse für uns.

Aus seinen Gütern machte er ein Fideikommiß für seine und unsere Linie. — Sein Sohn Karl Heinrich († 1860) wurde 1854 von dem „alten und befestigten Grundbesitz" für das Herrenhaus gewählt.

Über das Leben in seinem Vaterhause berichtet Leopold: „Im allgemeinen waren die ersten 20 Jahre der Ehe unserer Eltern von 1786 bis 1806 eine Zeit des äußeren Glückes und Wohllebens. Mein Vater stand in einem wohlverdienten Ansehen und befand sich in einer unabhängigen Lage. Sein ganzer Sinn ging dahin, sich an dem genügen zu lassen, was ihm beschieden war. Sein Umgang bezog sich meistens auf seine amtlichen Verhältnisse und auch, als er 1795 Kammerpräsident geworden war, vermied er es geflissentlich, sich dem Hofe und der vornehmen Welt zu nähern. Nur mit Mühe bewog meine Mutter meinen Vater, sich vier Wagenpferde zu halten." Es wurde aber doch eine elegante Equipage angeschafft, wozu Kutscher und Vorreiter kamen. So fuhr man von und nach Charlottenburg, der kleine Ludwig im Wagen auf einem mit weißem Tuch ausgeschlagenen Tabouret sitzend. Ein Faktotum des Hauses war der alte Diener Bunde aus Parsow; er hatte schon bei dem Großvater gedient und erwarb sich in seinem Dienst ein Vermögen von 4—5000 Thalern. „Diese Details", sagt Leopold, „sind nicht uninteressant, da sie zeigen, daß es diesen „hörigen" Leuten in ihrem Alter besser ging, als den jetzigen freien, untauglich gewordenen Dienstboten. Die Gewohnheit und Möglichkeit, die Dienstboten, besonders die männlichen, von den Gütern kommen zu lassen, die in einem nicht willkürlich aufzulösenden Verhältnisse zur Herrschaft standen, begründeten Zustände, die von den heutigen sehr abweichen."

Ludwig bemerkt hierzu: „Die Leute haben aber doch keinen Zug, wieder hörig zu werden. Es ist nicht wahr, daß die materiellen Interessen in unserer Zeit vorherrschen, die idealen sind im guten und schlimmen Sinne viel mächtiger."

Leopold fährt fort: „Stets wies es mein Vater ab, den alten Bunde aus der Livree zu setzen und zum Kammerdiener zu machen. Stets hielt er fest an den bescheidenen Ueberlieferungen seiner Familie. Er war überhaupt nach der jetzigen Redeweise entschieden konservativ,

aber frei von jedem Absolutismus. Stets stand ihm das Recht höher, als der National-Wohlstand oder Reichtum. Dem Könige und dem Königlichen Hause hing er streng aus Pflicht an, ohne irgendwie Abgötterei damit zu treiben, oder auch nur, was damals überhaupt selten war, das Verhältnis „sentimental" zu nehmen. Erst seit den Freiheitskriegen nahm König und Hof seine jetzige „begeisternde" Stellung ein.

Ihm war das despotische preußische Wesen im Gegensatz zu den deutschen Reichsideen nicht zusagend. Das deutsche Reich und sein Recht liebte mein Vater von Göttingen her, aber gewiß nicht im Gothaischen und Radowitzischen Sinne unserer Tage. (Geschrieben nach 1848.) Für England hatte er ein besonderes Interesse und eine große Vorliebe für den König Georg III. Oft führte er sehr anerkennend an, daß dieser Herr gesagt hätte, „die Verfassung und das Staatsrecht seines britischen Reiches schwäche seine Macht nicht, sondern stärke sie vielmehr". Die Freiheiten von England hielt unser Vater sehr hoch. Die Parlamentsdebatten las er aufmerksam. Die beiden Pitt waren im hohen Grade von ihm geachtet, er setzte aber den Sohn noch über den Vater. Obschon wir alle vier dieses Interesse für die Freiheiten Englands von ihm geerbt haben, werden wir doch als absolutistisch verschrieen.

Ihm hatten, wie dem Staatsmann Pitt und den meisten Menschen der damaligen Zeit, die Anfänge der französischen Revolution aus Widerwillen gegen das liederlich-despotische Treiben seit der Regentschaft 1715 sehr zugesagt; aber schon vom Sturm der Bastille (Juli 1789) an war er der entschiedene Gegner der Pariser Demagogen geworden. Er sah die Gefahr für Deutschland von dort herkommen und lächelte über seine Bekannten, welche die jedesmaligen Machthaber, zuletzt selbst Robespierre anstaunten, Hoffnungen auf sie setzten und hernach fallen ließen. Ich erinnere mich, daß ich in der Schule ein Gedicht gelernt hatte, worin die Girondisten gepriesen wurden, — „Rabaud, Brissot, Vergniaud, Minerven's Lieblinge, empfing die Guillotine" — und daß mein Vater das rektifizierte und von ihnen wie von nichtsnutzigen Leuten sprach. Weder Moreau, noch Pichegru, noch Bonaparte fanden Gnade vor seinen Augen. Er sprach von ihnen wie von Räubern und Verrätern, von denen einer immer schlechter wäre, als der andere. Die preußische Armee interessierte ihn sehr, er sah darin die einzige Rettung des Landes.

Die Gesellschaft und der Umgang mit seinen Bekannten hatte keinen Reiz für ihn. Er war am liebsten im Kreise seiner Familie und benutzte seine wenigen Mußestunden zu Studien. Nur der Umgang mit seinem Schwager Raumer hatte noch Interesse für ihn. — Er nannte niemand „Du", außer seine Frau, seine Kinder, seine Brüder und seine Bruderskinder, nicht einmal seinen Schwager, unsern Onkel den Geheimrat „Raumer" — wie wir ihn vorzugsweise vor den anderen Onkel nannten, die auch Raumers waren. Nie, von niemand wurde er „Leopold" und nie meine Mutter „Agnes" genannt; sie nannten sich auch untereinander niemals beim Taufnamen; wir kannten diese Namen, aber wie man ein Faktum der Weltgeschichte kennt. — In Gesellschaften, wo er nie Karten spielte, sprach er fast nur mit seinen Bekannten von Geschäften. Er sprach überhaupt wenig, im Gegensatz zu uns, die gern und eifrig sprechen. Er las viel in den alten Autoren, von denen er die besten Ausgaben aufkaufte, und in den Quellen der Geschichte des Mittelalters.

Noch öfter und regelmäßiger las er aber in der heiligen Schrift.

Meine Mutter liebte die Geselligkeit mehr und war lebendiger und strebender als der Vater. Sie ging öfter, ungefähr alle 14 Tage, ins Theater. Mein Vater niemals, obschon er es vor seiner Verheiratung oft besucht hatte, als Brockmann 15 Abende hintereinander in dem kleinen Theater in der Behrenstraße den Hamlet spielte. —

Meine Mutter las Wieland, Lessing und die damals anerkannten Deutschen, später Schleiermachers Übersetzungen des Plato. — Sie vermißte aber doch etwas in ihrem Leben und erklärte in ihren Briefen an ihre Schwester den gesellschaftlichen Kreis, in dem sie lebte, doch eigentlich für langweilig. Ihre Tochter Sophie liebte sie schwärmerisch, mit aller Macht der mütterlichen Liebe. — Sophie war sehr Hauptperson und Mittelpunkt des Hauses, mehr als einer der Söhne.

Das Haus im ganzen war mehr von unserer Mutter als von unserm Vater bestimmt; ihr — nicht sein — Geist und Ton herrschte vor. Sie — nicht Er — schalt, strafte und schlug uns, allerdings nur wenn es sehr nötig war, und sperrte uns ein. Dabei liebte sie ihn auf das zärtlichste, und sein Tod 1813 ließ für sie eine krankhafte Melancholie befürchten. Die einzige Tochter war sechs Jahre vorher gestorben und erst an deren im Jahre 1806 geborenen Tochter, der späteren Gräfin Stosch, richtete sie sich, als diese heranwuchs, wieder auf.

Endziel und die allseitig anerkannte Autorität. Aber positive Frivolität nach dieser Seite hin kam nicht vor und würde nicht geduldet worden sein, noch viel weniger Spott. Man verwies stillschweigend alle Religion in das geheimste Innere. Auch die Unglückszeit 1806—1807 und der Tod unseres Vaters 1813 änderte darin nichts. —

1796 wurde mein Vater, 39jährig, auf Empfehlung des damals einflußreichen Generaladjutanten von Zastrow kurmärkischer Kammerpräsident. Durch diesen angesehenen und wichtigen Posten, bei dem viele Arbeiten und jährliche Bereisungen der Domänenämter vorkamen, glaubte er sich verhindert, seine nach dem damaligen Zustande der Kommunikationen sehr entfernten pommerschen Güter verwalten zu können. Diese Bereisungen fanden im Juni und August statt. Die Mutter wünschte mit einem näheren Besitz einen Sommeraufenthalt zu verbinden, wozu ihr die pommerschen Güter, welche ihr im Vergleich mit ihrem viel angebauteren Vaterlande Anhalt, bei einem Besuche in den ersten Jahren ihrer Ehe sehr mißfallen hatten, wenig geeignet schienen. So wurden diese Güter 1796 sämtlich verkauft.

Es konnte nicht fehlen, daß mit diesem Verkauf und mit der neuen dienstlichen Stellung unseres Vaters, die — bei einem für die damaligen Zeiten bedeutenden Gehalt von 5000 Thlr. in Gold — ihm vielseitige und weitläufige Beziehungen brachte, sich vieles veränderte, so daß das zweite Jahrzehnt der Ehe unserer Eltern einen anderen Charakter erhielt als das erste. In Ermangelung eines Landbesitzes bewohnten die Eltern alljährlich eine Sommerwohnung in Charlottenburg, die mit den entbehrlichen Berliner Möbeln eingerichtet wurde. Ludwig war immer sehr unglücklich über die Trennung von seinen fast leidenschaftlich geliebten Schulfreunden in Berlin, ohne die einem Knaben natürliche Freude am Landleben zu empfinden. Er traf jedoch im Schloßgarten zu Charlottenburg manchmal mit den etwa gleichaltrigen Kindern des Königs Friedrich Wilhelms III. zusammen.

Charakteristisch für die Zeit Friedrich Wilhelms II. ist, was von Leopold aus der Charlottenburger Zeit erzählt wurde. Er geht, sechsjährig, mit dem alten Kutscher Treptow im Lichtenauschen Garten spazieren und sieht auf dem Balkon des Hauses viele Damen stehen: „Sind das alles des Königs Maitressen?" fragt er ganz laut den Kutscher; dieser heißt ihn ängstlich schweigen und klagt zu Hause: „Ne mit det Kind geh ik nich widder, da kann man unglücklich durch werden."

Zu der Zeit wohnte der Vetter Friedrich von Raumer, der nachmalige Professor der Geschichte, als er das Joachimsthalsche Gymnasium besuchte, mit in unserm Hause. Er war sehr fleißig, machte dadurch später auf Wilhelm einen großen Eindruck und war überhaupt bis in die Franzosenzeit eine wissenschaftliche Autorität in der Familie. — Von 1798—1801 hielt sich auch Adelheid von Gerlach, Tochter unseres Parsower Onkels, die nachmalige Frau von Bassewitz, bei uns auf.

1799 kam Wilhelm, 1800 Leopold auf das Joachimsthalsche Gymnasium, nachdem sie bis dahin die Splittgerbersche Schule besucht hatten. Wenn der Vater zur Session in die Kammer bei schlechtem Wetter fuhr, nahm er den kleinen Schüler mit bis zum nordöstlichen Schloßhofe vor dem beide Höfe trennenden Mittelgebäude, dem Lokal der Kammer, von dort war es dann nicht weit zur Schule.

Wilhelm war fleißig und artig — Leopold leichtsinnig und faul, d. h. sein Bruder Ludwig, dem er sehr imponierte, fand, daß sein Leichtsinn und seine Faulheit mit Genialität und geistiger Kühnheit zusammenhingen, eine Mischung, die dem Vater mißfiel.

1803 kam Leopold auf die Académie militaire, die damals als die vornehmste Erziehungsanstalt galt. Der Unterricht war meist französisch, die Erziehung und der Ton frivol; gelernt wurde wenig, obschon sich das seit 1804 durch die jungen Offiziere, die nachmaligen Generale von Bork, von Luck und von Rudolphi, die als Gouverneure dorthin gesetzt wurden, besserte. Auch hier war Leopold nicht gerade fleißig, aber doch wißbegierig, so daß ihn sein Lehrer Ancillon, der nachmalige Minister, sehr liebte und ihm auch diese Liebe bis an seinen Tod (1837) erhalten hat. —

Ludwig kam in den Jahren von 1803—1806 aus der Splittgerberschen in die Mehringsche Schule, deren als Fortschritt sehr bemerkbare Eigentümlichkeit darin bestand, daß die Schüler ihre Arbeiten, die sonst zu Hause gemacht wurden, abends in der Schule machten. Später, 1806, besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium. Die Schule und sehr innige Knabenfreundschaften nahmen ihn voll hin, das Lernen lag ihm sehr am Herzen, aber sein Geistesleben erwachte erst viel später. Seine Knabenzeit war viel getrübt, sein Temperament neigte zur Schwermut und wurde noch trüber durch den Fall des Vaterlandes und den Tod der Schwester 1806 und 1807, was er beides tief empfand.

Die drei ältesten Geschwister führten ein geistig sehr regsames Jugendleben, in dem Sophie der anregende Mittelpunkt war. Sie war sehr begabt, besonders sehr musikalisch, hatte eine schöne Stimme und viel gelernt. Schon als Kind hatte sie die Spiele mit vielem Sinn dirigiert, so daß ihre Brüder an ihrem Munde hingen und ihr blind folgten.

Aber auch Leopold trug durch seine Talente zur Unterhaltung der Jugend bei. Er dichtete für ein in einer Tür aufgestelltes kleines Theater, — Tante Marie malte die Dekorationen, z. B. eine Scene aus Ossian mit einem transparenten Monde — Dramen, z. B. die Geschichte von König Alfred, der auf der Jagd sich verirrt, in eine Köhlerhütte kommt und da den Eierkuchen anbrennen läßt. Und Wilhelm gab in seinem Jünglingskreise ein von ihm sauber geschriebenes Journal „Monatsfrüchte" heraus. Dies alles etwa 1802—1804.

1803 erst 16 Jahre alt, verlobte sich Sophie mit dem Leutnant und Inspektionsadjutanten von Grolman. Am 30. Oktober 1804 war die Hochzeit. Es war die erste Trauung, der Ludwig beiwohnte. Sophiens Beichtvater, der Hofprediger und nachmalige Bischof Sack, traute das junge Paar und sprach in der Traurede viel von Unglück, was ihr begegnen könnte. Schon vor ihrer Verheiratung war Sophiens sonst treffliche Gesundheit durch stets wiederkehrende Wechselfieber untergraben. Ihre Liebes- und Ehegeschichte ist in ihrem Tagebuche, welches in den Besitz ihrer Tochter, der Gräfin Stosch gelangte, und in der Korrespondenz ihrer Mutter mit ihrer Schwester Marie sehr anziehend erzählt.

Die Grolmansche Familie stammte aus Bochum in Westfalen und war lange in Dortmund einheimisch. Der Gemahl von Sophie war ein Mann, der imposante militärische Heldenhaftigkeit — das Wort ist nicht zu stark — mit kindlich-einfacher nobler Selbstlosigkeit verband. In seiner Art war er ein sehr ausgezeichneter Mann, streng sittlich, rechtschaffen, treu, liebenswürdig, bescheiden, ein Soldat im besten Sinne des Wortes — viel mehr nach Ludwigs Ansicht als der vielberühmtere Gneisenau. Grolman war aber so in der rationalistischen und liberalen Zeitrichtung befangen, daß er kaum an eine Fortdauer nach dem Tode glaubte. Sophie war von dem Hofprediger Sack ebenso wie ihre beiden älteren Brüder eingesegnet worden. Dieser hatte eine seichte, pantheistische Richtung, war ein gemäßigter Rationalist von ehrwürdiger Haltung; er hatte ihr nicht viel geben

können. Sie hatte Verlangen nach dem Glauben und ließ sich noch auf ihrem Totenbette die Bergpredigt und mehreres aus der heiligen Schrift vorlesen. Die Kirche war aber damals im täglichen Leben so beseitigt, daß sie die große Differenz zwischen sich und ihrem Manne zwar erkannte, an seinem Unglauben aber so wenig wie ihre Eltern Anstoß nahm. Die aus diesem Unglauben folgenden politischen Irrlehren kamen zu dieser Zeit, bis 1806, noch gar nicht in Betracht. Daß sie einst auch bei uns Anwendung finden würden, fiel niemandem ein.

Ludwig und Otto wurden von dem ebenfalls reformierten Prediger Pauli an der Werderschen Kirche konfirmiert.

Der Unterricht hinterließ aber gar keinen Eindruck. Die eigentümliche, verstandesmäßige Richtung der reformierten Kirche mochte auch wohl zu der Trockenheit des Unterrichts mitgewirkt haben, obschon der Vater kein spezifisch Reformierter war. Er sprach es öfter aus, daß die Unterschiede zwischen Reformierten und Lutheranern unwesentlich wären und daß sie ihn nie bestimmt haben würden, die reformierte Kirche zu verlassen. Der Vater nahm die Söhne oft mit in den Gottesdienst, meist in die Domkirche, in der damals die Hofprediger Stosch und Conrad predigten. Auf Ludwig machten sie den Eindruck der Öde und Kälte, der Dom war menschenleer. Aber Schleiermacher zog ihn an. Eine Predigt, die der damals zwölfjährige Knabe gleich nach dem Tode seiner Schwester Sophie von ihm in der Parochialkirche hörte, machte ihm tiefen Eindruck; er schrieb sie nach. Er und seine Brüder hatten Sinn für die Schönheit des Christentums vom ästhetisch-romantischen Standpunkt aus, im Gegensatz zum Philistertum und Rationalismus. Und darin war, so sehr es an der Hauptsache fehlte, ein Gnadenzug des HErrn, ein Funke von Wahrheit. „Das Evangelium Johannis, so schön, so poetisch wie Shakespeare!" hätte Ludwig begeistert ausrufen können. Die Sünde ist Schmutz, Rohheit! — Aber verdammlich, das wußte er noch nicht. — Aber die Wahrheit, die ewige Wahrheit ist ringförmig. So war auch in diesem anfangenden Sinn für die Schönheiten des Christentums ein Anfang von Glaube — aber ein wie schwacher Anfang. Das Erwachen der Jugend aus dem geistigen Schlaf durch die romantische Schule, die Bewunderung Schlegels, Tiecks und Schleiermachers teilte der Vater nicht, er hielt sie fast für wahnsinnig. Bei Wilhelm und Leopold trug aber doch die Romantik und was damit zusammenhing den Sieg davon, sogar der elfjährige Ludwig machte diese Kämpfe schon mit durch.

Die auf diesem Wege gewonnene Teilnahme für das Mittelalter, die aus dieser Teilnahme hervorgehende Erkenntnis desselben und die dadurch bewirkte Anerkennung der alten Kirche und kirchlichen Kunst hatte indessen bei ihnen, wie bei den meisten der damaligen Zeit, keine unmittelbare Einwirkung auf das Leben. Man erkannte das Christentum historisch an, glaubte aber nicht, daß der Heiland in die Welt gekommen sei, um als ein Licht in unsere Finsternis zu leuchten, uns von unsern Sünden zu erlösen und uns selig zu machen. Wilhelm machte aber hiervon doch in mancher Hinsicht eine Ausnahme; so besuchte er schon 1814 ganz im stillen nachmittags die kleine Spittelkirche, wo der alte Hermes predigte. — Er war, obwohl nur wenig älter, als seine Brüder, doch aus einem anderen Zeitalter. Das Traditionelle herrschte bei ihm vor und so hatte sich auch eine gewisse Orthodoxie bei ihm erhalten. Er folgte dem Vater auch mehr auf seinem Entwicklungswege als die anderen. Der mechanische Rationalismus war ihm zuwider. Er selbst nannte das Traditionelle in ihm Takt, und sagte oft: „Ihr habt mehr Verstand, ich habe aber mehr Takt." — Er hatte im Umgange eine — ich möchte sagen — liebenswürdige Andacht; was man ihm sagte, kam nach einiger Zeit gründlich durchdacht und durchlebt wieder zum Vorschein. Er scheute nie, wie Leopold manchmal, „die saure Arbeit des Denkens." Aber die Resultate des Denkens genügten ihm nicht, wenn sie nicht auch durchfühlt waren. Sein Denken war schwerfällig, gründlich, nicht genial.

Leopold stand ihm dem Alter nach am nächsten; so oft er sich auch über Leopolds Leichtsinn ärgerte, so hatte er doch eine große Liebe und ein großes Vertrauen zu ihm. Später sagte er ihm oft: „Du könntest ein Genie sein, Du könntest die Welt regieren, wenn Du nicht so faul wärest!" Bei Leopold war aber eben diese Faulheit die Genialität, wenn auch eine falsche. Er legte gern — wie einmal ein Freund sagte — „die angebissenen Butterbrode wieder auf den Teller", d. h. er liebte es nicht, einen Gedanken ganz zu Ende zu denken, während er Ludwig schuld gab, dieser hetze die Gedanken zu Tode. — Doch das gehört erst in eine spätere Zeit, damals war Ludwig erst 11 Jahre und Otto 5 Jahre alt und so konnten sie nach dieser Seite nicht in Betracht kommen. Ludwig war ein sehr zart besaitetes Kind. Er bewunderte seinen Bruder Leopold grenzenlos und ordnete sich ihm unter als dem begabteren. Leopolds Übergewicht, welches ihn aber nie zur Eifersucht reizte, erdrückte ihn so, daß er sich als Knabe

oft schwach, einsam und unglücklich fühlte. Ein Tadel oder ein Mißfallen konnte Ludwig tief melancholisch machen. So erzählt er: „Als wir 1806 das erste Mal nach Rohrbeck reisten, sagte Sophie im Wagen (ich erinnere mir noch den Ort zwischen Freienwalde und Grünberg), man sage, sie gleiche mir; das höre sie nicht gern, denn in meinen guten Eigenschaften, Lernfleiß und dergleichen, gliche sie mir nicht und in meinen schlimmen wolle sie mir nicht gleichen. So etwas sank mir ins Herz und machte mich, ohne mich zu reizen, unglücklich. Ich merkte, daß man mich mit Recht für sehr unliebenswürdig hielt und das lastete auf mir, bis ich später lernte, daß man an sich selbst Mißfallen haben soll."

Wilhelm bezog schon Ostern 1805 die Universität Halle. Bei seinem trotz seines oft rauhen Wesens weichen, oft sentimentalen Gemüt fand er sich dort sehr unglücklich durch die Trennung von den Seinigen. Er war viel in Dessau und kam in viele Beziehungen zur dortigen Damenwelt und zum Hofe, an welchen er gepudert gehen mußte. Er sah sehr gut aus, so daß später die Prinzeß Elise Radziwil von ihm sagte: „So muß der König Salomo ausgesehen haben." In dieser Zeit begannen die unmittelbar in das Familienleben eingreifenden Kriegsunruhen. Im Sommer 1805 wurde die Armee mobil gemacht, erst gegen Rußland, dann nach Verletzung des Fränkisch-Preußischen Territoriums gegen Frankreich. Die Mutter war mit den Söhnen, auch mit Sophie als junger Frau, nach Dessau gereist, wohin Wilhelm auch kam. — Diese Reisen nach Dessau, jedesmal auf 3 bis 4 Wochen, waren Lichtpunkte im Leben der Kinder, Dessau im Glanz der schönen Sommerzeit ein Eldorado. Das knapp bürgerliche Haus des Onkels Fritz und das die Jugend viel mehr anziehende des Grafen Waldersee mit seinen liebenswürdigen Töchtern bildeten fast einen feindlichen Kontrast. Wir waren entschieden Walderseeisch, sagt Ludwig. Der alte Graf steckte in Schulden, unser Onkel war Glied einer fürstlichen Kommission zur Regulierung dieser Schulden. Schulden machen war uns nicht so antipathisch als philisterhaftes Schulden bezahlen.

In einem Briefe vom 23. November 1805, also nach der Dessauer Reise, schreibt der damals 16jährige Student Wilhelm an Leopold: „Du aber, der Du das Glück hast noch wenigstens und noch viel länger als ich den Umgang mit unseren Eltern, mit Sophie und Ludwig, ja selbst mit Otto zu genießen, benutze dies Glück ja. Renne nicht aus, um Dich zu belustigen, sondern unterhalte Dich mit

Papa'n, sein Beispiel anschauend, denn nie, gewiß nie lernen wir wieder einen so vortrefflichen, in jeder Hinsicht moralisch ausgebildeten Menschen kennen. Vergleiche doch nur die andern Menschen mit ihm, ihr Treiben, ihre Frivolität, ihr sich Erheben über andere, ihre elenden Absichten, ihre Unruhe, Peinlichkeit und Nichtswürdigkeiten, wie sie so wenig auf ihre Ausbildung gedacht haben, wie sie sich garnicht mäßigen können, der eine nicht im Zorn, der andere nicht in der Sinnlichkeit, der dritte nicht in anderen Schändlichkeiten, und wie sie sich doch für Tugendheroen halten, wenn sie ihre Geschäfte in Ordnung abmachen und keinen Menschen betrügen, obgleich sie alles auf das Geld reduzieren; — alle, einer mehr, der andere weniger, — höre sie, wenn sie reden, ob nicht immer über kurz oder lang vom Gelde die Rede kommt, wie sie damit knickern und glauben, sie seien weise und sparsam. Vergleiche alle Menschen und alle diese Züge mit ihm und seinem Charakter, seiner edlen unerschütterlichen Ruhe, seinen hohen Zwecken, seinem religiösen Sinn, seiner vollendeten Moralität, seiner kindlichen Denkungsart, — mitten unter Niederträchtigen, — seine Erhabenheit über alles Gemeine und zu Verachtende, bemerke wie er ganz in uns lebt und webt, kurz, siehe ihn, höre ihn, sprich ihn, wo und wann Du kannst; laß Dich durch keine Lumpereien von Mama abziehen, und liebe sie wie sie uns liebt, zeige ihr das, wo Du kannst, thätig, und Du kannst es ja immer. Benutze diese glücklichen Vorzüge ja — —. Ach wenn ich nur ewig wieder mit Dir zusammen leben könnte, denn einer zweiten Reihe von Jahren wie die jetzigen würde ich unterliegen."

Als der Krieg im Herbst 1805 auszubrechen drohte, war meine Mutter in Kummer und Sorgen wegen Sophien, obgleich die Jugend und vorzugsweise Grolman und Leopold den Krieg gegen Frankreich herbeiwünschten; denn damals sah alles in unserem Hause in Bonaparte und Frankreich das böse Prinzip in Europa und den Feind der Freiheit und des Landes. Man sehnte sich, endlich von der steten Angst und Gefahr der Unterjochung befreit zu werden. Als daher durch die Unterhandlungen des Grafen Haugwitz unmittelbar nach der Schlacht von Austerlitz sich die Aussicht auf den Krieg verlor, war niemand in unsrer Familie in der Stimmung, sich zu freuen, selbst die Mutter und Sophie nicht, die doch gewiß mit Recht in Bezug auf sich den Krieg als ein furchtbares Unglück ansahen. — Jedes andere Gefühl mußte einem soliden Widerwillen gegen die Franzosen weichen und der Erkenntnis der Gefahren, die für unser

Land aus ihren Gewaltstreichen hervorgingen. — Der Vater erkannte zwar an, daß Bonaparte durch seinen Sieg über die Jakobiner am 18. Brumaire 1799 die Revolution überwunden, er sagte damals oft, daß das große politische Übergewicht Frankreichs zwar ein Übel sei, aber kein so gefährliches, als die Herrschaft der revolutionären Ideen; aber auch bei ihm stieg das Mißtrauen und der Haß gegen Frankreich immer mehr, seitdem Bonaparte geradezu als Eroberer auftrat und seine Macht immer mehr ausdehnte.

Solche Ansichten herrschten auch unter den Schülern der Académie militaire, die Leopold damals noch besuchte. Einige der Offiziere schwankten zwar noch, ob Bonaparte oder Rüchel, der damals auf der Potsdamer Parade Furcht und Schrecken verbreitete, der größere Feldherr wäre, aber gleichzeitig regte sich ein freierer Geist. Kritische Bücher wie „Berenhorsts Betrachtungen über die Kriegskunst" und die hypergenialen, militärischen Schriften Bülows, eines Bruders des Generals, — den eben dieser Schriftsteller für den klügsten unter den preußischen Generalen, aber den dümmsten unter den Bülows erklärte —, hatten sich einen solchen Einfluß verschafft, daß die seit Friedrich II. so fest begründete Meinung von der ausschließlichen Vortrefflichkeit der preußischen Armee zu schwanken begann, wenn auch der General Rüchel, als er die Académie militaire, die unter seiner Aufsicht stand, besuchte, noch mit altpreußischem Dünkel sagte: „Der Herr von Bonaparte wird uns nichts zu raten aufgeben" und „daß man adligen Infanterieoffizieren nicht zumuten könne, zu Fuß in den Krieg zu gehen."

Am 27. Juni 1805 kaufte der Kammerpräsident von Gerlach von dem Hauptmann von der Osten Rohrbeck, welches noch im Besitz der Familie ist. Dieses im Kreise Königsberg in der Neumark hart an der Grenze von Pommern belegene Rittergut, an dem so viele Erinnerungen hängen, wird von allen Familiengliedern fast zu sehr geliebt und wie ein Stück Heimat betrachtet. Nach dem Tode des Vaters besaßen es die vier Brüder gemeinschaftlich mit ihrer Schwestertochter, der Gräfin Stosch. Diese wurde abgefunden und ebenso später die Töchter der Brüder und der jüngste Bruder Otto, als er in den Kirchendienst trat.*)

---

*) Ottos Anteil wurde von Leopold erworben, so daß dieser nun die eine Hälfte und Wilhelms Kinder — und zwar, nach Abfindung der Töchter durch die zwei Söhne Friedrich und Jakob, diese beiden — mit Ludwig die andere Hälfte besaßen. Nachdem Ludwig seinen Anteil diesen zwei Söhnen

Am 19. Juli 1806 ging die Mutter mit **Sophie**, **Ludwig** und **Otto** zum erstenmal nach Rohrbeck. Am 26. Juli traf der Vater mit **Leopold** dort ein. Er hatte die Uckermärkischen Ämter Gramzow, Löcknitz und Brüssow bereist und die eben fertig gewordene Brücke bei Schwedt besichtigt, die wenige Wochen nachher wegen des verfolgenden Feindes wieder zerstört wurde. Am 1. August kam auch **Grolman** dorthin, der aber schon am 5. nach Berlin zurückkehren mußte. Schon am 11. August kamen die ersten kriegerischen Nachrichten aus Berlin, die wir bei einem Besuch in der Nachbarschaft, bei dem Hauptmann **von Tresckow** erfuhren, dessen Brüder Befehl erhalten hatten, zum Regiment Möllendorf in Berlin zurückzukehren. — Dies, ferner die heldenmütige Verteidigung von Gaëta, die Stiftung des Rheinbundes und das Ende des Deutschen Reiches waren die damaligen Tagesbegebenheiten und Gespräche.

Am 13. August kam der Onkel aus Parsow mit seinem Sohn aus Berlin auf seiner Rückreise nach Pommern an. Er bestätigte die Nachricht vom Kriege, so daß sich **Sophie** entschloß, schon am 14. August mit den Fuhrmannspferden, die den Onkel nach Rohrbeck gebracht hatten, nach Berlin zurückzukehren. **Leopold** begleitete sie mit dem Jäger. Am 24. reisten die Eltern mit **Ludwig** und **Otto** ab und schon am 27. wurde **Sophiens** erste und einzige Tochter geboren. Ihre Mutter war erst an demselben Tage in Berlin angekommen. Sie hatte die Tage vom 14. bis 27. in der tötlichsten Angst zugebracht.

So war der Anfang in Rohrbeck nichts als Sorge und Not.

Das junge Paar **Grolman** wohnte in der Klosterstraße. Sie zogen nach der Hochzeit hin, weil **Grolmann** Inspektions-Adjutant und die Dienstwohnung seines Chefs, des Feldmarschalls **Möllendorf**, dort in der Nähe war. Die Tage vor dem Abschied von **Grolman** und **Leopold**, welche beide zur Armee gingen, waren herzzerreißend. **Leopolds** Fähndrichsequipage für den Feldzug wurde bei den jungen **Grolmans** unter vielen Schmerzen besprochen. Am 23. September rückte **Grolman** aus. „Der Abschied", schreibt die Mutter, „war

---

**Wilhelms**, und **Leopold** seinen Anteil seinem Sohne **Berndt** abgetreten beziehungsweise vererbt hatte, besaßen **Wilhelms** Söhne **Friedrich** und **Jakob** je 1/4 und **Leopolds** Sohn **Berndt** 1/2 von Rohrbeck. Nach **Berndts** Tode (1. Dezember 1889) erwarb dessen Anteil **Friedrich**. Dieser war daher nunmehr zu 3/4 und sein Bruder **Jakob** zu 1/4 Eigentümer von Rohrbeck.

erschrecklich. Sophie rief immer: „wir sehen uns gewiß nicht wieder." Er riß sich endlich mit Gewalt los und stürzte die Treppe hinunter. Sophie hatte Recht, sie sah ihren Mann nicht wieder, denn sie starb nach langer abzehrender Krankheit am 3. Juli 1807, kurz nachdem sie die Nachricht von dem Abschluß des unglücklichen Tilsiter Friedens — wohl als bevorstehend, da er erst am 9. Juli abgeschlossen wurde — erhalten hatte.

Kurz vor ihrem Tode erhielt Sophie einen Brief von ihrem Mann, in dem er schrieb, daß er sein Vaterland nicht wiedersehen, sondern mit ihr nach Amerika gehen wolle. Grolman war nach der Schlacht bei Auerstädt glücklich nach Preußen gelangt und hatte den Feldzug von 1807 mitgemacht. Besonders bei Heilsberg und Soldau hatte er sich hervorgetan und den Ruf erworben, einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Armee zu sein.

Der 3. Juli 1807, Sophiens Todestag, war ein schöner Sommertag. Ludwig erzählt davon: „Wir waren auf dem Perron unter der großen Rüster auf unserem Hofe und erwarteten ihren Tod in wenigen Stunden. Die Franzosen feierten ein Te Deum für den Sieg von Friedland in der nahen katholischen Kirche. Wir hörten das Läuten. Der Tod erfolgte in der Nacht. Den andern Morgen kam unser Vater, weckte uns und sagte uns, daß sie tot sei. Mir ist dies heute (1864) so lebendig, als wäre es gestern geschehen.

Meine Mutter konnte sich nie über diesen schweren Verlust trösten und selbst das 11 Monate alte Kind, das Sophie hinterließ, konnte ihren Schmerz nicht beschwichtigen, wie das in ihren Briefen an ihre Schwester zu lesen ist. Ich sehe noch wie das kleine Wieschen. (Gräfin Stosch) mit schwarzen Bändchen durch die weißen Ärmel als einjähriges Kind herumgetragen wurde.

Einige Tage nach Sophiens Tode, sie war schon begraben, kam noch ein Brief von Grolman an sie, als wir im Garten frühstückten. Dies stimmte mich auch wieder sehr schwermütig, ich hatte keine Knabenfrische, solche Eindrücke zu überwinden."

---

Drittes Kapitel.

# Sieben Jahre der Not.

## 1806—1813.

Das Land war schon im Oktober 1806 vom Feinde besetzt, und wenn auch Rohrbeck wegen seiner Abgelegenheit nichts außerordentliches vom Feinde litt, so brachen doch die Kriegskalamitäten von allen Seiten herein. Mit dem unglücklichen Ausgange des Krieges hörten die Ruhe und das Glück im elterlichen Hause auf und sieben Jahre der Not und der Trauer begannen. Mitten in die Last der Einquartierung und der schwierigen Geschäfte des Vaters fiel, wie schon erzählt, der Tod Sophiens, an dem besonders die Mutter so unsäglich schwer trug. Der Vater hingegen wurde vorzüglich in seinen Dienstverhältnissen hart betroffen. Einige Königliche Kassen waren geflüchtet, viele aber den Franzosen in die Hände gefallen, wie denn sofort bei dem Einmarsch Gewalttätigkeiten aller Art begangen wurden.

Von Küstrin aus hatte der König teils durch den Minister von Voß, teils durch den Minister von Angern, den er nach Berlin geschickt hatte, um mit den Franzosen zu verhandeln und den Unterhalt Napoleons durch das Königliche Hofmarschallamt einzurichten, ausdrücklich befohlen, daß die kurmärkische Kammer in Tätigkeit bleiben sollte. Der Departementsminister von Voß hatte alle Behörden an die Kammer gewiesen und erklärt, er würde sich aller Anordnungen enthalten, um die Kammer nicht den Franzosen gegenüber zu kompromittieren. So war die kurmärkische Kammer, deren Präsident der Vater war, die oberste Verwaltungsbehörde der Provinz geworden, die das Land gegen die Franzosen vertreten sollte und an die alle Forderungen der eingerückten feindlichen Truppen gerichtet wurden. Diese

Forderungen gingen bald über alles Maß hinaus, indem man außer den laufenden Bedürfnissen, wie Einquartierung, Vorspann u. s. w. eine fast unerschwingliche Kontribution forderte. — Am 27. Oktober zog Bonaparte in Berlin ein. Er ernannte den General Clarke zum Gouverneur des eroberten Landes und dieser ordnete sofort an, daß die Behörden in ihrer Wirksamkeit bleiben sollten. Zu ihrer Kontrolle wurden ihnen aber französische Beamte zur Seite gestellt, um die Finanz- und Polizeiverwaltung zu beaufsichtigen. Berlin wurde von der Verwaltung der Kammer getrennt und einem eigenen Comité administratif übergeben. Schon am 27. Oktober wurden die in Berlin anwesenden Behörden, der Kammergerichtspräsident nachheriger Finanzminister von Kircheisen und auch der Kammerpräsident von Gerlach Bonaparten vorgestellt. Dieser verwunderte sich über die große Menge Beamten, die hier zu Lande den Titel „Minister" führten, und ließ sich von dem Präsidenten von Gerlach erklären, daß sie im Gegensatz zu andern Offizianten unmittelbar an den König berichteten.

Am 8. November forderte Clarke von den zurückgebliebenen preußischen Behörden einen Eid: „die ihnen verliehene Gewalt mit Loyalität zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe anzuwenden, die Maßregeln und Anordnungen, welche für den Dienst der französischen Armee vorgeschrieben würden, zu unterstützen und nicht mit dem Feinde zu korrespondieren." Dieser Eid erschien dem Präsidenten von Gerlach sehr bedenklich. Er befragte darüber diejenigen seiner Freunde, auf deren Urteil er etwas gab, namentlich den Präsidenten Grolman, den Vater seines Schwiegersohnes. Endlich entschlossen sich alle den Eid zu leisten, da seine Verweigerung leicht gegen den ausdrücklichen Willen des Königs eine allgemeine Auflösung der preußischen Verwaltung hätte herbeiführen können. Man bezog sich auf die Vorgänge in Preußen während des Siebenjährigen Krieges. Am Königlichen Hofe aber wurde diese Eidesleistung vielfältig getadelt. Am 22. November beschloß ein Teil der Minister den König zu veranlassen, jede künftige Eidesleistung der Art zu verbieten. Die Verwaltungsbehörden sollten ihre Provinzen verlassen und alles Königliche Eigentum mit sich nehmen. Es machten sich Ansichten geltend, welche gewiß in Zeiten der äußersten Not und Gefahr die richtigsten sein mögen, die aber selbst 1813 nicht einmal ganz durchgeführt werden konnten. Darum widersetzte sich auch eine andere Fraktion des Ministeriums diesen entschiedenen Maßregeln und zuletzt wurde festgesetzt, daß die Behörden in Tätigkeit bleiben

sollten. Zugleich erkannte man an, daß der in Berlin geleistete Eid mit den Pflichten gegen den König vereinbar sei. — Dem Präsidenten von Gerlach, der alle seine Empfindungen in sich verschloß, hat dieser Eid gewiß manche schwere Stunde gekostet. Als später nach geschlossenem Frieden die Franzosen sich gelegentlich auf diesen Eid bezogen, betonte er stets scharf, daß er jetzt nach beendetem Kriege keine Gültigkeit mehr habe, was aber bei dem völligen Unterliegen der preußischen Waffen schwer zur Geltung zu bringen war.

Schon am 27. Oktober hatte Gerlach bei General Berthier strenge Befehle an die Truppen ausgewirkt, wie er denn bei jeder Gelegenheit den französischen Ausschreitungen mutig entgegentrat. — Eine schreiende Veranlassung dazu war, als am 7. April 1807 der Kämmerer Schulz und der Kaufmann Kressa in Kyritz nach dem Spruch eines französischen Kriegsgerichtes füsiliert wurden.

Gerlach machte darüber sowohl dem General Clarke, als dem Intendanten Bignon die kräftigsten aber vergeblichen Vorstellungen. Sein Benehmen fand damals allgemeine Anerkennung und er erlangte eine große Popularität. Es gehörte allerdings mehr Mut dazu, den Franzosen, die damals auf dem Gipfel ihrer Macht standen, entgegen zu treten, als 1848 freche Reden gegen den König zu führen, ja selbst als dem Pöbel in den Märztagen entgegen zu treten; denn die französischen Machthaber beseitigten ohne Schwierigkeit einen Widerspruch durch Deportation nach Frankreich oder durch eine Kugel vor den Kopf, wovon viele Beispiele vorlagen.

Als die Franzosen im November 1806 die Domänen für die Kriegskontributionen verpfändet zu sehen verlangten, erklärte Gerlach, daß, da ein solches Verfahren verfassungswidrig wäre, er auch durch den geleisteten Eid, ebensowenig wie durch einen zeitigen Regenten genötigt werden könnte, dazu die Hand zu bieten.

Die Zustände vor den Schlachten von Jena und Auerstädt wurden von allen nachdenkenden Personen für unhaltbar und das Kriegsunglück für eine notwendige Folge dieser Zustände angesehen. Ludwig von Gerlach sagt hierüber im Jahre 1869: „Jene Zustände waren ebenso unhaltbar, wie 1848 die bis dahin vorhandenen Zustände und 1866 der deutsche Bund. Das Faillieren der Könige, Fürsten und Staatsmänner 1848 und so vieler Charaktere 1866 hat große Ähnlichkeit mit dem Übergeben der Festungen 1806 von seiten sonst braver Offiziere.

Es war eine politische Betäubung unbefestigter Charaktere, — keine ordinäre Feigheit."

In Preußen war damals in der Umgebung des Königs noch eine große Verwirrung. Am 20. November 1806 wurde Haugwitz entlassen und man dachte an ein Ministerium Stein-Hardenberg. Der König wollte aber jedenfalls daneben sein Kabinet festhalten und gleichzeitig arbeitete Zastrow auf ein Anschließen an Frankreich hin. So wurde Stein am 4. Januar 1807 verabschiedet. Endlich wurde am 15. April Hardenberg auf Wunsch des Kaisers von Rußland auswärtiger und bald darauf Premierminister. Schrötter und Voß erhielten den Abschied. Schön, Altenstein, Niebuhr und Staegemann wurden Hardenbergs Räte.

Vielleicht erscheint es hier am Platze ein Wort über den Minister von Voß zu sagen, dessen Politik zwar durchaus nicht mit den Gesinnungen des Kammerpräsidenten von Gerlach übereinstimmten, mit dessen Familie aber ein lebenslanges Freundschaftsverhältnis bestand. Er war lange sein Vorgesetzter, doch erschien es Gerlach als absolutistisch, wie er die Gemeinheitsteilungen und die Dienstablösungen durch Getreidepächte und Zinsen behandelte. Unter Friedrich Wilhelm II. stand er als Minister eine Zeitlang in größtem Ansehen, fiel dann aber in Ungnade und nahm 1795 den Abschied. Unter Friedrich Wilhelm III. wurde er wieder angestellt. Er galt unter dessen Regime für willkürlich und liberal. In vieler Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, war er ein aufgeklärter Bureaukrat mit höfisch-adligen Allüren, eine Art, die Gerlach in keiner Beziehung sympathisch war. Auch später hatte er noch Zwiste mit Voß, so daß dieser Minister und er sich stets anerkennende Gegner blieben. Vossens große Verdienste bei der Wiederbelebung unserer ständischen Verfassungen fallen in eine viel spätere Zeit, 1822 und 1823. Seine Gemahlin war eine geb. Gräfin Finckenstein. Sein zweiter Sohn Karl war 50 Jahre hindurch der treue Freund der Gebrüder Gerlach und wird in diesen Blättern noch sehr oft genannt werden.

Am Hofe Friedrich Wilhelms III. machten sich um die Zeit des Ministerwechsels 1806—1807 der Einfluß der Preußen Auerswald, Nicolovius und Dohna geltend, welche Anhänger von Adam Smith und seiner nach mechanischen Gesetzen ganz richtigen, aber, roh auf die Politik angewandt, revolutionären Staatswirtschaftslehre waren. Ludwig bemerkt dazu: „Freihandel — aber beschränkt durch Rechte

inklusive werdende Rechte, nicht durch bloße Interessen — ist mein System (1868)."

Weder Stein noch Hardenberg hatten die festen Grundsätze, diesen Einflüssen zu widerstehen, obschon beide von Natur Aristokraten und Stein ein streng rechtlicher, braver Mann war. Steins historische Bedeutung und sein glänzender, politischer Mittelpunkt ist sein unablässiger, tapfrer, uneigennütziger Kampf gegen Napoleon. Dem Liberalismus war er nicht gewachsen. Sein Leben lief zuletzt aus in lebendig erwachenden christlichen Glauben und damit verbundene konservative Gesinnung, in welcher seine heutigen liberalen Bewunderer eine Verdüsterung seines Geistes sehen.

Am 25. Juni wurde der Waffenstillstand und am 9. Juli der traurige Tilsiter Friede geschlossen, der dann auch Hardenbergs Entlassung zur Folge hatte. Nach dem Frieden regierte der König zunächst wieder mit seinem Kabinet, dem Generaladjutanten von Kleist und dem Geh. Kabinetsrat von Beyme. Für die Provinzen wurden General-Zivilkommissarien ernannt, für die Marken wurde es der Kammerpräsident von Gerlach. Über ein definitives Ministerium wurde mit Hardenberg und Stein verhandelt und letzterer am 5. Oktober 1807 Premier. Am 9. Oktober wurde das Edikt über erleichterten Besitz, freien Gebrauch des Grundeigentums und Aufhebung der Erbuntertänigkeit, am 19. November 1808 die neue Städteordnung publiziert; schon vorher waren die Zünfte aufgehoben worden. Der bekannte Brief an Wittgenstein machte endlich, nachdem Napoleon Stein geächtet, dessen Entlassung am 24. November 1808 notwendig.

Am 2. Dezember 1808 räumten die Franzosen Berlin. Im Sommer 1808 hatten sie ein großes Lager zwischen Charlottenburg und Potsdam, welches die Berliner gleichsam als partie de plaisir besuchten. Davoust übergab die Schlüssel der Stadt dem Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrichs II., und machte sich vorher noch die Freude, der kurmärkischen Kammer und namentlich dem Präsidenten von Gerlach die kränkendsten Dinge zu sagen. In dem Buch des Oberpräsidenten von Bassewitz „Die Kurmark Brandenburg II. T. S. 281", das sehr interessantes Material über diese Zeit enthält und dem vieles des Vorhergesagten entnommen ist, findet sich hierüber folgendes: „Im Begriff hierauf die versammelten Deputierten zu entlassen, näherte sich der Kammerpräsident von Gerlach dem Davoust und erklärte ihm, der General Clarke und der Marschall Victor

Leopold hatte den unglücklichen Feldzug im Oktober 1806 mitgemacht. Am 9. Oktober traf er in Erfurt ein. Am 10. marschierte er mit seinem Regiment (Arnim) aus. Bei dem Dorfe Linderbach, in der Nähe von Erfurt, kamen sie an dem Wagen der Königin Luise vorbei, die Leopold bei dieser Gelegenheit zum letzten mal sah. Bei den Truppen ging das Gerede, die weiße Frau habe damals, den Tod des Prinzen Ludwig ankündigend, im Graben gesessen. Das Regiment gehörte zur Division Arnim, Brigade Zerge, in der Kalkreuthschen Reserve und bezog am 11. das Lager von Ober-Weimar. Am 14. Oktober marschierten sie von dort aus zur Schlacht von Auerstädt.

Leopolds Bataillonschef war der Major von Schütz, sein Hauptmann ein Herr von Gualtieri, ein kluger gebildeter Mann, der von Anfang an die Lage richtig beurteilte und daher sehr schwarz sah. — Sie kamen nur in ein schwaches Granaten-Feuer, auch noch bei dem Rückzug durch das Dorf Auerstädt. Dort kam der König an sie heran und sagte zu dem Kommandeur, einem alten Major von Kloeden: „ein unglücklicher Tag"; dieser antwortete: „wenn wir uns hier halten, kann es einer der glänzendsten werden". Nach einem sehr aufgelösten Nachtmarsch kam der Rest des Bataillons auf den Petersberg nach Erfurt, wo er schon am 15. durch die Kapitulation gefangen wurde. — Die gefangenen Offiziere mußten einen Revers unterzeichnen und wurden über Halle und Magdeburg nach Berlin gesandt. So kam Leopold schon Ende Oktober wieder in Berlin an und begegnete bei seiner Ankunft seiner Mutter mit Sophie auf der Straße. Den Winter über trieben er und Ludwig eifrig Griechisch, sie lasen schon morgens bei Licht den Homer zusammen. Auch Wilhelm, der nach der durch Bonaparte Ende Oktober erfolgten Auflösung der Universität Halle seine Studien unterbrechen mußte, kam nach Berlin und nahm an den Arbeiten seiner Brüder teil. Ungeachtet der schweren Opfer, die der Krieg von ihrem Vater forderte, wurde nichts an der Erziehung der Söhne versäumt. Von Ostern 1807 an setzte Wilhelm seine Studien in Göttingen fort, wo er zur Zeit des Todes seiner Schwester Sophie war.

Leopold hatte am 10. Februar 1808 den Abschied gefordert, um ebenfalls zu studieren. Er wurde ihm aber in einer sehr gnädigen Kabinetsordre abgeschlagen und dagegen baldige Anstellung versprochen, weil der König glaubte, „daß er sich zu einem besonders brauchbaren Offizier ausbilden würde." — Auf eine zweite Bitte, (eine Erneuerung

Leopold

Bayreuth machten. Er schreibt darüber: „In München suchte ich Schubert und Tieck auf, Letzterer imponierte mir sehr. Wilhelm wollte diese Besuche nicht mitmachen. Ich sprach viel mit Tieck über Kunst, Gemälde u. s. w., dann gingen wir nach Bayreuth, wo wir Jean Paul oft sahen, den Wilhelm und Meier sehr verehrten und den auch ich zu verehren mir viel Mühe gab. Meier kam von Dresden dort hin, so daß wir in Geistreichigkeit und Poesie schwelgten. Ich reiste eher als Wilhelm ab und nach Heidelberg zurück. Wilhelm war mir doch auf der Universität sehr nützlich gewesen, sein Ernst, sein Fleiß, seine Scheu vor Übergriffen hatte durch Lehre und Beispiel auf mich gewirkt. Das letzte meiner Universitätsjahre von Ostern 1810 bis 1811 war daher anders als die früheren. Es kamen neue Elemente hinein. Sieveking, die Hauptperson, fehlte, dafür hatte er mir aber die Bekanntschaft von dem nachmaligen berühmten Professor A. Neander verschafft. Dieser Mann gehörte zu denen, die Gottes vorlaufende Gnade mir auf den Lebensweg geschickt hatte. Sieveking schrieb von ihm: „„Es ist ein Mensch von apostolischer Glut, dem Geschwätz der Zeit feind, wie der beschränkten Armseligkeit derjenigen, die hinter ihr zurückgeblieben sind, aber vertraut mit dem Geist und der Tiefe der Männer, die einzeln außer der Geschichte, über die Jahrhunderte hin sich die Hand zu reichen scheinen.""

Ich verdankte ihm ein in mir gewecktes christliches und kirchliches Interesse, Klarheit über die Notwendigkeit einer entschiedenen Opposition gegen den Rationalismus, welchen er damals mit mehr Entschiedenheit als später bis auf Schleiermacher ausdehnte. Wir nannten uns sofort Du auf sein Verlangen und lasen sehr viel kirchengeschichtliche Sachen zusammen. Es blieb aber mit mir bei der Verstandes-Erkenntnis, das Herz hatte nichts dabei und alles übrige nichtige weltliche Treiben vertrug sich damit. Ich machte die Bekanntschaft der Amalie von Imhoff, verehelichten von Helwig, und ihrer von mir sehr geliebten Schwester Luise, nachmaligen Frau von Klock, ferner der Helmine von Chezy, geb. von Klenke, Enkelin der Karschin. Hier wurden auch Gedichte gemacht. Der Damenumgang nahm eine Art von vornehmem Charakter an, die Redouten in Mannheim, wo die Großherzogin Stephanie glänzte, wurden von mir besucht. Wilhelm schreibt darüber nicht unrichtig: „„Deine Bekanntschaft mit den Damen scheint Dich sehr zu vergnügen, das ist nicht gut, denn forthelfen wird sie Dir gewiß nicht.""

Ich war im allgemeinen nicht grade faul, las viel, sprach darüber, aber führte doch gewissermaßen ein Lungerleben. Bei Daub, der theologische Interessen weckte, hörte ich Hegelsche Philosophie, bei Schelver Naturphilosophie und hatte auch Umgang mit beiden Professoren."

In dem elterlichen Hause hatte sich in dieser Zeit vieles verändert, Ludwig war damals ein fleißiger talentvoller Schüler. Er lernte die alten Sprachen so gründlich, daß Heimdorf, sein Lehrer, ihm zuredete, sich ganz der Philologie zu widmen. Wilhelm, der doch selbst viel gelernt hatte, sagte mit seiner großen Bescheidenheit, Ludwig wisse viel mehr Griechisch als er, und Leopold stellte sich vor, daß Ludwig, obwohl 4½ Jahre jünger, ihn auf dem Gymnasium überholt haben würde, wenn er dort geblieben wäre. Ludwig schreibt über diese Zeit:

„Es wird noch im Jahre 1809 gewesen sein, daß ich das Joachimsthalsche Gymnasium verließ und in die Prima des Grauen Klosters eintrat. Ich trieb Griechisch mit einem eben zur Universität abgehenden Mitschüler, dem Sohn einer armen Zimmermannswitwe in einem Stübchen neben deren Werkstatt in der Klosterstraße, dem nachher so berühmten Philologen Zumpt, dessen Leben, von seinem Neffen lateinisch verfaßt, seinen Umgang mit mir beschreibt.*) Auch trieb ich eifrig Mathematik. Michaelis 1810 wurde ich als der fünfte Student der neuen Universität Berlin immatrikuliert und hörte daselbst Savigny bis Michaelis 1811, wo ich nach Göttingen ging. In dieser Zeit, am 19. Juli 1810 starb die Königin Luise in Hohen-Zieritz. Ich sah den Leichenzug hinein in das Brandenburger Tor ziehen, auf welchem statt der in Paris befindlichen Viktoria eine kolossale schwarze Fahne wehte, unter den Klängen von gedämpften Blas-Instrumenten und Trommeln. Es war ein prächtiger Sommerabend. — Das einzige Mal, wo ich mit meinem Vater das Theater besuchte, war am 4. August 1810, als es nach dem Tode der Königin wieder eröffnet wurde; es wurde ein Trauerprolog und dann Goethes Iphigenia gegeben. Die Königin wurde mit Begeisterung als ein Opfer des Jammers behandelt, den Napoleon über das Vaterland gebracht hatte."

Wilhelm konnte sich in dieser Zeit mit seinem oft schroffen Wesen nicht mit dem verschlossenen aber empfindlichen Vater stellen,

*) Zumpt: De Car. Tim. Zumptii vita et studiis narratio (Berlin 1851).

worüber seine Mutter viel Klage führte. Sie schreibt darüber an Leopold: „Wilhelm ist nun seit Mai (1810) bei uns und seine Gegenwart freut uns alle, dennoch möchte ich, daß sein tiefes Gefühl sich mehr nach Außen offenbarte, — — weil es ihn etwas milder stimmen würde; er ist oft im Widersprechen, im Behaupten seiner Meinung zu barsch und zu hart, ein Fehler, der auf meinen Mann einen üblen Einfluß hat. — Bei der leisesten Berührung zieht er sich zurück. Er hat sich so sehr gefreut auf Wilhelm, er liebt ihn so zärtlich, daß es mich ärgert, wie dieses Benehmen Wilhelmen ihm oft entfernt."

Außerdem — schreibt Leopold — war Fritz Raumer, (der nachherige Geschichtsschreiber) viel bei uns, der bald ein intimer Rat von Hardenberg wurde. Raumers burschikose Art, über Reformen und Veränderungen zu reden, verletzte den Vater und langweilte Wilhelm. Letzterer schreibt über ihn einige Jahre später im Dezember 1815: „Was mich jetzt ganz besonders drückt, ist unsere politische Lage, unsere Regierung. Wir leben hier nach Savignys Ausdruck in der Zeit der Gesetzmacherei. Um diese in ihrer verächtlichen Gestalt so recht kennen zu lernen, muß man sehen, mit welcher Willkür und Leichtsinn diese Gesetze zustande gebracht werden. Ich habe die Gelegenheit dazu aus nächster Nähe. Raumer, Hardenbergs Kabinetsrat, hebt durch ein Gesetz die Zünfte, durch ein anderes die Klöster und Stifte, wieder durch eins die Domänen=Verwaltung auf. Die Sitte, Eigentümlichkeit, Sinn und Neigung des Volkes berücksichtigt kein Mensch, jedes Institut wird darauf angesehen, ob es reformiert werden kann, und wenn es sonst nicht geht, so streicht man die Paragraphen, welche auf die Gewohnheiten verweisen. So ist's mit der neuen Gesindeordnung geschehen, das Landrecht muß reformiert werden, ein Titel nach dem andern ist ja schon immer geändert worden; durch die neue Gesindeordnung ist wieder einer über den Haufen gestoßen worden. So recht wie die Kinder, die gern einreißen. Wahrhaftig, man kann sagen: die dümmste Sitte ist besser als das klügste Gesetz! In unseren neuen Verordnungen wirst Du den Zeitgeist oft zitiert finden, d. h. den französischen Geist. Vom Volksgeist ist nie die Rede, die Leute aus allen Ständen sind unzufrieden. Man hört wunderliche Reden über Hardenberg: „Er macht uns zu Franzosen, zu Westfalen, — er denkt sich so zu decken, wenn es schief geht." Raumers plumpe Willkür und seine Freude an dieser auf dem Posten, wo er

steht, und sein überdreistes Reden bekommt ihm gewiß noch schlecht. Wie muß das alles auf mich wirken beim Anfang meines politischen Lebens. Denke nur die Aussicht, die wir haben, durch Raumer das Landrecht reformiert zu sehen. Das Privatrecht sei leidlich, sagte er, das Andere müßte fort. —"

Den Vater verdrossen Raumers Reden ebenso wie Wilhelm, nur daß er von solchen Dingen nicht sprach. Dadurch wurde er dann überhaupt ärgerlich und wenig eingänglich. Wilhelm klagt, der Vater habe nicht genug Achtung vor seiner Meinung, jeder Widerspruch brächte ihn eigentlich auf und doch widerspräche er bei allem, der guten Tante giebt er Eigensinn schuld. „Ich bin", — schreibt Leopold — „manchmal über beide recht mißmutig gewesen, Ludwig wird das nicht, es ist auch keine Spur davon zu merken. Mir gefällt das mitunter nicht."

Ueber die damalige Lage ihres Vermögens schreibt die Mutter unterm 17. März 1810 an Leopold: „An Rohrbeck haben wir nur 34000 Thlr. Geht der Indult zu Ende und wird nur ein Kapital gekündigt, so werden wir wahrscheinlich nicht nur dies, sondern mehr verlieren. Mit dem Hause ist es ebenso. Häuser, die 30—40000 Thlr. werth waren, gelten jetzt 9—10000 Thlr. Es muß ein Wunder geschehen, wenn wir nicht alles verlieren. Meine Hoffnung ist, daß der Vater für seine Person sein Amt haben wird, und so wenig, wie ich bedarf, werde ich auch behalten, wenn ich so unglücklich sein sollte, ihn zu überleben. Von Rohrbeck haben wir seit dem 1. August bis jetzt 200 Thlr. eingenommen und von unsern hiesigen Einnahmen noch 2090 Thlr. zugeschossen. Du siehst, wie es mit uns steht und wie sehr wir uns einrichten müssen, um zu bestehen."

Am 20. April 1811 feierten die Eltern ihre silberne Hochzeit. Dieser Feier wurde „von den Mitgliedern des Berlinischen Magistrats-Collegiums" ein auf Seidenpapier gedrucktes Gedicht gewidmet, dessen Schlußvers lautet:

„Ihn [nemlich „der Liebe Feiertag"] feiern wir im reinsten Triebe,
Im Jubel, der die Freude ziert,
Den zweiten Bundestag der Liebe,
Mit Wünschen, die das Herz gebiehrt:
„„Wann einst die Silberblüthen fallen,
„„Verweht von neuer Jahre Flucht:
„„Dann strahle Euch in diesen Hallen
„„Des dritten Bundes gold'ne Frucht."

Im Herbst 1811 bezog Ludwig die Universität Göttingen, wo er von den alten Freunden seiner Brüder nur Thorbecke fand, mit dem er bald den lebendigsten Verkehr anknüpfte. Aber diese Freundschaft konnte nicht halten, da Thorbecke bald auf große Abwege geriet. Seine Poesie, mit der er die Brüder gewonnen hatte, entbehrte jeder festen Grundlage. Tieck und noch mehr Sieveking hatten dies schon früher Leopold gesagt. Sieveking war ebenfalls zugleich mit Ludwig in Göttingen, nachdem er sein Vermögen verloren hatte. Er stammte aus einem Hamburger Kaufmannshause, welches infolge der französischen Okkupation Hamburgs ehrenhaft fallierte. Er war ein sehr feingebildeter geistvoller junger Mann; mit Thorbecke hatte er sich nie stellen können. Er schrieb im Sommer 1812 aus Göttingen an Leopold: „Deinen Bruder sehe ich ungeachtet wir sehr nahe beieinander wohnen äußerst selten. Er kommt zuweilen, ehe er zu Thorbecke geht, ein Viertelstündchen zu mir. Ich bin ein parmal mit ihm spazieren gegangen, habe ihn besucht, auch bei Thorbecke, aber am Abend haben sie ihre Partie Whist, die mich nicht unterhält, einen Kreis von Menschen, in den ich nicht hineingehöre, eine Selbstgenügsamkeit, in die ich nur störend eintreten kann. Einmal las Thorbecke ein Stück vor, das mir wie ein Mühlrad im Kopfe umherlief, ohne irgend etwas zu mahlen. An ihrem Essen, Trinken und Reiten Theil zu nehmen bin ich zu beschäftigt und zu arm. So fügt sich die Sache jetzt wohl von selbst. Eure Familie hat nun einmal an dem Poeten einen Narren gefressen." — Sieveking behielt recht. Die Brüder Gerlach kamen später mit Thorbecke ganz auseinander.

Ludwig sagt von dieser Zeit: „Dieser Sommer 1812 ist in meinem Leben eine tiefe Ebbe, sittlich und geistig. Die Jurisprudenz, die ich studierte, interessierte mich wenig, — mehr: Ästhetik, englische Sprache, schöne Natur, Geselligkeit. Ich denke mit Schmerz daran, wie oberflächlich der kolossale Feldzug in Rußland mich berührte und wie viel mehr z. B. Don Quixote in der Ursprache. Von der Kirche war für mich in Göttingen und Heidelberg Michaelis 1811 bis Februar 1813 kaum die Rede; ich habe daselbst wohl nicht einmal die Kirche besucht. Von Oktober 1812 an studierte ich in Heidelberg, ähnlich, wenigstens nicht viel besser, wie in Göttingen. Mit Schröner, dem Sohn eines Geh. Obertribunalrats, schloß ich dort eine begeisterte Freundschaft und schwelgte in spanischer Sprache. Schröner wurde am 29. April 1813 in Merseburg in die Brust geschossen und starb

einige Wochen nachher daselbst an seiner Wunde. — Ich erinnere mir deutlich, wie ich mit anderen Studenten im Dezember 1812 abends in der „Reifelei", einem Weinkeller in Heidelberg, war und daselbst aus den Zeitungen bekannt wurde, daß Bonaparte auf dem Wege von seiner Armee in Rußland durch Frankfurt nach Paris gereist sei. Aber auch damals ließen solche Nachrichten uns kalt. Der nachmalige General Karl von Röder (siehe seine Aufzeichnungen über diese Zeit in Heidelberg, die nach seinem Tode für seine Kinder gedruckt wurden) fachte zuerst unsern Patriotismus an. Ich empfinde noch heute (1868) diese damalige Kälte als einen durch meine Sünde und Verkehrtheit veranlaßten Zustand mit Reue und Scham. Ich war allerdings erst 17 Jahre alt, aber nicht so unreif, daß mir diese Jugend zur Entschuldigung gereichen könnte."

Seine älteren Brüder hingegen waren begeistert für die Befreiung des Vaterlandes; sie haßten die Franzosen und Napoleon und fanden alle anderen Interessen der inneren Politik dem weit untergeordnet. Selbst die Hardenbergsche liberale Gesetzgebung erschien ihnen im Vergleich unwichtig. Als ihr Freund Sieveking sich bei der französischen Gesandtschaft attachieren ließ, waren Wilhelm, Leopold und Voß darüber sehr unwillig. Er war ihnen als politisch sehr gebildet und gemäßigt bis dahin eine Autorität gewesen, nun aber schrieb ihm Leopold: „ich will lieber mit alten ständischen Verhältnissen hoffnungslos spielen, als ernsthaft mit am Joche Bonapartes ziehen."

Wilhelm hatte im Herbst 1812 einen wichtigen Streit mit seinem alten Freunde, dem Maler Meier. Dieser hatte sich nach langem Umherirren ein philosophisches System von einer allgemeinen Harmonie in der Welt u. s. w. gebildet, das er Wilhelm im Juli 1812 in Dresden vortrug. Meier schrieb an Leopold darüber im September, daß vieles zwischen ihm und Wilhelm verändert sei: „Seinen Grundsätzen nach muß er mich verwerfen, wie er mich jetzt erkannt hat, weil ich den Glauben nicht habe, den er hat und ohne den für ihn nichts Wert hat. Ich habe nicht seinen Glauben, aber ich habe einen, der wenigstens dieselben Resultate hervorbringt, als der seinige, ich kann sagen ein Wissen, das mich beseligt, das mich mit der ganzen Welt in Harmonie setzt, das mir die ganze Welt in Harmonie zeigt u. s. w. — Ich fühle, daß ich selbst ein Guter bin, daß das Gute lebendig in mir ist, daß es wesentlich, d. h. ewig in mir ist. Dein Bruder sagte mir, er könne kein Vertrauen mehr in mich haben,

als er diese Entdeckung gemacht hätte — nie werde ich diesen schrecklichen Vormittag vergessen." Wilhelm schreibt an Leopold, der ihm Vorhaltungen über seine Härte gegen Meier gemacht hatte: „Der Pomadenduft in deinem Briefe widerte mich an und die vermittelnde Kritik erinnerte mich an Hugos Naturrecht und Ad. Müllers deutsche Litteratur. Mir ist es zu hoch, wie christlicher Glaube an Bibel und Offenbarung mit götzendienerischer Anbetung eines hölzernen selbstfabricirten Reflexionsfetisches in ihrem Ursprunge Eins sein können und wie ich dergleichen Gegensätze durch meine Stellung greller machen kann, als sie schon sind. Übrigens ist es falsch und unrecht von Meier, wenn er schreibt, ich verachte ihn, ich verachte nur seine Harmonie-Philosophie als todten Wortschwall u. s. w. Als er mir noch schrieb „ich bin kein Christ" in dem Sinne als sei dies ein Übel für ihn, daß er's nicht war, da konnte ich noch den Einigungspunkt zwischen ihm und mir finden; da er mir aber jetzt stolz, erhaben über das bornirte Wesen des Christenthums dieselben Worte wieder sagte, da überlief es mich kalt, und ich fand, daß unsere Wege sich getrennt hatten." — Leopold schrieb an Meier: „Ich bin mit Wilhelm ganz einerlei Meinung, daß nur die christliche Religion und der Glaube an sie Wahrheit, Trost und Beruhigung ist, und wenn ich auch jetzt noch nicht sagen kann, daß ich mit der Unbewußtheit und Hingebung eines Kindes daran glaube, so bin ich doch überzeugt, daß das das Wahre ist, wohin auch jeder, der sich nur in reger Thätigkeit erhält, kommen muß und wohin ich schon immer mehr gekommen bin." — Aus diesen Briefauszügen geht hervor, daß beide Brüder, besonders Wilhelm, an Erkenntnis gewachsen waren, aber in beiden blieb doch noch längere Zeit diese tote Erkenntnis vorherrschend. Erst nach dem Kriege fing das Evangelium an in der Familie eine Gestalt zu gewinnen, als Otto sich, ohne Rationalismus und Liberalismus passiert zu haben, der Theologie und Luise, Grolmans Tochter, dem lebendigen Glauben zuwandte, und als Ludwig durch seinen Freund und nachmaligen Schwager Thadden und durch seine nachmalige Braut Auguste von Oertzen und ihre Schwestern ein lebendiges Christentum an sich erfahren hatten und mitteilten.

Otto war ein liebenswürdiges, geistig angeregtes und lebendiges, sehr begabtes Kind voller Talente, namentlich sehr musikalisch. Er hatte bei dem allen etwas willkürlich-leidenschaftlich-durchgehendes. —

Voß, mit dem in dieser Zeit der freundschaftliche Verkehr sehr rege war, und Wilhelm interessierten sich sehr für ihr Amt bei der

Regierung und sprachen viel über Stadtgerichte, Kammergericht, Personalien und Rechtsfälle, doch die Hauptsache blieb in jenen unruhigen Zeiten vor allen Dingen die Befreiung des Vaterlandes in erster Linie und dann die neuen Gesetze und der Zusammenbruch aller Verhältnisse. Die politischen Begebenheiten in der Verwaltung Hardenbergs waren unerquicklich genug. Der Oberbürgermeister von Gerlach, obschon in einem verhältnismäßig kleinen Amte, genoß noch desselben Ansehens, wie damals als er den Abschied gefordert hatte. Die neue Gesetzgebung, besonders die Finanzgesetzgebung hatte eine große Unzufriedenheit erregt und von allen Seiten kamen ständische Deputationen nach Berlin, die dagegen remonstrierten. Dies veranlaßte Hardenberg eine Anzahl Personen unter dem Namen „Konvozierte aus den Ständen" im Februar 1811 nach Berlin kommen zu lassen, um über die neue Steuergesetzgebung zu beraten. Gerlach wurde ebenfalls dazu beordert und nahm an den am 23. Februar eröffneten Versammlungen teil. Diese Konvozierten machten kräftige Opposition gegen den Gang der Regierung und setzten auch einige Milderungen der Willkürlichkeiten durch. In diese Zeit fällt die bekannte Vorstellung der Lebusischen Stände gegen Hardenbergs Neuerungen, infolge welcher der Graf Finckenstein, Voßens Onkel, und der General Marwitz nach Spandau abgeführt wurden.

Die Söhne Gerlach waren mitten in diesen Dingen und nahmen auf das entschiedenste Partei für die Lebuser Stände. „Los estados de Lebus", schrieben damals Zeitungen der gegen Bonaparte kämpfenden Spanier, „erhöben sich nun auch gegen Frankreich," — so sahen sie Hardenbergs Gesetzgebung an.

Im Herbst 1811 meldete sich Leopold zur Anstellung bei der Potsdamer Regierung, was ihm auf seine Bitte vom König mit ausdrücklicher Beibehaltung seines militärischen Verhältnisses und seiner Pflicht, in die Armee zurückzutreten, wenn er dazu berufen würde, gestattet wurde. Am 2. Februar 1812 wurde er zum Regierungsreferendar ernannt. Durch den Verkehr mit den Potsdamer Gardeoffizieren und mit seinem alten Freunde Alexander Marwitz wurde er noch mehr in die Politik gezogen, die nun auch immer praktischer wurde. Der Krieg mit Rußland setzte die Fortdauer des Preußischen Staates aufs Spiel, eine kräftige Partei im Lande — Scharnhorst, Gneisenau zc. — wollte Krieg mit Frankreich, sie war gewiß im Rechte. Dies ist aber einer von den bei solchen Lagen oft wieder-

kehrenden Fällen, wo die Menschen urteilen, als wenn eine solche auf das richtige gebaute Ansicht durch den Erfolg widerlegt worden wäre. Der Bruch Napoleons mit Rußland war seit Jahren vorbereitet. Napoleon konnte keinen gleichmächtigen neben sich vertragen, Rußland aber sich den steigenden Zumutungen des Kontinentalsystems und dem immer dreisteren Umsichgreifen Napoleon's nicht fügen. Als nach Abschluß des Vertrages zwischen Preußen und Frankreich am 24. Februar 1812 Bonaparte von neuem das Land mit seinen Armeen überzog, trat die schwerste drückendste Zeit in des Vaters Leben ein, das unter feindlichem Druck, schweren Aufgaben und schwerem Kummer für ihn sich zu Ende neigte.

Der Verkehr mit Alexander Marwitz war für Leopold in Potsdam in vieler Hinsicht sehr vorteilhaft, denn jener war sehr reich an Kenntnissen und Erfahrungen und hatte 1809 den österreichischen Feldzug mitgemacht. Er — Marwitz — studierte und las mit dem größten Eifer und setzte bei dem Referendarexamen die Examinatoren durch eine treffliche Abhandlung gegen die mechanische Staatswissenschaft und gegen A. Smith in Erstaunen. Bei alledem war er aber ein vollständiger Pantheist und bekämpfte Leopolds Glauben an einen lebendigen Gott. In Varnhagens Schrift „Rahel" findet sich eine Schilderung seines Umgangs mit Leopold aus Marwitzens Feder. Er beschreibt darin, wie Leopold seinen Pantheismus bekämpft, aber mit seinem witzigen übermütigen Disputieren ihn nicht habe überwältigen können. Sich selbst richtend sagt Leopold hierüber: „Ein solches Bekenntnis-Christentum ohne Tat, Leben und Wandel, das sich in der Sammlung, Stille und Demut von einem suchenden Nicht-Christentum übertreffen läßt, konnte freilich selbst bei richtiger dogmatischer Erkenntnis keine Seelen gewinnen."

Doch war stets die Politik und der mächtige Kampf gegen Frankreich bei Marwitz und Leopold die Hauptsache, so daß für Leopold Lützows geheimnisvolle Durchreise aus der Gefangenschaft in Frankreich eine hochwichtige Begebenheit war. Auch die Rückkehr Grolmans aus Spanien und Frankreich fällt in den Herbst 1812, wo alles mit Spannung der großen Entscheidung in Rußland zusah.

Grolman war nach dem Tode seiner Frau in Preußen geblieben und dann kurz vor der Schlacht bei Aspern bis zum Waffenstillstand von Znaym in österreichische Dienste getreten. Im Januar 1810 ging er nach England und kämpfte im englischen Heer in Spanien gegen

Bonaparte. Am 13. Januar 1812 wurde er in Valencia gefangen, befreite sich aber aus der Gefangenschaft, entkam nach Deutschland und studierte unter dem Namen „von Gerlach" in Jena. Durch Leopold und dessen Freund Marwitz wurde Grolman mit Thile in Verbindung gebracht, der damals den Vortrag beim König hatte.*)

Als Napoleon auf der Höhe seiner Macht stand und ihm 1811 sein Sohn, der König von Rom, geboren war, sang man trotzdem in Berlin:

„Die Preußen kommen gewiß nach Paris,
Die Pferde vom Tore sind uns gewiß."

Die Ausrüstung des Hilfskorps nach Rußland erregte anfangs unter den Potsdamer Gardeoffizieren tiefe Betrübnis, später wurde aber doch wegen der Belehrung und Kriegserfahrung Anstellung in demselben gesucht, so von dem späteren General Voß, Brandenburg, Kanitz u. s. w. Die Allianz mit Frankreich bewog die Eifrigsten den Abschied zu nehmen. Die Brüder Gerlach waren entschieden gegen diese Allianz und gegen eine — besonders freiwillige — Teilnahme am Kriege; Grolman dachte natürlich ebenso, hatte aber, anders wie Lützow, Clausewitz, Tiedemann, eine Abneigung in russische Dienste zu treten.

Diese eigentlich untergeordneten Gegensätze standen bald so schroff gegeneinander, daß nach 1813 kleine Reibungen, wenn auch nur auf kurze Zeit, zwischen den Offizieren des Yorkschen Korps und denen, die den Abschied genommen hatten, stattfanden.

Das 29. Bulletin, das anfangs Dezember 1812 die Unfälle der französischen Armee in Rußland meldete, machte großes Aufsehen. „Heute kam das ungeheure Bulletin hier in Potsdam an", schrieb Leopold [das Datum dieses Briefes kann nicht angegeben werden], „wir fuhren Vormittags Schlitten und hörten es von einigen Offizieren. Bassewitz [der Oberpräsident] war den Mittag beim König und wohnte nachher unserm Essen bei. Er erzählte die Details, wie sie hernach in den Zeitungen standen. Schauerlich gemein wurde die große Begebenheit von allen aufgefaßt. Alberne elende Freude und Lachen. Marwitz wollte Boten nach Friedersdorf (dem Marwitzschen Gute) und an Grolmann schicken. Das Letztere redete ich ihm aus. Endlich beschloß er zu Thile zu gehen. Dieser hatte sich gefreut und wollte nähere Antwort sagen."

*) Vergl. Conrady, Leben und Wirken des Generals der Infanterie und kommandierenden Generals des 5. Armeekorps Carl v. Grolman, Berlin 1894.

Berlin 31. Dezember. „Gestern bekam ich einen Boten von Potsdam. Marwitz schickte mir einen Brief an Grolman und einliegend einen aufgebrochenen von Thile an Grolman mit Bitte eiliger Beförderung." — In der Militär-Ressource in Potsdam wurde auf der Karte mit guten Gründen bewiesen, Bonaparte müsse gefangen werden. Die Notwendigkeit des Krieges trat in den Vordergrund. — Am 30. Dezember 1812 hatte York die bekannte Konvention in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen abgeschlossen. Als die Nachricht davon nach Potsdam kam, war abends ein Ball bei Bassewitz. Die Königlichen Prinzen sollten dort erscheinen. Der König verbot es ihnen aber. [Nach Pertz „Gneisenau" — Bd. III S. 735 — ist dies ein Irrtum.] Im ganzen wurde das Geheimnis gut bewahrt. Yorks Adjutant, der Major Seydlitz, war damals in Berlin gewesen. Man hatte ihm doch soviel von der allgemeinen Ansicht der Dinge mitgeteilt, daß das, was er dem General York bei seiner Rückkehr berichtete, den Abschluß der Konvention bestimmte.

In der Neujahrsnacht 1813 reiste Grolman von Jena ab, um zu sehen, wo der König sich hinwenden würde. Er hielt sich sehr verborgen, so daß er meist bei dem Minister Beyme auf dessen Gut Steglitz war und sich auch niemand von des Königs Umgebung zeigte. —

Mitten in diese Zeit beginnender Kriegsunruhe fiel die schwere Erkrankung des Vaters, er litt an Asthma und war durch heftige Blutungen aus der Nase oft in Lebensgefahr. Als dies Übel zunahm hinderte es ihn bisweilen daran, das zu sprechen und zu schreiben, was er wollte, so daß ihm seine Geschäfte oft sehr schwer, wenn nicht unmöglich wurden. Dessen ungeachtet verfolgte er die Kriegsbegebenheiten mit dem größten Interesse und fand es unerhört, daß nicht alle Mächte sofort über Frankreich herfielen.

Leopold schreibt am 12. Januar 1813: „Mein Vater ist sehr krank, weswegen ich länger in Berlin blieb. Am 8. Januar kam Grolman an. Ich sprach ihn am Freitag, dem 9. Er erzählte u. a., daß in Valencia, durch dessen Übergabe an die Franzosen er in Gefangenschaft geraten war, vor dieser Übergabe ein Sieg der Spanier durch eine Prozession gefeiert worden, in welcher die heilige Jungfrau, dazu zum Obersten ernannt, in Oberstenuniform mit umhergezogen sei. — Er war ganz jung geblieben — ich hatte ihn zuletzt am 8. Oktober 1806 gesehen — und ebenso gut und lebhaft als sonst. Sehr freute ich mich ihn wiederzusehen. Er sprach von Spanien, von

den Cortes, die nur den Namen der alten Cortes führten, aber eine rein auf Kopfzahl gegründete Repräsentation der Nation wären. Sie hätten viele bedeutende Verbesserungen gemacht, — Abschaffung der Herrenrechte und solche populär-revolutionäre Maßregeln. Die Spanier wären so revolutionär wie die Franzosen, nur daß die Kriegsnoth sie in Schranken halte. Einige sprächen laut davon wie nöthig den Spaniern ein Robespierre sei und unter dem Titel „Spanischer Robespierre" käme sogar eine Zeitschrift heraus. Grolman war sehr klar und richtig über alle Verhältnisse orientirt, nur wenn er auf die Wiederbelebung und Gestaltung des Innern kam, nach der falschen Seite hin etwas zu sicher. Mit seinem Vater kam er hart über diese Dinge aneinander und mich machte das sehr betrübt, da ich vollkommen das Unhaltbare und Unhistorische dieser Ansichten einsah. Ich dachte hin und her und konnte es doch wieder nicht völlig verwerfen, denn ebenso klar war mir die gänzliche Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit der alten völlig verfaulten und verdrehten Dinge, Adel, Kommune und wie das Wesen heißt. Immer wird man auf den Krieg hingeführt, was aber im Frieden werden wird, weiß der Himmel."

---

Viertes Kapitel.

# Befreiungskriege.

## 1813 und 1814.

Am 25. Januar 1813 ging der König nach Breslau, das war für Leopold Gerlach und Alexander Marwitz das Signal, einen unbestimmten Urlaub zu nehmen, mit dem Vorsatz dem Könige zu folgen. Die Eltern und Wilhelm stimmten damit vollkommen überein, ebenso natürlich Grolman; dieser aber handelte auf seine eigene unmittelbare Art. Er gab Leopold den Auftrag ihm ein Pferd zu besorgen und auf diesem ritt er nach Breslau. Leopold erhielt einige Wochen später von dem nachmaligen Minister Eichhorn die Aufforderung, in Sachen des Tugendbundes nach Breslau zu reisen, zugleich wurde ihm das Reisegeld dazu eingehändigt. Karl Voß entschloß sich, ihn hierbei zu begleiten und zwar ohne Erlaubnis seines Vaters, der ihm dies übelnahm und schrieb: „Ich bin ebenso patriotisch als Du." Sie fuhren anfangs Februar Tag und Nacht mit Extrapost nach Breslau. Leopold wurde dort von dem Regierungsrat Fritz Raumer, dem doch die Willkür der Hardenbergschen Gesetzgebung zu stark geworden war und der sich als Professor nach Breslau hatte versetzen lassen, in seinem Quartier freundlich aufgenommen. Dieser stand in einer verkehrten Opposition gegen die damalige Begeisterung, im heftigen Gegensatz zu seinem Bruder Karl, ebenfalls dort Professor, später in Erlangen: Karl zog turnerisch begeistert in den Krieg, Fritz blieb antiturnerisch, die Rüstungen und den Tugendbund bekrittelnd, zu Hause.

Die Begeisterung war aber so allgemein, daß man bei dem Ausfertigen des Passes in Berlin wie eine Art Held, der gegen den

Erbfeind zog, behandelt wurde. Der Liberalismus, der echte wie der unechte, hatte reichlichen Anteil an dieser Begeisterung. Stein war ihr Repräsentant. Die Energie des Krieges war vom Waffenstillstand an bis 1815 im Blücherschen Hauptquartier und in der Schlesischen Armee. Dort repräsentierte Gneisenau den Liberalismus. Dennoch war die preußische Begeisterung, die doch großenteils sehr echt war, vielen verdächtig. Der Kaiser Franz hatte den Grafen Wallmoden, als er sich Urlaub forderte, um nach England zu gehen, vor dem preußischen Jakobinismus gewarnt. Selbst Alexander Marwitz, der bald nachher mit Wilhelm, dem Maler Meier und vielen anderen nach Breslau kam, stimmte nicht ganz in diese Art des Enthusiasmus ein. Wilhelm machte Marwitz ernste Vorwürfe, wie er die Leute damit irre mache, daß er mit absichtlicher Gleichgültigkeit gesagt hätte, er wisse nicht, ob er den Krieg mitmachen würde. Wilhelms Vater meinte, der König würde sich durch die Freiwilligen unbrauchbare Mannschaften aufladen, und der alte Feldmarschall Kalkreuth nannte sie enfanterie.

Grolman wohnte in Breslau im Gasthof zum blauen Hirsch. Im Gasthof zum Scepter hatte Jahn sein Hauptquartier, dort bildete sich das nachmalige Lützowsche Korps. Bei Grolman fand sich ein interessanter Kreis zusammen, zu dem außer den Brüdern Gerlach noch Boyen, Louis Dohna, Rüchel, Schön, vom Yorkschen Korps gesandt, und Röder gehörten. Es wurde viel gestritten, aber ohne Erbitterung. Grolman stand im höchsten Ansehen und niemand wagte ihm entgegenzutreten. Es wunderte ihn sehr, als der König ihn als Major rein nach seiner alten Anciennität anstellte, so daß er schwankte, ob er es sich sollte gefallen lassen. Der König sah dies Abschiednehmen und Wiedereintreten aus politischen Gründen nicht gern, es erschien ihm unmilitärisch und unpatriotisch, eine Ansicht, die viele brave Offiziere teilten. Ludwig erzählte darüber später folgendes: „Ich lag 1813 im Oktober — nach Wartenburg, wo ich tags zuvor Offizier geworden, und vor Leipzig — bei Halle im Biwak an einem Regentage in der Offiziersstrohhütte zusammen mit mehreren Kameraden, die sich des Wohlverhaltens ihres und unseres Regiments (des 1. ostpreußischen) in Kurland bewußt waren. Ich stellte — naseweiß ziviliftisch — die Behauptung auf, im Kriege komme es hauptsächlich darauf an, für welche Sache man kämpfe. „Darauf komme es gerade garnicht an" war der scharfe militärische Bescheid meiner sämtlich älteren Kameraden."

Grolmans scheinbare Zurücksetzung wurde bald durch glänzende Beförderung gutgemacht. 1814 nach dem Kriege war er General. Als solchen sahen Wilhelm und Ludwig ihn zuerst, als sie ihn im Juni 1814 in Mons besuchten.

Leopold schildert die Lage der Dinge in Breslau wie folgt: „Hier zweifelt niemand an dem Kriege, obschon Hardenberg im Theater neben dem französischen Gesandten sitzt, viel und freundlich mit ihm spricht und den Schauspieler Devrient wegen eines antifranzösischen Witzes auf die Wache schickt. Und der Minister Kircheisen macht die Referendare, die nach Breslau gehen, darauf aufmerksam, daß es keineswegs ausgemacht sei, daß man gegen Frankreich, sondern wahrscheinlich, daß man gegen Rußland rüste. Ein hübscher Kontrast gegen die allgemeine Begeisterung. Eine herrliche Zeit ist es hier aber doch. Alles lebt wieder auf. Alles wirkt auf einen Zweck hin. Auf dem Wall, auf dem Ring, vor den Toren exerzieren Truppen, Pferde werden geritten und verkauft. Die Straßen sind voll von Juden, die Büchsen, Pistolen und Säbel ausbieten. Alles läuft herum sich auszurüsten und fast alle Handwerker, wie Schmiede, Schuster, Schwertfeger, Riemer, Hutmacher, Sattler arbeiten für den Krieg. Täglich kommen Fremde hier an, Dienste zu nehmen, und täglich sieht man alte Bekannte wieder, oder macht neue Bekanntschaften. Alles, was von unseren Offizieren nach Spanien, Österreich, Rußland und außer Dienst gegangen war, kehrt zurück. Der König nennt diese Zeit mit Recht eine Auferstehung.

Männer, die gewiß geglaubt haben, ihr Leben in Ruhe zu vollenden, fühlen aus Eifer, oder doch aus Scham, sich zu neuer Tätigkeit getrieben. Die Zukunft liegt so ungewiß und doch so hoffnungsreich vor uns und jedes Gespräch hat neuen Reiz, da die Möglichkeit, vieles zu verwirklichen, nahe erscheint. Hier ist es nicht wie in Potsdam, wo man lesen mußte, um etwas zu thun und zu erfahren. Hier kann man auf den Gassen und in den Wirtshäusern mehr lernen, als dort bei den Büchern.

Unter der hier versammelten Menge unterscheide ich drei Parteien, die erste die der Aristokraten ist ohne alle Position und ohne Kraft. Sie wagt es nicht sich als Partei zu zeigen und arbeitet nur schwach und heimlich gegen die anderen, ja sie versucht es sogar hin und wieder aus einer Art von Verzweiflung, sich den Demokraten anzuschließen und bei ihnen ein aristokratisches Element einzuschwärzen. So stellte

letzt Graf N. drei seiner Söhne als freiwillige Jäger und meinte, daß wenn einmal unter diesen ein Napoleon aufstehen sollte, so sähe er nicht ein, warum das nicht ein Graf N. sein könnte." Ludwig setzt hinzu: „Hört! hört dies Alles, ihr krassen jungen Aristokraten und grabt tiefer, als die heutigen und als die damaligen Aristokraten!" — Leopolds Schilderung fährt fort: „Zu der zweiten Partei, der der Demokraten, gehören die Ausgezeichnetsten und Kräftigsten unseres Landes. Sie sind ganz aus der Zeit der französischen Revolution, Feinde des Adels, des Feudalismus, der Frohndienste, der Leibeigenschaft, der Patrimonialgerichtsbarkeit, der Stifte u. s. w., unterscheiden sich aber dadurch von der dritten Partei der Anarchisten, daß ihre Anhänger fast alle was getan, was erlebt haben, in vielen Verhältnissen waren und daher in Rang und Würden stehen, die Anarchisten aber, von solchen Dingen entfernt, nicht wissen, wie es in der Welt steht. Sie sind Studenten, Doktoren, Buchhändler u. s. w., die nach Studentenmanier über alles hinwegsehen. Ihr Anführer ist Jahn, der nicht so zu sein scheint mit seinem kahlen Kopf und schönen Gesicht. Mir kam er einfach, reell und praktisch vor, doch mag er wohl im Grunde mit den Anderen gleicher Gesinnung sein. Der Sammelplatz der Anarchisten ist merkwürdiger Weise der „Scepter", wo sie sich an Lützow und Petersdorf angeschlossen haben und sich unter ihnen organisieren. Der König, dem diese Leute sicherlich nicht die angenehmsten sind, hat selbst einige hallische Studenten, die ihm auf der Straße begegneten, dorthin gewiesen." Ludwig setzt hinzu: „Es waren dies mehr Richtungen als Parteien, das Parteiwesen war noch im Ei." — Leopold fährt fort: „Aber in einem Punkt sind diese drei Parteien einig, daß sie antifranzösisch sind und etwas tun wollen. Ihnen stehen die Philister gegenüber, die den Krieg nicht wollen, weil es noch schlimmer werden könnte. Zu denen gehört der oben erwähnte Graf N. und ihre Losung ist Dummheit, Gesinnungslosigkeit, Unbedeutendheit u. s. w.

Der General Scharnhorst, dem ich wie ich glaube durch Beyme empfohlen war, ließ mich zu sich kommen und fragte nach meinen Absichten. Als ich ihm sagte, ich wolle um eine Anstellung bei den leichten Truppen bitten, riet er mir, auch den Wunsch einfließen zu lassen, in der Adjutantur angestellt zu werden. So wurde ich zur Dienstleistung bei dem General Blücher beordert; Scharnhorst sah mich aber als seiner Person zugeteilt an. Ich war darüber sehr

glücklich und schrieb an Marwitz: „Alles beneidet mich hier und es ist wohl auch ein Glück zu nennen, so in der Nähe der Hauptpersonen und so recht au centre des affaires zu sein.“ Ich hatte aber doch an dieser Anstellung manches auszusetzen. „Mein jetziger Platz ist nicht eigentlich mein Platz,“ schrieb ich an Marwitz, „es thut mir manchmal leid, nicht mit Ihnen zu Dörnberg gegangen zu sein. Dort wo aus dem Tode ein neues Leben, aus der vollen Unterdrückung eine neue Freiheit hervorgerufen werden soll, gehört eigentlich die Jugend hin. Auf meinem Platz wird sie immer nur untergeordnet sein.“

Als Leopold sich bei dem Könige meldete, fragte dieser ihn nach seinem Vater und setzte sehr gnädig hinzu, er wisse, daß er sich viel Kenntnisse erworben hätte, er möchte sie nunmehr auch gut anwenden. Am 21. März folgte Leopold dem Hauptquartier, das einige Tage vorher Breslau verlassen hatte.

Wilhelm und Voß gingen zu dem Neumärkischen Dragoner-Regiment, Wilhelm als freiwilliger Jäger, Voß als Volontär-Offizier. Wilhelm hielt die Husaren für sich für unpassend und fand in dem „Neumärkischen“ einen Bezug auf Rohrbeck. Er sah mit seinem starken Schnurrbart recht aus, wie ein Kavallerist aussehen muß. Das Regiment stand bei Pleß zur Observation der Polen. Dort mußte er hin und erst kurz vor der Schlacht stieß das Regiment zum Blücherschen Korps.

In Bunzlau stieß Leopold zum Hauptquartier, ihm wurde bald in seiner damaligen Stellung bange und das nicht mit Unrecht, da er dadurch dem Liniendienst entfremdet wurde, was er stets in seiner militärischen Laufbahn als Mangel empfunden hat. — Die Gesellschaft des Hauptquartiers war sehr vornehm, darunter viele Prinzen: Prinz Wilhelm, Prinz August, Prinz Friedrich, der Kronprinz und der Prinz Karl von Mecklenburg, Bruder der Königin Luise, vom Waffenstillstand an Ludwigs Brigadier.

Leopold kam sich in dieser Umgebung sehr unbedeutend vor, doch wurde er bald von seinen Vorgesetzten, dem alten Blücher, Scharnhorst und Gneisenau bemerkt und sehr freundlich behandelt, auch mehrfach zu Missionen und außerordentlichen Aufträgen gebraucht. So wurde er schon vor der Schlacht bei Lützen nach Weimar gesandt. Er hatte dort eine nächtliche Zusammenkunft mit dem nachmaligen General Müffling, als die Franzosen eben einrückten. In der Schlacht von Groß-Görschen oder Lützen — 2. Mai 1813 — war er bei

Blücher, als die französischen Husaren eine glückliche Attacke machten und Blücher unter sein verwundetes Pferd fiel. Leopold gab ihm auf kurze Zeit seinen alten Fuchs und der Feldmarschall schlug ihn sofort zum Eisernen Kreuz vor, das er aber zum Ärger des alten Blücher damals nicht bekam. Für Bautzen erhielt er es dann. Die Verwundung Scharnhorsts bei Lützen und nachher sein Tod in Prag — Ende Juni 1813 — war für Leopold ein schmerzlicher Verlust und schadete auch im Anfang seiner Karriere, bis sich später seine Stellung im Hauptquartier wieder befestigte.

„Kugel streckst mich doch nicht nieder!
Dien' Euch blutend, meine Brüder,
Bringt in Eile mich gen Prag.
Will mit Blut um Östreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben
Wo Schwerin im Blute lag." —

sang Schenkendorf dem viel beweinten Helden nach.

Die Zeit von drei Monaten ungefähr, wo die drei Brüder im Felde waren, brachte dem Elternhause Sorge und Trauer. Der Vater war stets krank und infolgedessen mißgestimmt, in seinem Amte, in welchem ihm die durch die Kriegszeit vielleicht gerechtfertigte Willkür widerwärtig war, und in seinem Hause, wo von seinen Kindern nur Otto blieb. Er blickte trübe in die Zukunft. „Blücher, York, Kleist seien die Männer nicht, um Napoleon zu besiegen und Deutschland zu erobern," sagte er. — Am 4. März räumten die Franzosen endlich Berlin.

Ludwig hatte auf die Kriegsnachrichten hin Heidelberg verlassen und war mit seinen Freunden Wolf und Lamprecht nicht ohne Gefahr, an seinem 18. Geburtstage in Dresden von den Franzosen festgehalten zu werden, nach Berlin gereist. Am 9. März kam er dort an. In Britz sahen sie die ersten Russen und in Berlin noch den Königlichen Erlaß, an den Straßenecken angeschlagen, der York für einen Hochverräter erklärte. Bald aber jubelte Berlin über die Befreiung von Hamburg. Seinen Vater fand er sehr krank.

In Berlin kam bald darauf das Yorksche Korps aus Preußen an. Ludwig trat bei demselben als freiwilliger Jäger in das 1. Ostpreußische Infanterieregiment ein, eigentlich in die Garde als freiwilliger Jäger. Diese Gardejäger, die als solche weiße Litzen hatten, wurden dem 1. Ostpreußischen Regiment zugeteilt, weil die Garden inzwischen

aus Breslau ausgerückt waren. Er kam von den Brüdern zuerst an den Feind. Seine Erlebnisse bis zu seiner ersten Verwundung beschreibt er wie folgt:

„Wir — die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg — waren am 27. März aus Berlin ausgerückt, nach einem militärischen Gottesdienst im Lustgarten. In meinem Detachement waren meine Freunde Rappard und Schröner mit mir. Ersterer verließ bald die Armee wegen Gebrechlichkeit und letzterer wurde am 29. April bei Merseburg tötlich verwundet und starb daselbst bald darauf. Am 5. April hatten wir in und bei Gommern im Angesicht der feindlichen Festung Magdeburg unser erstes und zwar siegreiches Gefecht, an dem der Freiwilligen Teilnahme allerdings eine sehr geringe war. Wir wurden durch Übermacht aus der Stadt Gommern hinausgeworfen. Ich schrieb darüber an meine Mutter: „Pretzin bei Gommern 7. April 13: Vor dem Thore zu Zerbst erhielten wir zu unserer großen Freude Ordre zum Laden. Vor der Stadt Gommern verfolgten uns die feindlichen Tirailleurs noch drei Stunden; doch schossen wir tapfer wieder und zogen uns ganz langsam und ordentlich zurück. — Mir hat das Gefecht viel Freude gemacht, nun komme ich mir erst wie ein Soldat vor, da ich weiß, wie das Feuer thut. Furcht hatte ich garnicht. Doch kam es einem ein bischen ungewohnt vor. Schröner und Rappard sind leicht blessirt. Ersterem flog eine Kugel in den Geldbeutel in der Rocktasche, als ich dicht bei ihm ging und Rappard wurde an der Lende gestreift, doch nicht einmal die Unterhose durch. Auch das Bivouakiren in der Nacht im Walde war sehr amüsant. Wir wurden sehr gut verpflegt mit Brod, Fleisch und Branntwein." „Zörbig 24. April 13" — von demselben Gefecht — „Ich that ungefähr sechs Schüsse, von denen doch hoffentlich einer getroffen hat. — Zweimal haben wir auch schon Tractament bekommen; neulich 14 und heute 9 Groschen 4 Pfennige schlechtes Geld." Ludwig erzählt ferner: „Unter meinen Kameraden war wenig Disziplin, sie beriefen sich darauf, daß sie Freiwillige seien und nicht geschworen hätten, weshalb wir am 9. April in Dessau beeidigt wurden. Es herrschte ein unerträglich gemeiner Ton. Als ich am 29. April vor dem Sixtor in Merseburg auf Posten stand, wurde in mir der Entschluß reif, um meine Einstellung als Gemeiner in das Regiment selbst zu bitten, in welchem ein durchaus militärischer Ton und gute Disziplin herrschte. Aber unmittelbar darauf folgte das

Gefecht und meine Verwundung." [Über das Gefecht in und bei Merseburg siehe die Anlage III.] „Ich hatte die ganzen Kriege hindurch keinen Überfluß an Kourage, aber der Gedanke an den Tod lag mir im Gefühl jugendlicher Gesundheit fern. Nur vor Wunden fürchtete ich mich und diese, obschon nur leichte, wurden mir zu teil."

In dem Gefecht bei Merseburg erhielt Ludwig zwei Wunden, einen Schuß in den Oberarm und einen in das Bein. Er wurde nach Dessau gebracht, wo ihn die Tante Marie Raumer pflegte und der alte Berenhorst besuchte. Er wollte in Dessau seine Kur abwarten, mußte aber nach der Schlacht bei Lützen — am 2. Mai — nach Berlin, wo er am 8. Mai auf einem Vorspannwagen ankam, als die Glocken wegen des angeblichen Sieges bei Lützen läuteten. Leopold erzählte später, am Abend und in der Nacht nach der Schlacht habe im Hauptquartier niemand daran gedacht sie für gewonnen zu halten; erst nachher sei man darauf gekommen.

Ludwig hatte infolge dieser Verwundung den Trost, bei der letzten Krankheit und dem Tode des Vaters zugegen zu sein. Wilhelm und Leopold sahen diesen nicht wieder. Ludwig schrieb darüber an Tante Marie Raumer am 12. Juni 1813. Er berichtet ihr von den letzten Tagen und dem sanften am 8. Juni erfolgten Tod und wie der Vater ohne Todeskampf und Schmerzen eingeschlafen sei. Das Begräbnis habe am 10. Juni unter allgemeiner Teilnahme stattgefunden, wobei Ludwig, noch den rechten Arm in der Binde und mit einer Krücke, wegen seiner doppelten Verwundung, dem Sarge folgte. — Infolge des Waffenstillstandes konnten Wilhelm und Leopold kurz darauf auch nach Berlin kommen. Nach dessen Aufkündigung reisten die drei Brüder zur Armee zurück. Die Mutter sah sie zwar mit Kummer und Sorgen scheiden, sehnte sich aber vor allen Dingen nach Ruhe in ihrem tiefen Witwenschmerz.

Leopold und Ludwig gingen zusammen nach Schlesien zur Armee. Sie mußten, da die Franzosen Niederschlesien großenteils besetzt hatten, von Frankfurt an auf dem rechten Oderufer bleiben. Ludwig ging zum 1. Ostpreußischen Infanterieregiment, Leopold in das Hauptquartier nach Strehlen, wo der Feldmarschall Blücher mit seiner Familie, Gneisenau und Müffling waren. Ludwig besuchte Leopold dort und nachher in Bautzen öfter, was für ihn jedesmal ein großes Fest war, zumal er dann immer einmal etwas ordentliches zu essen bekam.

Das neutrale Breslau durften sie während des Waffenstillstandes nicht betreten, sie setzten sich aber über dies Verbot hinweg. Man kam dort in einer Konditorei am Ring zusammen und sammelte Neuigkeiten ein, so lasen sie dort zuerst den Sieg der Engländer bei Vittoria.

Das Kriegsleben war sehr bunt, voller Kontraste, die Ludwig sehr kraß erschienen. Er in „Nullität und Kot, Leopold unter Feldherrn und Staatsmännern. Dieser in wichtigen politischen Aufträgen unterwegs, jener sanft in Pfützen schlafend." — Einer dieser Aufträge des Adjutanten Leopold war seine Sendung nach Berlin, wohin er schon am 20. Augnst vom Feldmarschall an den Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, geschickt wurde, um mit ihm über die nächsten Operationen zu sprechen. Er sah in Charlottenburg, wo Bernadottes Hauptquartier war, A. W. Schlegel, Alexis Noailly, Fürst Wittgenstein, der dort die honneurs machte u. a. Sein Eisernes Kreuz erregte damals noch großes Aufsehen, nicht allein bei dem Pferdewechsel, sondern auch im Hauptquartier Bernadottes.

Ludwig machte um diese Zeit die Gefechte bei Löwenberg und Goldberg und die Schlacht an der Katzbach am 26. August mit. Den Abend vor dieser Schlacht brachte er bei Leopold in Jauer zu, wo das Hauptquartier war. Die schlesische Landwehr und seine Kameraden, die Freiwilligen, benahmen sich, seiner Ansicht nach, an der Katzbach erbärmlich, so daß er als Greis nicht in die begeisterte Bewunderung des Liberalismus einstimmen konnte, als hätten diese damals das Vaterland gerettet. Von dieser Zeit schreibt er an seine Mutter am 1. September 1813 aus Naumburg am Queis: „Am 26. war unser Detachement in einem starken Artilleriefeuer, an der Katzbach, dicht neben mir schlugen die Granaten einige Mann nieder. — In einer fataleren Lage, als in diesem Detachement kann man nicht sein. Es ist selbst unter den besseren so wenig Ehrgefühl, daß bei den geringsten Beschwerden — kalten Nächten, Regen u. s. w. — keiner sich scheut zu sagen: „Was war ich für ein Narr Soldat zu werden, jetzt könnt' ich ruhig zu Hause sitzen." Bei dem neulichen Regen lief das halbe Detachement — buchstäblich — in die nächste Stadt und machte das Gefecht nicht mit. Jetzt kommen sie alle einzeln wieder und werden in die Wache geworfen. Dafür wird dann das Detachement en gros vom Kommandeur, vom Hauptmann u. s. w. auf das schimpflichste behandelt."

Nach der Schlacht an der Katzbach, wo es bekanntlich ununterbrochen regnete, war ein Quartier mit einem Bett, im Gegensatz zu den Pfützen, die sonst das Nachtlager bildeten, ein höchst seltner Luxus. Dafür war es nach den Strapazen ein um so unvergeßlicheres Gefühl, als die Truppen bei schönem Spätsommerwetter und bei klingendem Spiel am 2. September über den Grenzfluß Queis in die Lausitz — damals feindliches Land — einrückten und eine Proklamation unter sie verteilt wurde, die mit den Worten anfing: „Schlesien ist vom Feinde befreit."

Nachdem der kühne Rechtsabmarsch sein Regiment bis an die Elbe oberhalb Wittenberg geführt hatte, trat Ludwig am 2. Oktober als Offizier in das Regiment ein. Es war ihm eigentümlich zu Sinn, als er nun nicht mehr Büchse, Patrontasche mit Munition und Mantel zu tragen brauchte und dagegen einen Burschen hatte, der ihn des eignen Stroh- und Holzholens und Kochens überhob. Es war ihm zu Mute, als ob er eine Lustreise in einer Extrapostchaise mache. Tags darauf, am 3. Oktober, fand das Gefecht bei Wartenburg statt.

Vom Lager bei Wartenburg am 4. Oktober 1813 schreibt er an seine Mutter: „Ich habe mich auf der Auktion eines bei Goldberg gefallenen Offiziers beinah ganz equipiren können. Einen Säbel kann ich jetzt wohlfeil bekommen, da gestern wieder einige Offiziers geblieben sind. — Gestern bin ich in einem ziemlich starken Granaten-, Paß-Kugel- und Gewehrfeuer gewesen. Zum Schuß kamen aber von unserm Bataillon nur die Tirailleurs, von denen auch ein Offizier — gerade von der 4. Compagnie, bei der ich stehe — erschossen ist."

Dieses Gefecht von Wartenburg war ein glänzender Sieg, die Sonne schien noch, als die eroberten Geschütze nach Abzug des Feindes abgefahren wurden.

So gelangten sie, immer biwakierend, durch Halle auf das linke Saalufer. Halle war illuminiert, als die Truppen durchzogen. Den Feind hatten sie hinter sich. Am 14. Oktober brachen sie gegen Leipzig auf. Ludwig erzählt davon: „Ich besuchte Scharnhorst (den jüngeren) in Halle, der eben von seinem Burschen Goldstücke in seine Weste einnähen ließ. Auf meine Frage, wozu? sagte er, es geschehe, damit er nicht Prügel bekomme, wenn er gefangen werde."

„Am 15. bis jenseits Schkeuditz. Leopold, den man sich 1813 immer mit dem grünen Adjutantenkragen denken muß, kam an unsere marschierende Kolonne herangeritten und sagte mir die frohe Nachricht, daß nun die schlesische Armee die Kommunikation mit der großen (böhmischen) bei Altenburg gewonnen habe. Am 16. nachmittags begann für uns die große Schlacht bei Leipzig, dessen Türme wir bei Möckern vor uns sahen in der eitlen Hoffnung daselbst ins Quartier zu kommen. Die bevorstehende Schlacht wurde den einzelnen Truppenteilen förmlich und dienstlich von den resp. Führern mündlich angekündigt — was ich sonst nie erlebt habe, — bei weitem die blutigste Schlacht, die ich mitgemacht und das schärfste Feuer, in welchem ich gewesen bin, selbst Ligny nicht ausgenommen. Das Bataillon, bei welchem ich stand, mußte am Abend der Schlacht aufgelöst werden, weil alle Offiziere tot oder blessiert waren. Unser erster Angriff wurde sehr blutig zurückgeschlagen durch ein furchtbares Infanterie- und auch wohl Artilleriefeuer — mir wurde ein blecherner Stern am Czako durchschossen, auch der Mantel durchlöchert. Ich schloß mich dem nun anrückenden anderen Bataillon an, da wurde auch ich durch einen Schuß in den oberen Schenkel verwundet. Meinem Major von Schleusen war der Säbel aus der Hand geschossen und er hatte, an mich heranreitend, von mir sich den meinigen geben lassen. Auch er wurde dann tötlich verwundet und starb bald darauf. Auch unser Brigadekommandeur, Prinz Karl von Mecklenburg, trug eine schwere Wunde davon. Ich fiel, da mein rechtes Bein wie tot war, und konnte nicht wieder aufstehen. Das strömende Blut und die Aussicht, daß auch dieser Angriff, wie der erste, mißlingen und ich dann, an dem Offiziersabzeichen erkannt, kurzweg mit einem feindlichen Bajonett möchte durchbohrt werden, machten, daß ich alternativ an diese Gefahr, oder an eine Verblutung dachte, wie ich mir deutlich erinnere. Rechts von uns stand das Dorf Möckern in Flammen, durch welche die untergehende Sonne durchschien.

Ich wurde dann von zwei Versprengten, irre ich nicht, schlesischen Landwehrmännern, noch während des Gefechts bis an die Landstraße geschleppt, von wo ich sie in das Gefecht zurückschickte. Da lag ich im Graben an der Seite der Straße, bis — um die Zeit des Sonnenuntergangs oder bald nachher — die nun eroberten feindlichen Kanonen vorüber fuhren. Ich wurde auf eine derselben gehoben, konnte aber den Schmerz der Stöße nicht lange aushalten und wurde bald auf-

gehoben und in das menschenleere Dorf Wahren getragen, wo in einer nur mit Blessierten angefüllten Bauernstube ein Kompagnie-Chirurgus durch einen Kreuzschnitt in den Schenkel die Kugel heraus zog und mich leicht verband. Er freute sich sehr mich zu sehen, weil er, von seinem Truppenteil abgekommen, hoffte, daß ich als Offizier ihm würde bezeugen können, daß er hier Wunden verbunden habe. Die Nacht über lag ich auf den Dielen auf etwas Stroh, neben einem jungen blessierten Husaren, der die Nacht mit Wimmern und im Fieber phantasierenden Träumen zubrachte. Den andern Morgen krochen alle Blessierte aus der Stube, bis ich — unfähig ihnen zu folgen — allein zurückblieb und, da bald der Kanonendonner nach Leipzig zu wieder anfing, nun fürchtete, dem Feinde doch noch in die Hände zu fallen. Endlich kam ein Bauer mit einem Schubkarren und etwas Stroh und karrte mich nach Schkeuditz, wo ich die Nacht im Rathause auf Strohmatratzen neben einem am Kopf verwundeten sterbenden Offizier zubrachte und den folgenden Tag, den 18. Oktober, nach dem siegestrunkenen Halle abgefahren wurde. Ich schrieb von dort aus an meine Mutter am 22. Oktober: „Mein Befinden ist fortdauernd gut. Ich habe wenig Schmerzen und die bei Leipzig erhaltene Wunde läßt sich recht gut an. Nur leide ich oft an Anfällen von Wundfieber. Aber ich kann das Bein so gut bewegen, daß gewiß der Knochen nicht verletzt ist, darum werde ich mich den 26. mit dem Prinzen von Mecklenburg und mehreren Offizieren unseres Regiments nach Berlin schaffen lassen. Daß Polte nach der Leipziger Schlacht wohl gewesen, habe ich Euch doch geschrieben. Das Schreiben im Bett wird mir schwer."

Wilhelm blieb länger als seine Brüder in Berlin und ging dann zurück zu seinem Regiment (den Neumärkischen Dragonern), welches bei dem Kleistschen Korps war. Kurz nach der Schlacht bei Dresden, noch als freiwilliger Jäger, wurde er zum Prinzen Biron kommandiert, welcher bei dem vom General Thielmann befehligten Streifkorps die preußischen Truppen führte. Ein Tagebuch, das er auf diesem Streifzug führte, giebt allerhand interessante Einzelheiten und berechtigt zu dem Schluß, daß er ein ausgezeichneter Offizier geworden wäre, wenn er weiter gedient hätte. Er wurde hier, man kann sagen bei seinem imponierenden Wesen — er sah aus, wie ein Kavallerieoffizier aussehen soll — mit vieler Auszeichnung von seinen Vorgesetzten, besonders dem General Thielmann, behandelt. Der österreichische

General Fürst Aloys Lichtenstein forderte ihn sogar auf, in einem bei Tisch geführten Streit über die Kavallerie das Schiedsrichteramt zu übernehmen, weil er ihn, den erst 24jährigen, bei seinem würdigen Aussehen und starken Bart für einen alten gedienten Offizier hielt.

Leopold machte alle großen Schlachten mit ohne verwundet zu werden. Bei dem Gefecht von Wartenburg hatte er veranlaßt, daß zwei Husaren-Regimenter in die französischen Kolonnen fielen, und sie bei dem Angriff geführt, was von entscheidendem Einfluß auf die Schlacht war.

Ludwig fährt fort: „Nachdem ich vom 18. Oktober 1813 in Halle, wo die Lazarettfieber wüteten und dann auf offenem Vorspann-Bauernwagen bei naßkaltem Herbstwetter in sechs Tagereisen über Köthen, Zerbst, Ziesar nach Berlin gebracht und daselbst bis Januar 1814 von meiner Mutter gepflegt worden war, befand ich mich soweit hergestellt, daß ich, einem Rekonvaleszenten-Kommando attachiert, zu Fuß und noch etwas hinkend, am 13. Januar aus Berlin zur Armee wieder abmarschieren konnte. Ich hatte einen Burschen, einen Litthauer Namens Broschkat, der bald darauf das Eiserne Kreuz — nach 1815 sogar das erster Klasse — erhielt. In Potsdam, wo Bassewitzens mich aufnahmen, erfuhr ich die eben erfolgte Eroberung von Wittenberg. Von dort schrieb ich an meine Mutter: „Potsdam, 14. Januar 1814. Den größten Theil des Weges von Berlin habe ich gestern zu Fuß gemacht, da ich wieder der erste Offizier beim Kommando war, also beständig bald hinten bald vorn sein mußte." Auf dem Weitermarsch nach Dessau begegnete uns auf der Landstraße der französische Kommandant von Wittenberg. In Dessau besuchte ich den alten Berenhorst. Es trat tiefes Schneewetter ein. Das Marschieren zu Fuß wurde sehr beschwerlich.

Aus Merseburg marschierten wir jetzt durch dasselbe Sixtor, wo ich am 29. April verwundet wurde. Der Schnee war so tief, daß wir die nächsten Märsche über Weißenfels, Naumburg, Eckartsberge fast immer bis ans Knie und oft bis über den Leib im Schnee machten und, da wir durchaus den Weg nicht unterscheiden konnten, auf Umwegen, beide Tage von früh bis in die Nacht, ohne etwas zu essen marschierten. Aber ich bin nie wohler gewesen als jetzt. In Weimar sah ich den Einzug der russischen Kaiserin und im Theater, wo „Egmont" aufgeführt wurde, am 29. Januar Goethe.

Ich schreibe noch aus einem Briefe Christian Stolbergs an seinen Bruder Cai, beides Söhne des Convertiten Friedrich Leopold, beide nachher meine Freunde, als eine Probe, wie nach Leipzig die Begeisterung für Preußen glühte, folgendes ab: „Frankfurt, 22. November 1813. Wäre ich zu Hause geblieben, so könnte ich westfälischer Landwehr-Offizier sein, statt jetzt nur gemeiner preußischer Jäger. Aber ich wäre dann auch nicht ein Mitglied der herrlichen siegreichen Preußen (sic) gewesen, diente nicht unter den Fahnen des trefflichen Blücher, wäre nicht beim 1. Ostpreußischen Regiment, welches eins der allervortrefflichsten ist. Ich wäre gern Offizier, denn der gemeine Mann hat bei unserer Armee wirklich fürchterliche Beschwerden; doch denke ich nicht schlechter zu sein, als Tausende, die diese Beschwerden mit Freudigkeit tragen. Ich bin sehr fest überzeugt, daß vielleicht jede andere Armee für einen leichtsinnigen jungen Mann eine Schule der Thorheit und Untugend, daß hingegen das preußische Heer eine Schule strammer Tugend ist. Noch hat kein preußischer Soldat geplündert oder jemand gemißhandelt. Die Manneszucht ist in dieser Hinsicht fürchterlich und wäre grausam zu nennen, wenn sie nicht leider durch das äußerst böse Beispiel der anderen (leider, doch in geringerem Grade, auch der deutschen) Truppen nöthig gemacht würde. Das hiesige Gewimmel ist amüsant. Die Preußen haben von allen das unscheinbarste Ansehen, aber könnte man die Gellertsche Fabel: „Ein Zeisig war's und eine Nachtigall" irgendwo anwenden, so wäre es hier und das sagen auch die Zeisige selbst, was ihnen Ehre macht. Ich habe heute unsern König, sowie auch Alexander und Constantin gesehen. Unser König hat einen sehr edlen Anstand. Im Gesicht hat er einen sehr ernsten, man möchte sagen niedergeschlagenen Ausdruck. Das Blut seiner für die gute Sache gefallenen Unterthanen mag den guten König wohl sehr tief drücken. Es ist aber auch wohl keiner, der für ihn nicht durchs Feuer läuft. Ich werde ihm morgen vorgestellt. Er trug heute nur das Eiserne Kreuz, das Ziel aller preußischen Offiziere und Soldaten, welches die Nation vergiebt."

Am 6. Februar, fährt Ludwig in seiner Erzählung fort, war in der Gegend von Fulda während des Marsches bei tiefem Schnee noch heftiges Schneetreiben. Ich war diesmal zu Pferde und erkrankte an einem Katarrh und lag erst in Burghaun, dann in Fulda in einem fiebernden Zustande bis zum 19. Februar, wo ich mit einem Vorspann

weiter fuhr und so das viel langsamer marschierende Kommando wieder, jedoch erst jenseits des Rheines, einholte. In Frankfurt war man infolge der Niederlagen der schlesischen Armee in der Champagne sehr gespannt auf Nachrichten und dachte an die Möglichkeit, daß Napoleon wieder am Rheine ankäme. Am 23. passierte ich bei Nierstein in einem kleinen Kahne den mit Eis gehenden Rhein. Den 26. hörte ich in Saargemünd zuerst französisch sprechen. Der dortige preußische Kommandant sagte mir: „York, Kleist und Sacken haben ungeheuer viel verloren. Blücher ist vorgegangen wie ein alter Husar und hat Schläge gekriegt, wie ein junger Husar." Mein Wirt, ein Schreiner, fragte, ob ich vielleicht auch von Profession einer sei. — Am 2. März erreichten wir Nancy, wo die verschiedenen Rekonvaleszenten-Abteilungen gesammelt und, in ein besonderes Korps formiert, unter den Befehl des Prinzen Biron gestellt wurden, bei welchem Korps ich bis zu Ende des Feldzuges blieb, — vom 9. März bis 14. April in Commercy an der Maaß. Ich wurde dort in dem unruhigen Meurthe-Departemant Kommandant und hatte daselbst befreite Spanier unter meinem Kommando. Der tägliche Rapport war unterschrieben: destacamiento de Españoles al mando del Rey de Prussia. Da die Stadt voll acquéreurs (Käufer von Nationalgütern und daher Bonapartisten) war, hielt ich so jugendlich scharf auf Ordnung, daß die Stadtbehörden bei dem Korpskommando um einen commandant plus mûr baten. Als Ende März Napoleon wieder bis Vitry vordrang, war Commercy in dringender Gefahr, den Franzosen in die Hände zurückzufallen.

Seit der Schlacht bei Leipzig war meine vorherrschende Stimmung die einer festen ruhigen Siegesgewißheit, ohne besonders gesteigerte Begeisterung. — Das Moment der Langeweile ist im Kriege sehr mächtig über den Soldaten oder Offizier, der der Linie — im Gegensatz zu den Hauptquartieren — angehört. Mitte April marschierten wir die Maaß hinab nach Belgien bis in die Gegend von Arras, wo ich am 10. Mai — in Sébourquieau — die für mein ferneres Leben so wichtige Bekanntschaft von Christian Stolberg machte. Wir standen bei demselben Regiment. — Von hier traten wir den sehr langsamen Rückmarsch an. In Belgien ließ ich mich, wenn wir einige Ruhe hatten, als Leutnant von einem Unteroffizier einexerzieren. Anfangs Juni machten Wilhelm und ich eine Urlaubsreise nach Mons, um unsern Schwager Grolman, jetzt General, zu besuchen, und nach

Brüssel und Antwerpen, wo noch die französische Kriegsflotte auf der Schelde lag und wir ein französisches Linienschiff besahen. Von Mitte Juni bis Anfang September stand meine Kompagnie im nördlichen Luxemburg in den Ardennen, wo ich bis Ende Juli in einem kleinen Dörfchen Sassel ein Quartier im Oberstübchen eines sehr geringen Bauerhäuschens hatte. Ich schrieb von dort an Tante Marie Raumer: „Sassel, 14. Juli 14. Ich vertrage mich mit meinen Wirthen vortrefflich, obgleich ich immer er genannt werde. Wilhelm hat mir geschrieben aus der Gegend von Mons, daß er das Eiserne Kreuz bekommen.“ Mein Umgang beschränkte sich auf meine nächsten Kameraden und auf Besuche bei der gräflichen Familie Lannoy — angeblich abstammend von dem Lannoy, der in Kaiserlichen Diensten bei Pavia König Franz I. gefangen genommen. Diese Familie bewohnte das in einem tiefen Ardennentale auf einem Hügel malerisch gelegene Schloß von Clervaux. Unser Regimentskommandeur Oberst von Kurnatowski lag da im Quartier, und die preußischen Offiziere, von denen ich das meiste, obschon sehr stümprige Französisch sprach, dinierten dort von Zeit zu Zeit. Ich fühlte mich sehr einsam, verschaffte mir aber einige Lektüre. Es war eine Zeit anfangender Vertiefung, auch in die ewige Wahrheit, und der Sehnsucht nach Licht und Heil. Ich las in der heiligen Schrift und schrieb mir auch Stellen daraus ab. Aber irgend ein Bedürfnis nach Gottesdienst hatte ich nicht, nicht einmal so weit, daß ich ein Bewußtsein hatte, daß Sonntag war. Eines Militärgottesdienstes im August 1813 bei Schwentnig am Zobten erinnere ich mich, aber nicht irgend eines Eindrucks davon. Von dem Eifer, mit dem im Kriege 1866 geistliche und leibliche Pflege der Truppen, besonders der Verwundeten gefordert und gewährt wurde, war 1813—15 kein Anklang.

Monatelang trug ich mich mit dem Gedanken, in der Armee zu bleiben, obwohl ich schon damals fühlte, daß ich ein weniger als mittelmäßiger Soldat geblieben wäre. Aber die Gewohnheit des Gehorchens und Befehlens, der Kameradschaft, der Strapazen und Gefahren des Krieges — obschon alles dies meist ennüyant, oft kaum erträglich — und der ganze hieran sich anschließende Lebenskreis war doch so fesselnd, daß mir der Abschied, als ich endlich im September die Armee verließ, sehr schwer wurde. Das Eiserne Kreuz hatte ich nicht erhalten, obschon ich dazu, wenn auch ohne einen Schatten von verdienstlichen Leistungen — denn Blessuren gelten als

solche mit Recht nicht — dazu vorgeschlagen war. „Es tut mir leid," sagte mir unser General von Lobenthal, „daß Sie kein Ehrenzeichen haben, aber es ist nicht meine Schuld. Sie haben das Unglück gehabt, die Kampagne in Frankreich nicht mitzumachen." Meine Kameraden nannten mich einen „Kampagnesoldaten", was Zivilisten als ein Lob ansehen könnten. Sie wollten tadeln: nur in der Kampagne zu brauchen, nicht im Frieden zu der schwierigeren Aufgabe, Truppen zu bilden u. s. w.

Am 19. September verließ ich die Armee, war vom 21. bis 30. bei Leopold in Aachen, was mich sehr glücklich machte, vom 1. bis 10. Oktober in Köln und Düsseldorf und reiste von dort mit dem alten Geheimrat von Rappard zusammen in dessen Wagen über Minden, wo wir am 18. Oktober die erste Jahresfeier der Schlacht von Leipzig durch große Feuer auf den beiden Bergen der Porta Westfalica mit ansahen, nach Berlin, wo wir am 25. eintrafen.

Leopold pflegte nach dem Feldzug von 1813 zu erzählen: sie wären drei Brüder in den Krieg gegangen, hätten drei Wunden erhalten und drei Orden, einer aber, Ludwig, hätte die Wunden, die beiden andern die Orden bekommen. Der spätere Freund von Leopold und Ludwig, Professor Heydler in Frankfurt a. O., dichtete hierauf folgendes Distichon:

„Signa ferunt tria tres tria vulnera fratres;
Hi signum, hic vulnus ter tulit, ille nihil."*)

Nach dem Feldzuge 1815, wo Ludwig zwei Orden und Leopold eine Wunde erhielt, paßte die Geschichte nicht mehr. Leopold wurde 1814 Adjutant des Generals von Müffling und bearbeitete als solcher unter ihm fast allein die Generalstabsgeschäfte, so daß er während dieses Feldzuges fast alle Abend dem Feldmarschall Blücher die Dispositionen vorlegte und mit ihm, so viel dieser es für nötig hielt, was freilich sehr wenig war, darüber sprach. — Zwischen den beiden Kriegen blieb er mit dem General von Müffling im Hauptquartier des Generals Grafen Kleist-Nollendorf in Aachen. Dieser gewann ihn sehr lieb, hatte großes Vertrauen zu ihm und schickte ihn auf die Nachricht von Bonapartes Landung in Frankreich nach Paris, wo er einige Tage blieb, Bonaparte noch sah und unter manchen Gefahren nach Aachen zurückkehrte. Als in Paris ein Franzose gegen ihn prahlte: nun

*) Drei der Orden und drei der Wunden erhielten drei Brüder;
Orden nur zweie, und drei Wunden der dritte, sonst nichts.

würden wir den großen Napoleon gegen uns haben, sagte er: den kennen wir und haben ihn schon besiegt, Ludwig XVIII. dagegen hätte uns als neuer Feind irre machen können. —

Wir schließen diesen Abschnitt mit den Worten Leopolds, die er an das Ende seiner Familiengeschichte, oder wie er es nennt „seines Rechenschaftsberichts über die Vermögensverwaltung" setzt. Der Leser wird sich erinnern, daß bei Gelegenheit des Kaufes von Rohrbeck (Kap. 2, Seite 25) mitgeteilt ist, wie dieses Gut lange Jahre hindurch in gemeinsamem Besitz der vier Brüder und zum Teil auch deren Kinder gewesen ist. Leopold wollte der kommenden Generation zum bleibenden Denkmal den Ursprung dieser Gütergemeinschaft klar vor Augen stellen und wie dieser nicht aus äußeren Dingen besteht, nicht im Besitz von Geld oder Gut, sondern in dem innerlichsten Einssein, herausgewachsen aus der edelsten Familientradition, die ihre Wurzeln für dieses und jenes Leben in Gott und seinem Gesetz hat.

Seine eigenen Worte hierüber — mit einigen Zusätzen von Ludwig — sind: „Ich wollte dadurch zeigen, auf welcher Grundlage die Einheit in unserer Familie, besonders in unserer Linie beruhte, indem nur dadurch die Behandlung des Vermögens und die bis jetzt fortgesetzte Gemeinschaft gerechtfertigt werden kann. Vermögen ist Nebensache, Staub unterm Fuße, der Fuß selbst und was über ihm ist Hauptsache. — Daß diese Einheit aber keine Einbildung ist, geht schon daraus hervor, daß sie von allen Seiten anerkannt wurde. Wir vier Brüder wurden, selbst bis in die neueste Zeit, bald in eins geworfen, bald mit einander verwechselt. Wir freuten uns immer über diese Identifikation. — So schrieb man Ludwig, obwohl er den Kaiser Nikolaus nie gesehen hatte, meine Antwort an letzteren zu, als dieser Louis Philippe als Bürgerkönig verhöhnte: „Und doch hat ihn Europa anerkannt." Von mir sagte man 1848 unsinniger Weise, ich hätte für Otto in der Böhmischen Kirche gepredigt. Dann bemerkte ein Freund Ottos, Leopold Stolberg, wir hätten nicht allein einerlei Sprache, sondern sprächen auch dieselben Dinge. Nach 1848 lobte man mich für die parlamentarischen Reden, die Ludwig gehalten hatte, und bei den Verhandlungen über die Ehescheidungen 1857 legte der Evangelische Oberkirchenrat einen Bericht vor, in dessen Einleitung Ludwig, Otto und ich zitiert wurden, — Ludwig wegen seiner Abhandlung über das Eherecht, Otto wegen der Trauungsverweigerungen, und ich wegen eines Votums als ständischer Deputierter zur Feststellung des

Provinzialrechts, worin ich ausführte, das Eherecht des Landrechts könnte das geltende Märkische Provinzialrecht nicht aufheben. — Pariser Zeitungen vermanschten nach 1848 immer wieder den General-Adjutanten des Königs (Leopold) und den Rundschauer und Tribünenredner (Ludwig) in eine Person, um diese Eine Person als einflußreich anzuklagen." —

Wir sind bis hierher den Aufzeichnungen des Generals Leopold gefolgt unter Benutzung der Ergänzungen seines Bruders Ludwig. Jetzt endet dieses Zwiegespräch der beiden Brüder, und Ludwigs eigentliche, ausschließlich aus seiner Feder stammende Lebensbeschreibung beginnt.

Viertes Kapitel.

# Befreiungskrieg und Wiener Kongreß.

## 1815.

Als ich im Herbst des Jahres 1814 mit dem alten Geheimrat von Rappard, dem Vater meines Freundes, in Berlin wieder angekommen war, bestand unser Hauswesen aus meiner Mutter, meinen Brüdern Wilhelm und Otto und meiner Nichte Luise, genannt Wieschen, Grolman. Leopold war bis 1815 der Krieg wieder begann in Aachen. Als Mieter wohnte in unserm Hause schon seit 1809 die Familie Schmalz. Der Geheimrat und Professor jur. Schmalz, seine sehr liebenswürdige, geistig lebendige Frau und fünf Töchter, die jüngsten beiden in gleichem Alter mit Otto und Wieschen. Es entwickelte sich zwischen dem weiblichen Teil dieser Familie und den unsrigen ein sehr intimer Umgang. Meine Mutter, sich allmählich aufrichtend aus ihrem tief niederbeugendem Schmerze über den Tod meiner Schwester und den meines Vaters, sagte oft, sie würde es nicht für möglich gehalten haben, nach allen ihren traurigen Erfahrungen noch ein solches neues nahes Freundschaftsverhältnis anzuknüpfen, wie es zwischen ihr und der Geheimrätin Schmalz bestand. Schmalzens waren Verehrer und Kirchkinder Schleiermachers, besonders die Geheimrätin. Im Spätherbst 1815, nach unsern Siegen, aus denen der Liberalismus politisches Kapital schlug, erhob sich hiergegen der übrigens sehr patriotische und franzosenfeindliche alte Schmalz. In einer Broschüre führte er, allerdings ziemlich ungeschickt — obwohl Leopold in den 50er Jahren sagte, es sei doch alles von A bis Z wahr, was er darin geschrieben — die Begeisterung von 1813/14 auf gewöhnliches Pflichtgefühl zurück, wie es die „Spritzenleute" beim Feuerlärm empfänden. Auch griff er darin die geheimen Gesellschaften,

Reste des Tugendbundes an. Infolgedessen warfen ihm Studenten die Fenster unseres Hauses ein, und er wurde mit einer Flut feindseliger Pamphlete überschüttet. Unter andern zeichnete sich eins von Niebuhr, dem berühmten Gelehrten, und ein äußerst bissiges, persönliches von Schleiermacher aus, welches letztere die Geheimrätin Schmalz, als von ihrem Beichtvater (ein schwer auf Schleiermacher anwendbares Wort) ausgehend, tief verletzte, und alle Verbindungen zwischen den Schmalzschen und Schleiermacherschen Familien auf immer abschnitt. Es ist dies charakteristisch für die damals sehr hochgehenden Wogen des noch sehr jungen Tugendbund-Liberalismus. — Andererseits war der naive Absolutismus, man kann sich jetzt schwer hineinversetzen, noch in so ruhigem Besitze, daß, als der Lärm kein Ende nehmen wollte, besonders weil Schmalz auf gefährliche, „geheime Gesellschaften" in seiner Schrift hingedeutet hatte, eine königliche Verordnung vom 6. Januar 1816 einerseits die geheimen Gesellschaften selbst, andrerseits aber auch das Schreiben und das Drucken darüber verbot.

Ich gehe zurück in die Zeit 1814—15, als die des Wiener Kongresses, dessen Geist und Werk, als geistlos und im Widerspruch stehend mit den hohen Tendenzen unsrer Siege, — der selbstsüchtige Hader um so und so viel Seelen und Quadratmeilen, das Zerreißen Sachsens, dieses so organisch Einen Landes, in zwei Stücke, das Aufgeben deutschen Rechts und deutscher Einheit und das Zulassen der Einmischung des Auslandes, — mir, ich kann sagen, uns ein Ekel und Greuel war. Als die endgültigen Abmachungen bekannt wurden, sagt mein Tagebuch vom Februar 1815: „Niebuhr hat gesagt, ihm wäre zu Mute wie nach der Schlacht bei Jena und dem Frieden von Tilsit," und ich: „es ist schrecklich, die unheiligste Willkür so alle Keime zerdrücken zu sehn." Und zu Savigny: „Preußen ist entehrt, wie einer, der seinen guten Namen um schnödes Geld verliert." Savigny war völlig mit mir einig, doch kam er mir etwas kalt gegen mich vor.

Eine Hardenbergsche Note vom Dezember 1814 bietet dem König von Sachsen „als Entschädigung Teile von Münster und Paderborn zum Betrag von 300,000 Seelen an, oder wenn das nicht genüge, das Doppelte mit Einschluß von Ländern am linken Rhein-Ufer, wo sich eine angenehm liegende Residenz finden würde." Dies nennt das T. B. „niederträchtig", „so tief stehn wir nicht, daß man uns so prostituiren dürfte." Dann ähnliche, zornige Äußerungen über

die Abtretung von Ostfriesland u. s. w. Wir hatten wohl in der Hauptsache recht, aber neben unserer Romantik, Deutschheit, (Konservatismus sagte man damals noch nicht) und echtem Trachten nach Recht und Freiheit hatten wir uns doch nicht recht auseinandergesetzt mit krudem Liberalismus, uns auch nicht klar gemacht was — besonders, da so viele fremde Mächte mitredeten — möglich war. Wir waren voll Strebens, voll von Idealen, nicht ohne christliche Anregungen, aber alles dies in trüber Gährung. Im Januar 1815 machte ich mein erstes Examen und trat beim Stadtgericht in Berlin ein. Unser Umgang bestand außer den Verwandten: Raumers, Grolmans, Beymes u. s. w. aus Voß, und ferner für mich aus Christian Stolberg (ein Jahr jünger als ich, Bräutigam, wenigstens wurde er es bald) und Savignys. Bei Christian lernte ich am 22. Januar 1815 meinen nachherigen Schwager Adolf von Thadden kennen, der mein ganzes langes Leben so entscheidend bestimmt hat, und bei Savignys Clemens Brentano.

Thadden war geboren am 6. Januar 1796 in Berlin, wo sein Vater als Oberst bald darauf starb. Seine Mutter starb erst 1849. Sie war die Tochter des Generals Grafen von Wartensleben. Thadden war im Kadettenhause zu Berlin erzogen, und wie ich im Frühling 1813 leicht blessiert worden, und Ritter des Eisernen Kreuzes. — Wie Brentano sich damals gab, 1814—15, ehe Luise Hensel ihn wieder zum katholischen Christen machte, möge folgender T. B.-Auszug andeuten: „er hoffe nichts mehr in der Welt — am Ende komme der Tod — dem lieben Gott sei er sehr gut und der ihm auch — das sei ja ganz charmant — er habe noch nie eine vergnügte Stunde gehabt — ihm etwas schenken oder ihn in Gesellschaft bitten mache ihm kein Vergnügen, wenn man lieber statt dessen Gott bäte ihm seine Sünden zu vergeben. Mädchen, wenn sie holdselig, machen mir Freude, aber dann dreht sich mit einem Mal das Auge um, ich muß sie von allem Fleisch entkleiden und sehe nichts als das Gerippe und den Totenkopf. — Er lernt jetzt Rechnen und treibt Algebra, er sagt das sei ihm verhaßt, aber darum tue er es, weil ihm das einen Widerstand, einen Druck gebe. Dichten, Schreiben sei ihm zu leicht; er mache oft Witze ohne lustig zu sein; er könne trefflich einen Betrübten trösten, ohne selbst Trost zu empfinden. Manchmal wundere er sich, wenn er seine eigene Hand sehe, so sehr fehle ihm das Gefühl der eigenen Persönlichkeit."

In meinem T. B. vom 24. November 1814 finde ich folgendes charakteristische: „Stolberg schlug mir Brüderschaft vor. Ich sagte, wir müßten erst darauf trinken. Wir gingen zu Luther & Wegener (eine Weinstube) und tranken eine Bouteille alten Rüdesheimer. — Er sagte von jemand, er sei ihm zu moquant, ich vertheidigte ihn, er sagte, der Heiland hätte nie gespottet. Ich wußte ihm nichts zu antworten." Um diese Zeit, 1815, machte ich auch die Bekanntschaft meines Freundes Goetze, nachmals Obertribunals-Vizepräsident, der bei Dennewitz September 1813 lahm geschossen war. Diese Bekanntschaft ging 1816 in die intimste Intimität über. — Den Liberalen, Deutschtümlern, nachherigen Burschenschaftern war in den Resultaten des Wiener Kongresses und des deutschen Bundes besonders verhaßt die Beibehaltung der vielen kleinen Souveräne von Napoleons Gnaden und die mühsam zusammengeflickte schwächliche Bundeseinheit, im Gegensatz zu wahrer Reichs- oder Nationaleinheit. Allein sie fragten zu wenig nach dem, was recht und was möglich war, und hinter dem doch nur sekundären Begriff „Nationalität" traten die Realitäten „Recht und Obrigkeit aus Gott" — wie nach 1870 — weit zurück, und es können doch nur diese echten Grundbegriffe verwirklichen, was in den liberalen Ideen echt ist.

Zu Ostern, Ende März 1815, wußte man, daß Napoleon, von Elba entwichen, wieder in den Tuilerien sei. Einige Tage vorher heißt es in meinem T. B.: „Manchmal wünsche ich Krieg, also Napoleon jetzt Glück, dann steigen wir zu Pferde und reiten in das Feld," aber dann denke ich wieder: „es ist Übermuth, mit Weltkugeln Ball spielen zu wollen." Einen dieser Abende sagte Niebuhr an seinem Theetisch, in Gegenwart der Savignys, in seinem fanatisch-liberalen Franzosenhaß: Feuer und Schwefel müsse auf Paris herabregnen und die Stätte mit Asche bestreut werden. — Ich gedachte des Sündenlebens der Unsrigen, das ich 1813 und 14 so reichlich im Felde mit angesehn, und fragte, wo dann unsere Sünden und deren Strafen blieben? Niebuhr fand dies empörend altklug und unpatriotisch und sprach seinen Zorn gegen mich hart aus, was ich mir gefallen ließ. Frau von Savigny hat dies noch Jahrzehnte später oft, mein Benehmen anerkennend und lobend, erzählt.

Als Christian Stolberg schon vor Ausbruch des Krieges abreiste und ich im Begriff war ihm zu folgen, sagt das T. B. vom April 1815: „Morgen früh kommt nun der gute Stolberg

nicht mehr und holt mich in die Spittelkirche ab. Ich freue mich unendlich ihn wieder zu sehen. Niebuhr sagt mit der größten Bestimmtheit, daß Stolberg aus diesem Kriege nicht wiederkommen werde, weil Stolberg eine Ahnung habe, daß er bleiben werde, und solche Ahnungen träfen immer ein, — und Brentano vorgestern: „„Stolberg käme gewiß nicht wieder, so sähen die „Bleiberigen" gerade aus."" — Charakteristisch, daß Christian ohne eigenes Bedenken und ohne den Seinigen Anstoß zu geben in die evangelische Spittelkirche ging. Ich wurde mit Rücksicht auf meine Blessuren und wohl durch Grolmans Fürsprache in Blüchers Hauptquartier angestellt und sollte Christian Stolberg in Tatenhausen bei Bielefeld, bei Graf Schmiesing-Kerßenbrock abholen, wo ich den alten Grafen Friedrich Leopold Stolberg kennen lernte, der so ganz verschieden von seinen jetzt so ultramontan-jesuitischen Söhnen zweiter Ehe (zu denen auch Christian als ältester gehörte, der aber selbst nicht ultramontan war) gut preußisch und nichts weniger als ultramontan war.

In Dülmen besuchten wir die stigmatisierte Nonne Anna Katharina Emmerich, sahen aber nur ein ältliches, weibliches Wesen auf einem Bette liegen, — die Wundenmale verbunden. Sie segnete Christian mit wenigen leisen Worten. In Lüttich, wo wir am 21. April das Hauptquartier fanden, ging Christian zu seinem 2. Brandenburgischen Infanterie-Regiment ab.

Brief von mir an Tante Marie, Lüttich, 29. April 1815 [charakteristisch für seine damaligen Anschauungen]: „Du klagst, daß wieder Krieg ist, und freilich, wenn man denkt: durch die Feigheit und Eitelkeit einiger elenden Menschen ist es dahin gekommen, so ist das freilich traurig und niederschlagend. Aber wie deutlich ist nicht Gottes Hand in diesen Begebenheiten! Wie sind die einzelnen Alle, selbst die Fürsten und Feldherrn, so ganz klar nur Seine Werkzeuge! Gott hat diesen neuen Krieg geschickt und keiner kann sich beschweren, aus wohlerworbener, verdienter Ruhe wieder aufgeschreckt zu werden. In uns ist auch ein Napoleon und in unsern nächsten Umgebungen und so lange der noch manchmal sein Haupt erhebt und uns blendet, kann es uns ein Segen sein, wenn der wirkliche Napoleon noch zu bekämpfen ist durch einen Kampf, in dem wir wissen — und je länger und schwerer der Kampf ist um so deutlicher einsehen, — daß der Sieg nur dem echten, wahren Guten, welches alles Bösen und Schlechten Feind

ist, (sowohl des Bösen in uns und in unserm Volk und Heer, als des Bösen in der feindlichen Armee und in Frankreich), zu theil werden kann. Die Sache ist so ernst und schwer, daß alles Falsche, Unechte, all der Flitterstaat wird weggeworfen werden müssen und nur das Reine und Wahre gut sein wird. Auch die Besten werden in sich gehn und sich reinigen müssen. Etwas aber haben wir doch erkämpft: die Hoffnung, daß endlich aus all diesem viel Vortreffliches und Gutes hervorgehn und daß das Erdreich für eine gute Saat umgepflügt werden wird. Ora et labora ist ein herrlicher Spruch."

Am 2. Mai erlebte ich in Lüttich den Sachsen-Aufruhr, der das ganze Hauptquartier, mich mit, auf eine Nacht aus der Stadt verdrängte, unter Steinwürfen, veranlaßt durch den Plan, die Sachsen nach Maßgabe der Landesteilung, obschon diese noch nicht vollzogen und bekannt gemacht war, doch schon vorläufig zu teilen, damit unsere Sachsen als Preußen den Krieg mitmachten. Diesen Plan hatte Grolman von Wien mitgebracht. Das Ende war, daß sieben wirkliche oder angebliche Rädelsführer ohne Kriegsrecht erschossen, die Fahnen des betreffenden Grenadierregiments verbrannt, und der General von Borstell, ein Günstling des Königs, der sich dieser Prozedur als unmilitärisch widersetzte, seines Korpskommandos enthoben, nach Magdeburg auf die Festung geschickt wurde. Die schwere Gefahr der Armee mag diese Gewalttaten einigermaßen entschuldigen. — Leopold stand während dieses Krieges bei der Brigade Lossow als Generalstabsoffizier und Wilhelm bei einem kurmärkischen Landwehr-Kavallerieregiment — beide im Korps von Thielmann, welches Korps nur auf dem wenig engagierten linken Flügel die Schlacht bei Ligny, dagegen am 18. und 19. Juni die Gefechte bei Wavre bestanden hat.

Gegen Ende Mai kam das Hauptquartier nach Namur. Ich dinierte dort, sowie früher in Lüttich und später in Frankreich, täglich beim Feldmarschall, manchmal auch beim General Gneisenau. Abends war ich in Namur in der Regel mit Grolman allein in seinem Quartier und machte ihm den Thee. —

Der Wiener Kongreß hatte Murat, Napoleons Schwager, im Besitz seines Königreichs Neapel gelassen. Aber als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, erklärte Murat Österreich den Krieg und vertrieb den Papst und den Großherzog von Toskana. Allein die Österreicher trieben ihn zurück, schlugen ihn am 2. und 3. Mai 1815

bei Tolentino aufs Haupt und eroberten sein Königreich. Im Oktober machte er noch einen Versuch, sich wieder in Besitz zu setzen, er wurde jedoch sofort gefangen genommen und erschossen. Der alte König Ferdinand IV. war dann wieder König von Neapel und Sicilien. Als die Nachricht von der Niederlage Murats im Hauptquartier ankam, sagte Blücher bei Tafel: „Nun kann Bernadotte auch mit Ehren abdanken, der Teufel hat die Kerls zum Thron berufen." So das Tagebuch vom 3. Juni 1815. —

In unserm Hauptquartier war u. a. der Major von Pfuel (der Premierminister vom September und Oktober 1848), ein geistreicher, witziger, sehr lebhafter Mann. Während der Feindseligkeiten pflegte er mich als Galopin mit zu nehmen, so am 18. Juni bei La belle Alliance und am 2. Juli von Versailles nach Meudon.

Am 1. Juni, während Napoleon in Paris sein „Maifeld" abhielt, fiel oder stürzte sich aus dem Fenster des Schlosses zu Bamberg, als eben eine russische Kolonne durch die Stadt marschierte, Berthier, Prinz von Neufchatel, zu Tode. Brentano dichtete:

Ein Jeder bleib' auf seiner Stell'
Der Rhein ist keine Gosse,
Es bricht den Hals der Neufchatel
Aus einem alten Schlosse.

Er war der Gemahl einer bayerischen Prinzessin. Als Napoleon nach seinem Siege bei Ligny die Fühlung der retirierenden Unsrigen verlor und dadurch zu unserm Siege bei Belle Alliance so wesentlich beitrug, sagte man, er sei gewohnt gewesen, solche Details Berthier zu überlassen. Es war dies aber doch kein Detail. Mir zwanzigjährigen unerfahrenen war schon damals klar, daß dies ein arger Fehler Napoleons war.

Am 14. überschritten die Franzosen die Grenze und am 15. nachmittags brach das Hauptquartier von Namur auf, dem Feinde entgegen, nachdem wir noch in Namur mit General Thielmann, dessen Korps, mithin auch Leopold, die Stadt passierte, diniert hatten.

Wir lagen die Nacht in Sombref. Den andern Morgen stellte sich das Hauptquartier bei der Windmühle von Bry auf, wo es fast immer blieb, bis die Schlacht zu Ende ging. Auf dem Wege dahin kamen wir vor dem Brandenburgischen Infanterie-Regiment vorbei. Ich stieg ab und sah Christian Stolberg zum letztenmal. Er war sehr zufrieden. Er sagte: hier fühle er doch, daß er an seinem Platze

wäre und freute sich sehr, daß der Krieg angefangen hatte. Aus meinem Briefe an meine Mutter, datiert von St. Quentin, den 26. Juni 1815: „Er wurde bei einem Angriffe der Tirailleurs auf das Dorf St. Amand in die Brust geschossen und war auf der Stelle tot. Unsere Tirailleurs wichen zurück, und bei einem nachherigen Avancieren wollen ihn seine Kameraden schon ausgezogen gesehen haben. Er hatte sich freiwillig ausgebeten, mit den Tirailleurs vorzugehen an der Stelle eines andern Offiziers, der sehr müde geworden war."

Um 1 Uhr kam Wellington, in seinem Gefolge Dörnberg, der 1809 aus westfälischem Kriegsdienste in den österreichischen übertrat, nachmals General und Vater der Gräfin Gröben-Neudörfchen, und Scharnhorst, der Sohn des berühmten Generals. Wellington und Blücher besprachen sich durch Dolmetscher, da sie keine gemeinsame Sprache hatten. Um diese Zeit hatte die Schlacht sich engagiert und wurde bald sehr heftig. Die Dörfer wurden genommen, verloren, wieder genommen, so besonders Ligny und St. Amand, wo Christian Stolberg fiel. Ligny brannte an drei Stellen. In dem Dampfe sah man, als es gegen Abend etwas regnete, einen Regenbogen. »What do you think of this battle«, fragte ich gegen das Ende Scharnhorst. Er: »I think it won«. Ich wurde zum Überbringen von Befehlen gebraucht. Einmal geriet ich in ein heftiges Feuer, mein Pferd zitterte, und war lange nicht von der Stelle zu bringen. Ich wollte schon absteigen und mich zu Fuß den fechtenden Truppen anschließen, als es endlich sich noch in Bewegung setzte. Auf den General Holtzendorf sah ich eine matte Kanonenkugel zukommen, eben wollte ich ihm zurufen, als er schon getroffen vom Pferde sank. Er wurde hergestellt. Als das Gefecht in Ligny sich für uns zu entscheiden schien, nahm Gneisenau die Offiziere des Hauptquartiers zusammen und ritt in einem mörderischen Feuer mit uns und mit General Zieten und dessen Hauptquartier an das Dorf heran und das Dorf entlang. Da schlug einige Schritte vor mir eine Kanonenkugel Gneisenaus Pferd durch den Vorderschenkel. Es sah schön aus, wie das Pferd sich noch einmal hob und dann in seinem Blute fiel. Während Gneisenau sofort aufsprang, war auch schon ein Graf Holk, ein Offizier unsers Hauptquartiers, vom Pferde abgestiegen. Er schrie, als er sah, daß Gneisenau nicht blessiert war: „Vivat der General Gneisenau, Hurrah", und gab ihm sein Pferd. „Dummerweise", sagt das T. B., „bückte ich mich mehrere Mal vor den Kugeln, wie mehrere Andere

auch." So ritten wir zurück zur Mühle, die Artilleriekugeln hinter uns her. Hier aß das Hauptquartier etwas im Schutz des Müllerhauses, denn seit dem frühen Morgen 4 Uhr, bis jetzt etwa $7^{1}/_{2}$ abends hatten wir nichts gegessen. Auch der dem Hauptquartier accreditierte englische Oberst Hardinge — später Lord Hardinge und General-Gouverneur von Indien — wollte mitessen und war schon abgesessen und eben im Begriff, um die Ecke des Hauses zu gehen, da schlug ihm eine Kugel die rechte Hand ab. Ich trat an ihn heran, als sie ihm eben oberflächlich verbunden war, »comment vous portez vous« fragte ich ihn, »Oh, un peu de mal à l'estomac«, sagte er, sehr bleich und leidend aussehend. Von hier schickte mich Grolman fort, um General Bülows Heranmarsch zu beschleunigen. Wir hielten unsern Sieg oder doch die Behauptung unserer Position für gewiß; bei Sombref, an einer Stelle, wohin nur noch vereinzelte Kugeln fielen, begegnete mir 8 Uhr abends Meier, der Freund meiner älteren Brüder, der ebenfalls dem Hauptquartier attachiert und auch verschickt gewesen war und zurückkam. Ich erzählte ihm mit einigen Worten die Schlacht. Er ist nicht wieder gesehen und nach dem Frieden für tot erklärt worden, nachdem ich über diese Umstände gerichtlich Zeugnis abgelegt hatte. — Es gelang mir nicht, den General Bülow zu erreichen. Dunkle Nacht bei trübem Wetter, — mein Pferd, auf dem ich die Schlacht mitgemacht, hungrig und müde — Feldwege, die Schwierigkeit, Führer zu finden und wenn sie gefunden waren, sie vom Pferde herab zu verhindern, davon zu laufen (was mir passierte, ich war ganz allein), endlich auch wohl einige Ungewandtheit meinerseits — machten, daß ich, ohne Bülow gefunden zu haben, als es Tag wurde, in dem Städtchen Gembloux Nahrung und Ruhe für mein Pferd suchen mußte. — Die retirierenden Kolonnen des 2. und 3. Korps zogen eben durch die Stadt. Nun erst erfuhr ich von General Thielmann, daß die Schlacht verloren war. Ich war den Abend in der Meinung fortgeritten, daß wir gewiß wenigstens unsere Stellung behaupten würden. Ein mißlungener Kavallerie-Angriff auf coupiertem Terrain unsererseits in der letzten Stunde Tageslicht, hatte ein scharfes Vordringen des Feindes und endlich den Rückzug unsererseits zur Folge gehabt. Hierbei ist die so vielfach ausgemalte Geschichte von Blüchers Sturz vom Pferde inmitten verfolgender französischer Kavallerie und Nostizens treuem Ausharren bei ihm vorgefallen. Ich kann hierüber kein Zeugnis ablegen, wohl aber versichern, daß — obschon ich noch bis

in den November im Hauptquartier mit Nostiz zusammen war — ich mir doch nicht erinnere, von diesem Vorfalle als von etwas Merkwürdigem, je sprechen gehört zu haben. Gewiß aber ist, daß des Feldmarschalls Pferd erschossen wurde. An demselben 16. Juni griff Napoleon bei Quatrebras die Engländer an. In diesem Gefechte fiel der Herzog Wilhelm von Braunschweig, Sohn des bei Auerstedt tötlich verwundeten Herzogs und Vater der beiden letzten Herzöge von Braunschweig. Unser Rückzug ging nach Wavre, wohin ich etwa 2 bis 3 Meilen mein immer noch sehr müdes Pferd am Zügel führen mußte. Ein Knabe, der mir als Wegweiser diente, schimpfte sehr auf Napoleon, nannte ihn »ce francmaçon, ce nouveau riche«. Ich quartierte mich in Wavre zu Scharnhorst in Gneisenaus Haus ein. Obgleich das Hauptquartier — auch Leopold war da bei Grolman — den ganzen gestrigen Verlust kannte: 12—15000 Mann, 20 Kanonen, so war doch alles guten Muts und voll Siegeshoffnung, wovon folgender Brief an meine Mutter Zeugnis giebt: Wavre, den 17. Juni 1815, 6¾ Abend, in Grolmans Bureau. Meinem Versprechen gemäß benutze ich den Abgang einer Staffette nach Berlin, Dir von dem gestrigen Gefecht einiges zu schreiben. Vorgestern griffen die Franzosen von Maubeuge aus unser erstes Armeecorps General Zieten an, und drängten es nach einem hartnäckigen Gefechte über Charleroi hinaus nach Fleurus zurück. Gestern früh waren die drei ersten Armeecorps dem Feinde gegenüber aufgestellt, nach einigen Plänkeleien während des Vormittags geschah um 3 Uhr von den Franzosen ein ernsthafter Angriff auf unsere ganze Linie — sie waren unter Bonapartes Anführung 110 bis 120000 Mann stark, wir circa 90000, doch sollte am Abend das 4. Armeecorps Bülow eintreffen, was aber nicht geschah. Zu gleicher Zeit, da Alles gegen uns concentriert war, sollte nach einer den Mittag persönlich getroffenen Abrede Wellington eine Diversion machen, die auch erfolgte, aber nicht glücklich ausfiel. Wir hielten unsere Stellung von 3 bis 8 Uhr ganz fest, Dörfer wurden genommen, wieder genommen ꝛc., das Gefecht war sehr mörderisch, besonders habe ich nie ein so starkes Artilleriefeuer gesehen. Das Dorf Ligny, wovor sich unser Hauptquartier den ganzen Nachmittag befand, gerieth an mehreren Orten in Brand und war die ganze Schlacht durch zwischen beiden Theilen streitig, und der Schauplatz eines sehr heftigen Infanterie-Gefechtes. Wir waren beständig in einem sehr heftigen Artilleriefeuer. Zwei Officiere des Hauptquartiers wurden

von Artilleriekugeln blessirt und dem General Gneisenau — 10 Schritt vor mir — ein Pferd unter dem Leibe todt geschossen. — Um 8 war Alles in der besten Lage, auf allen Punkten hatte man die gewisse Aussicht, Alles zu behaupten, und den Feind nächstens sich abziehn zu sehn. So weit habe ich das Gefecht nur mitgemacht. Da wurde ich an den General Bülow geschickt und sah zu meiner großen Verwunderung heute früh auf dem Rückwege die Armeecorps durch Gemblour retiriren. Ein neuer allgemeiner Angriff, besonders mit überlegener Kavallerie, hatte unsere ganze Linie zum Weichen gebracht und in der letzten Stunde des Tages das Gefecht für den Feind entschieden. Wir haben während dem Gefecht bedeutend an Todten und Blessirten verloren, aber der Feind auch, Gefangene außer den Blessirten nicht viel, aber 16 bis 20 Kanonen. Heute haben wir uns hierher concentrirt, nach unserer rechten Flanke hin, um mit den Engländern in naher Verbindung zu sein, links ist Gemblour, das Schlachtfeld von gestern, und die Straße nach Namur von uns verlassen.

Der Feind hat so bedeutende Kräfte, — allein gegen uns gewandt, was uns alle Ehre bringt — nur durch Entblößung aller übrigen Grenzen, wie aus allen Nachrichten hervorgeht, zusammenbringen können. Über $^5/_6$ seiner ganzen regulären Armee sind gestern gegen uns gewesen, doch keine Nationalgarden, in wie fern er sich auf diese und auf das Volk verlassen kann, davon wird die Dauer — denn der endliche Ausgang scheint mir völlig gewiß — dieses Krieges abhängen. Ein französischer Oberst, der gestern früh überging, sagte, nie wären die Soldaten mit mehr Eifer und Lust ins Feld gezogen, als jetzt.

Wir stehn Gott sei Dank so, daß uns eine verlorene Schlacht nicht decontenancirt, vielleicht ist sie uns in mancher Hinsicht recht gut.

Polte ist, wie ich heute in General Thielmanns Hauptquartier erfahren habe, wohl, Wilhelm gar nicht im Gefecht gewesen. Die beiden Grolmans sind wohl, den jüngsten habe ich an der Spitze seines Bataillons noch heute früh gesehn. Deinen Brief vom 26. v. M. habe ich erhalten. Über Alles darin enthaltene nächstens. Über Ottos Verturnung haben Polte und ich sehr gelacht. Muntre ihn ja auf, bei diesen kriegerischen Übungen zu bleiben in dieser kriegerischen Zeit.

Die Staffette geht ab, auch bin ich sehr müde, beinah 24 Stunden hintereinander nicht vom Pferde gekommen und nicht einen Augenblick geschlafen. Lebe wohl, liebe Mutter, und behalte mich lieb. L. v. G.

Heute ist nichts vorgefallen. Rechts nach den Engländern hin hört man schwach kanonieren. Eben kommt Polte mit dem Oberst Clausewitz."

Den Tag darauf, 18. Juni, ging es in Wavre, während die Kolonnen durchzogen, sehr unordentlich her. Die Stadt wurde an verschiedenen Stellen geplündert und geriet sogar in Brand, was gefährlich für die Kriegsoperationen zu werden drohte, da in der Stadt der Hauptübergang über den Dylefluß war. Um 10 Uhr vormittags am 18. Juni brach das Hauptquartier an der Spitze der Kolonne auf. Es fand sich kein Feind, bis wir das englische Schlachtfeld erreichten — Napoleons Verfolgung seines Sieges vom 16. durch Grouchy war am 16. und 17. auf eine falsche Fährte nach Namur zu geraten — was vielleicht die Geschichte des Jahrhunderts bestimmt hat. Grolman schickte mich zurück mit einer Ordre an Thielmann, der Wavre gegen den nun anrückenden Grouchy hielt und den andern Tag, 19., räumen mußte, nachdem wir am 18. den Feind aufs Haupt geschlagen hatten. Als ich von Thielmann mit meiner Meldung zurückkam — (es war mir immer eine Verlegenheit, daß ich Grolman amtlich und vor andern Offizieren doch nicht wie sonst „Du" nennen konnte und „Herr General" mir schwer abging) begann vor uns unser Tirailleurfeuer, etwa 4—5 nachmittags. Ich kam während der ganzen Schlacht in kein anderes als schwaches, meist nur Artilleriefeuer (nicht entfernt zu vergleichen mit meinem bei Leipzig oder Ligny) größtenteils als Galopin Pfuels. Nach Planchenois auf unsern äußersten linken Flügel, wo das Hauptgefecht der Preußen stattfand, kamen wir nicht hin. An Stolbergs Regiment heranreitend fragte ich einen Offizier nach Stolberg. Er sagte mir, daß er tot sei. Als ich später Gewißheit erhielt, bewegte dieser Verlust mich tief schmerzlich. Ich hatte in ihm einen Halt und Stützpunkt meines Lebens gehofft, ähnlich wie ich ihn später in größerem Maße in Thadden wirklich fand. Als Andenken an meinen lieben Christian möge hier noch folgender Brief Sievekings stehn, unseres feingebildeten, geistreichen Hamburger Freundes. Er schreibt — wohl aus Paris 1815 — an die Gräfin Katharine Stolberg, die Schwester von Christians Vater: „Mit der lebhaftesten Theilnahme erfuhr ich am 19. Juni im Zimmer des Herzogs von Wellington den schönen Tod Ihres heldenmüthigen Neffen. Obgleich ich ihn in Berlin nur kurze Zeit kannte, so hatte ich doch Gelegenheit im täglichen Gespräch mich ihm näher

anzuschließen. Unter Menschen, an denen die Führungen der Vorsehung zeigen sollten, wie man bei allen Schätzen eines ausgebildeten Geistes arm, wie man selbst bei einer allseitig erhöhten Empfänglichkeit des natürlichen Menschen innerlich ausgehöhlt sein kann, trat er mit einer Gewißheit des Herzens auf, die weder die Frucht noch die Blüthe, sondern das Mark seines Lebens war. Wie ein Nachtwandler wußte er sich überall in seiner Unschuld zurechtzufinden, und wenn der Teufel wie ein verkommener Spielkamerad auch mir verstohlen zuwinkte, so witterte unser Stolberg doch seine Nähe. Der Segen, in dem er aufgewachsen, hatte ihn früh zu einer Klarheit geführt, in der sich wohl jene beiden Stolberge, deren Besuch Luther in seinen Briefen erwähnt, wie sein frommer Vater gern wieder erkannt hätten. Wie sein Ohr den Reden, die das Auge nicht zugleich verständlich machte, so war sein Geist Allem verschlossen, aus dem das Herz nicht sprach; aber keine Beschränktheit in der Welt würde ihn verhindert haben, die Sprache des Herzens zu erkennen. Ich erinnere mich der Fröhlichkeit, mit der ihn die Aussicht erfüllte, seine Braut, sein väterliches Haus, seine Kriegskameraden, und der Begeisterung, die Gefahr wieder zu finden, nach der sein ritterliches Herz sich sehnte. Als er abgereist war, hatten fast Alle, auch Niebuhr, das Vorgefühl seines baldigen Todes. Noch kurz vor der Schlacht sagte er seinem Freunde Ludwig von Gerlach, jetzt fühle er sich erst recht auf seiner Stelle. Wenige Tage später sollten wir, auf's Tiefste erschüttert, die sonderbare Wahrheit dieser Worte erst recht begreifen. Seine Besorgniß, die reinen Triebfedern, die ihm den Krieg lieb machten, getrübt zu sehn, ging so weit, daß er oft eine Niederlage wünschte.

Das Andenken solcher Gefallenen ist vielleicht die schönste Spur, die auch der glänzendste Sieg zurückläßt, und ich gestehe, daß die wehmüthige Freude, das Bild der frommen Heldenseele Stolbergs mir zu vergegenwärtigen in der Unterhaltung mit denen, die ihn liebten, von Allem, was jene entscheidenden Tage bezeichnet, mir am meisten an die Seele geht." Diesen Brief zeigte mir Cajus Stolberg am 1. Juni 1818 in Berlin.

„Etwa um oder bald nach Sonnenuntergang," so mein C. B., „war die Schlacht zu Ende, der Feind in vollem, unordentlichem Rückzuge, Alles rückte gegen die Meierei von la belle Alliance vor. Die sehr breite Chaussee, beleuchtet vom Juniabendlicht und Mond, war voll von befreundeten Truppen, gefangenen und zersprengten Feinden, — ein Bild der Konfusion. Es fielen hin und wieder noch Schüsse. So bis Genappe,

wo das Hauptquartier über Nacht blieb. Nur Gneisenau an der Spitze einer Avantgarde setzte die Verfolgung des en déroute davon eilenden Feindes weiter fort. Wir fanden in dem Hause, in das sich der Feldmarschall legte und in welchem ein verwundeter feindlicher General lag, lauter, wohl von Napoleon am vorigen Tage zurückgelassene Süßigkeiten, Punschextrakt und dergleichen, aber kein Brod und Fleisch, wonach wir, nüchtern seit Wavre, großes Verlangen hatten. Den andern Morgen schrieb ich für den als Kurier mit der Siegesnachricht an den König abgehenden Major Lützow nachstehenden Brief an meine Mutter: „Genappe 19. Juni 15.*) Morgens 5½. Liebe Mutter, wir haben gestern mit den Engländern einen completen Sieg erfochten. Eine ungeheure Anzahl Geschütze ist in unsern Händen. Die Resultate zeigen sich immer mehr — bei la belle Alliance. Grolman ist wohl, das dritte Armeecorps, wo der jüngste Grolman, Polte und Wilhelm stehn, ist wenig engagirt gewesen. Die Franzosen lassen alle Straßen voll von ihren Equipagen und Geschützen. Ich schreibe dieses auf dem Rücken eines Officiers, in der größten Eile. L. v. Gerlach." —

Napoleons Wagen standen auf der Straße. Wir machten Beute. Ich einige Bände Reisebibliothek und ein kleines silbernes, vergoldetes écritoire mit dem kaiserlichen Wappen, das Leopolds Kinder noch haben. Grolman sagte später sehr charakteristisch: es sei sehr hübsch, er möchte es wohl haben, „wenn es nur nicht vorher der üble Mensch, der Napoleon, gehabt hätte." Man fand auch einen roten Mantel — Krönungsmantel sagte man — den man mir umhing, und mich neckte, ich sähe aus wie Napoleon. Dies ist mir später immer wieder gesagt worden. Am 19. Juni 1815 kam das Hauptquartier nach Gosselins; ich erinnere mich noch, wie in den Feldern im hohen Getreide die preisgegebenen blessierten Pferde standen; so sollen auch viele verwundete Menschen, die man vom Wege aus nicht sah, elend umgekommen sein. Am 19. abends wurde ich, die Nacht durch als Kurier reitend und fahrend, in das englische Hauptquartier geschickt mit einer an unsern bei Wellington akkreditierten, aber nicht anwesenden General Müffling gerichteten Depesche, die ich Wellington, den ich in Brüssel wie im tiefsten Frieden traf, französisch vorlesen mußte. Sie enthielt eine Bitte um Munition und

*) Siehe das Facsimile, Anlage Nr. IV.

Artillerie, die sofort gewährt wurde. In Wellingtons Hause unter den englischen Offizieren fand ich Sieveking in der Uniform eines hanseatischen Majors. Am 20. holte ich das Hauptquartier, schon auf französischem Grund und Boden, in Solve sur Sambre wieder ein. Der Marsch nach Paris glich einem langen Spazierritt: schönes Sommerwetter, gutes Essen und Quartiere, Siegesgefühl, Erwartung noch größerer Erfolge, der alte Blücher in einer Kutsche, Zivilkleidern, rundem Hut. Ich wurde noch einmal mit Aufträgen in das englische Hauptquartier geschickt, nach Château Cambresis, wo alles friedlich aussah, in schroffem Gegensatz zu den feindlichen Orten, wo wir waren, wohl am 23.—25. Juni. Am 25. trafen wir drei Brüder uns in Guise, wo wir zusammen frühstückten, Leopold hatte einen Streifschuß neben dem Kinn bei Wavre erhalten, es war aber schon nichts mehr davon zu sehen. Aus St. Quentin schreibe ich 26. Juni an meine Mutter: „Der Kampf ist so gut als zu Ende, da bei der Uneinigkeit der Franzosen kein ernstlicher Widerstand zu erwarten ist. Wo wir durchkommen, sind weiße Fahnen und goldene Lilien. Die Bourbons werden erwartet, ein Glück ist, daß die Monarchen nicht bei der Armee sind und wenigstens nicht gleich die Früchte unsrer Siege verderben können." | Dies ist bezeichnend für die Stimmung im Hauptquartier: „Wir rücken jetzt nur immer darauf los, und kehren uns an keine Deputationen und Anträge, wie sie schon geschehen sind. Zwischen uns und den Engländern herrscht die größte Einigkeit." Bekanntlich umgingen die Preußen Paris, so daß sie es links liegen ließen. Ich erinnere mich, daß von Gonesse oder Argenteuil aus an einem der letzten Junitage Pfuel einen Rekognoszierungsspazierritt machte und mich mitnahm, wie gewöhnlich. Er sah jenseits an der Seine einen angebundenen Kahn, zog sich aus, schwamm hinüber und untersuchte ihn, ob etwa brauchbar zu einem Übergang. Den 1. Juli kam das Hauptquartier nach St. Germain. Wir lagen im Schlosse, Grolman vollkommen wohl und rüstig, legte sich 12 Uhr mittags ohne müde zu sein zu Bett, um Vorrath zu schlafen, wie er pflegte, für eine etwa bevorstehende nächtliche Aktion. An demselben Tage war in Versailles das Gefecht, in welchem unsere Kavallerie sehr zusammengeschossen wurde. Am 2. war das Hauptquartier in Versailles; das Diner beim Feldmarschall war fast zu Ende, als gemeldet wurde, daß zwischen Paris und Meudon gekämpft würde. Pfuel ritt sofort dorthin und nahm mich mit. Wir sahen an dem prächtigen Sommerabend von

der hohen Terrasse vor dem Schlosse von Meudon bis hinein in die Straßen von Paris, wie die feindlichen Truppen ausrückten, und zu unsern Füßen das Gefecht; wir selbst außer Schußweite. Pfuel ließ Kanonen auf der Terrasse auffahren, allein sie erreichten den Kampfplatz nicht. Mir ist lebhaft erinnerlich, wie beim ersten Schusse die Scheiben der Fenster der Landhäuser am Abhange, über welche unsere Kugeln hinwegschossen, klirrend zusammenbrachen. Der Abend machte dem Gefecht ein Ende und wir ritten nach St. Cloud, wo in dem Schlosse unser Hauptquartier sich inzwischen einquartiert hatte. Den andern Morgen fing das Gefecht zwischen Issy und Vaugirard wieder an. Pfuel und ich waren wieder im Schlosse Meudon, aber bald kam Nachricht, daß Waffenstillstand geschlossen sei. Wir ritten zurück nach St. Cloud, wo im Schlosse den ganzen Tag über mit den französischen Kommissarien der förmliche Abschluß der Kapitulation von Paris verhandelt wurde, während wir geringes Volk in dem schönen Garten mit seinen Erinnerungen an den 18. Brumaire (9. November 1799) und seinen schönen Aussichten uns beschäftigten, sehr begierig nach dem Diner, das erst um 8 Uhr abends nach dem formellen Abschluß erfolgte und an welchem die französischen Unterhändler teilnahmen. Dieser Abschluß enthielt Übergabe von Paris, wo wir am 7. durch das bois de Boulogne und die champs élysées, also so als ob wir aus Spanien kämen einzogen. Paris wurde zwischen den Engländern und uns so geteilt, daß jene den Hauptteil, incl. Tuilerien und Louvre, das rechte Seine-Ufer, wir das linke besetzten. Napoleon hatte inzwischen noch mehrfache Versuche gemacht, den Thron seinem Sohne zu erhalten, die aber alle mißlangen. Endlich begab er sich auf das englische Kriegsschiff Bellerophon (15. Juli), welches ihn nach England brachte, von dort wurde er nach Beschluß der alliirten Mächte nach St. Helena als Gefangener geführt.

Unser Hauptquartier blieb in St. Cloud bis zum 27. Juli. Ein Brief von mir an meine Mutter, St. Cloud, 15. Juli, enthält folgendes: „Mir geht es sehr wohl, Geschäfte sind fast gar nicht mehr, daher ich fast täglich mit Scharnhorst und einigen andern nach Paris reite oder fahre, womit Grolmans Franzosenhaß nicht recht zufrieden ist. Er geht nur nach Paris, wenn er muß. Der große Eindruck, den die prächtige Hauptstadt, das ungeheure Leben auf den Straßen und die bunte Mischung von Franzosen, Engländern und Preußen, wozu nun bald noch Russen, Österreicher u. s. w. kommen werden, ist

gar nicht zu beschreiben. Ekelig ist nur die Verworfenheit dieses Volkes, die jetzt Ludwig XVIII. wieder mit eben demselben Jubel empfangen, wie vor drei Monaten Bonaparte." (Die Möglichkeit, daß diese Jubelnden nicht gerade immer dieselben Individuen waren, scheint meinem jugendlichen Scharfsinn entgangen zu sein.) „Vor drei Tagen war ich dabei, wie im théatre français die berühmte Schauspielerin Mselle Mars, die eine Bonapartistin sein soll, gezwungen wurde, »vive le roi« zu rufen. Am meisten ärgert und demüthigt es die Franzosen, daß die Preußen hier sind. Vor den Engländern haben sie mehr Achtung, und es demüthigt sie nicht so von ihnen besiegt zu sein. Zwischen der englischen und preußischen Armee herrscht das beste Einverständniß. Wie es jetzt gehen wird, weiß der Himmel, dummes Zeug machen sie gewiß. Der besseren Partei giebt aber bei uns das einiges Gewicht, daß sie den glücklichen Ausgang des Feldzuges entschieden hat. Wir bewohnen hier das kaiserliche Schloß St. Cloud. Der Feldmarschall schläft in Napoleons Bett, General Gneisenau in Marie Luisens und Grolman in Josephinens. — Mit Wilhelm bin ich mehrere Tage zusammen gewesen in Paris. Einen Tag war auch Polte da und wir haben in der Restauration bei Very gegessen. Jetzt sind sie wieder bei ihren Corps an der Loire."

Die Lust zu plündern war bis zur Einnahme von Paris sehr stark geworden. Gneisenau und Grolman eiferten dagegen. Als nun Scharnhorst und ich an einem dieser Tage in unserm gemeinschaftlichen Quartier im Schlosse das Frühstück erwarteten und in tugendhaftem Gespräch über Plündern begriffen waren, trat Scharnhorsts Bursche mit einer wunderschönen vergoldeten Tasse von Sèvres-Porzellan — ein Lächeln statt Besitztitel — herein, was Scharnhorst als Anglomanen und Bewunderer der straffen englischen Manneszucht manche Neckerei zuzog. — Der ehrliche Major Lützow ging ins andere Extrem im Ekel an solchen Dingen und bezahlte in seinen Quartieren, wo er konnte, Kost und Wohnung. Auch Grolman war in Beziehung auf Privatvorteil sehr eigen und streng. In Chartres, etwa 10. oder 12. August, gab der Präfekt, wie das auch sonst vorkam, dem Hauptquartier ein Diner, dem er selbst in Amtskleidung mit Schärpe und den bourbonischen Abzeichen beiwohnte. Der Feldmarschall warf dem Präfekten über Tisch deutsche Grobheiten an den Kopf, welche als Dolmetscher der Graf Holk wortgetreu, in gutes Französisch übersetzt, dem Präfekten mitteilte. Grolman, dem schon das Annehmen dieses Diners

sehr zuwider war, äußerte mir nachher seinen heftigen Unwillen, daß, wenn man sie annähme, dem Wirt Grobheiten gesagt würden.

Gleich in den ersten Tagen in St. Cloud kam man im Hauptquartier auf den Gedanken, den pont de Jena wegen seines Namens in die Luft zu sprengen, und zwar schleunig, ehe die Monarchen nach Paris kämen. Louis XVIII. verwandte sich in einem Billet, auf einem Oktavblatt mit einer weiblichen Handschrift, bei Blücher, den er, wie die französischen Marschälle »mon cousin« titulierte (ich bekam das Billet zu sehen) für die Erhaltung der Brücke. Ich sagte zu Grolman, das Sprengen sei Bruch der Kapitulation, da diese alles öffentliche und private Eigentum zu schonen versprach. Grolman erwiderte, die Brücke sei kein Eigentum, sondern geraubtes Gut, denn sie sei aus den preußischen Kontributionsgeldern erbaut. Ich geriet darüber mit ihm in heftigen Streit, der mir lebhaft im Gedächtnis haftet. Er wurde in der Exkaiserin Josephine, also in Grolmans Zimmer geführt, dessen Balkon die schöne Aussicht auf Paris mit der vergoldeten Kuppel des Hôtel des Invalides hatte. Es waren wohl die ersten Anklänge meiner späteren „richterlichen Gewohnheiten", durch welche ich mir so viel Tadel und Widerspruch zuzog, besonders als ich gegen die Bismarckschen Annexionen von 1866 Zeugnis ablegte. Der General Nostiz erinnerte mich später oft an Grolmans Heftigkeit in seinen Disputen mit mir in Frankreich, welche die Häuser erbeben machte, und die sanfte Generalin Grolman, seine zweite Frau, erzählte noch im Jahre 1862 davon, wie er in Berlin, bald nach ihrer Heirat 1816 im Gespräch mit mir gegen mich so heftig geworden, daß sie als gewiß angenommen, nun sei der Umgang zu Ende, gleich darauf sei er aber so freundlich-zärtlich gegen mich gewesen, daß sie sich beruhigt habe.

Die Mine an dem pont de Jena wurde gelegt und angezündet, blitzte aber ab und fügte der Brücke nur unbedeutenden Schaden zu, zum großen Verdruß des Hauptquartiers und des betreffenden Artillerieoffiziers, denn in den nächsten Tagen kamen die alliierten Monarchen und machten dem Unternehmen ein Ende.

Damalige Pariser calembourgs:

»Les plus chiens (Prussiens) et les autres chiens (Autrichiens).

Le duc de vilain ton (Wellington).

Le roi a des amis partout, Napoleon a des ennes mis (ennemis) partout (Buchstabe N an Gittern, öffentlichen Gebäuden 2c.).

Le maréchal prussien est le plus cher (Blücher).«

Die Melodie: »Vive Henri quatre« durchtönte Straßen, Theater ꝛc.; Spöttereien auf die Bourbons:

On a beau faire, on a beau dire,
Le lys me cause de l'effroi.
J'ai vu le Roy, le pauvre Sire,
J'ai vu d'Artois, — vive le Roy!

Louis deux fois neuf (neu oder neun).
Louis bis cuit (statt dix huit; zweimal gebacken, wegen der zweimaligen Restauration).
Les Français doivent payer une forte contribution, parcequ'ils ont un gros revenu (starke Einnahme — zurückgekehrten Louis XVIII., der korpulent war).

Ich hätte noch vorher erzählen sollen, wie ich am 8. Juli unter dem Volke, nicht ohne einige Besorgnis vor Mißhandlungen, stand und hörte, wie der eben eingezogene Louis XVIII. auf den Tuilerienbalkon des inneren Schloßhofes hinauswackelte; seine Feinde nannten ihn »un roi sans jambes« statt »sans peur«. Er redete das Volk mit »bon jour, mes enfants« unter endlosem Jubel an. Ich suchte gleich nachher Leopold auf, fand ihn auf einem Einquartierungsbureau des Faubourg St. Germain und erzählte ihm mitten in dem Lärm des Billette=Forderns und =Verteilens, womit man dort an dem heißen Julinachmittage sich abquälte, was ich in den Tuilerien eben gesehen hätte. Er sagte: „Das ist die tiefste Erniedrigung der Franzosen, daß sie hier Quartierbillets schreiben müssen, während die Dynastie verändert wird." — Als wir einmal den gebrechlichen Rappard auf dem Quai Voltaire fanden, sagte Leopold: „Das ist nun das Ende von Napoleons Siegen, daß Rappard als Sieger in Paris eingezogen ist." Der alte Blücher nannte mich manchmal bei Tafel „Herr Obscultator", und Scharnhorst redete mich an „Zivilist". Einmal sagte dieser zu mir, als wir dem alten Blücher bei Tisch gegenüber saßen: „Sehen Sie, da sitzt nun der alte Mann und weiß nicht, auf welchem Ufer der Seine wir sind." Ich fürchte, daß ich mit diesen kleinen Geschichten die jüngere Generation langweile, für mich haben sie den goldenen Glanz von Jugenderinnerungen. Lord Palmerston soll einmal gesagt haben: „Die alten Leute redeten immer von der guten alten Zeit, richtiger würden sie ihre Gefühle ausdrücken, wenn sie lieber gute junge Zeit sagten, nämlich die Zeit ihrer heiteren Jugend."

Vom 18. bis 26. Juli machten Scharnhorst, ein Premierleutnant Michaelis und ich zu Pferde, mit einer Kavalleriepatrouille als Bedeckung, eine Rekognoscierung die Seine hinab, die wir, ohne

dazu Ordre zu haben, bis nach Rouen ausdehnten, wo noch keine Preußen gewesen waren. Natürlich nur wir drei Offiziere, und jenseits unserer Ordre mit Extrapost und ohne unsere Bedeckung. In Rouen gingen Leutnant Michaelis und ich in der Stadt umher. Unsere dort noch nie gesehenen preußischen Uniformen machten Aufsehen. Ein Nationalgardist hielt uns an, weil sich ein Auflauf bildete, und wir mußten ihm in unser Hotel folgen, wo nach kurzer Zeit der Präfekt in Amtskleidung erschien und alle möglichen Entschuldigungen machte. Den nächsten Tag stellte er uns wieder einen Nationalgardisten, der uns die Merkwürdigkeiten zeigte. Die große Seinebrücke, der Platz der Hinrichtung der Jungfrau von Orleans, aber — charakteristisch für uns — nicht die herrliche Kathedrale. Auch in Paris habe ich weder Notre Dame noch St. Eustache besichtigt. —

An meine Mutter schreibe ich: „Rambouillet, 28. Juli (dahin war das Hauptquartier den Tag vorher von St. Cloud gekommen): Bei dieser Recognoscirung schrien uns oft die Bauern vom jenseitigen Seineufer herüber das vive le roi zu. Du siehst daraus, daß man vor Gift und Dolch nicht bange zu sein braucht. Leider aber nehmen die Verhandlungen in Paris eine sehr schlechte Wendung; gerade im Gegentheil, eine schlaffe Nachgiebigkeit gegen die Bourbons und ihre sauberen Minister Tailleyrand und Fouché ist, was uns schaden wird. Die militärische Partei ist mit Recht wüthend, daß die Fürsten und Minister, was wir erobert haben, wieder muthwillig verschwenden.

Herrlich ist es, daß an der Spitze der Armee Leute von so entschiedener felsenfester Rechtschaffenheit und Redlichkeit stehen, wie Gneisenau und Grolman. — Von einer Constitution, wo bei der Errichtung Hardenberg der erste und Beyme der zweite ist, habe ich keine Idee. Doch vielleicht soll das Gute bei uns nicht durch einzelne Menschen gegründet werden, sondern aus dem Volke langsam sich desto fester entwickeln."

Dieser Brief ist kennzeichnend für den damaligen Zeitgeist und und meine Teilnahme daran. — Wir zogen nun einige Monate hindurch im Lande umher. Der Feldmarschall besah die Truppen, nahm die Revuen ab, hielt Anreden an sie u. s. w., und Grolman machte mich zum Vertrauten der Korrespondenzen des Hauptquartiers mit der Regierung und dem Könige. Jenes war sehr unzufrieden mit dieser.

Rambouillet, Chartres, Châteaudun (das 1870 so blutig zerstört wurde), Vendome, Le Mans, Alençon, Caen, bis 27. September wieder Versailles, bezeichnen in der Hauptsache unsern Weg in dieser Zeit. — Ich wähle noch einiges aus. Von Rambouillet aus war ich zu unsers Königs Geburtstag, 3. August, drei Tage in Paris und wohnte bei Sieveking. Ich erinnere mich, daß dieser mich einmal dringend warnte vor jakobinischen Meinungen und Tendenzen unter Hinweisung auf die Greuel, welche das vor uns ausgedehnt daliegende Paris erlebt hätte. — „In le Mans," sagt das T. B., „erzählte der alte Blücher einmal bei Tische: nach Lützen und Bautzen habe man dem Könige vorgestellt, es gehe mit ihm nicht mehr, er sei zu alt, nur Kaiser Alexander habe ihm das Commando erhalten; darauf brachte General Thielmann, der zu uns übergegangene Sachse den Toast aus: Dem jugendlichen Geiste des erfahrenen Feldherrn."

Brief an meine Mutter: „Le Mans, 23. August. Das Armee-Commando und die Minister gehen von ganz anderen Grundsätzen aus und handeln in verschiedenem Sinn, und es fehlt an Einem, von dem eine Entscheidung und Einheit ausgehen könnte. Ein großes Glück ist es, daß Grolman den Feldmarschall leitet in seinen Handlungen — da Gneisenau bei den Unterhandlungen in Paris ist — und ihm durch seine Redlichkeit und Thätigkeit Haltung und Festigkeit giebt. Du fragst, wie ich mit ihm stehe; was müßte ich für ein Mensch sein, wenn ich anders als gut mit ihm stünde!"

**T. B. Alençon, 2. September.** Es ist gestern ein Brief an den König abgegangen über drei renitente Unterpräfekten, die man, um die Lieferungen zu erzwingen, hatte abführen lassen, und denen, nach einem Gerüchte, auf den Fußfall der Frau des einen die Strafe vom Könige erlassen worden. „Obgleich ich", schreibt Blücher (aber Grolman führt die Feder), „nun nicht glauben kann, daß Ew. Königl. Majestät den Thränen einer Frau das Wohl vieler Tausend braver Soldaten aufgeopfert haben, die nackt der rauhen Witterung entgegen sehen", so müsse doch der König sich entschließen, ob er kraftvolle Maßregeln durchführen wolle, und wo nicht, sie lieber ganz aufgeben: „man macht sich dann doch wenigstens nicht lächerlich." Ueber eine Note des Polizeiministers Fouché an die Minister der Alliierten, die mit den Worten anfing: »Les ravages de la France sont à leur comble«, sagt ferner der Bericht Blüchers an den König: „Das einzige Mittel solchem Unwesen ein Ende zu machen sei, Fouché zu

erklären, bei der ersten ausbrechenden Unruhe werde er an der Vendôme-Säule aufgeknüpft." Das T. B. drückt meinen starken Unwillen über diese Willkür aus: „Beelzebub werde nicht ausgetrieben durch die bösen Geister, seine Knechte," und meinen innigen Schmerz, Grolman so handeln zu sehen. Es fing mir an von verschiedenen Gesichtspunkten zu dämmern, daß Grolman doch kein sicherer Führer für mich sei.

Ich machte in Alençon die Bekanntschaft eines jungen liebenswürdigen professeur au collège, Mr. Daulne, der sehr traurig war über das Unglück seines von Parteien zerrissenen demoralisierten Vaterlandes. Er sagte einmal: »Quelque fois j'ai honte, d'être français.« Als er mich nachher in Versailles besuchte, aus dessen Umgebung er war, klagte er über die gottlosen Bonapartisten und die imbecillen Royalisten und sagte, »avec une profonde tristesse«, daß sein Vater von Österreichern, die bei ihm einquartiert, geprügelt worden sei. —

Von Caen aus machte das ganze Hauptquartier am 12. September einen schönen Ritt nach dem Meeresufer, einige Meilen weit, bei einem Kirchlein Notre Dame de la Délivrance. Wir brachten dort, See-Produkte essend, einen ganzen Tag zu.

**T. B. 19. September. Caen.** „Grolman fragte vorgestern, als vom Spielen die Rede war, den Feldmarschall bei Tische, ob er mehr verloren oder gewonnen habe. Worauf dieser: „wenn ich nicht gespielt hätte, was wäre ich für ein reicher Mann." Gestern Gespräch mit Grolman über Volksbewaffnung: wir sind hierin durch den so stark gereizten und ausgesprochenen Widerstand gegen die französische Unterdrückung weiter als in der sonstigen Kraft und Tugend des Volkes — gleichsam eine Avantgarde, der die Hauptmacht nur von fern folgt und die dieser Hauptmacht zwar den Weg weist, aber darüber selbst in Gefahr geräth. Ein willkürlicher Kabinetskrieg, wie er durchaus möglich ist, z. B. voriges Jahr gegen Sachsen, würde alle schönen Keime ersticken und die Reinheit der Volkswaffen beflecken, wie 1812 in Kurland schon geschehen ist."

Um diese Zeit war das Hauptquartier in Meinungsverschiedenheiten mit den Engländern, die in bittere Vorwürfe unsererseits wegen Ligny u. s. w. ausarteten und ihren Ausdruck in einem Aufsatz im Rheinischen Merkur fanden, wahrscheinlich von einem Mitglied unseres Hauptquartiers ausgehend. Ich schrieb gegen diesen Zank in demselben Blatt, das Görres in Koblenz herausgab, warnend und zum Frieden mahnend, — das erste was von mir gedruckt wurde.

Vom 20. September an machte ich mit Scharnhorst eine Reise nach Honfleur und Havre de Grace bis 27. September, wo wir wieder im Hauptquartier, nunmehr Versailles, eintrafen. In diesen Tagen wurde man in Paris einig über den Frieden. „Preußen," sagt das T. B. 28. September, „hat sich erst opponirt, aber wegen des Königs, auf den die Diplomaten nicht fußen konnten, wie in Wien, nachgegeben." Diese und ähnliche harte Urteile des Tagebuches über den König sind ein Wiederhall des Tones im Hauptquartier. Von Versailles aus war ich viel in Paris, wo ich wieder bei Sieveking wohnte; ich erfuhr da ausführlich von diesem das Verhältnis des Kaisers Alexander zu Frau von Krüdener, wieder angeknüpft in Heidelberg 1813 und 14 und jetzt fortgesetzt in Paris und wie darauf unter Frau von Krüdeners Einfluß das camp de vertus in der Champagne und in den letzten Tagen die „heilige Allianz" gefolgt ist. „Gestern Abend", sagt das T. B. 3. Oktober, „erzählte ich dies Alles Grolman. Er wußte schon davon und sagte: „Ein Mensch, der um seines Vaters Mord gewußt, dürfte garnicht von Religion sprechen. Aber so sei dieses mystische Wesen; die Magdalene hätten sie sogar zur Heiligen gemacht, das kommt nur auf den Gusto an." Das T. B. legt Protest ein gegen diese Reden, unter Berufung auf den einen Sünder, der Buße tut, und auf den verlorenen Sohn.

In dieser Versailler Zeit wurden im Louvre und sonst in Paris die von den Franzosen aus den verschiedenen Ländern weggeschleppten Kunstwerke mit Beschlag belegt und eingepackt. Die englischen Schildwachen mit ihren roten Röcken und die leeren Stellen an den Wänden in der Bildergallerie des Louvre stehen mir noch deutlich vor Augen. Im Hauptquartier liefen Nachrichten ein von einem geplanten Überfall unserer Armee. Der Feldmarschall ließ an einem Tage in dem von uns besetzten Landesteil alle Briefposten anhalten. Auf einem sehr langen Tische lagen die Briefe in Versailles aufgehäuft und wurden von uns ad libitum aufgemacht. Gröben-Neudörfchen fand einen Brief einer Dame an ihre Freundin, schrieb etwas dazu, verschloß ihn wieder und ließ ihn weiter gehen.

In diesen Tagen wurde Leopold Hauptmann und erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse. Ich erfuhr es zuerst, weil ich im Hauptquartier war und schrieb ihm, aber nichts davon im Briefe, sondern nur auf der Adresse: „Hauptmann u. s. w." — Ich bekam das Kreuz II. Klasse, ohne den leisesten Vorwand von Verdienst. Der

Feldmarschall hatte alle seine Offiziere des Hauptquartiers vorgeschlagen. Bald nachher bekam ich auf demselben Wege einen kleinen russischen Orden, den ich aber stets ignoriert und keinen Gebrauch davon gemacht habe.

Am 12. Oktober wurde das Hauptquartier nach Compiegne verlegt, wo wir bis 5. November blieben.

Brief an meine Mutter vom 18. Oktober: „Wir liegen hier in dem sehr schönen kaiserlichen Schlosse, überall an Wänden, Tapeten, Gläsern, Geräthschaften, befindet sich noch der kaiserliche Adler oder Napoleons Namenszug."

**T. B. Binche** in Belgien **11. November.** „Warum kann ich jetzt nicht mit meinem lieben Christian zurückgehn über Tatenhausen? Ich fühle mich manchmal recht verlassen und Alles, was ich habe und hoffen kann, so klein gegen diesen Verlust. In ein paar Tagen werden wir in St. Amand sein." Wir besahen dann am 13. in Sturm und Regen das Schlachtfeld von Ligny und St. Amand, „wo er begraben liegt. Regen, Wind und Finsterniß umgeben jetzt sein unbekanntes Grab. Er liebte mich wirklich, wer thut das jetzt? Vor einem Jahr waren wir täglich zusammen; wie wenig bin ich ihm gefolgt! Aber ich werde immer an ihn denken und sein Andenken wird mein Nordstern sein."

Bald nach dieser Zeit bat ich seinen Vater um ein Andenken aus seinem Nachlaß. Er schickte mir den kleinen Duodez-Thomas a Kempis mit Augustins Wort: Tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum donec requiescat in te; den habe ich immer behalten.

In Aachen verließen Grolman und ich am 22. November die Armee und reisten mit Extrapost über Gießen, wo wir einen Vetter Grolmans desselben Namens, Professor juris, besuchten, ferner über Frankfurt, Würzburg, Bamberg nach Rentweinsdorf, wo wir vom 2. bis 13. Dezember weilten, bei Grolmans Schwestermann, dem Herrn von Rotenhan, dessen älteste Tochter erster Ehe Grolman 1816 heiratete.

Das Haus und die Einwohner von Rentweinsdorf beschreibt Leopold aus Anlaß eines Besuches, den er Ostern 1811 von Heidelberg aus dort machte, wie folgt: „Ich ging über Rentweinsdorf und besuchte Herrn von Rotenhan, der im Juli 1810 Lisette Grolman

geheiratet hatte. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und war von den altadligen Sitten, dem schönen, vornehmen Schloß und dem Reichs-Rittertum des Herrn von Rotenhan sehr imponiert. Er war eifriger Freimaurer, der politische Sachen teils in deutscher, teils in französischer Sprache geschrieben hatte, und im ganzen ein liberaler Aristokrat."

Am 18. Dezember kamen Grolman und ich — in sechs Tagereisen mit Extrapost von Rentweinsdorf — in Berlin an.

---

Sechstes Kapitel.

# Jugendzeit.

## 1816—1820.

**L. V. Berlin Neujahrsnacht 1815/16.** „Eben schlägt es zwölf. Gottes Kraft leite mich in diesem Jahr, daß ich die Welt verleugne und sein Reich gewinne. Das Eine, was noth thut, will ich suchen. Was mir Gott versagt hat (Anmuth, Talent, Verstand) könnte ich [wenn ich es hätte] meinem irdischen Adam dienen lassen. Das Eine kann Jeder finden, das höher ist als alles Andre. Denn „trachtet ihr zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andre von selbst zufallen.“

Der Personalbestand unseres Hauswesens blieb nun im wesentlichen unverändert bis 1819—20. Leopold war 1816 auch wieder in Berlin und wohnte bei uns. Er wurde in den großen Generalstab versetzt; hier war Grolman sein Vorgesetzter, aber in steter politischer Opposition mit ihm, bis dieser 1820 zugleich mit Boyen, Beyme und Humboldt den königlichen Dienst verließ, weil an der Landwehr, wohl sehr mit Recht, gerüttelt wurde.

Leopold heiratete 1819, ich wurde 1820 nach Naumburg versetzt. In demselben Jahre heiratete Wilhelm.

Für uns drei Brüder war der Mittelpunkt unseres Umgangs in dieser Zeit eine wöchentliche Abendgesellschaft, die zusammen in einem Speisehause an der Schloßfreiheit soupirte, der Wirt hieß Mai, daher Maikäferei. Im Sommer war ein Kaffeehaus im Tiergarten (Bony) der Ort, wo man einander traf. Es gehörte dazu Alvensleben, der nachmalige Minister († 1858), D. Stuhr und andere, als entferntere und nicht als ordentliche Glieder dieses Klubs. Die stehenden

Mitglieder der Maikäferei waren wir drei Brüder, Voß († 1864), Carl Rappard († 1852), Bülow († 1853 als Geheimer Legationsrat), Goetze († 1876), Brentano († 1842), Cajus Stolberg, Christians jüngerer Bruder († 1874), Graf Stosch aus Manze, Postsekretär Otto, Brentanos Freund, und in loserer Verbindung Thadden, mit dem Leopold und ich durch Christian Stolberg in Verbindung gekommen waren.

Das Hauptinteresse der Maikäferei war patriotisch-romantisch-genial-christliche Poesie, z. B. „Eine Mauer um uns baue", „Napoleon sprach im Aberwitz, es geht die Sonne von Austerlitz uns auf im Siegesglanze", „Ein Jeder bleib' auf seiner Stell', der Rhein ist keine Gosse", — das österreichische Kriegslied: „Sehet droben in des Nordens Schein brennet Moskau in der Flammen wildem Hain", ferner Zauberromanzen, Märchen. Brentano lieferte die Dichtungen und sang, Goetze komponierte die Musik dazu, auch Bülow produzierte Sonette und andere Gedichte. Dazwischen wurde Hallersche antirevolutionäre Politik getrieben. Das pietistisch-christliche Element war anfänglich fast gar nicht vertreten. Der Ton war Witz, Scherz, dem aber ernste Tendenzen und Aspirationen nicht fehlten, Wissensdrang u. s. w.; zugleich das Kirchlein des alten Hermes († 30. Dezember 1818) ein geistlicher Mittelpunkt, aber im ganzen kein voller Ernst mit dem Christentum. Von uns drei Brüdern bei Wilhelm am meisten.

Brentano schreibt an Ringseis Februar 1816: „Ich habe jetzt einen angenehmen Zirkel von Freunden in des seligen Stolbergs Freunden, den drei Gerlach. Besonders lieb und theuer ist mir der Referendarius Götze, du kennst ihn vielleicht: ein blühender Junge, hinkt durch eine Wunde, hat das Kreuz, kam zu Savigny, ich liebe ihn sehr, einer der schuldlosesten, frömmsten Menschen, die ich je gesehen, und von der süßesten Geselligkeit. Ich habe mit diesem und noch zehn andern trefflichen jungen Leuten ein Wochenkränzchen, wo man ernst oder froh ist. Götze und die Gerlachs sind sehr fromm. Ich beneide diese Menschen oft um das erweckende, vertrauliche Gemeindegefühl in Hermes kleiner Kirche."

Nachdem Grolman sich wieder verheiratet hatte, fand sich noch ein anderer, militärischer Umgangskreis für uns drei Brüder. Die Familie Grolman, Lützow, Pfuel, Hedemann u. s. w., der auch an Savignys und Achim Arnims grenzte, unter welchen Militärs die reichen Erinnerungen der Jahre 1813—1815, auch wohl etwas

Tagespolitik den Inhalt der Unterhaltung bildeten. Etwas entfernter: General Gneisenau, die Generalin von Hellwig, geb. von Imhoff, eine Dichterin, wo ich wohl zuerst Luise Hensel sah. Zwischen den Rappard, den Savigny u. s. w. stand noch die Focke'sche Familie, die verwitwete Mutter mit ihren Söhnen, unter denen mein Jugend- und Schul-Gespiele Fritz († 1868), und zwei Töchtern, Marie und Karoline; diese beiden waren die Hauptpersonen.

Den dritten, spätesten und für mich bei Weitem bedeutendsten Kreis, Thadden, Lancizolle, Senfft I, Rappard, Hollweg, werde ich später abhandeln. Nun von 1816 ab Einzelnes, hauptsächlich nach der Zeitfolge. Am 18. Januar wohnte ich Schleiermachers Friedensfeier-Predigt in der Dreifaltigkeitskirche bei. Später hörte ich ihn noch manchmal, doch immer seltener, und zuletzt, von 1818 an, wohl garnicht mehr. —

Um diese Zeit erzählte ich in einer Abendgesellschaft bei Savignys, an einem kleinen runden Soupertische, wie ich mit Christian Stolberg die Nonne in Dülmen gesehen und von ihrer Stigmatisierung. Worauf Brentano tief berührt, aber doch nicht ohne seine genial-witzige Ironie in heftigem Ton: „Was? Das haben Sie gesehen, und sitzen noch hier und essen?" Ich: solchen Eindruck hätte ich nicht von derartigen Wundern; wir seien ja rings umgeben von größeren Natur- und Geistes-Wundern. Er fand dies kühl, altklug, prosaisch und machte ein Spottgedicht auf mich, was mich sehr kränkte, besonders als Goetze behauptete, in diesem Ton hätte ich wirklich gesprochen. Es war mir tiefer Ernst gewesen mit meiner Antwort. — Brentano sagte um diese Zeit: bis vor zwei Jahren sei ihm die katholische Messe vorgekommen wie eine Judenschule.

**T. B. 1. April 1816.** „Gestern ist Thadden aus Frankreich gekommen. Schneidend war mir das Sie nennen mit ihm, den Polte schon Du nennt. Ich ging heute Nachmittag zu ihm und sagte ihm gleich: wir müssen uns Du nennen. Er war bei Stolbergs in Westfalen gewesen. Thadden war sehr ernsthaft, aber hell wie der klare Himmel bei Nacht. Christian Stolberg war so offen, so unendlich treu und wie ein tiefer Brunnen, von einer unsterblichen, stillen Quelle stark genährt. Thadden war gegen mich blöde und fremd. Ich will sein Vertrauen erobern und ich glaube, ich kann es.

Thadden hatte turnerische Verbindungen, verhielt sich aber doch kritisch dazu. Er sagte einmal: „wenn ich nur wüßte, ob das Turnen

das Fleisch kreuzigen oder verherrlichen soll." Wir besuchten einige Male den Turnplatz und ich ließ mir sogar einen grobleinenen Turnanzug machen, worüber mich Leopold sehr verspottete. Im Juni besuchte ich mit Bülow Goetzen in seiner Vaterstadt Quedlinburg, der dort bei seinen Eltern war. Wir besuchten vorher die Roßtrappe, den Brocken u. s. w. Ich hatte nie zuvor ein Gebirge bestiegen. Bülow entströmten wieder eine Anzahl netter Gedichte.

**T. B. 1. Juli 1816.** „Gestern waren wir auf der Roßtrappe und dem Stufenberge. Ueber diese ewige unvergängliche schöne Natur, diese starren Felsen gebietet und herrscht der vergängliche schwache Mensch, dem jede Stunde sagt: Du bist Staub! und der seine eigene Taubheit anklagen muß, wenn er diesen Ruf nicht gehört hat. Aber ich glaube, daß ich göttlichen Geschlechtes bin und ewig leben werde. Ich glaube, daß dies Alles vergeht. Ich fühle die ganze Kraft des Widerspruchs, der den Menschen theilt, und die Sehnsucht ihn aufgelöst zu sehen in Gott. Pascal sagt: „Der Mensch ist elend, aber er weiß, daß er es ist. Darum ist sein Elend das eines entthronten und vertriebenen Königs, den Erinnerung und Hoffnung an seinen Thron bindet." — Von Quedlinburg reiste ich mit Goetze nach Dessau. — Ich lernte dort die drei Schwestern Chambaud kennen, von denen die jüngste, Ida, meines Bruders Wilhelm künftige Frau, noch ein halbes Kind war. Einen Tag brachten diese mit uns Berlinern und den Dessauer Raumers auf dem Petersberge bei Halle zu. In Berlin fingen bald nach dieser Reise die Briefe des Dr. Ringseis an, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, durch die Nachrichten über die Gossner-Boosschen Erweckungen in Baiern. Thadden wurde lebhaft davon ergriffen.

**T. B. 29. September 1816.** „Brentano sagte zu mir: Polte ist unendlich liebenswürdig; ich weiß nicht, wie Sie es machen, daß Sie nicht platzen vor Aerger." Seine Liebenswürdigkeit war wirklich unendlich und mir zwar kein Ärger, aber doch hat seine Überlegenheit, so lange wir zusammen lebten, von 1795 bis 1861 hemmend oder beschränkend vor mir gestanden.

**T. B. 5. Oktober.** „Heute Abend war ich mit Goetze und Bülow in Jänickes Betstunde im Pfarrhause in der Wilhelmsstraße. Ich habe nie so herrlich predigen hören über die Umwandlung des Menschen durch den Glauben; Christus Gott und Mensch." — Es war wohl meine erste Berührung mit diesem lieben alten Prediger an

der (böhmischen) Bethlehemskirche. Leopold und ich besuchten zuweilen abends Schleiermacher in seiner Familie; etwas bedeutendes kam dabei nicht heraus.

**T. B. 7. Januar 1817.** „Wir forderten Brentano auf, mit uns bei Savignys zusammen zu treffen. Er: „ne! Da kommt denn der" (auf mich weisend) „wie eine Schlange angezüngelt, — dieser Bonaparte" (mit dessen Bild ich Ähnlichkeit haben sollte), aber er will mit aller Gewalt diese Natur aus sich heraus arbeiten; er hat auch schon so große Stücke herausgerissen, daß man die Schweine damit füttern könnte". [Brentanos geistreich-flackernde Natur fand sich mit der ernsthaften durchdringenden Art der Brüder Gerlach oft im Widerstreit, es war unmöglich, daß eine dauernde Sympathie zwischen ihnen herrschen konnte, so schreibt Brentano einige Tage später an Goetze: „Merkwürdig ist mir, daß von den Gerlachs, die doch gütig gegen mich waren, außer einer angenehmen Behaglichkeit Wilhelms, mir wenig helle Bilder geblieben sind. Ludwig war mir vom ersten Augenblick an eine bange Erscheinung."]

Um diese Zeit fing Jahn, das Haupt der Turner, an, öffentliche Vorlesungen in Berlin zu halten: Turnerei, liberales Volkstum, Deutschtum, Franzosenhaß, großenteils unglaublicher Unsinn, aber vermischt mit christlichen Anklängen und in schwärmerisch-begeistertem Ton, „Gott hasse alle Meng-Völker, oder sei nicht mit ihnen, verlasse aber keinen Deutschen" und „gegen Frankreich solle man eine Wüste, einen Grad breit, anlegen." — Thadden erzählt, als Kadett, also vor 1813, hätten er und seine turnerisch-schleiermacherischen Mitkadetten sich nach den französischen Stunden aus patriotischem Ekel am Französischen den Mund ausgespült. — Jene und ähnliche Absurditäten Jahns machten mir viel innere Not, denn ich geriet durch dies Jahnsche Turnwesen mit einem Anhänger desselben, dem Gardeleutnant von Plehwe aus Litthauen in Verbindung und schloß mich in schwärmerischer Freundschaft ihm an. Plehwe war 1815, aus Frankreich zurückkommend, dem alten Geheimrat Schmalz auf die Stube gerückt und hatte ihm Injurien gesagt, oder ihn gar tätlich beleidigen wollen wegen seiner oben erwähnten Schrift gegen die liberale Begeisterung der Männer des Tugendbundes. Dieser übertriebene und ungerechte Zorn gegen Schmalz war weit verbreitet, so daß der feine vornehme moderate Gelehrte Savigny mir sagte: „Solche Vergehen wie Schmalzens müßten durch öffentliche Kirchenbuße gesühnt werden,

sonst käme man nicht darüber hin." Plehwe ging in „altdeutscher" Kleidung, aber der König, der an seinem frischen Wesen Gefallen hatte, beschützte ihn. Er machte von Berlin nach Potsdam „Dauerläufe" an einem Tage hin und zurück, und weil ihn das noch nicht genug angriff, packte er sich die Rocktaschen dazu voll Steine. Plehwe besuchte des alten Hermes Predigten und zwang sich, ohne viel Erfolg, Schleiermacher zu bewundern; dieser und andere Tugendbundsleute hatten ihr Wohlgefallen an dem exzentrischen, antiphiliströsen Plehwe. Ich suchte das Gute, Edle, Christliche, Geniale, Patriotische an Jahn zu verteidigen, sowie an Plehwe und Konsorten, während ich dies bei den Exceßen und dem Unsinn nicht konnte. Dieser Zwiespalt war mir sehr schmerzlich, denn im Umgang mit Plehwe suchte ich seine Kraßheiten und Torheiten, wohl aber ohne Erfolg, zu bekämpfen, ich meinte „Festigkeit auf dem Felsen des Herzens, ohne die Balken des Verstandes" bei ihm zu finden.

Leopold sagte damals von mir: „Der Grund, warum ich von Plehwe gefesselt wäre, sei: daß wie andere Menschen Essen und Trinken bedürften, ich jemand gebrauche, der mir imponiere; das dauere dann eine Weile, dann hätte ich ihn verdaut." Dieser Spott war treffend, aber traf doch nicht die ganze Wahrheit. Leopold hat mich zeitlebens Don Juan genannt, der in der Oper die Anzahl seiner verlassenen Geliebten seinem Diener vorhält und damit schließt: „aber in Spanien tausend und drei!" Diese Worte habe ich oft von ihm hören müssen. — Thadden sprach schon damals oft sein Mißfallen an Plehwes „vorlautem, komödienhaftem Wesen" aus; Thadden war in wesentlicher Wahrheit mir weit voraus.

**T. B. 8. März 1817.** „Polte war vorgestern bei Schleiermachers, wo ihr Geburtstag war. Er hatte mich mit aller Gewalt bereden wollen mitzugehen. Plehwe war da, was ich aber nicht wußte. Weil aber Polte von meinen verlassenen Geliebten redete und sagte, mit Plehwe würde das wohl noch ein paar Monate dauern, wollte ich nicht mit."

**T. B. 10. März.** „Ich brachte Plehwe auf den neulichen Abend bei Schleiermacher, wo er mit Polte und Voß gewesen war. Er sagte: „sie kitzelten sich, die Jüdin Herz, Stuhr u. s. w. und haben einen geistreichen Abend ausgeführt. Ich kann mir das so recht denken, wer den Schleiermacher so ansieht, daß der in rechte Versuchung kommen kann, ihn zu verwerfen. Es ist selbst nichts Böses, es ist aber

große Versuchung darin. Denke Dir mal, daß man gleich nachher den alten Hermes mit seinem heiligen Ernst gesehen hätte, ob man nicht jenen verworfen haben würde.“ Nun erzählte er, wie er bei Schleiermacher hätte wollen zum Abendmahl gehen, dieser aber antwortete: „Sie sind ja lutherisch.“ Man sah, daß Plehwe das spitzige Wesen zuwider gewesen war, ganz wie Christian, an den er mich beständig erinnert, nur daß er mehr einer bestimmten Ansicht dient.“ —

Plehwes exzentrisches willkürliches Wesen trat immer krasser hervor. Wir kamen, als ich im Jahre 1820 Berlin verließ, ganz auseinander. Es ist dies eine meiner schmerzlichsten Lebenserfahrungen.

Als Probe des poetischen Zuges unserer Freundschaften: An meinem Geburtstage 1817 schenkte mir Bülow eine Taschenausgabe des Faust mit folgendem Verse:

„Es sollen zwar dies Lied nach neuen Sagen —
Du selber, Ludwig, stimmtest jüngst mit ein, —
Oft Atheisten in der Tasche tragen,
Und meiden soll man allen bösen Schein.
Doch laß Du immerhin mich heute wagen
Als Angebinde liebend Dir zu weih'n
Zu frommer Lust anstatt zu argem Fluche
Den mächt'gen Faust im kleinen Taschenbuche.“

Um diese Zeit fing Brentanos Verhältnis zu Luise Hensel an sich zu entwickeln und uns bekannt zu werden. Er hing ihr viel mehr an, als sie ihm.

**T. B. 24. März.** „Mit Otto komme ich jetzt sehr nahe zusammen. Wir singen sehr viel. Sein Griechisch und Plehwe sind uns noch mehr Berührungspunkte. Otto ist ein prächtiger Junge, so jugendlich warm und aufgeregt, im inneren Entfalten einer Harmonie begriffen, die seine äußeren, erblichen und anderen Mißtöne überwinden wird. Er ist viel besser als ich und ich schäme mich, wenn ich denke, wie ich 1810 und 11 war und wie er jetzt ist. Bei ihm ist die Kritik, das Kathederwesen, oder wie es Namen haben möge, was uns allen anklebt, nur eine Hautkrankheit. Er faßt Alles, was er treibt, mit einer rechten jugendlichen, männlichen Frische an, z. B. seine Musik, die Bachische Schule u. s. w.“

An Tante Marie schrieb ich um diese Zeit: „Dieser dicke Junge hat heute (29. März) früh im Werderschen Gymnasium eine Rede an die zur Universität abgehenden Primaner gehalten. Die ernste

Empfindung, aus der die Rede kam, war in der Rede selbst und in der Sprache und Art, neben der blöden Gebundenheit, die bei solchen Gelegenheiten immer ist, deutlich zu erkennen und erschien in diesem Kampfe um so hübscher. Ich glaube, er ist von uns Brüdern der Beste." Am 30. März 1817 wurde der neue Staatsrat feierlich eingesetzt. Beide Grolman, Vater und Sohn, waren Mitglieder, eine Art Anfang der vielen Landesversammlungen, die einen so großen Teil meines Lebens seit 1842 eingenommen haben. — Das T. B. ist in dieser Zeit voll kochender, brodelnder Ergüsse aller der streitenden Empfindungen, in welche die entgegengesetzten Richtungen der Menschen mich versetzten, die mich damals umgaben; die Maikäferei, besonders Leopold, Voß, Brentano, Thadden, Jahn, Plehwe, Grolman. Ein langer Erguß vom 31. März endigt: „Ich will die ganzen Gegensätze fühlen, mich nicht abstumpfen und abflachen, ich will den ganzen Schmerz empfinden, aber ich will ihn auch immer ausgleichen und vermitteln durch Beichte, Demuth und Liebe —", was mir sehr wenig gelang. Wir kommunizierten damals regelmäßig im Dom, Ostern 1817 im reformierten Werder. Die Union trat erst im Oktober 1817 ein. „Welch eine Voraussetzung", heißt es nach der Osterkommunion 1817, „daß dieser Schmerz nicht mein Theil sein könnte. Ich will künftig den Anstoß, den mir ein Anderer giebt, gleich auf mich nehmen. Vielleicht sind dann meine Gemeinschaften weniger plötzlich und äußerlich verbunden, aber um so fester gegründet auf den wahren Grund des Glaubens, vielleicht ist meine jetzige Weise die nimia familiaritas cavenda des Thomas a Kempis. Ich bin wie ein Marodeur, der um seinen Heißhunger nach befriedigenden Freundschaften zu stillen in den Dörfern plündert, während das Heer durch Mangel und Entbehrung zum Siege dringt." So unruhig tappte ich umher nach dem, was die gliedliche Gemeinschaft mit und in Christo so reichlich gewährt!

Um diese Zeit wurde durch den Grafen Krockow († 1838 als Regierungsrat in Frankfurt) Hallers Restauration der Staatswissenschaften oder „die natürlich-gesellige Ordnung gegenüber der Chimäre der künstlich-bürgerlichen" in unsern Kreisen bekannt und elektrisierte uns, am meisten meine Brüder und mich. Leopold stellte in seiner extrem-witzigen Weise den Kanon auf, daß keiner von uns in einer Gesellschaft sein dürfte, ohne wenigstens ein Zeugnis für Haller abzulegen, gleichsam protestando, wie sonst bei jeder Huldigung

des Kurfürsten von Brandenburg ein Nürnberger Abgesandter unter der Menge mit Notar und Zeugen zu stehen pflegte, der dann, wenn die Worte „Burggraf von Nürnberg" vorkamen, „mit nichten" sagte und darüber, daß dies geschehe, eine Notariatsurkunde aufnehmen ließ, mit welcher er gleich abreiste. — Wir stießen damit dem gesamten Liberalismus, Tugendbund wie Philistertum, vor den Kopf, aber auch der bloß historischen Lehre von Staat und Recht (Savigny und Konsorten). Diese Lehre, welche in pantheistischer Weise, wesentlich nur aus der Individualität und Geschichte der Völker, mit Hintansetzung der ewigen Quellen und der allgemein menschlichen, von Gott geschaffenen und daher immer präsenten Institutionen (Persönlichkeit, Vaterschaft) ihr System aufbaut, kann daher dem Revolutionswesen unseres Jahrhunderts die Spitze nicht bieten, das sich auf Doktrinen über die allgemeine Natur des Menschen, also auf arge aber sehr mächtige Irrlehren stützt. Und wir versenkten uns mit Liebe und Begeisterung in den heißen Kampf, gegen den Rousseauschen revolutionären Staat von unten und für den Staat aus Gott. Freilich trat uns auch entgegen, daß der damals noch rationalisierende Haller den lebendigen persönlichen Gott zurücktreten läßt hinter die von Gott geschaffene Natur und daher in dem Begriff „privat", an dem wirklicher oder scheinbarer Egoismus sich so leicht anklebt, zu sehr hängen bleibt. Gleich damals, April 1817 schrieb der römisch-katholische Adam Müller öffentlich an Haller: warum er nicht den Herzensdurst der Liberalen mit dem Christentum und der Einheit der Kirche stille? „Warum zählt dieses herrliche Buch fast mehr nach Jahren der Welt, als nach Jahren der Erlösung und erwähnt nicht einmal die Tatsache der Offenbarung?" — Leopold rügte dies auch und ich verteidigte Haller ganz ungenügend: „Alles könne man nicht von einem verlangen, es sei zunächst ein weltlich-politisches Buch u. s. w."

In diesem Sinne bemerkt besonders Leopold gleich anfänglich mit Recht, daß Haller den Begriff „Nation" nicht entwickle, der doch eine schöne Blüte des ewigen Königtums Gottes und des Menschen ist. Als Haller 1854 starb, habe ich meine nun gereifte Ansicht von ihm in der Johannis-Rundschau dieses Jahres niedergelegt. Vollendet wird die reine Lehre von Recht und Staat erst durch die bei Haller sehr mangelhafte Gotteslehre von der Kirche. Aber nach dieser streckten wir 1817, auch so weit wir Christen waren, uns kaum erst aus in den ersten tappenden Regungen. Dennoch habe ich mein ganzes

Leben hindurch Haller viel zu verdanken gehabt, so namentlich nach den Begebenheiten von 1848 und 66, wo ich tröstlich festhalten konnte, daß aus Gottes Urschöpfungen Recht und Staat immer wieder hervorgehn muß, auch nach den ärgsten Umstürzen.

Thadden, Rappard, Poyda, ein Offizier, Plehwe und ich lasen um diese Zeit zusammen Marheinekes Reformationsgeschichte. [Geschichte der teutschen Reformation. Berlin 1831.]

**C. B. 21. April.** „Brentano, seine Generalbeichte an den katholischen Pfarrer, von Mlle. Hensel verlangt.“ Ich finde nicht, daß dieses doch sehr bedeutende Faktum auf unsern Kreis einen besonderen Eindruck gemacht hätte. In Brentanos nach seinem Tode gedruckten Werken*) ist ein Brief von ihm an seinen Bruder Franz vom 1. Februar 1817, darin heißt es, daß er diese Beichte tun wolle „im festen Vertrauen, daß unser Erlöser Jesus Christus auch für mich gelitten,“ und daß er „freudig und rein ein neues Leben“ anfangen wolle.

**C. B. 29. April.** „Mlle. Hensel hat Goetzen ein Kleeblatt von Bildern aus der heiligen Geschichte ausgeschnitten, und Goetze hat zu jedem Bilde ein Sonett gemacht.“

**C. B. 16. Juni.** „Jänicke hat gestern über den Teufel gepredigt, daß ihn einige nicht glaubten, und für eine Idee hielten; ferner: „O wenn doch allen Schleiermachern und Schleierwebern die Schleier von den Augen fielen.“ Nun erzählte Otto heute Mittag, Plehwe sei in der Kirche gewesen und gleich zu Jänicke gegangen, um ihn zur Rede zu stellen, er habe ihn mit „Du“ angeredet und Jänicke ihn gefragt: „wer sind Sie?“ — aber versprochen zu widerrufen. Otto fand Plehwes Benehmen sehr „dumm.“ Hat denn der gute Plehwe niemand als mich, dem sein Irrthum zu Herzen geht und der ihn zu gut findet zum Lärm- und Spaßmacher des Volksthums und des Tugendbundes? — Denselben Abend sprach ich Plehwe bei Thadden, er war in Uniform und erzählte uns, er habe auf Jänickes Frage, wer er sei, geantwortet: „der, der dich fragt.“ Jänicke habe es gut aufgenommen, es sei ihm so entfahren, er werde es auch auf der Kanzel zurücknehmen, es habe ihn gleich gereut. Plehwe war hiervon sehr erbaut, schon in der Kirche habe er Einspruch thun

*) Clem. Brentanos Ges. Briefe, Bd. I — der Ges. Schriften 8. Bd. — Frankfurt a. M. 1855. S. 231.

wollen; das Ganze erzählte er so treu und wahr, daß mich das „Du" dabei ganz wehmüthig machte. Er hat die Geschichte Schleiermacher gleich erzählt."

Am 19. Mai wurde ich zum Referendar examiniert. In diesem Sommer war ich lange in Rohrbeck, wo ich als Gehülfe unserer Mutter die Separation mit den Bauern verhandelte. Im September machte ich in Soldin und Landsberg die Landwehrübungen mit, incl. Scheibenschießen (wobei ich durch einen sonderbaren Zufall ins Schwarze traf), unter dem Major von Tresckow aus Blankenfelde. Ich hätte mich leicht davon losmachen können, wollte aber im feudal-hallerisch-konservativen und doch auch landwehr-volkstümlichen Bewußtsein meine Pflichten als Besitzer von Rohrbeck erfüllen; zugleich spielte Lust zum Militär aus den Feldzügen mit. Ich wurde viel geneckt wegen dieses politisch-sentimentalen Exerzierens.

**T. B. 13. Oktober. Berlin.** „Gestern früh war ich mit Thadden, seiner Mutter, Schwester und den drei Fräulein von Oertzen in dem Gottesdienst der Brüdergemeinde. Anders predigte über „Wachet" und sagte: eine uns beständig umlauernde Gefahr, die wir nicht kennen würden, wenn der Herr und seine Apostel sie nicht ausdrücklich nennten, sei der Teufel. Für mich war diese einfältige Ansicht sehr treffend und erbaulich. — Die Fräulein Oertzen (ich sah sie wohl zum ersten Mal und zwar nur von weitem) liebenswürdige Kinder; eben konfirmiert. Sie haben das Neue Testament griechisch gelesen. Heute wurde ich als Referendar beim Kammergericht introducirt."

Um diese Zeit kam Cajus Stolberg nach Berlin und nahm an dem Maikäfer-Klub teil, von dem sich Thadden mehr zurückzog: „es sei da solcher Lärm, er könne nichts hören oder lernen; er sei da wie verraten und verkauft."

Am 26. Oktober kündigte der alte Hermes das Reformationsfest am 31. und zugleich den dabei zuerst eintretenden Unionsritus beim Abendmahl an. Auf mich machte das schon damals einen sehr ungünstigen Eindruck, als geistlos und äußerlich, als „Trennung und nicht Vereinigung," wie das T. B. dieses Jahres sagt. Mein Bruder Wilhelm und ich disputierten darüber. Wilhelm sagte: die Gegensätze der Konfessionen würden sich doch wieder geltend machen; ich meinte, diese seien vorüber und gehörten der Vergangenheit an. Wilhelm hat recht behalten.

In der vom alten Hermes abgelesenen Bekanntmachung wurde der 31. Oktober 1817 der „Geburtstag“ oder „Stiftungstag“ der Evangelischen Kirche genannt. Es kam darin vor, daß das Brod nun, wie es von Anfang gewesen, gebrochen werden würde, die Form sei gleichgültig, wer es auf die alte Art nehmen wolle, dem solle das Abendmahl heute über acht Tage gereicht werden. „Das ist,“ — sagt das T. B. vom 26. Oktober „nun schon der Anfang des Zwanges, das Nicht-Kommuniciren-Können am Reformationsfest wie bisher. Wenn die Sache nicht, wie sehr zu hoffen ist, einschläft, so wird es bei diesem Zwange bleiben.“

Ich finde schon an diesem Tage, also nicht erst unter Friedrich Wilhelm IV., daß ein Landedelmann gesagt hat: „Unser allergnädigster König meinte es wohl gut, aber der Racker, der Staat, nimmt uns alles wieder weg,“ — was leider Friedrich Wilhelm IV. so oft wiederholte, während — konsequent! — der Staat ihm aus den Händen glitt und sich ihm gegenüberstellte.

¹ Der Burschentag auf der Wartburg am 18. Oktober 1817 machte in weiten Kreisen mehr Aufsehen, so viel ich habe wahrnehmen können, als die Einführung der Union. Es wurden da „in die Flammen“ verdammt die Schriften von Haller mit einem Zettel: „der Gesell will, daß Deutschland keine Verfassung habe,“ von Ancillon, Schmalz und einige Dutzend andere, ein preußischer Schnürleib, ein österreichischer Korporalstock, ein hessischer Zopf. Die liberale Begeisterung und die Hallersche Opposition schlugen gegeneinander hohe Wellen hinein in unsere Lebenskreise, auch hinein in mein Herz. Leopold neckte mich damals schon mit meiner nun eintretenden Rückkehr von der deutschen Clique.

**T. B. 8. November.** „Ein preußisches Regiment marschiert am 18. Oktober am Fuße der Wartburg und wird, weil die Studenten in Eisenach einquartiert sind, in den Dörfern umher untergebracht. Der König sagte hierüber: „Der Herzog von Weimar hat eine ganz eigene Politik, er will sich wohl mit den Studenten verbinden? Plotho soll mir ausrechnen, wie viel Preußen bei Leipzig gefochten haben und wie viel Deutsche, und auf welcher Seite.“

In Wageners Staatslexikon ist unter „Burschenschaft“ eine ausführliche Beschreibung dieses Festes enthalten, in dem der Verfasser, Professor Leo, mit dem ich 1832 in Halle in so reelle Verbindung trat, dessen geistigen Inhalt sehr anerkennt, und Plehwes Verhalten

auf demselben ausführlich erzählt. Leo war selbst in diese Dinge tief verwickelt und seine Darstellung ist auch deshalb höchst interessant.

Zu dem 300jährigen Reformationsjubiläum 1817 erschienen die so berühmt gewordenen Claus Harmsschen Thesen. Die 90. These verwirft die obrigkeitliche Kirchengewalt, die 92. das Vokationsrecht der Patrone — „Seelen sollten sich ihre Pastoren wählen." — „Polte und Bülow fanden dies so unrecht nicht," sagt das T. B. vom 7. November, „Polte meinte, in der ersten christlichen Kirche sei es so gewesen. Aber, haben da die Sklaven die Bischöfe mitgewählt? Kirchenverfassung ist ein weltlich Ding und vielleicht der geistlichen Dinge nicht mächtiger als die Staatsverfassung." Bei diesem pietistischen Satze blieb Leopold noch bis in die 40er Jahre, als ich, von Otto belehrt, längst eingesehen, daß die Grundlagen aller Kirchenverfassung die Ämter des Sohnes Gottes und seiner Apostel sind und daß der Obrigkeit das Amt des Gesetzes (nicht des Evangeliums) Gottes, aber eben darum als solches, da Χριστος το τελος του νομου (Ende des Gesetzes) der Kirche als solcher nicht fremd ist. Nicht bloß der Bischof oder Pfarrer, auch der Hausvater hat Rechte in der Hauskirche.

Den Weihnachtsabend 1817 verlebte ich bei Grolmans, aber ohne Weihnacht. Als Probe der herumtappenden Sentimentalität, in der ich mich damals schmerzlich bewegte, diene folgendes Gedicht, das ich am 24. Dezember 1817 niederschrieb:

Auf des Weltmeers wüsten Wogen —
Weit verschlagen irrte Felix
In dem segellosen Kahne
Schon die dritte lange Nacht.
Einsam sucht der arme Jüngling
Auf dem unbewohnten Meere
Gegen Hunger, gegen Kälte
Trost in des Gebetes Macht.
Und das gold'ne Bild des Heilands
An dem ebenholz'nen Kreuze
Mit fünf blutigen Rubinen,
Die in heil'ger Weihnachtszeit
Hell die lange Nacht durchstrahlen,
Ist sein einz'ger Freund geblieben.
Als nun spät der Wintermorgen
Hinter kalten Nebelwolken
Grau das eis'ge Meer erhellet,
Sieht er fern am Horizonte
Weiße Kreidefelsen starren,

Und der arme Felix grüßet
Die entlegen wilde Thule
Dankbar, wie ein Heimathland.
Doch der kurze Tag vergehet,
Eh' er, schwach vom Wind getrieben,
Ohne Ruder, ohne Segel
Anlangt an dem öden Strand.
Grauen Schimmer schickt der Vollmond
Ueber dünn beschneiten Fluren.
Er erklimmt des Ufers Felsen,
Doch er sieht nur weiße Eb'nen
Und ermattet sinkt er nieder,
Träumt sich weit vom öden Eiland
Hin nach längst entfloh'nen Tagen,
Hin nach weit entleg'nen Zonen.
Doch kaum schläft er, als ein Haufe
Von des kalten Nordens Männern
Vom Rubinen-Glanz gelocket,
Die roth von dem Kreuze strahlen,
Ihn umringt, und lüstern tastet
Nach der Pracht des Crucifixes,
Das des Schläfers Hand noch festhält.
Er erwachet unerschrocken;
Seine Liebe, sein Vertrauen,
Die aus seinen blauen Augen
Leuchten in das Herz der Männer,
Macht sie alle ihm zu Freunden.
Und sie tragen ihn in Jubel
In ihr Lager tief im Lande.
Dort wird Felix nun erquicket
Mit der wilden Männer Speise,
Mit dem Trank, den er so lange
Auf dem wüsten Meer entbehret.
Aber sieh! die Kinder gaffen,
Nach den köstlichen Rubinen,
Zeigen sie den rauhen Vätern,
Welche ernst, und voll Verwund'rung
Solchen Glanz betrachtet hatten,
Bis von Wein und Uebermuthe
Diese wilden Männer frech
Aus des Gastes Hand das Kleinod
Winden, um darum zu tanzen.
Immer toller wird die Lust.
Sie ziehn Felix in den Reigen.
Endlich reißt ein wilder Mann

Die Rubinen von den Füßen
Die Rubinen von den Händen
Und den größten, hellsten, schönsten
Von des Crucifixes Brust.
Kaum ist ihnen dies gelungen
Als der Steine Glanz erloschen.
Aber sieh! die Männer stellen
Lichter um die dunkeln Steine
Um, was eig'nen Glanz verloren
Nun von außen zu erleuchten.
Felix sieht mit Schreck und Trauern
Die Verwüstung, aber Niemand
Deutet seiner Rede Sinn.
Selbst die Zeichen seiner Hände
Und die Blicke seiner Augen
Bleiben alle unverständlich.
Und mit Trank und kräft'ger Speise
Meinen sie ihn zu befried'gen.
Endlich, als sie ausgetobet
Schläft der arme Felix ein.
Hoffnungslos im fremden Lande,
Trauernd, mit gebroch'nem Herzen
Ueber seinen letzten Freund,
Ueber das zerstörte Kleinod.
Süße Träume, ihm gesendet
Aus des Heilands kleiner Krippe,
Hüllen bald in Trost ihn ein.
Er sieht nun im Geiste deutlich
Seines lieben Vaterlandes,
Seines meerumfloss'nen Patmos
Immer blinkend heitern Himmel,
Immer grüne Fruchtgefilde,
Sieht, daß eben jetzt in Patmos
Seine gläubige Gemeinde
Feiert ihren Weihnachtsabend,
Hell erleuchtet die Kapelle
Ohne Fackel, ohne Kerzen
Von dem Schein der Feuerzungen,
Welche ihre Häupter krönen,
Wenn der heil'ge Geist sie treibet
Gott dem Vater Lob zu singen,
Gott dem Sohne Dank zu bringen.
O! Wie überstrahlt der Glanz
Dieser heil'gen Feuerzungen
Die erloschenen Rubinen.

Neue Kräfte hat nun Felix,
Wartet bei dem nord'schen Volke
Muthig duldend die Verbannung
Bis er wieder wird erlöset.

Das Jahr 1818 leitete eine in mancher Beziehung veränderte Periode unserer Familiengeschichte ein. Dies geht am deutlichsten hervor aus einem Briefe von Thadden an mich, den er am Karfreitag 1818 aus Schlesien schrieb: „Was ich an Dir auszusetzen habe, ist, ehrlich gesagt, Folgendes: Ich glaube, daß Du das Christenthum viel zu objectiv auffassest. Du hast, scheint mir, eine schöne christliche Erkenntniß, die sich auf Anerkennung der eigenen sündlichen Natur und auf die Annahme der in Christo angebotenen Gnade und Wahrheit gründet. Insonderheit halte ich es für eine besondere Gnade, daß Du und Deine älteren Brüder schon seit längerer Zeit von der Schleiermacherschen Ketzerei los bist, wohin besonders die seelenmörderische Lehre von der Congruenz der Vernunft und Gnade oder des heiligen Geistes gehören mag. „Aber", sagt Mencken, „mit der schönsten Erkenntniß, mit den besten Handlungen ist Gott wenig gedient, er will unser Herz und zwar ganz haben, weil er ein überaus freundlicher und zärtlicher Gott ist." Es fragt sich daher vor Allem, ob wir so weit der Sünde und uns selbst abgestorben sind, daß wir das verborgene Leben mit Christo in Gott leben, ob wir wahrhaft in seliger Gemeinschaft des Herzens mit dem Bräutigam unserer Seelen stehn, der uns unermüdlich mit tausendfacher Liebe zu sich lockt, der unablässig in Seinen und unseren Worten und Werken die Frage uns vorhält: hast Du Mich lieb? Wohl uns, wenn wir bei allem Gefühl unserer Erbärmlichkeit mit Petrus antworten können: Herr, Du weißt, daß ich Dich lieb habe! — „Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich" scheint mir das ganze Getreibe dieser Welt gegen den Geschmack des Friedens, den ein armer Sünder, ein geistlich armer, in dem demüthigen Umgang mit seinem Gott und Heiland hat! Wie ich selbst dagegen gesündigt habe, wie oft ich den heiligen Geist betrübt habe, wirst Du aus meinem kalten, todten, verstockten Wesen genugsam empfunden haben. Ich glaube, daß Dich die vielen anvertrauten Gaben und Erkenntnisse sehr bedenklich machen müssen, weil Du einst viel zu verantworten hast." Und weiter unten: „Es giebt heut zu Tage leider gar zu Viele, die mit dem Christenthum schön thun, sich damit schmücken und parfümiren, die wohl Christum „den schönsten unter den Menschenkindern", aber nicht Christum „den Allerverachtetsten, an dem gar keine

Schöne war", lieben; sie gehn dem Könige der Ehren entgegen, wenn ihm Palmen und grüne Zweige gestreut werden und rufen ihr Hosianna, — bleiben aber weit dahinten, wenn er in Knechtsgestalt in die Hände der Sünder überantwortet wird und über Gethsemane nach Golgatha geht. Unter diesen giebt es komödienhafte Naturen, denen es prosaisch oder gar degoutant vorkommt, wenn man ihnen vom Blut oder Angstschweiß Jesu für unsere Sünden spricht, worin sie auch Recht haben; aber der Aussatz der eigenen Sünde ist wahrhaftig noch viel prosaischer und degoutanter. Unter diese Classe möchte ich sämmtliche Poeten rechnen, welche dem Christenthum so gelegentlich ein Kompliment machen, wenn sie nicht gar, wie Goethe, einen offenbaren Ekel zeigen. Leider habe ich nur zu bitter diese Sünde in mir geschmeckt."

Dann bittet er um Beiträge zu polnischen Traktätchen für Oberschlesien und fordert „alle Bekenner der guten Doktrin, namentlich Alle, welche in jener hochmüthigen Kneipe, der Maikäferei, zusammenkommen, welche ich herzlich grüße", dazu auf.

Otto schreibt über diesen Brief: „Thaddens herrlicher Brief an Ludwig hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Welch ein Mensch! Ich weiß nicht, ob ich ihn mehr hochachten und bewundern oder aus ganzer voller Seele lieben soll. Das ist ein wahrhafter Israelit, in dem kein Falsch ist. Ich dachte bei mir, es sind nun doch schon zwei Menschen dir in deinem Leben begegnet, bei denen du Lavaters heureka ausrufen und an sein schönes Wort und seine Erfüllung denken konntest: „Was ich Dir mehr als Alles auf die Seele binde, ist: suche Christen! Ein echter Christ ist mehr werth als hundert Bände sogenannter Beweise der Wahrheit der christlichen Religion." Ja wohl! Zwei habe ich gefunden. Von den Übrigen thue ich wohl keinem großes Unrecht, wenn ich sie für jetzt in einen Topf werfe. Welche außerordentliche Gnade von Gott ist das! Welche Aufforderung für mich zu Allem, was mir gut und göttlich scheint, zwei gefunden zu haben, in deren reinem Spiegel man sich selbst beschauen kann, ja, bei deren erstem Anblick der erste Gedanke ist: Wie bist du? Wie verhältst du dich gegen sie? Wie klein, wie elend!" Otto war damals nicht ganz 17, Thadden 22, ich 23 Jahre alt.

**T. B. 2. Januar 1818.** „Heute waren Cajus und Thadden hier. Als Cajus weg war, kam das Gespräch auf Plehwe: „Der schimpft wohl jetzt auf uns," sagte Polte. Thadden: „Etwas, er

findet, Ihr ginget zu leichtsinnig mit N. N. um, und das finde ich auch. Ich weiß wohl, daß aus dem wahrem Christenthum Heiterkeit kommt, aber sie ist anders. Ist das wohl eine wahre christliche Freundschaft, die zwischen Euch und N. N.?" Polte sagte: das sei nur innerlich richtig, jene Aeußerung könne Thadden nicht so angreifen. — „Warum könnt Ihr Christi Namen nicht nennen?" sagte Thadden. „Ist das nicht Feigheit? Ihr seid recht fromm, geht zu Hermes in die Kirche, seid gegen alle Leute recht liebreich, aber dabei bleibt es auch. Ich glaube nicht, daß die Apostel so mit ihren Mitchristen gelebt haben. Wenn sie zusammen kamen und beteten und sangen, so amüsirten sie sich so gut als Ihr." Er protestirte gegen alle pietistischen Geberden und frommthuendes Außenwerk: „Aber ist es wohl Recht, immer so mit einander zu leben? Das hat schon Viele von Euch abgestoßen, z. B. Lancizolle. Wenn ich denke, wie wir zusammen kamen, Lancizolle, Seegemund, Böhmer, Rappard, Poyda, Bethmann-Hollweg und einen Choral zusammen sangen und in der Bibel lasen, — ich kann mir nichts Schöneres denken, als christliche Gemeinschaft. Der vorletzte Sylvester-Abend, wo wir so zusammen waren, war der schönste Tag, den ich mir seit lange erinnere; ich hatte großen Segen davon. Wenn ich im Neuen Testamente lese, wie so ein Paulus ausgesehen haben muß, ich glaube, ein rechter Christ kann nicht aussehen wie N. N." — Ich hatte ruhig zugehört, Clavier spielend. Es traf und rührte mich sehr. Als er aber dies sagte, antwortete ich: „Weißt Du denn, wie ein wahrer Christ aussehen muß, das wäre ja wahrer Bilderdienst, ganz gegen das erste Gebot." Polte sagte: „In Leibnitz Theodicee steht: ein Bischof sei einmal gefragt worden, ob er glaube, daß alle Heiden verdammt werden. „Nein", sagte er. „Aber", fuhr der Frager fort, „es steht doch in der Bibel, ohne Christum könne Niemand selig werden." — „Gewiß nicht, aber wißt Ihr denn, wie viel die Heiden von Christo haben?" Und die sahen doch gewiß noch weniger wie Christen aus." — Thadden sagte, er wolle nicht richten, sondern nur freimüthig seine Empfindungen sagen. Das Alles sprach er so milde, so einfach und herzlich, daß auch nicht eine Spur von Hofmeisterei darin blieb, die etwa in den Worten zu liegen scheinen könnte. „Ich weiß nur ein Beispiel einer rechten christlichen Heiterkeit, sagte er weiter, „Anders, den solltet Ihr kennen." Er war der Prediger der Berliner Brüdergemeinde, später Bischof in Nordamerika. — Polte vertheidigte die

Scheu, vom Heilande zu sprechen, sie sei ein Zeichen, daß der Ort, die Gelegenheit, die Kraft nicht da sei, überzeugend und eindringlich zu reden. „Aber soll diese Gelegenheit nie da sein", fragte Thadden, „und ist es denn Eure Kraft allein, und nicht Gottes Kraft, die dann wirken soll? Brentano sagt auch, es ginge ihm in Euerm Klub zu gotteslästerlich zu, man könne Christi Namen dort nicht nennen; es mag wohl der rechte Ort nicht sein und er hat wohl Unrecht, das so äußerlich zu sagen." So redete der gute Thadden fort, mit innerer Wehmuth und geheimem Widerstreben, das aber freimüthig seine reine Ueberzeugung auszusprechen ihn nicht hindern konnte. Mir schien Manches zu scharf, zu buchstäblich, ich widersprach ihm zu viel, obschon ich ihm sagte, daß ich das Meiste anerkennen und annehmen müßte. Polte war tief bewegt. Nachher sagte ich: „Ein Mensch wie N. N. müsse Thadden immer fremd bleiben und er könne nicht so auf ihn einwirken wie Leopold, weil er Christum nicht erläutere, wie Paulus den Athenienser ihren unbekannten Gott." Dann schließt die Erzählung: „Darf ich Thadden vorwerfen, daß er nicht eingehe auf mein trübes, kaltes Wesen und sich am Buchstaben stoße, während ich selbst von der anscheinenden Schärfe seines reinen Herzens mich habe abstoßen lassen? Ich bin ihm nie so gut gewesen, als jetzt. Er ist voll Liebe und duldsam, aber zu rein, um jemals mit dem Teufel zu accordiren."

Unterm **6. Januar 1818** finde ich im **T. B.** folgende Verse von Luise Hensel, die, wie man sagte, die Kriegsjahre in Berlin in großer Dürftigkeit mit ihrer verwitweten Mutter durchlebt hatte:

O Sorge, die mich niederdrückt,
O Sorge weiche fern!
Mein Vater, der die Lilien schmückt,
Der kleidet mich auch gern.
Bin ich auch traurig und verwaist,
Ist Tisch und Kammer leer,
Mein Vater, der die Vöglein speist,
Der läßt mich nimmermehr.
Was ist denn noch, was mich betrübt,
Diesseit der stillen Gruft?
Ich weiß, daß mich mein Vater liebt
Und mich hinüber ruft.
Dort werd' ich meinen Heiland sehn,
Am Thron der Gnade knien,
Dort werd' ich mehr als hier verstehn,

Dort werd' ich schöner blüh'n.
Ein Stündlein noch, dann ist er aus,
Der Traum, der Leben heißt,
Dann schwingt sich in sein ew'ges Haus
Mein freier, sel'ger Geist.

**T. B. 31. August.** „Vorgestern war Brentano bei mir. Er sagte, die Hensel sei unter allen Menschen, Männern und Weibern, die er je gekannt, die ausgezeichnetste und tiefste. Seit zwei Jahren sehe er sie täglich und nie ohne neues Erstaunen und neue Anbetung der Gnade Gottes, die so viel in einem Menschen wirken könnte. Sie sei die einzige von allen Menschen, die ihm geholfen und Gutes gethan habe. Aber sie sei verschlossen in ihrem persönlichen ununterbrochenen Umgang mit Gott, sie möchte gleich in eine Wüste ziehn, in eine Höhle sich eingraben und von ein paar Kartoffeln leben, die sie sich baute, ohne je wieder einen Menschen zu sehen. »Und doch ist sie eine arme elende Sünderin.« Dann war die Rede von ihrer großen Armuth im Kriege, wo der Bruder zu Felde war, der sie, die Mutter und die Kinder einer verstorbenen Schwester allein ernährt habe; Bettina verleumdete sie; »ich brachte Bettina zu ihr, um ihr auf eine schickliche Art zu helfen. Sie dachte, sie könne so mit ihr herummanschen; aber ich versichere Ihnen, was meine Schwester an Genialität hat, hat sie sechzigmal so dick.« Sie macht sich gar nichts aus ausgezeichneten Menschen, wenn einer so recht was Geistreiches sagt, das sei ihr ekelig. Ihre genauesten Freundinnen seien zwei Bauernmädchen, beide Braut, und sie freue sich auf ihre Hochzeiten. »Und was das Beste an ihr ist,« sagte Brentano, »sie ist ganz katholisch und hat von Kind auf, obschon eines lutherischen Pastors Tochter, die Mutter Gottes verehrt. Sie wird auch katholisch, kann es jetzt nur nicht.« Mit ihrem Bruder habe sie keine Beziehungen."

Dieser Bruder [Wilhelm, † 1861], ein Maler, verheiratet mit Fanny Mendelssohn, des Komponisten Schwester, hat mir in den 1850er Jahren einmal gesagt, Brentano habe um Luise angehalten, sie habe ihn aber abgewiesen. Ich hatte sie kurz vor jenem Gespräch bei Arnims gesehen, — das T. B. sagt, sie sei außerordentlich liebenswürdig, solche tiefe, stille Sittsamkeit, neben einer so einfachen, freien Unbefangenheit des Gespräches und der Anrede.

**T. B. 22. Mai.** „Brentano kam zu mir ganz begeistert von des Grafen Friedrich Leopold Stolberg Buch über den h. Vincentius von Paula und dessen Thaten, — »wenn ich mir dagegen

einen lutherischen Prediger denke, der in ein Lazareth kommt mit einem Schnupftuch mit eau de Lavande in der Hand und einem Sermon von der Gnade in der Tasche!« Die Reformation habe es dahin gebracht, daß man die Religion ganz bei Seite setzen, Christum im Stillen ehren, nie von ihm sprechen könne und nur an hohen Festen ihm eine Gratulationskur abzustatten brauche. Und dann mir ins Ohr: »Sie werden auch noch katholisch.« — Ich wandte ihm ein, obschon die Reformation viel Herrliches zerstört habe, doch in der katholischen Kirche viel äußere Verfassung sei und diese oft den Schein ohne den Geist habe; aber wahr ist es, daß wir tief beschämt sein müssen über die herrlichen Werke der Liebe, die im katholischen Frankreich im 17. Jahrhundert geschehen sind und daß nichts Aehnliches bei uns geschehe, wie jene leibliche und geistliche Fürsorge für Kranke, Verbrecher und Gefangene. Brentano war sehr erbaulich. Was fehlt uns aber? Das Christenthum, nicht der Papst!"

**T. B. 1. Juni.** „Cai Stolberg zeigte mir einen Brief von seinem Vater vom 1. November 1817: „Laß Dich nicht irre machen von den vielen guten und lieben Protestanten, mit denen Du lebst, in dem unerschütterlichen Glauben an die Kirche, die auf den Fels gebaut ist. Unter den irrenden sind einzelne Kinder Gottes. Aber sie haben keine Kirche, kein Opfer, kein Priesterthum, keine Eucharistie, wie die unsrige. Die holter-polter gemachte Union der beiden protestantischen Parteien muß den Verständigen, denen die Sache ein Ernst ist, ein Aergerniß sein, und ich hoffe, daß Viele dadurch werden in den Schooß der Kirche geführt werden."

Bald nachher, im Sommer 1818, verließ der mir sehr lieb gewordene Cai Berlin. Bülow, Otto, Voß, Goetze, Alvensleben und ich begleiteten ihn bis Potsdam. Cai erzählte bei Tisch in Potsdam, sein Vater habe ihm geschrieben, daß die deutschen Bischöfe nicht mehr Fürsten seien, sei mit der ganzen französischen Revolution nicht zu teuer bezahlt. Ich: über solchen Raub und Ungerechtigkeit dürfe man sich nicht freuen. Wir stritten darüber. Auf meiner Seite waren Otto, Voß und Alvensleben.

Am 12. Juni erfuhr ich Leopolds Verlobung mit der Gräfin Küssow.

**T. B. 13. Juni.** „Gestern sagte mir Anna Raumer: »Also Leopold ist in Redel?« (einem Gute des Herrn von Manteuffel in Pommern, Ehemann der Schwester von Leopolds nachheriger Frau.)

Und dann sagte sie mir, da ich von nichts wußte, seine Verlobung. Voß war an demselben Tage schon davon unterrichtet."

Im Juni und Juli 1818 machte ich eine Reise mit Rappard nach Pinne zu seinem damals noch lebenden Vater, von da nach Posen und zurück über Rohrbeck, wo ich wieder mit der Separation zu tun hatte. Damals habe ich in Posen zum letzten Mal in meinem Leben ein Theater besucht. Um diese Zeit kam der Rohrbeckische Separations- und Ablösungs-Rezeß zum Abschluß. Ich hatte im Interesse der konservativen guten Doktrin, für die ich durch Haller noch mehr begeistert war, eine Klausel des Inhalts hineingebracht: daß, soweit der Rezeß nichts geändert, Recht und Verfassung von Rohrbeck wie bisher bestehen bleibe. Diese Klausel erklärte die Generalkommission für unzulässig, da das Verhältnis der Herrschaft zu den Bauern von Grund aus verändert und daher von nun an nach den neuen Edikten zu erklären sei. Wir verweigerten nun die Unterschrift, die Generalkommission bestätigte aber den Rezeß ohne die Klausel in contumaciam, indem sie in der Begründung dieser Entscheidung uns „Unkunde der Gesetze und Starrsinn" zur Last legte.

Mit dem Jahr 1819 fing für unsere Familie ein neuer Abschnitt an, für mich war dies Jahr nach allen Seiten hin bestimmend und entscheidend für mein ferneres Leben. Otto war seit Michaelis 1818 Studiosus juris in Heidelberg, Wilhelm verlobte sich im Oktober 1819, Leopold verheiratete sich im November 1819. Für mich war 1819 das letzte Jahr in Berlin.

Die Maikäferei löste sich auf. Brentano verließ 1819 oder 1820 Berlin. Ich habe ihn von da an nicht wiedergesehen. Sein Katholicismus war reif geworden, er brachte die Jahre bis 1824 größtenteils in Dülmen bei der Nonne zu, deren Visionen er später herausgab.

Goetze verheiratete sich, und wurde als Oberlandesgerichts-Assessor nach Naumburg versetzt. Bülow hatte sich schon im September 1818 mit einem Fräulein von Altenstein verheiratet; sie starb im Juli 1819 in den Wochen. Ich wohnte der Taufe, wohl als Pate, bei; die Leiche der Mutter im Sarge in der Nebenstube. Das Kind starb einige Tage darauf.

**T. B. Januar 1819.** „Begräbniß des am 30. December verstorbenen alten Hermes."

Auch mein Verhältnis zu Plehwe löste sich allmählich, dagegen knüpfte sich das später für mich so wichtige Verhältnis zu Tholuck in seinen ersten Anfängen an. Es war das Gerücht erschollen von dem zwanzigjährigen, enorm gelehrten Studenten, der nur leider so kränklich sei, daß sein naher Tod bevorstände. Baron Kottwitz, der in den Abendbetstunden in seinem auch von ihm selbst bewohnten Armenhause hinter dem Alexanderplatze ein christlicher Mittelpunkt war und es auch für mich und den Thaddenschen Freundeskreis seit 1819 wurde, hatte auf Tholucks Glaubensleben entscheidenden Einfluß ausgeübt. Dieser war quasi Famulus des reichen Diplomaten und Orientalisten Diez gewesen, der sein Vermögen dem Dom in Berlin vermachte und für Tholuck 200 Thlr. aussetzte. Diezens Bruder focht das Testament an, ohne Erfolg, und im ersten Termin dieser Sache, den ich als Kammergerichtsreferendar am 13. Januar abhielt, erschien auch Tholuck als Mitverklagter; da habe ich ihn zuerst gesehn.

Um diese Zeit kam Thadden aus Schlesien, wohin ich viel mit ihm korrespondiert hatte, zurück nach Berlin. Er wurde bald für großjährig erklärt und kam in den Besitz seines Vermögens; dabei und bei dessen Klarstellung machte ich den Ratgeber und gewissermaßen den Geschäftsmann. Thadden schwankte nach seiner Verlobung zwischen Ansiedlung in Schlesien mit konfisziertem geistlichen Gut und Übernahme Oertzenscher Güter in Hinterpommern.

**T. B. 4. März 1819.** „Thadden erzählte mir viel von Oertzens, deren Vater bei Leipzig am 18. Oktober gefallen war." General von Reiche sagt von ihm in seinen Memoiren: „Ein geliebter und geachteter Freund von mir fiel vor meinen Augen, ein Landrath von Oertzen, der als Volontäroffizier [Major] den Krieg im Gefolge des Generals von Bülow mitmachte. In dem Augenblick, wo er mit mir sprach, traf ihn eine Kanonenkugel an der linken Schulter und er fiel, ohne auch nur das mindeste Lebenszeichen von sich zu geben; gewiß ein schöner beneidenswerther Tod."

Ich kannte damals Oertzens noch nicht, hatte sie nur flüchtig von weitem gesehen. Thadden teilte mir seine Absicht mit, um die zweite Tochter Jette — Henriette — anzuhalten. Seine Verlobung erfolgte anfangs März. Sie ist bis an ihren Tod 1846 meine unausgesetzt treu liebende Freundin geblieben und hat immer über meinen trüben Empfindungskonfusionen wohltuend gewaltet mit ihrem klaren kindlichen Verstande und liebenden Herzen.

Am 5. April, dem Montage in der Karwoche, war ich zuerst bei Oertzens und machte an diesem Tage sonach auch die erste Bekanntschaft der jüngsten der drei Schwestern, meiner nachherigen Frau Auguste. Aus diesem Namen war in kindischem Spiel „Mentor" gemacht worden; so wurde sie ihr kurzes Leben hindurch und nach ihrem frühen Tode in der Familie genannt. Sie war am 26. November 1802 geboren. — Durch Thadden wurde auch Senfft I — Ernst — mit Oertzens bekannt und es knüpfte sich auch bald das Verhältnis zwischen diesem und der ältesten Tochter Ida an, das aber erst am 7. März 1825, meinem Geburtstage, zu ihrer Verheiratung mit ihm führte.

Thaddens, des ältesten Senfft und meine Interessen konzentrierten sich mehr und mehr unter tiefen Herzensbewegungen im christlichen Glauben. Bei mir unter zerreißenden inneren Kämpfen, indem ich mit recht nicht fahren lassen wollte, was der Krieg, was Haller, und was eigenes Nachdenken mich gelehrt hatte von Gottes heiligen Ordnungen in der Menschheit; nicht bloß Christentum, während ich andererseits doch weit tiefer und gründlicher als bisher eingeführt wurde in Sündenerkenntnis, Sündenbewußtsein und in die Allgenugsamkeit des wahren Christentums. Also: wir konzentrierten uns sehr energisch in dem christlichen Glauben und dem christlichen Leben, wie es uns in den Erweckten jener Zeit und in der Brüdergemeinde entgegentrat, mithin wie man jetzt sagt „pietistisch", — so daß Buße, lebendiger Herzensglaube, brüderliche Liebe, Pflicht zu bekennen, liebender, proselytenmachender Aggressions- und Eroberungstrieb und ein starker sittlicher Ernst (ein sehr unpietistisches Wort, das wir damals nie gebraucht hätten, am wenigsten in Beziehung auf uns selbst und unsern Lebenskreis) hervortrat; zurück dagegen trat dogmatische Bestimmtheit, Theologie als Wissenschaft, der Herr als König, sein Reich als Königreich, die Kirche als gegliedertes Volk dieses Königreiches, Gottesdienst als solcher, alles Liturgische, christliche Kunst und noch mehr Recht und Staat u. s. w. Man verwarf dies alles nicht, aber man duldete es mehr, als daß man es anerkannt hätte, sah es gelegentlich als mehr äußerlich scheel an und setzte sich auch wohl etwas darüber hinweg. Sehr schwer wurde es mir vierundzwanzigjährigem Jünglinge in mir selbst zu unterscheiden, was sündlicher Trotz gegen die mächtig auf mich eindringenden großen Wahrheiten des Pietismus und was rechtmäßige Opposition gegen seine

Einseitigkeiten war. Lange unterlag diese Opposition, sie war schwächlich, weil nicht vertieft und nicht durchgebildet genug, aber sie erlosch nie ganz und ich blieb in steter kränkelnder Unruhe, die mein inneres Leben zu frischer, heitrer Kraft nicht heranwachsen ließ. Das „freuet euch alle Wege" lernte ich schwer, dennoch schien die Gnadensonne manchmal recht warm und ich hatte ein bestimmtes Bewußtsein, daß 1819 mir ein Frühlingsjahr war im Gegensatz zu meiner finstern, kalten Kindheit und zu dem konfusen Durcheinander von Licht und Finsternis, von Kälte und Wärme der Jahre 1810 bis 1818. Der Sonntag wurde als solcher wenig beachtet. Des Königs von Preußen Verdienst um Herstellung der Agende, andererseits die Agende und Unionsstreitigkeiten, kümmerten uns wenig oder gar nicht.

Ein Lieblingsvers in unsern Kreisen war:

„Was fragt mein Heil nach Holz und Steinen
Im Herzen will Er herrlich scheinen,
Da ist ihm Sein Altar erricht't." —

„Steinerne Häuser", wurden im harten Kampf, besonders in Pommern, gegen die rationalistischen Geistlichen die Kirchengebäude genannt. Ich sagte in späteren Jahren einmal zu Senfft I: der erste Glaubensartikel komme bei ihm zu kurz. Er las ihn laut vor und sagte: „Das glaube ich Alles." Er glaubte es aber nicht mit der Energie, mit der er an die „gekreuzigte Liebe" glaubte. — Besonders fremd war unserm eng verbrüderten Kreise damals die römische Kirche, obwohl wir für das Christentum der Kirchenväter und für einzelne, besonders die mystischen Katholiken wie Thomas a Kempis, Fénélon, Graf Fr. L. Stolberg wohl Sinn hatten, fremd auch mir, obschon vielleicht am wenigsten.

Die Senffts waren mit Voß bekannt durch dessen Verwandte, die Burgsdorffs. — Eine Schwester der Senffts heiratete später in zweiter Ehe den Herrn von Burgsdorff, Vossens Vetter. Er starb bald und 1830 heiratete Senfft II — Adolf — eine seiner Töchter und mit ihr Sandow.

Senfft I war ein überlebendiges nnd energisch wirkendes Glied dieses ganzen Kreises und übte nächst Thadden bei seinem Herrschertalent und seiner Willensenergie in mancher Beziehung mehr als Thadden einen mächtigen Einfluß auf mich aus. Bald entstand zwischen allen Genannten und außerdem Adolf Le Coq, Lancizolle und Hollweg eine sehr enge Verbrüderung, deren Mittelpunkt wöchent-

liche Abende der jungen Männer mit Gesang und freiem Gebet bei Rappard, Hollweg und Lancizolle waren; gewissermaßen ein Gegenstück zur ehemaligen Maikäferei, von welcher keine Rede mehr war.

Otto schrieb 1823 von einer Reise, die wir damals zusammen machten: „Ludwig sagte: meine Korrespondenz 1819 mit ihm von Heidelberg aus sei ihm wie der schneidendste Gegensatz gegen die christliche Gemeinschaft und deren Geist vorgekommen, den er damals bei dem Baron Kottwitz zuerst kennen gelernt habe."

**L. B. 4. Oktober 1819.** „Heute früh kam Wilhelm in meine Stube und sagte mir, daß er mit Ida Chambaud versprochen sei. Er war gerührt. Wir umarmten uns. Er sagte mir die näheren Umstände. Ich sagte ihm einige Worte: daß Alles auf die Einigkeit im Glauben ankomme und fühlte, wie schwach ich war in der Liebe und im Bekennen."

Im November fand Leopolds Hochzeit in Rebel in Hinterpommern statt. Das junge Paar zog in unser Haus, parterre. Die Wohnung war bisher vermietet gewesen.

Billet von Senfft I. an mich. Berlin 6. Dezember 1819. „Guten Morgen, lieber Gerlach, wie wäre es, wenn wir uns heute Abend auf dem Saale bei Jänicke träfen und von da zu Voß gingen. Mich verlangt zu wissen, wie es Ihnen geht, ob der Advent Sie recht erfüllt und es ihnen gelungen ist, dem Könige der Ehren Bahn zu machen, daß Er aufs neue bei Ihnen einziehe und vielleicht herrlicher als je zuvor. Erwägen Sie wohl, lieber Gerlach, wie Er sich danach sehnt und darum müht! Sorgen Sie, Ihm das Werk nicht zu sehr zu erschweren! Gott helfe Ihnen und mir und Allen, denen zu helfen ist." Nun folgen Klagen über eigene Halbheit und deshalb mangelnden Adventssegen und dann: „Bitten Sie, daß es besser mit mir werde und seien Sie versichert, daß ich das insofern verdiene, als ich bei allem meinem Elende Ihrer viel vor dem Herrn gedenke." Indem ich dies fünfzig Jahre später abschreibe, ist es mir wehmütig, daß dies nicht mehr unser Billetstil ist.

Am 5. Dezember 1819 starb Cais Vater, der Graf Friedrich Leopold Stolberg. Auf meine Kondolenz schrieb mir Cai einen Brief voll Liebe und Dank, ausführlich und eingehend, aber es ist keine Andeutung in dem Briefe, daß er römisch-katholisch war. Auch dies ist jetzt anders. Nicht lange vor des Grafen Friedrich Leopold Tode hatte Johann Heinrich Voß, der Übersetzer des Homer, sein

Busenfreund in Eutin in den 1790er Jahren, die äußerst giftige und gegen das Christentum feindselige Schrift ausgehen lassen: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" — nämlich katholisch.

Eichmann, mein Mitschüler im Joachimsthal, 1848 Minister des Innern, gehörte — doch etwas entfernter — damals auch zu unserm Kreise. Er schreibt mir am 10. Januar 1820, daß er sich zwar zu denen rechne, die erst Christen werden wollen, aber den Segen empfinde, den er dem reichlichen Hören der Predigten des alten Jänicke verdanke.

Am 20. Januar 1820 bestand ich mein drittes Examen, — es war mitten in meinen innern Krisen, — eine mir nicht besonders wichtig erscheinende Lebensstufe. Am 14. Februar wurde ich auf dem Kammergericht vereidigt.

Um diese Zeit Nachrichten von den hinterpommerschen Erweckungen durch Gustav Below in Reddentin, Auftreten des Predigers Löffler an der Spittelkirche, als Nachfolger des alten Hermes. Er predigte Buße und regte die jungen Leute, Sydows, Adolf Krosigk u. a. gewaltig auf.

Unterm 17. Januar 1820 erging durch die Gesetzsammlung eine königliche Verordnung, welche die „kurmärkische Landschaft" aufhob, unter einseitig absolutistischer Verletzung der Rechte der Stände und Konfiskation ihres Vermögens; Rechte und Pflichten sollten auf den Staat übergehen. Dagegen erhob sich als gegen eine Vergewaltigung in fast übertrieben ehrerbietiger Form ein Widerspruch von Bevollmächtigten der kurmärkischen Ritterschaft und Städte, bei dem Voß sich lebhaft beteiligte, und den ich mit ihm vielfach beriet und besprach. Er war aber ohne Erfolg. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg und der König wiesen die Reklamanten schroff zurück. Der König bezeichnete die Vorstellungen der Stände als „Anmaßung", die seinen ernstlichen „Unwillen" erregt, und bedrohte die ritterschaftlichen Deputierten mit „strenger Ahndung" wegen Verkennung seiner „souveränen, gesetzgebenden Gewalt", — ein schneidender Kontrast mit dem Stil, in welchem jetzt in unsern Parlamenten des Königs Diener um „Erlaubnis" bitten, Gesetzentwürfe, die der König vollzogen, in die „hohen" Häuser einbringen zu dürfen. Man greift den Zusammenhang der absolutistischen Revolution von oben und der demokratischen von unten mit Händen.

Siebentes Kapitel.

# Naumburg.

## 1820—1824.

Mitte April 1820 verließ ich Berlin, um erst 1826 wieder dahin zurückzukehren. Das Ausscheiden aus allen Verbindungen in Berlin und den Erfahrungen des letzten Jahres wurde mir sehr schwer. Ich war an das Oberlandesgericht in Naumburg anfangs nur als Stellvertreter des in Dresden auf Kommission abwesenden Oberlandesgerichtsrates Pinder kommittiert — mit 3 Thlr. Diäten — wurde aber 1823 Oberlandesgerichtsrat.

Mein einziger näherer Bekannter dort war mein alter Freund Goetze. Mit Rücksicht auf die damaligen Transport= und Kommunikationsmittel, incl. Post= und Preßwesen und Lebensgewohnheiten war Naumburg etwa so weit von Berlin wie jetzt Paris. Die christlichen und politischen Bewegungen und Gegensätze, in deren Mitte Goetze und ich in Berlin gelebt hatten, waren in Naumburg so gut als ganz unbekannt. Ich fühlte mich sehr einsam und fing damit an, die Kirchen der Stadt und Umgegend an Sonntagen zu durchwandern, fand aber nichts. Goetze, und wohl noch mehr ich, machten im Oberlandesgericht Opposition gegen die geistlose, widerrechtliche, rohe, liberalisierende Verpreußung dieses 1815 neuerworbenen „Herzogtums Sachsen", welches „der Wohltaten der preußischen Gesetzgebung" — so lautete die kurrente Phrase — teilhaftig gemacht werden sollte, besonders in der Gerichtsverfassung und durch preußisches Landrecht und Gerichtsordnung unter den Auspizien unseres Chefpräsidenten, des Freiherrn von Gärtner, der zwar ein geborner Dresdener, aber durch und durch infolge seiner ausschließlich preußischen Karriere verpreußt war

und für seinen höchsten Wunsch erklärte, Präsident eines königl. Preußischen Oberlandesgerichts in Dresden zu werden. Von „berechtigten Eigentümlichkeiten" wie man jetzt [in Beziehung auf die 1866 annektierten Länder] sagt, war in Bezug auf Sachsen keine Rede. Daß nur wir zwei jüngsten Mitglieder des Oberlandesgerichts, frisch kommend aus Berlin, dem Zentrum des Preußentums, uns der geistlos-liberal-gewaltsamen Verpreußung widersetzten und für gutes sächsisches Recht, und dessen war viel, eintraten, das fanden unsere Kollegen wunderlich und unverständlich und zwar die sächsischen Kollegen (die teils steife unzufriedene altadelige, teils gelehrte liberal-schmiegsame sächsische, übernommene Richter waren) nicht minder als die altpreußischen.

Ein Vorfall unter vielen möge diese unsere Stellung charakterisieren. Das Lehnswesen incl. Lehnsherrlichkeit bestand hier noch bis 1850 fort und das Oberlandesgericht war königl. preuß. Lehnhof des preußischen Herzogtums Sachsen. Die Patrimonialgerichtsbarkeit wurde ebenfalls noch beibehalten, nur in den Städten wurde sie durch eine von unserm Präsidenten von Gärtner extrahierte und wohl auch abgefaßte königliche Verordnung für aufgehoben erklärt.*) Der Freiherr von Oldershausen suchte nun den Schutz des Oberlandesgerichts als Lehnhofs für seine ihm von demselben verliehenen Gerichte über die thüringische Stadt Gebesee. Das Oberlandesgericht beschloß gegen mein Votum, ihn abzuweisen und ihn lediglich auf die oben gedachte Verordnung zu verweisen. Ich gab ein schriftliches, ausführlich begründetes Votum zu den Akten, in welchem ich das gute Recht des Beschwerdeführers und die Pflicht des Lehnhofs gegen solche Rechtsverletzungen zu remonstrieren, auch im Interesse des Königs, als Allerhöchsten Lehnsherrn, ausführte. Der Vizepräsident von Watzdorf, ein alter steifer Sachse, der bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, wie gründlich zuwider ihm die „Wohlthaten der preußischen Gesetze" waren, der sich aber doch in diesen jugendlichen Berliner Konservatismus nicht hineinfinden konnte, gab es mir, da er damals den Chef vertrat, zurück, als vergeblich und ungehörig und ich ließ es dabei bewenden, da kein Erfolg zu hoffen war und ich genug protestiert zu haben glaubte.

Noch unverständlicher und verwunderlicher erschien unser christliches Bekenntnis allen unsern Umgebungen, obschon es stille genug auftrat.

*) Diese Verordnung vom 4. 5. 1820 findet sich in der Ges.-Samml. als „Instruktion wegen Einrichtung der Untergerichte" 2c.

So fremd angesehen zu werden und so allein zu stehen, war mir sehr schmerzlich — was gewiß kein Zeichen eines festen Charakters ist. —

Otto setzte seine juristischen Studien diesen Sommer 1820 in Göttingen fort. Er wendete sich nun mit steigender Entschiedenheit dem lebendigen Glauben zu.

Aus einem Briefe von Otto, Göttingen, 13. August 1820: „Ich habe ein recht großes Verlangen, Dich wiederzusehen, vorzüglich seit Deinem letzten Brief. Mich macht der Gedanke so froh, daß ich dadurch doppelt Dein Bruder bin, daß uns beide zugleich die Liebe des über Alles liebreichen und erbarmenden Heilands vereinigt, durch den doch erst alle menschlichen Verhältnisse ihren rechten Werth erhalten." Und weiter: „Auf meinen Vorschlag vereinigten sich hier vor 3 Wochen unter uns alle die Haller kennen und verehren und ich setzte in aller Namen ein Glückwunschschreiben zu seinem Geburtstag auf. Vor ein paar Tagen hat er mir in einem langen Brief geantwortet und versichert, es habe ihm dies eine große Freude gemacht und ermahnt uns dann zu vielem Guten."

Meine Abwesenheit und die Heirat meines Bruders Wilhelm veranlaßte, daß Schmalzens aus unserm Hause auszogen, um Wilhelm parterre rechts vom Hauseingange Platz zu machen.

Unsere Vermögenslage, viele Schulden bei großem Grundbesitz, der wenig einbrachte, war sehr verwickelt und mißlich und legte uns viele Beschränkungen auf. Der alte Rappard, Vater unseres Freundes, der selbst quasi falliert hatte, sprach immer von der „Gerlachschen Masse." Mich kümmerte dies wenig, zu wenig.

Im Juni 1820 wurde Frau von Oertzen Vormünderin ihrer Kinder, die Verwaltung von Trieglaff wurde an Thadden übergeben. Es stand in dieser Zeit immer noch sehr mißlich auch mit dem Oertzenschen Vermögen, ähnlich wie mit Rohrbeck, das wir fürchteten nicht halten zu können, und angeblich mit meiner Gesundheit. — Ein Brief meiner Mutter vom 14. Oktober 1820 quält sich über diese und wie mir zu helfen sei. „Wilhelm meint Du solltest nach Rohrbeck ziehen, dort Landrath werden und Rohrbeck bewirthschaften. — Ich habe gedacht, Du solltest Militär werden, du bist ja jung genug um als Premier-Lieutenant (als solcher war ich verabschiedet) wieder einzutreten. Nimm nur lieber keine Arzenei mehr" usw. Es ist eine eigene Empfindung, dies nach 50 Jahren und völlig gesund abzuschreiben.

In der zweiten Hälfte des September war in einem Gasthofe in Charlottenburg Thaddens Hochzeit, der ich nicht beiwohnte. Prediger Jänicke traute. Rappard, mein Jugendgespiele, wohnte damals noch in unserm Hause. Er räumte dem jungen Paar auf einige Tage nach der Hochzeit seine Wohnung ein.

Im September besuchte mich le Coq mit Lancizolle in Naumburg. Le Coq schenkte mir ein Brüderlosungsbuch und schrieb folgende Verse beim Abschied hinein:

„Der Weg vom Herzen zum Munde
War mir gar oftmals zugeschnürt
So daß wir doch wohl manche Stunde
Den Heiland nicht bei uns gespürt.
Verzeih' und nimm als redend Zeichen
Des Danks für Deine Freundlichkeit
Das Buch, es möge dir gereichen
Zur Freud' in trüb und heller Zeit.
Das sei die Losung alle Stunden,
Daß unser Heiland Jesus Christ
Durch seine heiligen fünf Wunden,
Durch seine bittren Todesstunden
Auch uns die Sünder hat gefunden
Und aus dem Schlamm herausgewunden
Und ihm hat treu und fest verbunden,
Und unser lieber Heiland ist."

Im Jahre 1820 hatten die Revolutionen im südlichen Europa — Spanien bald auch Italien —, die Ermordung des Herzogs von Berry und die Repression der demagogischen Umtriebe, die in Kotzebues Ermordung einen furchtbaren Höhepunkt erreicht zu haben schienen, unserer Regierung eine reaktionäre Richtung aufgeprägt. Hardenberg ging darauf ein. Aber die entschieden liberalen Notabilitäten, wie Grolman und Boyen, waren unzufrieden mit Veränderungen der Landwehr, die auf deren Verschmelzen mit der Armee hindeuteten, wie dies 1859 noch mehr geschehen ist. Wilhelm Humboldt und Beyme traten außer Dienst, Grolman ebenfalls und, weil unzufrieden, die Pension verschmähend. Ich habe 1874 unter ähnlichen Umständen die Pension nicht verschmäht. Habe ich recht getan? Alle meine Freunde, die ich gefragt, sagten Ja! — Grolman lebte eine Reihe von Jahren unter Entbehrungen auf seinem kleinen Gute Gosda bei Forste, wo seine Tochter Wieschen im Oktober 1820 mehrere Wochen zubrachte, welche der Konfirmandenunterricht des gläubigen Konsistorial-

rats Nicolai, Predigers an der Nicolaikirche, ihr, weil er Ferien machte, offen ließ. — Wir Hallerianer teilten natürlich diese Art Unzufriedenheit nicht, hatten aber auch kein Wohlgefallen an solchem geistlosen, absolutistischen Wesen, wie das Kamptz-Wittgensteinsche war. Die heilige Allianz war schon, als schämte man sich ihrer, der Vergessenheit übergeben.

Im Oktober 1820 besuchte mich Otto in Naumburg. Wir reisten zusammen nach Quedlinburg, wo Goetzens erstgeborene Tochter Marie bei seinen Schwiegereltern, Medizinalrat Ziegler, getauft wurde. Otto und ich besuchten von Quedlinburg aus Seegemund in Wernigerode, wo er seit einigen Monaten Pastor war und wo wir kommunizierten. Er wurde für uns ein geistlicher Mittelpunkt und eine wichtige Autorität. Ich klagte ihm meine oft den gesamten Glaubensgrund erschütternden Zweifel und Bedenken, weniger Verstandes- als Gefühls- und Stimmungszweifel. Er sagte: „Die Gewißheit sei nur in Gott zu finden durch Ausgehen aus dem Ich und Eingehen in Ihn. In unserm befleckten engen Ich habe sie keinen Raum," — ein Wort, das mir mein langes Leben hindurch sehr wichtig geblieben ist, und dessen Seegemund und ich, als wir 1868 unsern Umgang erneuerten, uns lebhaft erinnerten.

Durch Seegemund hörte ich damals zuerst vom Dr. de Valenti, einem jungen Arzte in Stadt Sulza (zwischen Naumburg und Weimar) Sohn eines italienischen Sprachlehrers in Jena, durch welchen eine lebendige Erweckung unter den kleinen Handwerkern, Salzsiedern und Tagelöhnern in Sulza und der Umgegend entstanden war. Ich ritt, von Wernigerode nach Naumburg zurückgekehrt, sofort zu ihm nach Sulza. Unsere Bekanntschaft und Gemeinschaft dauerte fort während meines sechsjährigen Aufenthalts in Naumburg und wurde nachher in Halle, wo ich von 1829—34 war, wieder angeknüpft. — Er war ein kecker, lebendiger Geist, recht geeignet aufzurütteln und in Bewegung zu setzen. Durch ihn bin ich zuerst eingetreten in die reelle, oft beschwerliche, aber auch eben dadurch lehrreiche und erbauliche Gemeinschaft mit Christen des geringsten Standes, also auch namentlich in ihre Konventikel und Hausandachten und in ihren steten lebendigen Gegensatz gegen die rationalisierte und verweltlichte Geistlichkeit ringsum, — eine Gemeinschaft, die sich dann auch in gleichartige Kreise in und um Naumburg, nach Merseburg, Leipzig und so immer weiter fortsetzte und an der auch Goetze, bis 1822, wo er Naumburg verließ, durch

mich einigen Anteil nahm, — alles zur Verwunderung und zum Teil Anstoß meiner Kollegen und des gebildeten Naumburg, dem so etwas neu war.

Valenti war damals auf Polemik noch wenig zugekommen. Auf die Mitteilung der Briefe Gustav Belows schrieb er an Goetze und mich am 3. November 1820: „Ich bitte Euch recht herzlich, dringt mit vereinter Kraft auf Below los, daß er die Leute nicht mehr gegen die Pfarrer einnehme. Ich sehe davon die schrecklichsten Folgen voraus. Die Schwachen werden in Hoffart gestürzt und die Starken bedürfen solcher Ermahnungen nicht. — Der Knoten darf nicht zerhauen, er muß allmählich gelöst werden. »Bringet Frucht in Geduld und schicket Euch in die Zeit.« Versteht sich aber so, daß wir uns von der Welt unbefleckt erhalten.“ Aber im wesentlichen hatten doch die Pommern recht. — Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft brachte uns Valenti mit einem seit seinem dritten Jahre blinden alten Papiermüller Geipel, der von fern her als Gast in Sulza war, zusammen, an dessen freudigem Glauben Goetze und ich uns herzlich erfreuten und erbauten. Wir besuchten den blinden Geipel auf der Papiermühle seines Bruders in Wichmar, wo er lebte.

**T. B. 17. Dezember 1820.** „Ich fuhr mit Dr. Valenti und dem alten Geipel von Sulza herein nach Naumburg zum Geburtstag von Goetzes Frau. Als wir den Berg bei Kösen herab fuhren, sagte Geipel: „er hoffe, mich vor Gottes Thron wieder zu sehen und ermahnte mich zur Treue und zum Gebet, da der Herr mich als sein Werkzeug werde gebrauchen können.“

Ich ritt und ging oft hinaus nach Sulza und lernte diese Leute einzeln kennen; unter vielen sind mir zwei besonders wichtig geworden als solche, die sich, soviel ich habe sehen können, trefflich bewährt haben, — Pensel, ein junger Barbier und Chirurgus, der später in des alten Jänicke Missionsseminar in Berlin eintrat und als Pastor einer deutschen lutherischen Gemeinde im südlichen Rußland wirkte, und Schüler, ein ganz armer Beutler, der schwer kämpfte mit dem Druck des Lebens in Gewerbe und Familie und 1825 in freudigem Glauben gestorben ist. Aus einem Briefe Valentis an Goetze und mich vom 14. Dezember 1820: „Gott grüße Euch tausendmal ihr Lieben! So ist es denn wirklich wahr, daß der große Leichnam „Christenheit“ hier und da ein Zeichen von erfreulichem Leben von

sich giebt? wahr, daß der Herr die zerstreuten Glieder aus allen vier Winden zusammen berufen will, daß sie wieder Ein Leib werden?"

Valenti selbst gab zu vielen mich sehr schwer drückenden Bedenken Veranlassung. Er laborierte an Willkür und Gesetzlosigkeit und ist erst nach vielen Irrfahrten zum Frieden gekommen. Schon in jenen Anfängen trat hervor, daß das Wort, welches er predigte und die Früchte, welche es brachte, echter waren als er selbst.

Aus einem Brief von Otto vom 5. November 1820: „Leider ist ja nun der 4. Band von Haller heraus" (der über die geistlichen Staaten). „Er ist völlig ohne eine Spur christlicher Gesinnung und sogar recht neologisch, indem er das ganze Christenthum auf natürliche Ursachen gründen will." — Hätte Haller die Schriftlehre von dem Einen geistlichen und leiblichen Staate, dem Königreiche Gottes, studiert und sich angeeignet, von dem Königreiche, das alle geistlichen und alle weltlichen Staaten unter und in sich hat, so wäre er auf solche Irrwege nicht geraten. Er wurde bald nach dieser Zeit römisch-katholisch und es ist zu hoffen, daß die römisch-katholische Kirche ihm den Glauben an den Sohn Gottes gelehrt hat.

Am 30. November 1820 wurde Wilhelm mit Ida auf dem Schlosse in Dessau getraut; der Herzog richtete, da Ida Hofdame war, die Hochzeit aus. Leopold und ich waren zugegen, nicht aber unsere Mutter und Otto. Ich wurde dem Prinzen Friedrich von Preußen, Bruder der Herzogin, vorgestellt, zum erstenmal in meinem Leben einem königlichen Prinzen.

**L. B. 26. November.** „Zum heiligen Abendmahl in der Wenzelskirche in Naumburg gemeinschaftlich mit dem Oberlandesgericht, veranlaßt durch den Chefpräsidenten." Dies geschah von Zeit zu Zeit, obwohl der Freiherr von Gärtner sonst keine hervortretenden christlichen Interessen hatte. Ob dies wohl jetzt noch irgendwo geschieht?

Um diese Zeit machte ein uns durch Seegemund bekannt gewordenes altes Buch bei uns viel Aufsehen. „Vertraute Briefe über protestantisches geistliches Recht" anonym mit einer Vorrede von Friedrich Carl Freiherr von Moser, 3. Auflage, Frankfurt a. M. 1771." Der Verfasser, der es 1759 geschrieben hat, soll ein fürstlich Reußischer Rat Bretschneider gewesen sein. Das Buch stellt ihn als einen durch und durch lebendigen Christen dar, aber subjektiv-herrnhutisch, woraus das sehr ungenügende seiner Ansichten über Kirche und Kirchenrecht

schon folgt. Aber wir erbauten und belehrten uns Jahrzehnte lang aus diesem Buche

Aus einem Brief von mir an meine Mutter vom 7. Januar 1821 über einen Besuch mit Otto bei Schönbergs in Merseburg nach Weihnachten: „Wir waren den ganzen Abend allein mit Frau von Schönberg. Wir mußten ihr viel erzählen von Sulza, wobei ich in Gedanken die Regierungspräsidentin und das schöne Schloß Merseburg, wo wir waren, zusammenhielt mit den Schneidern, Barbieren, Beutlern, Salzsiedern u. s. w., mit denen wir zwei Tage vorher in Sulza in Valentis kleiner Stube zusammengewesen waren. Der Glaube und die Demuth machen die Menschen in der That frei und gleich, während durch den Unglauben und den Stolz unserer Zeit bei allem Geschrei von Freiheit und Gleichheit die Trennungen immer schroffer und unerträglicher werden."

In einem Briefe meiner Mutter aus Berlin vom 16. Januar, worin sie ihre Freude ausspricht, daß Otto und ich diese Weihnachtszeit mit Gleichgesinnten verlebt hätten, fährt sie fort: „Als ich 1787 an meinem ersten Karfreitag in Berlin in die Kirche ging, kam ich ganz unmuthig nach Hause, weil der Prediger vom Eintritt und von der Schönheit des Frühlings gepredigt hatte, ohne einmal die Bedeutung des Tages zu erwähnen." Dann erzählt sie: „Eine Frau, die ich in meiner Jugend kannte, von ganz gemeinem Stande, deren Schwestern nicht fromm und ganz gemein waren, sie allein, zwar ebenso erzogen, aber fromm bis ins Innerste der Seele, war wie eine Fürstin an Adel und Sitte erhaben." Und über ihre Enkelin Wieschen: „Vor einigen Tagen hat sich auch des Kindes Schicksal entschieden; der Vater will sie nach der Einsegnung mit nach Gosda nehmen. Du kannst denken, was ich dabei empfinde. Ich schweige darüber. Um aber nicht ganz zu unterliegen, habe ich heute an Otto geschrieben, von Ostern an hier zu studiren. Ohne seine erheiternde Theilnahme und Nähe möchte ich wohl unterliegen." Ferner in einem Briefe vom 30. Januar: „In unserm Hause macht die Anwesenheit der Tante Marie eine angenehme Diversion. Sie gefällt sich sehr mit den beiden jungen Haushaltungen, die um ihrer Verschiedenheiten willen schon an sich interessant sind. Wilhelm und Hannchen halten viel auf Formen, Leopold und Ida sind mehr genial. Dies macht uns oft viel Spaß. Das kleine Kind Agnes schreit dazwischen und oft werden die unerfahrenen Eltern belächelt, die nicht begreifen können,

daß man das Kind nicht so lieb haben kann, als sie es haben. Bis Mitte März bleibt nun noch Alles in seiner Ruhe; wir essen bis dahin zusammen, dann aber beziehe ich mein Giebelstubenquartier, welches ich mir sehr hübsch zurecht machen lasse, und in die Beletage zieht Major Kanitz mit Familie, was Wilhelm und Leopold sehr lieb ist. Otto bezieht eins der Dachquartiere im kleinen Hause und ißt mit mir, und wenn ich weg bin, gebe ich ihn bei einem der Brüder in die Kost."

Otto verließ Ostern 1821 Göttingen, um in Berlin weiter zu studieren. Er schrieb mir unterm 16. März: „An Wilhelm werde ich übermorgen schreiben, daß ich bisher blos sein natürlicher Bruder war, nun aber auch sein Bruder in Christo zu sein wünschte, daß ich aber darum nicht weiter als etwas besonderes anerkannt, sondern nur bei meiner großen Schwäche mit Liebe und Nachsicht behandelt sein möchte und wie die Liebe in dieses Verhältniß nur durch die wahre Kindschaft Gottes, durch Kindersinn kommen könne, um den ich Gott vor Allem bitten wolle." — Es war zwischen Wilhelm und Otto ein Temperaments-Gegensatz.

Zu meinem Geburtstage 7. März schrieb mir Onkel Raumer: „Das tönende Erz, die klingende Schelle der Philosophie kenne ich, bin ihrer herzlich satt, fühle ihr hohles, unzulängliches Wesen, fühle meine eigene erbärmliche Schwäche zum wahren und reinen Guten, denke — schrecklich zu denken — wenn Gott mich verstieße von seinem Angesicht, wie ich auch dann noch ihn preisen und in der mich plagenden Gewissensangst ihn loben würde, kann mich aber nicht würdig finden, begnadigt zu werden und daher noch nicht das Vertrauen, nur die schwache Hoffnung fassen, daß ich Gnade finde und hoffe, daß das hohe, gesunde Alter, was ich habe, mir von Gott gegeben ist, um fortzuschreiten auf dem kaum in seinen ersten Anfängen betretenen guten Wege." Und ferner: „Möge auf Dir, mir und uns Allen der Segen unserer frommen Vorfahren ruhen. Georg, meines Großvaters Großvater, erinnerte sich Gottes bei jedem Stundenschlage der Glocke. Sein früh sterbender Sohn, mein Urgroßvater, sagte sterbend von Gott: »Bene faciet«, dessen Bruder, der alte Gesammtrath und Restaurator familiae antwortete kurz vor seinem Tode einem ihn scharf ermahnenden Geistlichen still-zufrieden: »sed ego sum conversus Christianus«. Diese exempla domestica sind erfreulich. Gebe mir die Nachfolge Gott."

Um diese Zeit wurden Goetze und ich aufmerksam auf einen sehr alten Prediger Stapf, der wohl als Rest der Zeit vor der Allein-

herrschaft des Rationalismus und sehr vereinsamt in der Marienkirche in Naumburg in seiner Weise in ultra-thüringer Dialekt das Evangelium predigte, aber auf unsere christlichen Bewegungen der Neuzeit und auf unsere Verbindungen mit Erweckten nicht einging. Wir hörten ihn später zuweilen predigen.

Ein Sohn des Oberlandesgerichtsrats Pinder, den ich bis 1823 in Naumburg vertrat, erzählte mir im Jahre 1869, daß in jener Zeit der dortige Landrat Lepsius, überrascht und verwundert über Goetzes und mein Auftreten in Naumburg und besonders darüber, daß wir sogar mit einem Manne wie der alte Stapf Verbindung hätten, an Pinder nach Dresden geschrieben habe, was daraus werden solle und ob nichts dagegen geschehen könne? Pinder, damals (später nicht mehr) mit Lepsius gleich gesinnter Rationalist, hätte auf diese Anregung eine Rundreise bei den Rationalisten Röhr in Weimar, Brettschneider in Gotha und Zimmermann in Darmstadt gemacht, um sie zu positiver rationalistischer Tätigkeit gegen diese Gefahren anzuregen, sei aber von dieser Reise „sehr ernüchtert“ und am Rationalismus irre geworden zurückgekommen.

Eine für uns wichtige Bekanntschaft machten wir damals an Sander, den, als er später Hospital- und Zuchthausprediger in Leipzig war, die gläubigen Elberfelder Kaufleute, welche die Messe besuchten, entdeckten und seine Berufung nach Elberfeld veranlaßten. Er ist in hohem Alter und Ansehen als Superintendent in Wittenberg gestorben.

Am 30. März wurde Leopold Major und kam als Generalstabsoffizier zum General Tauenzien, dem später in seinem Armeekorpskommando der Prinz Wilhelm folgte, wodurch Leopolds späteres Verhältnis zum damaligen Kronprinzen vermittelt wurde.

**T. B. 15. Juni.** „Freitag Abend kam ich zu meiner großen, fast zu großen Freude nach 14monatlicher Abwesenheit in der geliebten Heimath Berlin an. **16. Juni.** Den Abend hatte ich einen recht tiefen Eindruck von des lieben, alten Jänicke kindlichem Wesen beim Gottesdienst in seinem Saal, im Gegensatz zu den Naumburger Predigern. **29., 30. Juni.** Mit den Brüdern, außer Otto, und Schwägerinnen nach Rohrbeck. Quälende Vorwürfe in Betreff des Predigers, den wir, meine Mutter, vocirt hatten. »All' Sünd' hast du getragen.« **6. Juli.** Mit Leopold, Hannchen und dem Kinde bis Stargard.“ Ich war auf dem Wege nach Trieglaff. Leopold hielt mir mehrere Jahrzehnte später oft vor, daß ich damals bereit

gewesen wäre, meinen Anteil an Rohrbeck gegen eine verhältnismäßig geringe Kapitalsumme abzutreten, so überwiegend Hauptsache seien mir damals meine pommerschen Verhältnisse gewesen. Die Tatsache ist richtig. Rohrbeck und mehrfache Beziehungen, die sich daran knüpften, lastete damals unter schweren Kämpfen, denen ich nicht gewachsen zu sein glaubte, auf meinem Gewissen und meiner Stimmung. In die pommerschen Verhältnisse dagegen zogen mich die tiefsten wirklichen und vermeintlichen Bedürfnisse meines Herzens, da hoffte ich Licht und Kraft zu finden und ich habe nicht vergeblich gehofft. Zu ernstlichen Verhandlungen über mein Ausscheiden aus Rohrbeck kam es indes zwischen meinen Brüdern und mir nicht.

Am 7. Juli kam ich in Trieglaff an, zum ersten Male. Ich lasse das T. B. ausführlich reden: „Ich fand außer Thaddens, Ernst Senfft, Ida Oertzen, Fritz und Karoline Focke, Carl Below (der älteste der drei Brüder auf Gatz), Heinrich Puttkamer mit seiner Frau Luitgard geb. von Glasenapp [Eltern der Fürstin Bismarck, Frau von Puttkamer war die Halbschwester von Hans von Kleist-Retzow] und Andere. Gleich wie ich hinkam, wurde »Allein Gott in der Höh'« auffallend laut, wie in einer Kirche gesungen", (in dem dreifenstrigen Zimmer parterre nach dem Hofe, welches Thadden nach Mortimer in Schillers Maria Stuart später mit ernstem ehrerbietigem Scherze: „der Puritaner dumpfe Predigtstube" nannte). „Über Thadden, Senfft und Ida Oertzen hatte ich große Freude. Wenn ich doch selbst erst recht gegründet wäre auf dem Grunde, da Niemand einen andern legen kann! Schöner Eindruck der Wirthschafts- und Hausordnung! Leider hatten wir viel mit den separatistischen Lehrmeinungen zu thun. In Beziehung auf unbekehrte Prediger, nicht blos Neologen, waren sie ganz entschieden. Heinrich Puttkamer nannte es eine von meinen unerkannten Sünden, daß ich den Sonntag in die Kirche ging, als der Einzige vom ganzen Hofe, was einen schneidenden Eindruck machte. Weniger bestimmt war man über Prozesse, Militärstand u. s. w. Die oberflächliche Behandlung solcher Zweifel war mir warnend und lehrreich." Nur sehr nach und nach und mit Ottos Hülfe lernte ich später mehr vom Königreiche Gottes und seinen Gesetzen und Ordnungen, wo die Lösung dieser Fragen zu finden ist.

„Zugleich segnete mir der Herr ihren brennenden Eifer und ihre Liebe zum Herrn." Vorherrschend war ein heitrer, zärtlich liebender, oft, mir zu oft, in Scherze übergehender Umgangston, besonders bei

den Trieglaffern, weniger bei den Below-Puttkamers und Fockes, ein Ton, der ein sehr liebliches Lebenselement war und in Trieglaff bis zum Tode von Frau von Thadden (1846) und darüber hinaus fortdauerte, mir immer zu gründlicher Erquickung. Der Ernst fehlte nicht, er war echt und tief, aber doch habe ich oft etwas mehr Kopfhängen und Sauersehen gewünscht.

„Am Sonnabend Abend predigte Carl Below, der schon den Eindruck eines ältlichen Herrn machte und etwas taub war, und Sonntag Heinrich Puttkamer (in der „Predigtstube"). An diesem Sonntag fuhren wir vor H. Puttkamers Abendpredigt in Trieglaff in zwei Wagen, der eine offen und mit vier Pferden, nach Rützenow, dem Gute des Kreislandraths, um nicht den Landrath, von dem keine Rede war, sondern einen gläubigen Bauern zu besuchen in seiner engen Stube, wo eine Betstunde gehalten wurde, lauter Stoff für meine Bedenken." Thadden erzählte mir 55 Jahre später, daß er einen Brief dieses Landrats gefunden, in dem er sich freundlich beklagt über dies Verfahren. Mit Recht, meinte Thadden jetzt.

Daß etwa jemand in diesen Kreisen Tabak geraucht hätte, was jetzt in Trieglaff gewöhnlich ist, fiel als möglich keinem von uns auch nur von weitem ein. Die Phantasie reicht nicht aus, das Leben daselbst mit einer Cigarre in Verbindung zu bringen.

Die großen Fragen von dem Verhalten der Gläubigen zur Kirche, zum Predigtamt und besonders zu den Kirchen und Predigern, die dem rationalistischen Unglauben dienen, beschäftigten unsere christlichen Kreise von nun an jahrelang. Von Berlin und Sulza aus wurde Friede, abwarten, nicht stürmen, nicht in ein fremdes Amt greifen u. s. w. gepredigt, besonders entschieden von Otto; von den Pommern erscholl der Ruf auszugehen aus Sodom und Babel und das Schwert des Geistes zum Angriff zu schwingen. Hauptsächlich sage ich, 80 Jahre alt, hatten die Pommern recht.

Am 11. Juli reiste ich nach Stettin, wohin meine Mutter, Wilhelm und Ida kamen und wo die Frau von Onkel Heinrich Raumer, unsere Tante, äußerst feindselig gegen Thaddens und Belows gestimmt war und erdichtete Geschichten gegen sie vorbrachte. Dann reisten wir zurück nach Rohrbeck, wo ich mit Otto, den wir dort fanden, die erweckten Leute in Nahausen besuchte. Wir hatten unsere Freude an der Frau des Schulzen, die uns diese Erweckung beschrieb und dabei sagte: „Et was, as wenn im Fröhjahr die Böm utslahn."

Otto teilte mir damals ganz unerwartet seinen Entschluß mit Theologie zu studieren, abhängig von etwaigem Widerspruch unserer Mutter, der aber nicht erfolgte.

Auch Vetter Fritz kam hin mit der Nachricht von dem schon am 5. Mai auf St. Helena erfolgten Tode des großen Napoleon, was aber keine besondere Sensation machte. Dieser Fritz, der zweite Sohn von Onkel Raumer, etwas älter als ich, hatte auch zu Ottos und meiner großen Freude eine Erweckung erfahren. Ich schrieb 1823 darüber an Seegemund: „Mir ist noch nie die wunderbare Befreiung durch den, der recht frei macht, und die Erneuerung durch die Gnade so in die Augen gefallen als bei ihm, den ich, so lange ich denken kann, in einem finstern, ängstlichen, selbstischen, argwöhnischen Wesen, wozu körperliche Hypochondrie trat, kannte, und der nun seit drei Jahren in einem neuen Leben voll kindlichen Vertrauens auf den Herrn, der so viel an ihm gethan, und in herzlicher Bruderliebe wandelt. Es war mir, als ich ihn im Sommer 1821 so wieder fand, als machte ich eine neue Bekanntschaft. Sollte etwa der Feind seine Kränklichkeit zu neuen Versuchungen mißbrauchen, so stehen Sie ihm treulich bei, als sein einziger christlicher Freund, soviel mir bekannt, in dortiger Gegend."

Im September 1821 geriet Wilhelm in eine Verwicklung, die sich ähnlich am Ende seines Lebens wiederholte und dann vielleicht seinen frühen Tod veranlaßt hat. Er war nun Kammergerichtsrat. Es war eine „Ministerial-Untersuchungskommission" zur Ermittelung der Verzweigungen der „demagogischen Umtriebe" niedergesetzt und Wilhelm zusammen mit einem Polizeirat, von jener Kommission mit Vernehmungen zu diesem Zweck beauftragt worden, mit der Weisung durch Kabinetsordre, den Befehlen der Ministerialkommission unbedingt Folge zu leisten. Wilhelm hielt eine solche Stellung für unvereinbar mit seinem Richteramt und weigerte sich insbesondere zusammen mit einem Polizeirate den schleiermacherisch-liberalen Buchhändler Reimer, was eben vorlag, zu vernehmen. Wilhelms Remonstrationen wurden nacheinander von dem Justizminister von Kircheisen, dem Staatskanzler Fürst Hardenberg und dem Könige zurückgewiesen, und ihm endlich durch eine an ihn gerichtete Kabinetsordre aufgegeben, die Aufträge der Kommission auszuführen, namentlich binnen drei Tagen den Reimer zu vernehmen, oder gänzlich aus dem königl. Dienst auszuscheiden. Die Vernehmung des Reimer war materiell unverfänglich, es war

keine Rede von einer Untersuchung gegen Reimer und das Ende war, daß Wilhelm diese Vernehmung, wie er dem Kammergerichtspräsidio anzeigte, auf Spezialbefehl des Königs zwar vornahm, aber zugleich seine Entbindung von diesen Kommissionsgeschäften beantragte, deren Ende überdies entweder damit schon eintrat oder in ganz naher Aussicht stand. Soweit nachzugeben hatten ihm Voß und Leopold geraten. Die erwähnte Kabinetsordre erhielt er zwei Tage vor der am 28. Oktober erfolgten schweren Geburt seines ersten Sohnes Leopold. Er hat viele Freunde um Rat gefragt; ich habe seine Bedenken immer für gerechtfertigt gehalten. Leopold und ich haben uns nach seinem Tode und nach 1848 oft vorgehalten, daß er 1821 und 1834 Zeugnis abgelegt und gelitten für den Rechtsstaat und gegen den Absolutismus, was ihm die Liberalen, deren entschiedener Gegner er mehr als ich war, niemals gedankt haben.

Im Frühjahr 1822 nahmen die Bewegungen in Hinterpommern überhand, — die Belows mit erweckten Scharen gegen die Geistlichkeit und die Kirche; das Konsistorium mit Polizei und Gensdarmen gegen die Belows und die Erweckten, während Thadden und Senfft bedenklich wurden, zumal die Gichtelischen Anklänge zunahmen und warnende Stimmen aus den Berliner Kreisen, in denen Otto lebte, wie auch von Valenti und Seegemund vor den Belowschen Lehren und Taten ertönten. Zugleich fing das Konsistorium in Weimar an, gegen Valenti und die Sulzaer zu inquirieren mit der Absicht, seiner Tätigkeit durch Predigen u. s. w. Schranken zu setzen. Valenti meinte die Aufgaben nicht mehr bewältigen zu können, welche diese Tätigkeit und sein ärztlicher Beruf ihm stellten, und kam auf den Gedanken Theologie zu studieren und sich auf ein Universitätsamt oder ein Pfarramt vorzubereiten.

Aus einem Brief meiner Mutter an mich vom 14. Mai 1822: „Wilhelm rieth mir auf Deine Versetzung nach Stettin anzutragen, wenn auch nur zuerst als Assessor, da du der einzige von meinen Söhnen seist, der mir in Rohrbeck und dessen Geschäften beigestanden.“ In demselben Brief schreibt sie von der Kommission, die der König nach Pommern schickte zur Untersuchung der Belowschen Sachen: Heubner, Seminardirektor in Wittenberg, Probst Ribbeck, die Geheimräte Müller und Streckfuß: — „Mir scheint es wäre leicht, es friedlich abzuthun, man dürfte ja nur den Prediger dort anderweit befördern und ihnen einen dem alten Jänicke

ähnlichen geben, so würden die Belows zufrieden sein und die Bauern sich besser befinden." —

Der Kronprinz hatte wohl Einfluß ausgeübt auf die Ernennung dieser Kommission nach Pommern, namentlich Heubners. Graf Anton Stolberg und Röder waren schon mit dem Kronprinzen in enger Verbindung. Die liberalen Volksstimmen, wie: der König habe sein Wort nicht gehalten mit der versprochenen Konstitution und wir brauchten keinen König, der wie der Kronprinz immer bete und ein Frömmler sei, konnte man damals unter den gewöhnlichen Leuten auf der Straße hören.

Otto erzählte, wie Edmund Poyda den preußischen Gichtelianern beigetreten und außer Verbindung mit den Berliner Brüdern sei. Otto traf in Wittenberg mit Heubner zusammen, der aus Pommern ankam, sehr voll und gerührt von seinen dortigen Wahrnehmungen unter den erweckten Leuten, und brüderlich verständigt mit den Belows. Er hat mäßigend und geistlich auf die Beschränkungen eingewirkt, die später gegen die dortigen Bewegungen auf Vorschlag der Kommission verfügt wurden.

Während in Pommern, besonders in der Belowschen Gegend, der heftigste Krieg gegen die rationalistischen Geistlichen und ihre Kirchen entbrannt war, baten die Sulzaer ihre Kirchenbehörden, sie unter die Spezialaufsicht ihres Pastors zu stellen, des Adjunktus Eisenach, eines kühlen freundlichen Mannes, der wohl wesentlich neutral ihnen gegenüberstand. — Von nun an aber wurde von Weimar aus schärfer gegen die Sulzaer eingeschritten. Man untersagte ihnen bei scharfen Strafen alle Privatversammlungen für Gebet und Predigt, die über das Maß einer Familie hinaus gingen, — sie meinten, so weit den Gehorsam nicht leisten zu dürfen und dachten an Auswanderung. Die Berliner Freunde, sowie Seegemund und ich gaben ihnen recht.

Aus einem Briefe von Otto: Berlin 8. August 1822: „Freitag als ich Deinen Brief mit den Sulzaer Nachrichten vorlas, hielt Eichmann ein langes Gebet für die lieben leidenden Brüder, worin er zugleich um Demuth und Unterwürfigkeit in den Herzen der Pommern und für uns den rechten Sinn bat, die Ruhe die wir hier haben, so zu benutzen, wie es Gott will."

In den letzten Tagen des August machte ich von Naumburg aus mit Bülow, Lancizolle und Hollweg eine Reise nach Jena

und Rudolstadt, von welcher mir stets bis heute (1869) in lebhafter Erinnerung geblieben ist, daß ich zu meinen Reisegefährten sagte, ich glaubte, daß ich Fähigkeit und vielleicht Beruf hätte, Zeitungsredakteur zu werden. Als dann 1827 unter meiner wesentlichen Mitwirkung die Ev. Kirchenzeitung und 1848 die Kreuzzeitung entstanden, die Presse eine Macht geworden und ich als Mitarbeiter der beiden genannten Blätter und als Rundschauer tief in das Zeitungswesen verflochten war und als Wagener der erste Redakteur der Kreuzzeitung 1853 sich zurückgezogen hatte und Beutner sein Nachfolger war, stiegen eigentümliche Gedanken in mir auf, ob ich erster Appellationsgerichtspräsident in Magdeburg hätte werden sollen oder ob ich nicht die Parteifahne kühn schwingend, frei und ohne Rücksicht auf die Regierung, in der Presse und auf den Parlamentstribünen mehr hätte wirken können, als ich, doch in gewissem Grade verflochten mit der Regierung, gewirkt habe.

Am 27. August hatte ich mit den von der Weimarschen Regierung bedrängten Sulzaern eine Zusammenkunft in Kösen bei einem gleichgesinnten Kaufmann Schwabe. Wohl zunächst infolgedessen schrieb die Regierung in Merseburg an den Präsidenten von Gärtner und den Landrat Lepsius mit dem Ersuchen, mich vor dergleichen zu warnen. Mehrere Sulzaer, darunter Pensel, wurden auf Befehl von Weimar arretiert und Valenti mußte 14 Tage daselbst im Gefängnis sitzen, weil er die Verbote „gottlos" genannt hatte. Seegemund fand in Valentis Benehmen in dieser Verfolgungssache viel Hochmut und Vorwitz und hielt ihm dies aufs schärfste vor; diesen Tadel erkannte Valenti als gerecht an. In einem Brief beschreibt Valenti sich selbst so: er sei das rechte Bild des sanguinischen Temperaments, voll fleischlichen, vorübergehenden Feuers, des Gehorsams ungewohnt, ohne elterliche Zucht, wie eine wilde Rebe aufgeschossen, heidnisch genial erzogen. — Es wurde nun Geld zusammengebracht für die beabsichtigte Auswanderung der Sulzaer, es war sogar von Gründung einer besonderen Gemeinde die Rede, etwa in Pinne bei Rappard, oder in Wernigerode, wo sich Seegemund, und in Berlin, wo sich Hollweg sehr lebhaft dafür interessierte. Graf Dohna in Hermsdorf bei Dresden, nahm besondern Teil an diesen Plänen mit gründlich-tätiger Liebe. Valenti schreibt aus Hermsdorf am 5. Dezember: „Was soll nun am Ende werden? Der Same, den ein Wieland und Goethe reichlich gesäet haben, wird nun erst recht aufgehen. Gott bewahre

mein armes Vaterland (Sachsen-Weimar) vor dem Wege, auf dem es so eifrig fortwandelt."

Die Auswanderung im Großen unterblieb, später haben sich die Sulzaer großenteils zerstreut. Zum Teil sind sie den preußischen separierten Lutheranern beigefallen. Auch Graf Recke, der die bekannte Anstalt in Düsselthal bei Düsseldorf gegründet hatte, interessierte sich sehr für die Sulzaer, und dahin ist Valenti bald nach dieser Zeit wirklich gezogen, hat sich aber später mit Graf Recke veruneinigt. Die zurückgebliebenen Sulzaer fanden dann auch wieder leidliche obrigkeitliche Duldung.

Aus einem Brief meiner Mutter: Rohrbeck 12. Oktober. „Wenn ich einst todt bin, kann Wieschen ja immer beim Vater bleiben, doch wünschte ich noch, sie verheirathet zu sehen an einen Mann, der nicht nur so fromm ist als sie, sondern den sie sich zum Leiter wählen kann." — — „Gott, von dem alle guten Gaben kommen, hat sie mit Stärke ausgerüstet, sich in schwierigen Lagen gut zu benehmen und zu finden." Und in einem Brief vom 9. November schreibt sie: „Gott gebe uns in des Predigers Jänicke Stelle wenn er einst zu seinem Herrn eingeht, einen ähnlichen. Denn nur so kann der Herr die Seinen zu sich führen und die Kirche gebessert werden. Ich kann mir nur Unsegen denken beim Separiren." Otto schreibt um dieselbe Zeit, daß sie mit dem Rohrbecker Prediger Euchler eine Korrespondenz angeknüpft habe, in welcher sie ihn ermahnte Christum nicht bloß als Tugendmuster und Lehrer, sondern als Sünderheiland und Sohn Gottes zu predigen.

Am 22. November starb in Genua der Staatskanzler Fürst Hardenberg, der so lange wie ein Vezier regiert hatte; es trat nun ein Wendepunkt ein für unsere innere Politik. Voß, der Vater unseres Freundes, wurde Premierminister, er starb aber schon am 30. Januar 1823. Der Kronprinz sagte kurz vor Vossens Tode zum Präsidenten Gärtner: „Sie finden mich in der größten Bestürzung; wir werden wohl noch heute den Minister Voß verlieren. Ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ich ihn erst seit zwei Jahren gekannt habe." Anfang August 1823 erschienen, wohl noch von dem Minister Voß vorbereitet, die Gesetze, welche — wie es im Gesetz vom 5. Juni 1823 heißt — „Provinzialstände im Geiste der älteren deutschen Verfassungen, wie solche die Eigenthümlichkeit des Staats und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern" einführten. Dies war der Anfang der ständischen

und resp. konstitutionellen Bewegungen, welche in 1848 und zuletzt in 1866 ausliefen.

Am 6. Dezember 1822 wurde Wilhelm seine erste Tochter, Bertha, geboren. Ich kam einige Tage vor Weihnachten nach Berlin.

**T. B. 26. Februar 1823.** „Der Domherr von Ampach in Naumburg gab einen Ball zu Ehren des Fräuleins von Gärtner mit übermäßiger Eleganz in seinen mit Kunstschätzen ganz angefüllten Zimmern. Beim Essen setzte ich mich zu dem Ober-Pfarrer Caspari, den ich hier zuerst sah, ich fing von Sander in Leipzig an, den er kennt, dies führte uns auf Valenti, die Sulzaer und die Belows. Göschel, mein Kollege kam hinzu mit seiner Naturphilophie oder vielmehr mit seinem Pantheismus: daß was erscheine eben darum begrenzt, endlich, mithin sündig sein müsse und Gott sich uns nicht anders als so darstelle und offenbare, noch offenbaren könne. Er will von keinem unbegreiflichen Gott wissen, von keinem Sündenfall, von keiner Offenbarung „in der Füll' der Zeit." Dennoch redet er von Christo. — Da er nun sagte, er glaube wir wären eigentlich einig, mir aber seine Sache, so viel ich ihn auffaßte, Naturdienst und Naturvergötterung zu sein schien, so sagte ich ihm dies etwas rund und stark, namentlich: daß ich uns für recht uneins, und ihn vielmehr einig mit den herrschenden Meinungen hielte, — so daß ich dachte, ich hätte ihn verletzt, da er sagte: „Es ist ja möglich," obschon sein Benehmen einige Tage nachher kein Verletztsein andeutete. Dann kam der Landrath Lepsius mit seinem ganz heidnischen Bekenntniß: „Ich brauche keine Gnade, keine Versöhnung." Dennoch meinte er, er vertraue Gott kindlich, sagte aber wieder: er verlasse sich auf seinen Kampf, sein Bestreben u. s. w. Caspari hörte aufmerksam zu und wollte es nicht gelten lassen, als ich sagte: das Evangelium lasse sich durch Vernunftgründe nicht beweisen. Da ich sah, wie hart der Landrath war, suchte ich ihn darauf hinzuführen, wie ihn das doch aufmerksam machen sollte, daß er das Bekenntniß der gesammten christlichen Kirche, „die doch der Welt einen neuen Schein" gegeben, Luthers u. s. w. ganz bei Seite werfe. — Unser Gespräch dauerte bis drei Uhr in der Nacht, während der Tanz in der lieben Passionszeit immer fortging. Thadden mißbilligte es damals, daß ich auf Bälle ging.

**T. B. 10 März 1823.** „Ich brachte dem Oberlandesgerichtsrath Göschel, eigentlich seiner Frau, die „Gemeinde-Nachrichten", welche die Beschreibung des Herrnhuter Jubelfestes enthielten. Er sagte, ich hätte

ihm neulich wehe gethan. Wir explicirten uns. Es fehlt an dem Grunde, an der Erkenntniß, daß unsere Sünden uns von unserm Gott scheiden, an dem zerschlagenen Herzen. Gott schenke mir beides. Göschel sagte, er unterscheide sich von denen, „die im alleinigen Besitz des Christenthums zu sein glaubten", nur durch einen Accent in Luthers Auslegung des dritten Artikels: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft an Christum glauben, noch zu ihm kommen kann." Er lege den Accent auf „eigner", jene auf Vernunft."

In Berlin machte man Pläne, daß der Kultusminister Altenstein mir eine Stelle in seinem Ministerium antragen werde. Unterm 14. Juni schreibt Otto mir über diese Sache: „Du hast ganz mit Unrecht Voß und Polte in Verdacht eines Poussirens, gegen das Du Dich wehren müßtest. Die Sache ist vielmehr einfach die, daß der Minister Altenstein Vossen die Stelle angetragen und da dieser bestimmt abgelehnt, ihn fragte, wen er wohl dazu vorschlüge. Er schlug darauf Alvensleben [den Freund der Brüder Gerlach, der später Finanzminister war] und Dich vor, sagte aber dabei, Du seist derselbe, der wegen des Zusammenhangs mit der Valentischen Sekte bei dem Ministerium angezeigt worden wäre. Ich finde dies Verfahren sehr gut und besonnen und fände es sehr unpassend, wenn Du störend eingriffest." Seltsamer Kontrast mit Sulza und mit der „Puritaner dumpfer Predigtstube" in Trieglaff. Am 26. Juni 1823 wurde mir meine Ernennung zum Oberlandesgerichtsrat in Naumburg mitgeteilt, und am 28., einem Sonnabend, hielt Otto seine erste Predigt im Brüdersaal in Berlin. Wilhelm und Leopold mit ihren Frauen waren gegenwärtig, ich nicht.

Meine Mutter war in Rohrbeck. Sie schreibt von dort über des Grafen F. L. Stolberg „Geschichte der Religion Jesu Christi", den sie sehr liebte und ehrte: „In meiner Einsamkeit erquicke ich mich recht daran. Ich dachte mir die vierzehn Bände zu lang, jetzt bei dem fünften fürchte ich, es möchte nur zu schnell enden. Welcher Geist athmet in diesem Buche! Man sieht, er hat Alles ergriffen, sich im Sinken zu halten, bis er das einzige Wahre fand, das uns helfen kann. Selbst die Bibel erschien mir in einem neuen Lichte."

Anfangs August reiste ich mit Voß, der seinen Vetter, den Major Voß in Naumburg besucht hatte, nach Berlin, wo vor kurzem Strauß Hofprediger geworden war. Otto bewunderte sehr seine Predigten, Strauß schloß sich brüderlich und entschieden an unsern Freundeskreis an, der sich Freitags bei Lancizolle versammelte.

Vom 11. August bis 8. September waren Otto und ich in Rohrbeck, wohin auch andere aus unserer Familie kamen und wo Otto am 31. August, einem Sonntage, während eines Gewitters predigte, zum erstenmal in einer Kirche. Er sagte über das heilige Abendmahl, wie das T. B. vom 1. September erzählt: „Das Essen des Gerichts passe nicht auf alle natürliche Menschen, die communicirten und oft Segen davon hätten, sondern nur auf Frechheit neben der Erkenntniß; im heiligen Abendmahl, wie es jetzt in der heutigen Kirche sei, liege eine beständige Predigt des Evangeliums in der ganzen Christenheit. Ueberhaupt sei die Kirche nicht von Menschen gebaut, sondern von Gott und daher auch in ihrem jetzigen Verfall das Verhalten des Heilands und der Apostel zum Tempel in Jerusalem darauf anwendbar." Diese Sätze müssen aufgefaßt werden als ausgesprochen gegenüber dem pommerschen und anderem Separatismus.

Ein wichtiges Tagesereignis dieses Herbstes war die Vermählung des Kronprinzen. Daß Bedenken laut geworden wären gegen die künftige katholische Königin, erinnere ich mich nicht. Die konfessionellen Gegensätze schliefen damals. „Ehe aus gegenseitiger Liebe schon selten, in hohen Fürstenstämmen noch seltener! Und nun auch ein schönes politisches Band zwischen dem Norden und Süden Deutschlands," schreibt Onkel Raumer darüber. — Oberst Brünneck, mit dem ich im Feldzug von 1815 im Blücherschen Hauptquartier zusammen war, ging über Naumburg nach Merseburg zum Empfange der Kronprinzessin. Er erzählte, Polte habe ihm die Bibel empfohlen, und er wolle mich darum bitten, er habe sie nie gelesen, auch das Neue Testament nicht.

Am 29. November zog die neuvermählte Kronprinzessin feierlich in Berlin ein, wobei durch Bruch eines Brückengeländers eine Anzahl Menschen ihren Tod im Wasser fanden.

Um diese Zeit wurde in den christlichen Kreisen, auch in Naumburg, wo ich daran teilnahm, reichlich gesammelt für die Gemeinde Mühlhausen in Baden, die mit ihrem Pastor Henhöfer und mit ihrem Gutsherrn, dem Freiherrn von Gemmingen (Vater der späteren Rätin Tholuck) aus der katholischen Kirche zur evangelischen übertrat. Von diesem Henhöfer wurde erzählt, daß er gesagt habe: die schlafenden Katholiken schlafen in ihren weichen Betten fester als die Protestanten.

Weihnachten war ich mit Otto, Lancizolle und Fritz Raumer vom 24. bis 30. Dezember in Wernigerode bei Seegemund und auf

dem Schlosse des Erbgrafen Stolberg, wo wir brüderlichen Umgang pflogen mit dem Fürsten Harry Reuß, Vater der nachherigen Großherzogin von Schwerin.

**T. B. 30. Dezember.** „Frl. Luise von Krosigk, Adolph Krosigks Schwester, sprach sehr lebhaft ihre Freude an dem persönlichen, Mensch gewordenen Heilande aus, der alles erfülle, während sonst, ehe sie glaubte, ihr alles umher leer gewesen."

**T. B. 14. Januar 1824.** „Göschel voll von Tholucks Schrift betitelt »Von der Sünde und dem Versöhner oder Wahre Weihe des Zweiflers«, und von Stapfs Predigten über praktisches Christenthum. Göschel stimmte völlig ein, daß Erkenntniß der Sünde der Anfang der Erkenntniß Gottes, und daß Gewißheit im Christenthum Erfahrungssache sei. Der Unterschied zwischen Natur und Gnade schien ihm nicht einzuleuchten. Ich hatte noch nie zuvor so offen mit ihm gesprochen."

**T. B. 19. Januar.** „Welche Freude, einen Kollegen zu finden, der den Namen des Heilandes nennt!"

Im Februar kam Schmieder von Rom, wo er Gesandtschaftsprediger gewesen, als zweiter Prediger nach Schulpforta. Es knüpfte sich bald ein sehr intimer brüderlicher Umgang zwischen ihm, Göschel und mir an. Er hat mir mein langes Leben hindurch durch seinen Umgang viel Licht und Trost zugeführt. Von dieser Zeit an gingen ich und die gläubigen Leute in Naumburg, Sulza und Umgegend sehr oft nach Pforta in die Kirche, wenn Schmieder predigte.

**T. B. 19. Februar.** „Schöner Abend bei Göschels über Verleugnung des Herrn in Gesellschaft durch schweigendes Einstimmen, Lächeln, unnütze Reden. Frau Göschel, eine sehr feine und sehr kränkliche Frau, sagte, daß sie sich dessen öfters schuldig gemacht habe. Ich empfahl statt des trockenen Pflichtgefühls das Bewußtsein der Gegenwart des Gekreuzigten. Da vor Tische nicht gebetet wurde, sagte sie: „Wir setzen uns auch wie die Heiden zu Tisch."

Zu meinem Geburtstag erhielt ich durch Hollweg ein Kruzifix von Eisen, welches noch jetzt auf meinem Schreibtisch steht, als Geschenk der „Freitagsbrüder", d. i. derer, die sich Freitag abends bei Lancizolle in Berlin versammelten. An demselben Tage hielt ich schriftlich bei Frau von Oertzen um die Hand ihrer jüngsten Tochter Auguste an, der erste Schritt in unsere so kurze Ehe, die mir gleichwohl eine reiche

Fülle von Segen für mein ganzes künftiges Leben durch Gottes Gnade gewährt hat. Mein Bruder Otto und Le Coq waren bei diesem wichtigen Schritte meine Ratgeber.

Um diese Zeit starb der General von Tauenzien. Im Generalkommando des märkischen Armeekorps folgte ihm Prinz Wilhelm, dem Leopold von nun an vierzehn Jahr lang attachiert blieb. — Auch trat damals Radowitz zuerst in Berlin auf. Er war katholisch, und Lehrer des damaligen Kurprinzen von Hessen gewesen, desselben, der als Kurfürst 1866 depossediert wurde, und setzte, wie er mir selbst gesagt hatte, große Hoffnungen auf des jungen Prinzen künftige Regierung und auf seinen Einfluß auf dieselbe, Hoffnungen, die bekanntlich auf keine Weise in Erfüllung gegangen sind. Radowitz war mit dem Kurfürsten zerfallen, weil er den Prinzen verhindert hatte, einer Maitresse des Kurfürsten seine Aufwartung zu machen. Radowitz benahm sich hierbei ehrenhaft und wurde deshalb in der preußischen Armee, da er überdies ein sehr gebildeter, ja gelehrter Offizier war und sehr gut aussah, mit Auszeichnung angestellt und bald ein intimer Freund des Kronprinzen. Radowitz war etwa ein Jahr jünger als ich. Mein Bruder Otto schreibt mir am 6. März: „Polte kommt im Gegensatz gegen den Capitän Radowitz, einen sehr ausgezeichneten Ultra, aber eifrigen Katholiken, sehr oft in der Opposition gegen katholische Ansichten auf sehr lichtvolle, tiefgehende Einsichten in die wahre Natur der Kirche, der brüderlichen Gemeinschaft u. s. w. Vorurtheile gegen uns scheint er auch garnicht mehr zu haben." — In unsern Berliner Kreisen wurden jetzt die ersten Einleitungen zu der jetzt noch bestehenden Missionsgesellschaft [Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden, Berlin I] getroffen. Präsident war Geheimrat von la Roche, Mitglieder u. a. meine Brüder Leopold und Otto.

**T. B. 27. Mai.** Himmelfahrt. „Diakonus Jahr, mit dem ich verabredet hatte, mit ihm nach Pforta in die Kirche zu gehen, kam mit der Nachricht, daß Schmieder nicht predige, und trank Kaffee bei mir. Sein Unglaubensbekenntniß war: „rationalistisches, supranaturalistisches und ästhetisches Christenthum führe alles dreies zum Ziele." Er fragte mich nach alle dem, ob ich ihn für einen Christen hielte, was ich verneinte. Vierzig bis fünfzig Jahre später besuchte mich sein Sohn und erzählte mir, sein Vater, jetzt Superintendent, sage, daß solche damalige Verneinungen meinerseits ihn zum Glauben geführt hätten.

Um diese Zeit mußten Goßner und Lindl, römisch-katholische Priester, Rußland wieder verlassen gegen des Kaisers Wunsch, der sie nicht schützen konnte, nachdem Goßner in seinem „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi“ es für gleichgültig erklärt hatte, ob die Jungfrau Maria noch mehrere Söhne geboren, nur darauf komme es an, daß Christus in uns geboren werde, und nachdem Lindl sich verheiratet hatte.

## Achtes Kapitel.

# Naumburg. Erste Ehe.

## 1824—1826.

Am 8. Oktober reiste ich zur eigentlichen und unmittelbaren Brautwerbung mit Otto und Rappard von Rohrbeck nach Stettin ab. Otto meldete mich bei Frau von Oertzen an und noch an demselben Abend erfolgte daselbst unsere Verlobung. Bei Frau von Oertzen waren vier ihrer Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne, nur Ida nicht. Sonntag den 10. nahmen wir zusammen, mit Einschluß von Otto das heilige Abendmahl in der Schloßkirche; Riquet, den wir sehr hoch hielten, hatte gepredigt. Mama schreibt mir am 13. Oktober aus Rohrbeck auf meinen Brief, der die Verlobung meldet: „Wieschen, das ruhige Wieschen rief einmal über das andere: „„ach meine liebe Auguste, meine sehr liebe Auguste; nun gehört sie ja uns an, zu unsrer Familie, ach das liebe Herzenskind."" — Ich freute mich dieser lebendigen Liebe und war im Herzen ebenso erfreut als sie, obgleich ich Deine liebe Auguste nur zwei Mal gesehen habe." — Nach meiner Verlobung war ich im Oktober einige Wochen mit meiner Braut und ihrer Mutter bei Thaddens in Trieglaff. Frau von Thadden und Ida erzählten, Ida habe 4 Jahre alt nichts von Gott und Jesu gewußt. Da habe sie einmal den Namen Jesu leichtsinnig ausgesprochen. Ein Dienstmädchen, das es hörte, verbot es ihr, denn er sei der Sohn Gottes, der alle Dinge gemacht habe. Seitdem hat sie dann Gebete und Verse an Gott und Christum gerichtet, aber statt des Namens Jesu immer hm! gesagt, weil das Mädchen ihr gesagt, sie solle schweigen, sonst komme sie aus dem Dienst, weil die Eltern das Reden davon verboten hätten. — Vater und Mutter sagten

ihr und ihren Schwestern erst als sie etwa zehn Jahre alt waren, bei Gelegenheit eines Todesfalls, daß es einen Gott gebe. Aber dies ließ sie kalt. Später lasen sie Chateaubriands Martyrs und faßten nun den Entschluß, sich dem Herrn ganz zu ergeben, und schlossen daraufhin einen Bund mit ihrer Freundin Emilie Osten, verabredeten aber nie davon zu sprechen, und als Auguste in den Bund eintreten wollte, versagten sie ihr dies, weil sie noch zu jung sei. — Erst als Prediger Hermes sie im Konfirmationsunterricht über die Erlösung durch Christum belehrte, sagten sie zueinander: „Nun wissen wir, warum wir den Herrn lieben."

Auf der Rückreise von Stettin nach Naumburg lernte ich in Berlin bei meinem Bruder Wilhelm den Landrat von Kroecher auf Vinzelberg und seine Gemahlin, geborene Gräfin Alvensleben, Schwester unseres Jugendfreundes, des nachmaligen Ministers, kennen. In denselben Tagen wurde des Königs bis dahin ganz geheim gehaltene, soeben erfolgte Verheiratung mit der Gräfin Harrach, späteren Fürstin Liegnitz bekannt. Niemand hatte wohl etwas gegen eine zweite Ehe des Königs, aber zur linken Hand, darin fand man sich (mit Recht) schwer.

**T. B. 9. und 23. November.** „Auf Veranlassung eines Besuches von Schmieder, einem Naumburger Schuhmacher Rebestock und mir in Sulza am 10. September ist ersterem von der Regierung in Merseburg eine Verantwortung abgefordert worden auf eine Anzeige des Konsistoriums in Weimar hin, daß Einwohner von Sulza den Predigten Schmieders in Pforta beiwohnten und dieser sie vertraulich wieder besuche. Der Präsident theilte mir diese Beschwerde über Schmieder und mich mit, auf welche ich mich erklären sollte. Ich sprach mich gegen ihn über meine christlichen Verbindungen aus."

Im Januar 1825 besuchte ich mit Bülow den Geheimrat von Senfft, Vater unserer Freunde, in Gotha. Ich hatte ihn 1820 in Naumburg, in dessen Nähe er ein Gut Werbenhayn besaß, kennen gelernt, als er sich, über siebzigjährig, mit einem Fräulein von Wolfersdorf verlobte. Ich suchte ihn zu bestimmen, in die Heirat seines ältesten Sohnes mit Ida Oertzen zu willigen, was auch gelang, aber nur, nachdem Thadden und ich, unter Hollwegs Rückbürgschaft, in gerichtlichen Instrumenten uns dafür verbürgt hatten, daß das künftige Paar sein Auskommen haben würde, denn hierauf hauptsächlich bezog sich seine bisherige Weigerung.

Unterm 21. Januar 1825 schreibt meine Braut an mich aus Stettin: „die Tante Raumer“, Onkel Heinrichs Frau, die sich so feindlich gegen die Erweckten stellte, „ist ordentlich herzlich gegen mich. Den Dienstag kam sie und schlug mir vor, mit ihr Nachmittags nach Damm und Finkenwalde zu fahren. Die Mutter erlaubte es, und wir waren also von 1 Uhr bis 7 Uhr Abends zusammen. Sie besuchte an beiden Orten lauter Arme und Kranke. Es war mir sehr wehmüthig, ihre Tugenden ohne Erkenntniß ihrer Sünden zu sehn. Die Freude der Leute war rührend; der Trost, den sie ihnen zusprach, war schön vor der Welt, doch einem Herzen, das den Heiland in seiner Liebe am Kreuze kennen gelernt hat, ungeheuer traurig. Ich mußte sie aber doch sehr lieb haben und konnte auch einige Mal für sie beten. Zu einem ernsten Gespräch sind wir nicht gekommen, zu dem ich mich auch sehr untüchtig fühle. Diesen Abend war sie wieder sehr herzlich und trug mir viele Grüße an dich auf.“

An meinem Geburtstag, 7. März, wurde Senfft mit Ida Oertzen durch den Diakonus Dummert aus Cammin in Trieglaff kopuliert, in Gegenwart auch meiner Braut. Ida war kaum und nur kümmerlich genesen von einer langen schweren Krankheit. — Bald darauf starb der rationalistische Prediger in Trieglaff, und Dummert wurde nach vielen Weiterungen und Schwierigkeiten sein Nachfolger.

In der Osterzeit 1825 war ich drei Wochen lang in Berlin mit meiner lieben Auguste und ihrer Mutter zusammen. Der Eindruck, den ich damals hatte, auf dem Höhepunkte meines Lebens (Lebensalter, Brautstand, Gewißheit und Leben des Glaubens (?), Mut zum Leben und Sterben) angelangt zu sein, hat mich durch mein ferneres Leben, nun schon 44 Jahre, hinab, doch über Berge und Täler begleitet.

Am 12. April, Ottos Geburtstag, gab ihm Delmar, der als Bekehrter in unsern Kreis eingetreten war, eine Kaffeegesellschaft in Charlottenburg, an der teilnahmen: Baron Kottwitz, der Brüderprediger Anders, Riquet, Homeier, Lindl, Stosch, Ernst Schlippenbach, Schätzel, beide Sommerfeld, Guretzki, Focke, Le Coq I, Hermann Oertzen, Sachs (ein Proselyt) und ich. Es wurde gesungen und von Lindl gebetet. Am Abend waren wir bei Wilhelm mit Schmalzens, Oertzens, Lancizolle, Le Coq, Senfft II und Eichmann. Dies als Probe unseres damaligen Umgangs. Bülow schrieb mir damals aus Frankfurt am Main, wo er der Bundesgesandtschaft angehörte: „vor einigen Tagen war

Luise Hensel hier und logirte bei der Räthin Schlosser. Sie will sich dieses Jahr als barmherzige Schwester in Münster einkleiden lassen. Sie erinnert sich Deiner mit vieler Theilnahme und freute sich zu hören, daß Du Bräutigam bist."

Im Juli erkrankte meine Mutter sehr schwer in Rohrbeck, so daß wir ihrem Ende entgegensahen, sie besserte sich aber und wurde uns noch über fünf Jahre lang erhalten. Otto war sofort nach Rohrbeck geeilt, und auch Grolman kam sofort auf die Nachricht hin aus Gosda, mit Wieschen, die bei ihm war. Otto schreibt mir von dieser Zeit, unterm 26. Juli, daß er dort gepredigt habe: „Ich hatte sehr aufmerksame Zuhörer; obwohl es länger als sonst dauerte, verwandten die Meisten kein Auge von mir. Sehr merkwürdig war mir, daß Grolman meine Predigt hörte, vielleicht die erste christliche Predigt in seinem Leben. Er äußerte nicht ein Wort darüber, obwohl ihn vieles sehr gestoßen haben mußte, wie auch Wieschen meinte. Er war sehr freundlich gegen mich.

Im April 1825 wurde an Stelle des verstorbenen Ministers von Kircheisen, Vater unserer später so intimen Freundin, der Frau von Schenkendorff, Graf Dankelmann Justizminister, der die „Gesetzrevision" einleitete, welche seitdem mit Unterbrechungen und durch mancherlei Schicksale bis jetzt, 1870, auf der Tagesordnung ist.

Otto schreibt an mich am 16. August von Leopolds „Unbefangenheit und Geistesgegenwart, die er sich als Seelsorger und als Christ wünsche," — und dann: „an des Königs Geburtstag hat er auf der Pfaueninsel ein sehr ernsthaftes Gespräch mit dem Herzog von Cumberland (dem nachmaligen Könige von Hannover) gehabt. Als dieser anfing, ihn mit dem Pietismus aufzuziehn, antwortete er: „Königliche Hoheit, das sind Dinge, über die sich schlechterdings nicht spaßen läßt, sie sind so ernsthaft, daß für viele Heulen und Zähneklappen darauf folgt." Er: „O, das sind figurative Redensarten." Polte: „Sie sind so wenig figurativ, daß die menschliche Sprache die damit bezeichnete Sache garnicht erreicht. Die Schrift nennt Gott einen starken eifrigen Gott, der sich nicht spotten lasse." Als er dies ihm zweimal gesagt, ist er ganz still geworden, und als er ihn später in Schönhausen wieder gesehen, hat der Herzog ihn gefragt: „Sind Sie auch noch böse auf mich von neulich?"

Ferner: „Als der König Friedrich Wilhelm III. nach dem Rhein reisen will, sagt Gröben zu ihm: „Da müssen Ew. Majestät

recht freundlich mit den Leuten dort sprechen," worauf der König: „Dazu bin ich zu alt, so was überlasse ich meinen Söhnen."

Am 18. September wurde in Trieglaff Reinhold Thadden, und am 22. September in Berlin meinem Bruder Wilhelm seine zweite Tochter Luise geboren. Es war verabredet, daß Dummert in Cammin das Thaddensche Kind taufen sollte, aber er antwortete, daß er suspendiert sei (wegen angeblicher pietistischer Exzesse). — Ende September kam Tholuck, rückkehrend von seiner Reise nach England und Frankreich, zu mir nach Naumburg und wohnte bei mir. Ich vermittelte seine Bekanntschaft mit Göschel, zu beider großer Freude. Ich schrieb damals — am 26. September 1825 — an meine Braut: „Wir, Tholuck, Göschel und ich blieben, theils zu Hause, theils um die Stadt gehend bis 7½ Uhr Abends zusammen, wo Tholuck und ich, der Verabredung mit dem alten Schuhmacher Müller gemäß, den er bei mir kennen gelernt hatte, zu diesem gingen. Als wir uns auf dem Markt von Göschel trennen wollten, fragte ihn Tholuck, ob er nicht mitgehe, worauf er erwiderte, er sei noch nie dagewesen, und nun entstand ein Gespräch, in welchem Tholuck bestimmt aussprach, daß solche Liebesgemeinschaften mit Christen gemeinen Standes evangelisch und daher von jedem Christen einzugehen seien, Göschel aber sehr weich und demüthig seine Unsicherheit in dieser Sache, über die er oft nachgedacht, bekannte, und seine Bedenken aussprach, die alle sehr schwach und äußerlich waren, die er aber so hinstellte, als wollte er sich gern gefallen lassen, daß man sie ihm wegräume. Es war mir sehr rührend, meinen lieben, vierzigjährigen Oberlandesgerichtsrath Göschel, Philosophen und Schriftsteller, in einem so beichtenden Ton zu dem 26jährigen Tholuck, noch dazu auf dem Markte sprechen zu hören. Er ging aber nicht mit. Fast das Liebste von Tholucks Aufenthalt war mir die Abendstunde bei dem alten Müller, wo Tholuck mit einer herrlichen, eindringlichen Einfalt über die Worte Joh. 16, 31—33 sprach: „In der Welt habt ihr Angst u. s. w." Die meisten Geschwister waren da. Ich hatte ihm, was ich von ihnen wußte und von ihrem Zustande und von unsrer Gemeinschaft überhaupt und was ihnen Noth thut zu sagen, mitgetheilt, und seine Rede war eine zwar sehr gewaltige und eindringliche, aber doch auch sehr nahe und zutrauliche, wie gesprächsweise ausgesprochene Ermahnungen, uns zu prüfen, ob wir auch wirklich Angst haben in der Welt, d. i. unter ungläubigen Leuten, oder wenn wir in uns und unter uns Welt,

Fleisch und Sünde fühlen u. s. w. — und wenn wir diese Angst, ein Zeichen der Kindschaft, haben, eine Hinweisung auf den Trost in Christo: „in dem Allen aber überwinden wir weit."

Bei aller Herzlichkeit der Liebe und bewußter ausgesprochener Einigkeit im Glauben war doch ein tiefgehender Unterschied — ich könnte sagen: Gegensatz — zwischen Thüringen und Pommern. Mein langes Leben hindurch habe ich immer mitten inne zwischen Extremen gelebt, so daß mein Herz in intimer Intimität mit jedem der beiden Extreme schlug. Hollweg, Radowitz, Hengstenberg, Papsttum oder vielmehr römische Kirche u. s. w. Leopold nannte dieses juste milieu manchmal „elende Vielseitigkeit", aber dieses harte Wort war durchsichtig und ich sah hindurch daß er mich verstand. — Jedenfalls war damals und ist noch in meinem Herzen Pommern viel mächtiger als Thüringen.

Am 14. Oktober wurde der neugeborene Reinhold Thadden in Trieglaff von Adolf Zahn getauft, und am 15. Wilhelms zweite Tochter Luise [Wieschen] von Hofprediger Theremin, der in der Taufrede an alle Anwesenden die Aufforderung richtete, den Gnadenwirkungen des Herrn gegenüber sich so zu verhalten, wie jetzt dieses Kind.

Agende, Union, Konfession, diese Fragen fingen damals in Breslau durch Scheibel schon an zu brennen — aber in Pommern, unter uns in Berlin, in Naumburg und Wernigerode war davon gar nicht die Rede.

In Hinterpommern schärften sich die Gegensätze wieder sehr; das Selbstverwalten der Sakramente von Seiten derer, die sich ein Gewissen daraus machten, sie von ungläubigen oder feindlichen Predigern zu empfangen, kam in Gang, und von Stettin und Berlin aus wurde scharf dagegen eingeschritten und noch schärferes Einschreiten angedroht.

Am 17. November verließ Otto Berlin und verpflanzte sich nach Wittenberg, hauptsächlich um den Berliner Zerstreuungen — die in christlichem Umgange bestanden und ihn übermäßig in Anspruch nahmen — zu entgehn und in der Stille und im Verkehr mit dem Prediger-Seminar, in das er aber nicht eintrat, auf seinen künftigen Beruf sich vorzubereiten. Von Wittenberg aus sprach er sich in einem Briefe an mich vom 19. November ausführlich aus über das Wesen der Kirche, auf Veranlassung der pommerschen separatistischen Fragen und Bewegungen. Das wesentliche ist folgendes: „Dem Separatismus ist nicht entgegenzutreten mit der unhaltbaren Unterscheidung Zinzen-

dorfs, der Brüdergemeinde und des Verfassers der „Vertrauten Briefe" zwischen einer „Religion", d. i. Landes- oder Konfessionskirche einerseits und einer „Gemeinde Jesu Christi" andrerseits, sondern damit, daß man die Evangelische Kirche als eine wahre „christliche Kirche" anerkennt, im apostolischen und damit übereinstimmend Melanchtonschen Sinne, wiewohl im Verfall, — mithin ihre Diener als solche, denen Christus ihr Amt gegeben, dem sie für untreue Verwaltung Rechenschaft schuldig sind, im speciellsten Sinne. Die Kirchen sind daher nicht bloße „steinerne Häuser", die Geistlichen, wenn sie untreu, sind nicht blos Leute in „schwarzen Röcken", Häuser und Leute, die mich als Christen nichts angehn, sondern untreue Haushalter in meiner Gemeinde, des Teufels Diener, aber immer solche, die Christus eingesetzt hat. Also ein Verhältniß wie wenn mein Vater und mein Herr gottlos ist. Es kann Pflicht werden, von solchen sich zu trennen, aber nicht der Einzelne vom Einzelnen und erst nach Erschöpfung aller Mittel. Auch reicht der blos subjektive Beruf zu einem Amt in der Gemeinde nicht aus. Überall sehen wir in der Urkirche göttliche Gründung der Ämter, Berufung der Apostel durch den Herrn, der Bischöfe durch die Apostel u. s. w. Nur unter Anerkennung dieser Wahrheiten können einzelne Fälle begründeter Opposition gegen einzelne Geistliche (aber nie die bloße Theilnahme Ungläubiger) als Nothstand die Verwaltung der Sakramente durch Laien rechtfertigen. Von allem diesen weichen die Pommern ab."

Otto war mir voraus in der Lehre von der Kirche, ich habe viel von ihm gelernt, aber die Pommern stellten mir doch das christliche Leben in der Gemeinschaft der Buße, des Glaubens und der Liebe lebendiger, in vollerer Energie vor Augen, sie nahmen mein Herz ein.

Die Zeit meiner Verbindung mit Auguste rückte nun immer näher. Am 24. November kam ich zur Hochzeit in Vahnerow an, wo nun in dem neu eingerichteten kleinen Hause Frau von Oertzen mit meiner Braut wohnte. Ihr letzter Geburtstag wurde am 27. daselbst gefeiert.

Am 1. Dezember 1825, Donnerstag, war die Hochzeit. Meiner Mutter schrieb ich aus Vahnerow, 2. Dezember: „Gestern früh versammelte sich Alles in Trieglaff, — außer der Dir bekannten Familie die Großmutter (Frau von Mellin), Pauline Blanckenburg (nachherige Frau meines Bruders Otto), Frau von Osten aus Witzmitz

(Schwester meiner Schwiegermutter), Kammerherr von Schmeling (Bruder der Großmutter), Herr von Osten aus Plathe mit drei Töchtern und zwei Söhnen, Rappard, Karoline Focke, die Predigerin Zahn (Kleophea), der Prediger Dummert aus Cammin und Prediger Riquet." Von meinen Verwandten war niemand zugegen, obschon mehrere hatten kommen wollen. „Auguste und ich fuhren von hier in der Großmutter Kutsche nach Trieglaff. In der kleinen für eine Dorfkirche durch Bilder und Schnitzwerk hübsch ausgezierten Kirche saßen wir vor dem Altar, ich rechts, nach hiesigem Gebrauch. Es wurde das von Auguste ausgesuchte Lied „Eins ist Noth" gesungen und in der Traurede legte Riquet die Losung des Tages zum Grunde: „Freue dich und sei fröhlich du Tochter Zion, denn siehe, Ich will kommen und bei dir wohnen, spricht der Herr." Aus der Kirche fuhr Alles gleich nach Dahnerow. Erst um $4^1/_2$ wurde gegessen. Auguste saß neben dem alten Großonkel Schmeling, ich neben der Großmutter. Thadden war unwohl in Trieglaff geblieben. Sonst fehlte nur Jemand von euch, was man auch sehr empfand; mir vertrat Rappard etwas eure Stelle. Bei Tisch wurde gesungen: „Halleluja, Lob, Preis und Ehr'". Senfft sagte das Lied vor und machte sehr aufmerksam und gewandt die Honneurs. „Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan", so schloß Senfft nach Tische das Gebet." — Meine Schwägerin Pauline erzählte mir später: bei meiner Hochzeit habe der soeben erwähnte Großonkel meine und meiner Braut Gesundheit ausbringen wollen, Senfft habe aber gleich die einleitenden Worte unterbrochen durch Intonierung des Liedes „Halleluja, Lob, Preis und Ehr'", alles sei ihm gefolgt und so sei der Toast, der ihm anstößig, verhindert worden. Mir ist dies nicht erinnerlich.

An eben diesem 1. Dezember starb der Kaiser Alexander von Rußland in Taganrog. Seine Ideale, die Gläubigen zu einer Einheit, ohne Unterschied der Kirche, zu verbinden, die ihren Ausdruck in der heiligen Allianz gefunden hatten, waren zerronnen. Aber in der heiligen Allianz war ein ewiges Element, welches noch fortlebt und festgehalten werden muß. Alexander starb in sehr gedrückter, man meinte gestörter Gemütsverfassung.

Mir war damals Sulza, Naumburg und vor allem Pommern unendlich wichtiger, als alle politischen Begebenheiten. Diese berührten mich wenig, viel zu wenig.

E. B. 28. Juni 1875, also ein halbes Jahrhundert später: „Thiersch erzählt in seiner Schrift Griechenlands Schicksale: „Kaiser Alexander wurde nie ruhig darüber, daß er der aufständischen Griechen sich nicht angenommen hatte. 1825 empfing ihn in Moskau der Metropolit in der Kathedrale und reichte ihm das Christusbild mit den Worten: Küsse das Bild des Gekreuzigten, der durch deine Schuld in den Seinigen aufs Neue gekreuzigt wird. Der Czar fiel mit dem Angesicht zur Erde. Er lag lange sprachlos und starb bald darauf in Taganrog." Von Leopold habe ich von dieser Geschichte nie etwas gehört. — Wäre der Kaiser Alexander ein christlicher Held gewesen, so hätte trotz Metternich und Genz das revolutionäre Element des Aufstandes der Griechen ihm ein Motiv mehr sein müssen zu intervenieren um den Aufstand davon zu reinigen. Erst nach seinem Tode wurde durch Canning (den Liberalen), Wellington und Kaiser Nikolaus die Intervention eingeleitet. So beschämte der Liberalismus die heilige Allianz und die Tories, ähnlich wie Lord Byron, der schon 1824 in Missolunghi gestorben war, die gläubigen Christen. Schon 1825 ging Morea verloren und am 22. April fiel Missolunghi, nachdem erst am 4. April Kaiser Nikolaus und Wellington das erste Interventions-Protokoll in Petersburg vollzogen hatten. — Wie konnten mir in der Blüte des Mannesalters alle diese Dinge so gleichgültig sein und ebenso uns allen. Selbst Leopold — damals, April 1826, mit seinem Prinzen in Petersburg — interessierten die dortigen Erweckten mehr, als die von den Türken und Egyptern zertretenen Griechen, von denen unter uns so gut als nie die Rede war. Über der Ungewißheit der Succession des Kaisers Nikolaus, des zweiten Bruders Alexanders, mit Übergehung des ältesten Konstantin, dessen Entsagung anfänglich zweifelhaft war, kam es in Petersburg zu einem blutigen militärischen Aufstande, den Nikolaus mit starker Hand tapfer niederwarf. Bald darauf traf Prinz Wilhelm von Preußen mit Leopold als seinem Adjutanten in Petersburg ein, wo sie über ein Vierteljahr verweilten.

Meine liebe Auguste beschreibt in einem Briefe an ihre Schwestern, wie überaus glücklich sie sich in Berlin fühle unter meinen Verwandten und unter den vielen christlichen Freunden. Auguste und ich kommunizierten beim alten Jänicke in der böhmischen Kirche. Nachdem sie in dem Briefe ihre Freude speziell ausgeschüttet hat, schließt sie: „O, der Freude in Ihm, und bald ist Alles aus; tausend

Jahre sind Ihm wie ein Tag, also 60 oder 70 Jahre sehr kurz, o, wie wird mir daheim so wohl sein."

Am 8. und 11. Januar 1826 schreibt Auguste an ihre Schwestern und Mutter aus Naumburg: „Bei Schleiermachers sind wir einen Abend gewesen, der Ludwig und mir der liebste von allen unsern Abenden war. Otto sang aus dem Messias, Schleiermacher war sehr zutraulich."

In dieser Zeit fing die vom Könige vorgeschriebene Agende, die so viel Segen durch Herstellung der Liturgie geschafft hat, aber auch als Unionswerkzeug mit Recht später so viel Anstoß gab, an, unsere Kreise zu berühren. Otto hatte mit Goetze von Magdeburg aus einen Besuch bei Pastor Westermeier in Glöthe bei Kalbe a. S. gemacht, demselben, der später Vorsitzender der Gnadauer Pastoren-Konferenz war. Darüber schreibt mir Otto aus Wittenberg, 27. Januar 1826: „Leider nahm die Agendesache fast die ganze Zeit in Beschlag. Das Hauptbedenken blieb uns der Eid: „oberster Bischof" —, „die königliche Macht und Würde mit Blut und Leben zu vertheidigen", — wie aus einem homagium, — u. s. w." Von konfessionellen Bedenken erwähnt er nichts; die ganze Sache stand für uns in zweiter Linie.

Am 2. Januar reisten wir von Berlin über Dessau nach Naumburg, wo wir am 7. Januar ankamen. Es war sehr kalt. Am Nachmittag desselben Tages gingen wir noch in das neue Quartier. Es gefiel ihr, sie war gleich sehr aktiv. In Göschels Hause war bei ihnen Thusnelde Ring, eine Verwandte, hauptsächlich wohl zur Pflege der kränklichen Frau Göschel. Sie setzte den christlichen Eindrücken im Göschelschen Hause und der sehr liebenden Annäherung von Auguste anfänglich schroffen Widerstand entgegen. Aber Augustens Liebe überwand sie, zu deren sehr großer Freude, und sie ist seitdem bis jetzt mit mir im Glauben durch ihr dankbares Andenken an Augusten verbunden geblieben. Sie heiratete später den Konsistorialrat Hennicke und lebte nach seinem Tode in Weißenfels. Victor, der jüngste Bruder meiner Frau, war damals Schüler in Pforta, von wo aus wir ihn fast täglich sahen.

**T. B. 10. Januar.** Dienstag. „Es war ungemein kalt. Auguste ließ sich nicht abhalten in dem neuen Quartier zu kramen und einzuräumen, wiewohl es so kalt war, daß ich kaum ausdauern konnte, wenn ich vom Oberlandesgericht kam und sie nach dem alten

Quartier abholte, was ich immer that." (Es ist mir noch so lebhaft erinnerlich, wie sie die Handtücher so nett und ordentlich in den großen Schrank in der Entree — sie sagte das Schrank und das Entree — packte.)

„**12. Januar,** Donnerstag, zogen wir bei sehr großer Kälte in unser neues Quartier."

**14. Januar.** „Nachmittag kamen unsere letzten Möbel. Wir packten sie zusammen aus. Sie griff dabei so munter zu und war damit schon ganz vertraut. Es war Alles so kalt, daß ich die gefrornen Spickgänse für Porzellan hielt."

**29. Januar.** Sonntag. „Wir waren beim alten Stapf in der Kirche. Auguste freute sich sehr über die schöne, einfältige, christliche Predigt." Um diese Zeit wurde dem Professor Schmieder von seiten des Kultusministeriums wegen seiner „mystischen Predigten, durch welche der Ruf von Schulpforta leide", angekündigt, daß er sich seine Versetzung nach Oehna, einem Dorfe bei Wittenberg, gefallen zu lassen habe. Es ging dies meiner Frau und mir bei unserer nahen Verbindung mit ihm sehr nahe. Die Sache wurde aber später rückgängig gemacht.

Nach mancherlei kleineren Leiden erkrankte meine liebe Frau an ihren alten Drüsen-Übeln zu Anfang März. Den ganzen Monat hindurch nahmen fiebrige Zustände bald ab, bald zu, aber im ganzen doch mehr zu, bis am 30. März der Arzt, ein Dr. Messerschmidt, eine Leberentzündung erkannte. Sieben Tage brachte sie noch unter schweren Leiden und Beängstigungen, namentlich vielen Brustkrämpfen, zu. Nur auf wenige Augenblicke verließ sie manchmal das Bewußtsein. Sie sah ihrem Ende in ihrer mutigen, festen Art ins Angesicht, sprach aber noch am Tage vor ihrem Ende von Besserwerden. Ich war immer um sie, und bis ans Ende versicherte sie mich mit Worten und Geberden ihrer zärtlichen Liebe. „Nun ist es bald aus", waren ihre letzten Worte. Sie starb am 6. April 1826, zwischen 11 und 12 Uhr mittags. Die Losung des Tages war: „Ich will das steinerne Herz aus euerm Fleisch wegnehmen und euch ein fleischernes Herz schenken." Thusnelde Ring war in den letzten Tagen viel um sie gewesen und hatte gepflegt, namentlich die lange letzte Nacht hindurch, von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens. Sonntag, den 9. April, zwischen 5 und 6 Uhr morgens, begruben wir sie auf dem Gottesacker in der Domfreiheit. Es war ein Frühlingstag. Ich schrieb davon am 11. April

an Wilhelm: „Als Leiche sah sie nach den langen Leiden sehr friedlich und unentstellt aus. Den Sonnabend Nachmittag wurde sie in den Sarg gelegt, weiß gekleidet lag sie darin sehr lieblich, mit vielen Blumen geschmückt, die von allen Seiten gebracht wurden. Als der Sarg eingesenkt war, wurde unser Hochzeitlied „Eins ist Noth, ach Herr dies Eine" gesungen. Victor ist zu meinem Troste vom Sterbetage bis gestern bei mir geblieben. Mir ist, wenn ich viel an sie denke, oder von ihr rede — besonders in Beziehung auf ihre jetzige Ruhe beim Herrn, nach der sie sich so oft sehnte, tröstlicher zu Muthe. Dagegen des Morgens beim Aufwachen, oder wenn ich etwas Anderes gethan oder gedacht habe, ergreift mich der Schmerz so, daß ich fühle, ich habe ihn noch nicht ganz gefaßt." — Unter dem Leichengefolge war — sehr gerührt von diesem Tod und Begräbnis — ein Verwandter eines meiner Kollegen und Nachbarn, der Domschüler Adolf Wislicenus. Dieser war in den vierziger Jahren einer von den Geistlichen, die mit Uhlich und den Lichtfreunden so besonders dreist mit ihrem Unglauben hervortraten. Er war damals Prediger in Halberstadt und saß 1849, als verwickelt in die damaligen revolutionären Excesse und Aufstände, in der Citadelle in Magdeburg.

So war diese unsere Ehe nach vier Monaten durch den Tod geschieden, — ich in kräftigstem Mannesalter, der Tod um so schneidender, — ihr Bild, ihr Vorbild muß ich sagen, begleitet mich in die Ewigkeit.

Der Eindruck eines Liedes, das Plehwe auf ihren Heimgang dichtete, ist mir noch heute im Herzen:

Die Schwester ist heim,
Ihr Hüttchen von Leim
Ist untergescharrt,
Wofür sie ein neues und beßres erwart't.

Ihr Geist ist davon,
Wie zeitig entronn,
Wie schleunig entging
Sie allem Verderben, das hier sie umfing.

O Liebesgewalt
Wie hast du so bald
Und eh' wir's gedacht
Die Schwester aus Mesech*) nach Salem gebracht.

*) Ps. 120, 5. Mesech = Volk der Barbaren.

Die Freud' ist zu groß:
Dem Heiland im Schooß
In englischen Reih'n
Mit seligen Geistern bei Jesu zu sein.

Und dieses erreicht
Die Schwester so leicht,
So selig, so schön,
Herr Jesu, wer mag wohl dein Lieben verstehn.

Nun Schwester geneuß
Dem Heiland zum Preis
Die himmlische Ruh'
Wenn's Jesus erlaubt, so komm ich hinzu.

Mein Bruder Leopold erhielt die Todesnachricht auf der Rückreise von Petersburg in Müncheberg, wohin seine Frau sie ihm geschrieben hatte, damit er nicht beim Eintritt in unser Haus davon überrascht würde. Am 29. April schreibt er mir: „wie sie uns Allen fehlt, nach menschlicher Ansicht konnte sie ein Werkzeug werden, uns, so wie Alle, mit denen sie in Berührung kam, zum Herrn zu ziehen." Dann erwähnt er seine „hoffentlich sehr fruchtbringenden Erfahrungen unter den Gläubigen in Petersburg" und sagt: „Sehr oft habe ich an das gedacht, was Du und Otto mir von dem Separatismus in Pommern erzählt habt, und häufig ein rechtes Bedürfniß gehabt, mit euch zu sprechen, um einmal mich über die sonderbaren Erscheinungen dort klar zu machen, da ich an meiner Unklarheit darüber recht meine geistliche Finsterniß erkannte, und dann meine Ueberzeugung Euch mitzutheilen, daß es gewiß mehr als je an der Zeit ist, von den Aeußerlichkeiten abzusehen und zu erkennen, wie der Herr auch in dieser Hinsicht seinen Geist über alles Volk ausgießt." Einige Tage nach dem Begräbniß kam Otto zu mir nach Naumburg und blieb etwa drei Wochen. Was er da sah und hörte und wovon Auguste der Mittelpunkt war, machte einen tiefen Eindruck auf ihn, wie seine noch vorhandenen Briefe bezeugen.

An meine Mutter schrieb er am 26. April 1826 aus Naumburg: „Wahrscheinlich hast Du meine Abreise aus Wittenberg schon erfahren. Ich bekam Sonntag Abend die betrübte Nachricht und beschloß gleich, mich auf den Weg zu machen. Mir schlug das Herz gewaltig, als ich in die Stadt trat. Auf dem Markte stand ich still und sah lange mit vielen Thränen Ludwigs alte Wohnung an,

da hat er nun noch vor einigen Monaten gewohnt — —. Schon vom Domplatz aus sah ich sein kleines freundliches Haus liegen, das ich aus der Beschreibung gleich erkannte und begrüßte den armen Ludwig unter vielen, vielen Thränen auf seinem Zimmer. Unbeschreiblich hat sie nach Aller Erzählungen in den letzten acht Tagen gelitten. Alle haben des lieben Kindes stille Geduld bewundert; keine Klage ist ihr entfahren, nur einmal hat sie gesagt: „Ach wenn ich den Heiland nicht hätte, so könnte ich es nicht aushalten.“ Ich habe viel an den Segen gedacht, den die ewige Liebe uns aus diesem Tode bereiten will. Trauern ist besser als Lachen — ist mir schon oft dabei eingefallen, die Schmerzen einer solchen Trauer sind so wohlthuend, sie ziehn das Herz von der Erde zum Himmel, man vergißt, was dahinten ist und streckt sich nach dem, was vorn ist, dem Kleinod, das unsere liebe Auguste schon erlangt hat.“

Naumburg und die Sterbewohnung zu verlassen, wurde mir sehr schwer. Indeß von allen Seiten zugeredet, entschloß ich mich, den Justizminister Grafen Dankelman darum zu bitten, mich nach Berlin zu versetzen, worauf dann meine Einberufung als Hülfsarbeiter beim Geh. Obertribunal vom 1. Juli ab erfolgte. In dieser Stellung bin ich drei Jahre lang geblieben, bis ich im Juli 1829 als Landgerichtsdirektor nach Halle ging. Mich ins Kammergericht zu versetzen, was ich gewünscht hatte, hielt der Justizminister, weil Wilhelm Kammergerichtsrat war, für unzulässig.

Ende Juni verließ ich Naumburg und reiste mit meinem Schwager Victor über Leipzig, von wo wir das Grab seines bei Leipzig gefallenen Vaters in der Kirche zu Paunsdorf besuchten, nach Berlin, Dahnerow und auf etwa 6 Tage nach Trieglaff.

Neuntes Kapitel.

# Wieder in Berlin.

1826—1829.

In Berlin trat ich mein neues Amt an. Gleichzeitig mit mir trat Alvensleben als Hülfsarbeiter beim Obertribunal ein. Unser Präsident beim Obertribunal war während dieser drei Jahre Grolman, meines Schwagers Vater, damals fast 86 Jahre alt, geb. 31. Dezember 1740. Er gehörte zu den Verfassern des „Allgemeinen Landrechts", dem die aufklärerischen Irrlehren von 1780—1794 über Recht, Staat, Kirche und Christentum zu Grunde liegen. Aber der Buchstabe imponierte ihm nicht. Wollte ihn im Kollegio ein Rat damit widerlegen, so sagte er etwa: „So? steht das im neuen Landrecht? Es ist also ein Fehler." Er war fest und unerschrocken, besonders nach oben gegen die Minister. —

Ich wohnte von 1826—1829 in unserm kleinen Nebenhause, dessen Front nach dem Universitätsgebäude und der Statue des alten Blücher sah. Meine Mutter und alle ihre Kinder und Kindeskinder wohnten damals in unsern beiden Häusern zusammen.

Ich hatte meinen Tisch, außer Frühstück, bei meiner Mutter, ebenso Otto, nachdem er Ende des Jahres von Wittenberg zurück war. Sonntag Mittag war das ganze Haus bei ihr oder bei Wilhelm zu Tisch — nach meiner Erinnerung nie bei Leopold.

**T. B. 16. September 1826.** „Folgendes beschäftigt mich lebhaft: Ein Glied am Leibe Jesu Christi lebt immer in Seiner Gegenwart. Alles sieht ein solches in Beziehung auf Ihn, sich selbst als einen armen, elenden, begnadigten Sünder, sein Tagewerk als Seinen Auftrag, die Natur als Sein Werk, alle Menschen als von Ihm erkauft, als

Ihm von rechtswegen gehörend, die Gläubigen als Sein Eigenthum, als Mitglieder am Leibe Christi, die Sünder, als unter dem Zorne Gottes, aber Seinem Erbarmen zugänglich, — wenn er eine Begebenheit hört, sieht er Gottes Finger und denkt dabei an das Reich Jesu Christi, hört er von einer Sünde, so fühlt er wie Jesus, als er über Jerusalem weinte. — Alles dies ist bei dem Kinde Gottes, wenn auch in Schwachheit, doch in die ganze Stimmung übergegangen, diese ist von Jesu Geiste durchdrungen, daher sein Herz immer gesammelt, immer zerschlagen, immer weich, in dem Schmerze der Gnade und dem Ernst Gottes, immer offen gegen Menschen, voll tiefen Ernstes und zugleich voll süßer Freundlichkeit. Dagegen: Einer hat eine Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums, interessirt sich dafür, fühlt sie überhaupt, so oft er forscht, oder so oft ihm widersprochen wird, beurtheilt sich und Andere richtig, hat aus dem Christenthum hergeleitete Grundsätze, bemüht sich, ihnen treu zu bleiben, aber er lebt nicht Christo. Er ist nicht gesammelt, sondern verliert sich in die Dinge, die ihn umgeben; nur in Beziehung auf ihn selbst, nicht auf den Herrn, erscheinen ihm Natur, Begebenheiten, Menschen. Sich selbst fühlt er fest und stark in seiner Ueberzeugung, aber weder elend noch zerschlagen, noch begnadigt und selig. Die Menschen sind Gegenstände seines Urtheils, die ohne Geist und Glauben sind ihm nichts. Die Gläubigen, die sich aussprechen können, unterhalten die Lust seiner Geistes-Augen. Mit der eigenen und fremden Sünde ist gewöhnlich Waffenstillstand; wird Krieg geführt, so sind es mehr Andere als er selbst, die er angreift und nicht mit Erbarmen, sondern mit dem Urtheil, oft mit Spott, er kann über die Sünde lachen" u. s. w. Der Schluß ist ein tief trauernder Blick auf meine so bald getrennte Ehe und ein tief schmerzlicher auf mich selbst.

Um diese Zeit hatte das Altensteinsche Ministerium in einem Zirkularreskript vor Pietismus, Mysticismus und Separatismus gewarnt. Diese Worte sind in dem gäng und geben stumpfen Sinne gebraucht, in welchem sie gegen die Regungen des lebendigen Christentums gerichtet erschienen. Hengstenberg, seit 1825 Privatdocent in der theologischen Fakultät in Berlin [geb. 1802], schrieb eine Abhandlung unter dem Titel jener drei Worte, die er auf ihren wahren Sinn zurückführte. Diese Abhandlung war der Keim der Evangelischen Kirchenzeitung. Das Ministerium nahm dies für Spott und Hengstenberg wurde deswegen verwarnt. Uns, Otto,

Adolf Le Coq und mir, gefiel Hengstenbergs Schrift sehr. — Die mehr und mehr hervortretenden Angriffe auf den Glauben in Zeitschriften, namentlich einer in der Darmstädter Kirchenzeitung von einem Prediger in Pasewalk, der gegen den gläubigen Leutnant v. d. Dollen gerichtet war, brachten uns auf den Gedanken einer „Evangelischen" Kirchenzeitung, für welche Le Coq einen Plan entwarf und wir Hengstenberg als Herausgeber, ehe er an so etwas dachte, ins Auge faßten. Ich lernte Hengstenberg bei Focke kennen und etwa gleichzeitig Goßner. Ich sah ihn oft bei Lancizolle, beim Baron Kottwitz, bei Gröben, Schönberg, Röder; er hielt an allen diesen Orten, ebenso wie bei Leopold immer sehr lebendige Bibelstunden. Leopold war durch seinen Prinzen mit dem Hofe in enger Verbindung, und Strauß segnete um diese Zeit den Prinzen Albrecht, des Königs jüngsten Sohn, ein. Alle diese Verhältnisse erweiterten unsere Interessen und unsern Gesichtskreis weit über die Grenzen der bis dahin noch engen Freundeskreise. —

**T. B. 18. Oktober.** „Bei Wilhelms; er, Ida, Polte, Hannchen gegen Mathilde und Adele Schmalz und Wieschen: daß Töchter keinen von den Müttern unabhängigen Umgang haben müßten. Ich erklärte mich gegen diese unevangelische, gesetzliche, pharisäische Vorliebe für tödtende Regeln. Wogegen Wilhelm: es sei sehr nöthig, das Gesetz einzuschärfen, und wie wenige, auch bei lebendiger Erkenntniß, es wohl bedächten, daß Höflichkeit, wie Pascal sage, Liebe im Kleinen sei! — Polte sagte ein anderes Mal, wie wunderbar es sei, wenn man innere Sünden ohne eigene Thätigkeit los würde, als hätten Engel, während man abwesend, die Stube aufgeräumt."

Vom Kronprinzen erzählte er laut **T. B. vom 10. März 1827:** „Röder ermahnt den Kronprinzen hart, dieser ist pikiert. Gröben kommt dazu. Der Kronprinz: „Wissen Sie, was mir Röder gesagt hat?" Gröben: „Ja." — Der Kronprinz: „Der hält seinen Pact, den er vor zehn Jahren mit mir gemacht, mir die Wahrheit zu sagen, treulich." Polte fand dies sehr schön."

Im Jahre 1827 hatten die gerichtlichen Prozeduren wegen der separatistischen Gottesdienste in Pommern noch ihren Fortgang, — auch nachdem die beiden älteren Belows, Karl und Gustav, gichtelisch, oder wie Thadden es nannte „theosophisch" geworden waren, und nun, da sie eine ganz vornehme, kühle, mehr weltliche, niemand genierende Haltung hatten, auch den Behörden keinen Anstoß mehr gaben. Gegen

Thadden wurde eine fiskalische Untersuchung eingeleitet wegen Anmaßung der nur einem ordinierten Geistlichen zustehenden Amtshandlungen. Er hatte in Treptow weitläufige, gerichtliche Verhöre zu bestehen. Darüber schreibt er am 2. Januar 1827: „Aeußerlich berührte mich die Sache wenig, möchte sie mich nur innerlich recht an die Zeit erinnern, wo wir so froh und selig waren in Jesu bei dem Genuß Seines Fleisches und Blutes. Mit Questenberg, aus Schillers Wallenstein, muß ich ausrufen: „O schade, daß wir von so fernen, fernen Zeiten, und nicht von gestern, nicht von heute reden." — Die Trennung von den erkalteten „Theosophen" empfand Thadden besonders schmerzlich. — Für diese Verhöre war Senfft sein und ich wieder Senffts Ratgeber. Besonders operierte Senfft mit den Toleranz-Paragraphen des Allgemeinen Landrechts (§§ 1—6. II. 11). Da diesen die Oberflächlichkeit und der Unglaube zu grunde liegt, der zur Zeit der Abfassung des Allgemeinen Landrechts das Erlöschen des Christentums und der Kirche erwartete, so hatte ich Gewissensbedenken gegen die Berufung auf diese Satzungen, als gegen eine Verleugnung höherer Wahrheiten. Senfft schrieb mir darüber: „Daß bei den Individuen, welche diese Bestimmungen entworfen haben, vielleicht großentheils Indifferentismus zu Grunde gelegen hat, will ich gern glauben; das hat aber die Hand des Herrn nicht verkürzt, welche darin so bemerklich gewaltet zu haben scheint." Es war wohl nicht blos Indifferentismus, sondern Feindschaft gegen das Christentum und die Kirche, die im Landrecht gewaltet hatte.

Das christliche Leben in Berlin erwuchs und erweiterte sich immer mehr. Außer Goßner und Hengstenberg war es das Missionswesen und besonders auch die Judenmission, die uns beschäftigte. Eine irische Miß Neville gründete von Irland aus eine Judenpredigerstelle im Großherzogtum Posen. Ferner interessierte uns die Traktatgesellschaft, sowie die Gesellschaft zur Fürsorge für Sträflinge, in welche beide ich eintrat, dann die aus unsern Kreisen errichteten Armenschulen in den Wülknitzschen Familienhäusern vor dem Hamburger Tor.

Vom 1. Juli ab erschien die „Evangelische Kirchenzeitung". Strauß hat erst seinen Namen nicht wollen dazu hergeben. „Es sei eine Parteisache." Hengstenberg ist aber deshalb zwei Stunden bei ihm gewesen. Da hat er nachgegeben. Tätigen Anteil hat Strauß, so viel ich weiß an der Evangelischen Kirchenzeitung nie genommen. Tholuck verweigerte ebenfalls seinen Namen als Mitherausgeber zu nennen, weil er nicht Glauben genug habe, dem Wider-

spruch und der Schmach entgegenzugehen. Mich entmutigte die Größe und Fremdartigkeit des Unternehmens. Der erste Artikel war eine ausführliche Abhandlung von Hengstenberg, über „das innere Verhältnis der evangelischen Kirche zur römischen", der mich damals im wesentlichen befriedigte, mir jetzt aber beim Wiederlesen zu abstrakt, in wichtigen Beziehungen ungenügend erscheint.

Am 21. Juli starb der alte liebe Prediger Jänicke 79 Jahr alt, der mir und unserm Lebenskreise so viel Segen gewährt hatte. Nach längeren Verhandlungen, was aus seiner Missionsanstalt werden sollte, beschloß unser Verein 1829 eine eigene Gesellschaft zu gründen, aus der die jetzt noch bestehende große Berliner Missionsgesellschaft geworden ist.

Am 13. September wurde unserm Freunde Gröben ein Sohn geboren und, nach Gröbenscher Haussitte, schon Tags darauf getauft. Goßner taufte. Der Kronprinz und ich standen nebst anderen Gevatter. Es war das erste Mal, daß ich mit dem Kronprinzen in persönliche Berührung kam.

In dieser Zeit verließ der Brüdergemeinde-Prediger Anders, mit dem wir in brüderlichem Umgange standen und dessen Gottesdienste im Brüdersaal wir seit 1818 so oft besucht hatten, Berlin, weil er nach Nordamerika versetzt war. Aus Amerika kam der junge Professor Charles Hodge aus Princeton, Neu-Jersey, nach Berlin. Otto, Le Coq und ich hatten von nun an intimen Umgang mit ihm. Er war ein feiner, inniger, sehr liebenswürdiger Mensch, voll von »personal religion«, im Gegensatz zu »sacramental«. Von letzterer hatten auch wir nur die ersten Anfänge. In presbyterianisch-independentischer Weise feierte er keine Feste, nur den Sonntag, dabei war er ein nordamerikanisch-liberaler Patriot. Ich finde ein Billet von ihm vom 7. November, worin er Otto und mich bittet, bei ihm Thee zu trinken, und welches schließt: »I will promise, not to distress you with my political heresies, yours is a bond which makes all Christians one.« — Hodge war verheiratet, seine Frau aber nicht mit ihm in Europa. Er sagte einmal, es fehle in Berlin so an Gegenständen öffentlichen Interesses, daher rede man immer vom Theater und von der „Mlle Sonntag". Daran sei der Mangel an Preßfreiheit schuld.

**T. B. 3. November.** „Bunsen bot Otto die Gesandtschaftspredigerstelle in Rom an. Gröben und Röder sind sehr dafür. — Gröben und Radowitz machen Ernst damit, mich auf Veranlassung

der Rheinischen Angelegenheiten mit dem Kronprinzen in Verbindung zu bringen."¹ — Ein Herr von Mirbach, in der Rheinprovinz angesessen, suchte Schutz in Berlin gegen die scharfe Vollziehung der französischen Konfiscationsgesetze, Jagden, Feudallasten, ich war sein Ratgeber. Es war die Rede von Einführung des preußischen Landrechtes in der Rheinprovinz. Ich schrieb für Gröben einen Aufsatz über Code Napoleon und Landrecht am Rhein.

**T. B. 5. November.** „Mehrere Stunden bei Radowitz, (der damals unverheiratet war und mit seiner Mutter zusammen wohnte. Es wurde ihm nachgerühmt, daß er abends, wo die glänzendste Geselligkeit ihm offen stehe, zu Hause bleibe, um seiner Mutter Gesellschaft zu leisten). Er zeigte mir einen schönen Brief des Kronprinzen an den Kurprinzen von Hessen vom Grünen Donnerstage dieses Jahres, als der Kurprinz hatte zum Abendmahl gehen wollen; er solle, schrieb der Kronprinz, seine gänzliche Verdienstlosigkeit und Christi Verdienst sich vor Augen stellen, und allen Groll gegen seinen Vater fahren lassen, so gehe er würdig, gelinge es ihm nicht, so solle er lieber davon bleiben. Im Laufe meines ernsten Gespräches mit Radowitz bekam ich einen Eindruck von der Welt-durchdringenden Kraft des katholischen Christenthums gegenüber der Herzen-reinigenden Macht des evangelischen Glaubens."

**T. B. 6. November.** „Polte setzte mir die Schwierigkeiten auseinander, den Kronprinzen und seinen Prinzen zum reellen Eingehn auf gesunde politische Ideen zu bestimmen, z. B. ihnen zu zeigen, daß es eines Königs Amt sei, die Kirche zu schützen und das Recht zu handhaben, aber nicht, seine Unterthanen glücklich zu machen."

**T. B. 8. November.** „Polte erzählte mir, wie Fürst Wittgenstein zu ihm gesagt habe, „wenn ich Sie doch einmal neben dem Wagen der Mlle. Tibaldi (einer berühmten Tänzerin) herreiten sähe, das wird Ihnen unser Herrgott wohl nicht als Sünde anrechnen," worauf Polte: „Halten Sie Ehebruch für keine Sünde?"

**T. B. 9. November.** „Polte war beim Kronprinzen gewesen, der für Ottos Annahme der Stelle in Rom sich ausgesprochen hat. „Es fehle den Theologen so an Weltkenntniß, Otto müsse als Edelmann die höheren Stände mit der Kirche in Verbindung bringen; in Rom könne er Kirchengeschichte, „die Seele der Geschichte" studiren, hier in Berlin verflache das Theater und die davon ausgehenden Gespräche Alles." — Otto sagte, der elende Zustand unsrer Universitäten

sei ein Hauptgrund, ihn von Rom zurückzuhalten. Tholuck ging dann statt seiner nach Rom. Otto machte, weil er promoviren wollte, Besuche bei den Gliedern der theologischen Fakultät. Diese war in zwei Parteien getheilt. Die Hegelianer, begünstigt vom Kultusminister Altenstein, Hauptperson Marheineke, gegen Neander, Schleiermacher, Strauß, Hengstenberg."

**T. B. 15. November.** „Otto war bei Schleiermacher und Marheineke gewesen, jener hatte ihn freundlichst aufgenommen, dieser ihn auf das Gröbste bedroht und war auf Neander losgezogen. Frömmigkeit werde bei der theologischen Wissenschaft vorausgesetzt, es sei seine Pflicht, die größte Strenge gegen unwissenschaftliche Theologen eintreten zu lassen. Als Otto von Nachsicht gesprochen, um die er bitte: die Nachsicht der Fakultät sei nur zu oft schon in Anspruch genommen worden."

**T. B. 5. Dezember.** „Ich war bei Raumers und erzählte, daß Otto seine Dissertation über σάρξ und πνεῦμα schreibe; der liebe alte Onkel sagte, er wisse nur von σάρξ zu sagen, nicht von πνεῦμα; er achte sich niedriger, als die Geringsten; er habe sich oft geprüft, ob er es wirklich so meine, wenn er auf der Straße gegangen und Betrunkene u. s. w. gesehen habe, er habe aber sich noch immer unter sie stellen können."

Am 22. Dezember reiste Leopold wieder mit seinem Prinzen nach Petersburg. Er hatte einen jungen Bedienten Henke, den er mitnahm, einen rechten Pietisten, der es an den charakteristischen Excessen der Pietisten nicht fehlen ließ. Leopold ehrte und liebte ihn sehr, obschon er, was unecht an ihm war, deutlich erkannte, und schwer daran zu tragen hatte. Hausregiment zu üben, war Leopold wenig geeignet, aber seine Demut und Wahrheit trat in dem Verhältnis zu Henke rührend hervor. Henke trat in Petersburg in ein enges, vertrauliches Verhältnis zu den daselbst mit Goßner in Verbindung gewesenen Christen.

**T. B. 17. Januar 1828.** „Radowitz war bei mir. Ich zeigte ihm das Lied im Porstschen Gesangbuche: „Ich bin mit Dir mein Gott zufrieden", welches er sehr schön fand. Ich sagte ihm, eine stetige Selbstprüfung werde uns möglich gemacht durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes, wenn wir uns vorhielten, wie Er in der Welt gewesen und ob wir Ihn so liebten und mit Ihm verbunden seien. Er schien verwundert und sagte, da müsse ja erst eine exegetische

Arbeit vorangehn, was mir den Eindruck römisch-katholischer Fremdheit gegenüber der heiligen Schrift machte. Ich ermahnte ihn, bei Hofe als Christ zu erscheinen und nicht als geistreicher sonderbarer Politikus."

**T. B. 20. Januar.** „Ich war zum ersten Mal auf dem Ordensfest und sah dabei zum ersten Mal das Innere des Schlosses, die Kronprinzessin, die Fürstin Liegnitz." — Eilerts Ordenspredigt wendete die erhabenen Gottesworte von der „Stadt auf dem Berge" und vom „Licht der Welt" schmeichelnd auf die geistige Überlegenheit des preußischen Staates an. Dies war mir anstößig, um so mehr, da es den neben mir stehenden, ungläubigen, aber in ihrer Art wahrheitsliebenden Personen Ekel am Christentum einflößen mußte.

Um diese Zeit war ich als Ratgeber der verwitweten Frau von Meyern, geb. von Elsner, zu dieser in ein sehr nahes Freundschaftsverhältnis getreten. Meine Mutter, Wieschen, Wilhelms, Hannchen nahmen daran teil, zu unser aller Segen, wie ich hoffe. Ich wurde infolgedessen auch Vormund ihres — damals — einzigen Kindes „Johannes".

Unser Freund Lancizolle verlobte sich mit Minna Seegemund, der Schwester unseres Freundes in Wernigerode. Lancizolle, seine Frau und Seegemund sind durch mein Leben lang mit mir und meinen Brüdern eng befreundet geblieben.

**T. B. 22. Januar.** „Ich war bei Radowitz und traf daselbst Jarke, — damals Professor juris, ein Konvertit. Er soll zuerst zum Glauben und Forschen dadurch erweckt worden sein, daß er, selbst ungläubig, einen Mitstudenten in Bonn hatte sagen hören: „Neander in Berlin glaubt, daß Christus Gottes Sohn ist." — Radowitz sprach über Nordamerika, unter allen scheußlichen Zuständen sei der Zustand dort der scheußlichste. Wie eine amerikanische Obrigkeit, wenn sie eine sein wolle, ruhig schlafen könne, so lange sie nicht dafür sorge, daß alle Kinder getauft würden, sondern zuließe, daß sie zum Teufel führen!"

Ein schneidender Gegensatz hierzu war damals mein täglicher Umgang mit dem innig christlichen Presbyterianer Hodge, der in glühend begeistertem Patriotismus schwärmend ausrief: »Happy America!«

**T. B. 30. Januar.** „Voß war voll schöner Heiterkeit und Liebe in Beziehung auf seine Mutter, die vor wenigen Tagen gestorben war. Er sagte, die Verhältnisse seien so ungetrübt gewesen: „Es ist, als

wolle der Heiland durch so etwas locken." Die Angehörigen hätten viel Gnade erfahren durch sie und mit ihr. Den 16. Dezember hat sie Goßner gehört. Alle ihre Kinder haben um ihr Bett gekniet als sie starb, und unser Voß las ihr noch die letzten Verse aus „O Haupt voll Blut und Wunden" vor, bald darauf that sie den letzten Athemzug."

Leopold schreibt an mich 6. Februar aus Petersburg: „Henke ist hier besser daran, als ich, er hat nichts zu thun und kann gehn wohin er will, während ich 14—15 Stunden des Tages travaux de la cour et de la société habe. Gottlob fangen die andere Woche die Fasten an, dann sind die Feste vorbei, denn die Fasten werden hier ernstlich gehalten. Es ist doch gut, daß diejenigen das Gesetz haben, die die Freiheit noch nicht gebrauchen können. Hätte ich nicht solche Sehnsucht nach Berlin, so könnte es mir hier gefallen. Manchmal komme ich um 4 Uhr Morgens von den Bällen ganz heiter und gesammelt nach meiner Stube zurück. Doch leider ist es auch manchmal anders. Eitelkeit und Augenlust, besonders auch eine Art Freude an den Begebenheiten erinnern beschämend an Fleisch und Blut."

**T. B. 11. Februar.** „Voß ist nun Civil-Adjutant des Kronprinzen." **15. Februar.** „Als ich aus der Sitzung des Obertribunals kam, war Hannchen [Leopolds Frau] eben glücklich entbunden von einem Sohne. Alles war voll Freude. Radowitz hat sich wie ein Kind gefreut. Man dachte viel an den verstorbenen Georg [Leopolds ältesten Sohn] und an den in Petersburg abwesenden Vater." **16. Februar.** „Ich sah Voß zuerst nach seiner Ernennung. Er sagte, Jeder halte ihm jetzt einen Sermon: es sei nun seine Aufgabe sich zu demüthigen." **17. Februar.** „Marheineke, gefragt ob er die Evangelische Kirchenzeitung lese, soll geantwortet haben: „ich lese nicht die Schriften des Baumwollenhändlers Elsner" [eines damals bekannten Pietisten]." **25. Februar.** „Otto erzählte, daß sich Marheineke in der Fakultät auf das stärkste gegen ihn und besonders in Bezug auf Ottos Examen durch die andern Professoren erklärt habe: Otto sei sehr unwissend und beschränkt, ein Schoßkind der pietistischen Partei. Dann haben die übrigen Professoren sehr scharfe vota gegen Marheineke abgegeben. Er will durch Protestiren beim Ministerium Ottos Promotion verhindern."

Am 23. Februar verlobte sich Radowitz mit Gräfin Marie Voß und am 27. starb seine Mutter.

**T. B. 28. Februar.** „Ich besuchte Radowitz, den ich voll Schmerz und Gebet fand. Ich besorgte in seinem Auftrage das Begräbniß auf dem Kirchhofe der Marienkirche, zu der sie als Evangelische sich gehalten hatte."

Am 1. März gleich nach dem Begräbnis der Frau von Radowitz fand Ottos Disputation behufs seiner Promotion im Universitätsgebäude statt. Zuletzt trat ex corona ein rationalistischer Opponent auf. Hodge war zugegen und sagte nachher: »I wish I had twenty such brothers.«

**T. B. 6. März.** „Hengstenberg erzählte, daß man ihn als Pietisten durch Propst Neander werde verhören lassen; man wolle ihn, um die Ev. Kirchenzeitung zu zerstören, nach Bonn versetzen, oder ihn nicht befördern, er war noch Extraordinarius; er zweifelte, was er thun sollte."

**T. B. 14. März.** „Dr. Julius, der Hamburger Gefängnißverbesserer, besuchte mich mit Grüßen von Sieveking, unserm alten Freunde von 1809—15, der von Rio, London und Paris zurück ist, einen Handelsvertrag mit Brasilien abgeschlossen hat und ganz zur christlichen Partei in Hamburg gehört."

Leopold schrieb mir aus Petersburg unterm 19. März, der Kaiser werde nächstens unsern König um einen Mann bitten, ihm das protestantische Kirchenwesen in seinem Reiche zu ordnen. Wen solle man dem Könige dazu empfehlen? „Etwa Strauß? Er hat manche Eigenschaften dazu, doch müßte ihm ein weltlicher Rath dazu beigegeben werden. Etwa Du?"

**T. B. 30. März.** Taufe des kleinen Bernd in seines Vaters Leopold Abwesenheit.

**T. B. 12. April.** „Lancizolle erzählte von Bunsens Verhandlungen mit dem Könige über Bunsens in Rom eingeführte Liturgie, die in der Opfer-Idee und überhaupt der Rückkehr zum christlichen Alterthum des Königs Liturgie weit überbietet. Der König habe gesagt: „ein geistlicher Ultra! Diese Art Opposition ist mir noch nicht vorgekommen!"

**T. B. 14. April.** „Hodge sagte, als er zuerst an einem Sonntag Abend bei Schönbergs gesehen, wie die Damen ihre Arbeiten hervorholten, sei ihm zu Muthe gewesen, als griffen sie zu Würfeln und Karten."

Folgendes Gespräch mit Hodge setze ich hierher als Probe der Eindrücke, die ich damals empfing:

**C. B. 1. April.** „Ich begleitete Hodge nach Hause und erwähnte meiner Auguste, deren Todestag in diesen Tagen wiederkehrte. Worauf er: sein Leben sei wie ein Silberstrom dahingeflossen, seine Stimmung immer heiter und ungetrübt. — Seine Frau machte ihm einmal, als sie low-spirited war, Vorwürfe, daß er nicht mit ihr fühlen könne; jetzt sehe er dem Wiedersehen mit ihr in Amerika, als dem glücklichsten Tage seines Lebens entgegen, aber mit großer Sorge. Wenn sie ihm genommen werde, hätte er Alles verloren. Aber wer viel leide und viel kämpfe, mache die tiefsten geistlichen Erfahrungen." — Dann erzählte er von seiner Kindheit, wo er immer gebetet habe, »in a close walk with God,« um ein verlorenes Messer, in der Schule zu Philadelphia gut zu lernen u. s. w. Seiner Mutter (der Vater war früh gestorben) verdanke er Alles, insbesondere eine streng moralische Erziehung. Aber wahre Religion sei ihr fremd gewesen, zum Beten habe sie ihn nicht angeleitet. Ein Wort in einem prayer-meeting in Princeton (wo er die Schule besuchte) »a praying man goes not to hell« machte einen tiefen Eindruck auf ihn und erweichte ihn zu vielen Thränen. Er fand in einem Buch Anweisungen zum christlichen Leben, wie man den Tag mit Meditation und Gebet anfangen und prüfen solle, wie er am meisten zu Gottes Ehre anzuwenden sei. Danach habe er ein Jahr eifrig gelebt. Aber bei dem Allen fehlte ihm das Gefühl der Sünde und Liebe zu Christo, und deßhalb könne er diesen ganzen Zustand nicht für wahre Religion halten. Später las er in einem englischen Buche über die Zeichen wahrer Erweckung bei Kindern, keines dieser Zeichen sei bei ihm anzutreffen gewesen. Da rieth ihm ein etwas älterer Mitschüler, er möge sich doch als Glied der Kirche aufnehmen lassen, das in Neu-England, auch bei den Presbyterianern, wie bei den Independenten von einem individuellen Glaubensbekenntniß, Prüfung und Uebernahme der christlichen Pflichten abhängt. Dieser Gedanke sei ihm so fremd als möglich gewesen, doch habe er nach reiflicher Erwägung, Lesung von Matthew Henry's Invitation to the Lords Supper und Befragung seiner Mutter, die ihm dazu gerathen und in der seitdem auch ein neues Leben angefangen habe, sich dazu entschlossen, und er sei nach vorgängiger Prüfung aufgenommen worden. Als nun am nächsten Sonntag bei paarweisem Hineingehen aller Schüler in die Kirche, er rechts in den unteren

Raum zu den Kommunikanten, ein ihm sehr eng verbundener Freund aber links zu den Nicht-Kommunikanten auf deren Chor gegangen sei, habe diesen der ganz unerwartete Anblick auf das Tiefste erschüttert und mit dem Gedanken erfüllt: »He goes to heaven and I to hell.« Nach der Kommunion fand er ihn ganz schmerzerfüllt in seiner Schlafstube und nun kam die gewaltigste Erweckung, erst über mehrere im Verborgenen suchende Herzen und dann über das ganze college. Alle Zimmer fast seien von Betstunden erfüllt worden. Ein Lehrer der Mathematik, der einzige, der ganz weltlich war, wurde auch von der Heiligkeit Gottes so erschüttert, daß seine Freunde ihn auf seinem Angesicht liegend fanden. Noch jetzt war es Hodges schönste Freude, sich jenes gewaltigen Wirkens des heiligen Geistes zu erinnern." Hodge reiste Ende April ab; ich habe ihn nie wiedergesehen.

**T. B. 6. Mai.** „Das Ministerium hat verfügt: Otto sei zwar nach der Stimmenmehrheit der Fakultät als promovirt anzusehen, außerordentlicher Professor könne er aber erst werden, wenn er etwas geschrieben habe. Als nun Otto erklärte, er werde das Ministerium um Erläuterung dieser ungewöhnlichen Eröffnung bitten, hat Strauß gesagt, dies sei nur eine Privatmittheilung gewesen; Professor Neander, Marheinekes Gegner, will nun, durch dies Alles disgustirt, überhaupt nicht mehr promoviren."

Goßner fühlte sich, nachdem er in Petersburg von den dortigen Erweckten auf Händen getragen worden, nicht wohl in Berlin. Die Schönbergschen Sonntag-Abende, die, nachdem er die Betstunden gehalten, jedesmal in eine Thee-Gesellschaft übergingen, genügten ihm nicht. Er erklärte sie in seiner scharfen Weise für leer.

**T. B. 11. Mai.** „Opposition der Prediger, selbst Couards gegen Goßner, der noch keine Anstellung gefunden und nur in Familien oder wo ihm ein anderer Prediger seine Kanzel einräumte, auftrat. „Wozu ein neuer Prediger, da die Sophienkirche noch nicht halb voll ist?" So hat Couard zu Hengstenberg gesprochen. Marheineke sagt, es sei doch schrecklich, daß hier die Adjutanten die Kirche regierten. Er meinte wohl Gröben, Röder, Leopold.

Am 13. Mai fand Ottos lateinische Probevorlesung über die Wunder der Offenbarung statt und am 19. Mai begannen seine Vorlesungen auf der Universität über das Evangelium Lucas. Am Himmelfahrttage, 15. Mai, kam Leopold aus Petersburg zurück.

**T. B. 15. Mai.** „Hengstenberg sagte: die jetzigen Christen seien in der Rechtfertigungslehre nicht rein, sondern mehr katholisch; sie suchten Glaubensmuth und Frieden nicht rein im Herrn, sondern auch in sich; daher keine fortdauernde, auch das Bewußtsein der Sünde überwiegende Freude an Christo. So sei es bei ihm selbst auch. Luthers Schriften verstünden wir daher oft nicht. Otto und Le Coq waren dabei wie gewöhnlich in unmittheilendes Nachdenken verloren."

**T. B. 17. Mai.** „Adolf Zahn, der bald darauf Pastor in Mützenow in Pommern wurde, wozu die Belowschen Güter Pennekow und Seehof gehören, sagte, über Pennekow und die ganze Umgegend sei, im Gegensatz zu den sonstigen scheußlichen, unchristlichen Sitten, ein Geist der Gottesfurcht ausgegossen. Die Absonderung von den neologischen Lehren sei echt christlich, aber mit ihren Meinungen vom heiligen Abendmahl, daß es Sünde sei, es zusammen mit Ungläubigen zu empfangen, stünden Heinrich Below, Senfft und Thadden allein da."

In Rottenow bei meinem Schwager Senfft war eine Zeit der Erweckung über alle Bewohner gekommen. Mein Schwager schreibt darüber Ausgangs des Jahres: „Fast alle Glieder meines sehr zahlreichen Hausstandes liegen zu Jesu Füßen, auch im Dorfe und in der Gegend brennt es schon, so herrlich war es noch nie." Im Sommer berichtet er davon: „Hier geht Alles seinen stillen, schönen Gang fort. Es ist nun Juni und der Mai mit seiner Blüthenpracht ist vorüber und der Herbst mit seinen gereiften Früchten noch nicht da. Aber angesetzt haben durch Gottes Erbarmen recht schöne Früchte und ich zweifle nicht, daß, wenn auch hier und da einige abfallen mögen, doch auch andere, Gott gebe alle, in das ewige Leben hinüberreifen."

Am 27. Juni 1828 wurde in Berlin meines Bruders Wilhelm vierter Sohn, Friedrich, geboren und am 9. Juli getauft, der jetzt in meinem Greisenalter mein Freund, meine Stütze und mein Trost ist in den schweren Kämpfen gegen die Sünden und Irrlehren in Staat und Kirche, in die ich verwickelt bin. Unmittelbar nach Friedrichs Taufe reiste ich nach Pommern zu meinen dortigen Verwandten und mit ihnen nach dem Stranddorfe Rewahl. Dort beschrieb ich die Erweckung in Rottenow auf Grund der Mitteilungen meiner Schwägerin Ida Senfft in einem Aufsatz für die Ev. Kirchenzeitung. Wir nahmen in Rewahl Seebäder und Senfft hielt Versammlungen in einer Scheune. Er hatte mir schon am 6. Juni darüber nach Berlin

geschrieben: „Das geistliche Ministerium hat mich der Rewahler Betstunden halber bedrohen lassen, bei 50 Thlr. Strafe Niemand als meine Familie und Hausgenossen an meinen Hausgottesdiensten Theil nehmen zu lassen. Auch ist der Landrath darauf aufmerksam gemacht, daß er mich ohne Umstände von Rewahl hätte entfernen sollen. Ich habe auf das Komische dieser Bemerkung durch die Frage aufmerksam gemacht, ob der Landrath etwa analoger Weise mich auch von Rottenow entfernen wolle, in welchem Falle ich um einige Nachricht bitte. Es steht dahin, ob sie mich nicht von Rewahl bei meinem bevorstehenden dortigen Aufenthalt wegjagen werden. Es kann daselbst sonst sehr schön werden, da nicht nur wir mit Friedchen Burgsdorff und Le Coq, sondern auch Thaddens und Luise Blanckenburg dort sein werden." Am 15. Juli war ich nahe daran zu ertrinken; zwischen den scharfen und spitzen Steinen unten und den starken Wellen oben verlor ich das Gleichgewicht, aber Thadden reichte mir die Hand und half mir zurecht. [Ludwig war des Schwimmens unkundig.]

**T. B. 3. August. Berlin.** „Gespräch Hengstenbergs mit Kamptz, dem nachmaligen Justizminister. Kamptz sagte: die Traktatgesellschaft müsse unterdrückt werden, in Pommern sei ein Traktat gefunden worden, in dem stehe: „Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht welchen er verschlinge," es solle dort Leute geben, die an die Existenz des Teufels glauben, — und, als Hengstenberg zu diesem Glauben sich bekannte, sprachlose Verwunderung und ebensolche Unwissenheit in der Lehre von dem Verderben der menschlichen Natur und der Seligkeit aus Gnaden, daneben aber Erklärung gegen die Rationalisten, die den Versöhnungstod Christi leugnen."

Mein Bruder Wilhelm sagt, die simple Amtspflicht müsse Neander, Hengstenberg und Lancizolle bewegen, von der Hegelschen Philosophie Notiz zu nehmen. Otto entgegnete, man könne sich nicht ohne Gefahr hineinbegeben, denn man verstehe sie nur, wenn man sie annehme.

Am 15. August besuchten wir Brüder von Berlin aus zusammen Mama zu ihrem Geburtstage in Rohrbeck auf zwei Tage. Sie schrieb mir über diesen Besuch am 29. August: „Wie hübsch war es, als Ihr alle vier da saßet und wie viel Dank stieg in meinem Herzen auf für solche lange Reihe göttlicher Wohlthaten. Als Ihr noch klein waret, bat ich oft den Herrn, Euch zu sich zu nehmen, wenn Ihr Euch nicht zu Ihm halten würdet, und wie hat Er mehr gethan, als

ich zu bitten verstand und ich rufe aus: ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit."

Im Herbst des Jahres 1828 wurde zuerst mit regelmäßigen Besuchen in den Gefängnissen durch Mitglieder unseres Kreises angefangen. Die Anregung dazu bot ein Brief an meinen Freund Focke, den ihm ein in die Charité aufgenommener Verbrecher schrieb. Dieser Mann war durch ein Wort Fockes, das er ihm vor fünf Jahren im Gefängnis gesagt hatte, bekehrt worden. Ich nahm an diesen Besuchen bei den Gefangenen der Stadtvogtei tätigen Anteil, so lange ich in Berlin war. Frau von Meyern besuchte die gefangenen Frauen. — Später trat eine weitläuftig organisierte Gefängnisgesellschaft zusammen. Es sind noch jetzt Überreste davon vorhanden. Damals nahmen der Minister Graf Lottum, Oberpräsident von Schönberg und andere vornehme Personen daran teil.

**T. B. 9. November.** „Ich ging mit Focke, Otto und Ehlers (ein später altlutherisch gewordenes Mitglied unseres Kreises) in die Stadtvogtei. Ehlers redete zu dreißig Weibern im Polizei-Gefängniß und dann zu sieben bis acht Männern im Kriminal-Gefängniß sehr gründlich vom Ebenbilde Gottes, Fall und Wiederbringung."

**T. B. 7. Dezember.** „Sonntag: Mein Schwager Senfft predigte in den Stadtvogtei-Gefängnissen. Ich war voll Freude und besuchte auch einige Gefängnisse, wo ich zu den Gefangenen redete und mit ihnen betete. So auch an den folgenden Sonntagen." Auch Goßner predigte dort und gab mir wieder Freude und Mut nach inneren Kämpfen mit Bitterkeit über das geistlose Treiben im Direktorium des Gefängnisvereins, dessen Mitglied ich war.

**T. B. 31. Dezember.** „Mein treuer Freund Focke sagte mir: mein natürliches Wesen mit seinen Schärfen trete wieder so sehr hervor, viel mehr als nach Augustens Tode, und warnte vor geistlos geschäftigem Treiben ohne Salbung in den Gefängnissen."

Anfangs Oktober hatte ich eine Reise nach Naumburg und Pforta gemacht, wo ich seit der lieben Auguste Tode nicht gewesen war und erneuerte das Andenken jener Segenszeit. Gegen Mitte Oktober wieder in Berlin, wurde das Leben mit den Freunden, die Arbeit an der Kirchenzeitung und im Obertribunal fortgesetzt. Dort kam folgendes vor: eine Brauergilde in Stendal besaß einige tausend Thaler Kapital und eine Roßmühle. Der König von Westfalen erließ ein Gesetz, welches die Gilden und Zünfte aufhob und deren Vermögen

einzog. Die westfälische Regierung nahm nur das Kapital, ließ aber aus Billigkeit die Roßmühle den Brauern, denn es kam in solchen Fällen den Franzosen nur darauf an, Revolutionsprinzipien mit Eklat festzustellen. — Aber nach den glorreichen Schlachten bei Leipzig und Waterloo forderte die königlich preußische Regierung in Magdeburg ihnen nun auch die Roßmühle ab, wie preußische Regularität es erforderte und die Brauer wurden vom Kreisgericht in Magdeburg zur Herausgabe verurteilt. Ich wurde Referent beim Obertribunal und führte mit Hallerscher Begeisterung aus, dies könne nicht der Sinn der nach jenen Siegen ausgesprochenen Anerkennung der westfälischen Gesetze sein. Fiskus wurde abgewiesen, sprang nun aber deckenhoch: „mit solchen Grundsätzen könne man nicht verwalten," und auf Veranlassung des Ministers des Innern forderte der Justizminister Bericht vom Obertribunal, den ich abfaßte. Auf besonderes Verlangen des alten Präsidenten von Grolman mußte ich hineinschreiben: bei Entscheidungen letzter Instanz hätten die Parteien sich zu beruhigen, davon mache Fiskus keine Ausnahme, vielmehr habe gerade er andern Parteien mit gutem Beispiel voranzugehen. Es erging aber doch zuletzt noch eine Kabinetsordre, in welcher das Tribunal getadelt wurde und von „sich über den Gesetzgeber stellen" die Rede war. Aber bei unserm Urteil blieb es und auf die Kabinetsordre erstattete das Tribunal einen energischen Bericht für unabhängige Justiz und wider Eingriffe des Fiskus in die Rechtspflege.

Am 6. Dezember starb einer unserer christlichen Freunde, Guretzki, ein junger, verabschiedeter Offizier. Das Tagebuch sagt darüber: „Er starb mit vollem Bewußtsein und in vollem Frieden. Ehe er am 25. vorigen Monats das heilige Abendmahl genommen, ist er ganz frei geworden von Anhänglichkeit an die Welt und von Kampf und hat von Tag zu Tag seiner seligen Auflösung entgegengesehen und seine Geschwister ermahnt, sich zu bekehren. Er hat sein Vermögen zur Verwendung für christliche Zwecke an Lancizolle vermacht, drei bis viertausend Thaler an die Missionsgesellschaft. 1818 ist er mit Senfft in Reinerz zusammen gewesen und hat über christliche Dinge gespottet. Die Antworten Senffts haben ihn 1819 in den Unterricht des alten Jänicke und zur Bekehrung geführt. Er war schon damals krank."

Im Herbst 1828 wurde endlich der gläubige Prediger Dummert in Trieglaff eingeführt. Meine Schwägerin Thadden schrieb mir

einige Zeit nachher voll inniger Freude: sie sei nun zum ersten Mal in ihrem Leben in der Trieglaffer Kirche zum heiligen Abendmahl gegangen. — Am 3. Januar 1829 starb in Dahnerow meine liebe Schwiegermutter Oertzen nach einem Leben voll Leiden und Krankheit. Pastor Dummert hatte sie zum Tode vorbereitet. Bei ihrem Ende waren ihre Mutter, ihre zwei Töchter und deren Männer gegenwärtig.

Am 9. Januar wurde meine Schwägerin Thadden von ihrem zweiten Sohne Gerhard entbunden. Ich reiste mit meinem Schwager Victor, der nun Schulpforta verließ, nach Rottenow und Trieglaff. Hier taufte am 24. Januar Pastor Dummert Gerhard. Von den Paten waren ich und Luise Blanckenburg anwesend. Sie hatte Jetten [Frau von Thadden] in dieser Zeit die Wirtschaft geführt. — Ich unterstützte das von Pastor Dummert angeregte Bedürfnis nach festen Ordnungen und bat Senfft, sich klar zu machen, worauf seine jetzige Autorität in geistlichen Sachen beruhe. Die Kommunikation zwischen Rottenow und Trieglaff war bei 20 Grad Kälte leicht zu Fuß über die gefrorene Rega.

Am 5. Januar wurde in Berlin in einer gemieteten Wohnung unser Missionsseminar eröffnet, aus dem nach und nach die große Berliner Missionsanstalt erwachsen ist. Der erste Leiter war Prediger Maresch, für welchen jedoch, da er erkrankt war, am 1. April der Kandidat von Trenck, der ebenso wie sein Bruder, ein Leutnant, mit unserm engeren christlichen Kreise in näherer Verbindung stand, die Leitung bis zur Ankunft des Predigers Heller übernahm, den wir dazu berufen hatten. Unsere Armenschulen in den Wülknitzschen Häusern sollten damals von dem Schulkollegium unterdrückt werden. Ich supplizierte für sie bei Geheimrat von Kamptz. Diese Schulen wurden von mir besucht und beaufsichtigt und machten mir viel Freude.

Um diese Zeit erhob die Berliner Juristenfakultät Einspruch gegen die Anstellung des Hegelianers Gans als Professor in dieser Fakultät, den das Ministerium begünstigte. **T. B. 6. Januar.** „Der Kronprinz hat Savigny auf seine Anzeige: dann werde er aus der Fakultät ausscheiden, geantwortet: „er fühle sich durch dieses Schreiben Savignys sehr geehrt, Gans und Schwan dürften nicht auf demselben Teiche schwimmen, dieser Teich drohe eine Pfütze zu werden." Gans wurde dennoch ordentlicher Professor in Berlin und blieb es bis an seinen Tod 1839, und Savigny schwamm mit ihm auf demselben Teich.

Am 3. Februar früh morgens brachte Otto den Grafen Felix Stosch in mein an Ottos anstoßendes Zimmer. Otto kehrte sofort an der Tür um und ging fort. Stosch sagte dann gleich zu mir: er komme, um um Wieschens Hand anzuhalten. Er hatte schon von ihren Eltern in Glogau, wo mein Schwager Grolmann als Kommandeur der Division stand, ihr bedingtes Jawort erhalten. Die Sache war uns ganz unerwartet und auf keine Weise vorbereitet, namentlich auf Wieschens Seite nicht und es bedurfte noch mancher Umwege Berg auf Berg ab, den ganzen Monat hindurch, ehe Wieschens bestimmtes Jawort erfolgte. Meine Mutter ging freudig darauf ein und unser ganzes Haus, damals vollzählig in Berlin anwesend, nahm daran den lebhaftesten Anteil.

Am 7. März feierte ich zum letztenmal meinen Geburtstag in diesem vollen Familienkreise, denn schon im April am Grünen Donnerstage teilte mir Wilhelm mit, daß mir der Justizminister die Stelle als Landgerichtsdirektor in Halle anbieten lasse. Ich erklärte, daß ich sie annähme. Wilhelm war mehr dagegen; er wollte den Unterschied von Ober- und Unterrichtern festhalten. Im Prinzip hatte er recht. Man fing aber damals an, diese Direktorenstellen bei Untergerichten als Stufe anzusehen, Oberlandesgerichtspräsident zu werden, was bei mir, 1834, als ich Wilhelms Nachfolger wurde, eintraf.

Zu Ostern fand in Radensleben Hengstenbergs Hochzeit mit Therese von Quast statt. Strauß traute sie am Ostermontage, 20. April, nachdem Otto vormittags in der Dorfkirche gepredigt hatte. Außer mir waren Thadden, Senfft II, Schenkendorff, Adele Schmalz und andere zugegen. Eine Hauptperson war die Mutter der Braut, Frau von Quast. — Hengstenberg sagte einen Monat später, er habe in der Ehe alles, was er gehofft und nichts, was er gefürchtet habe, gefunden, aber doch keine Stunde, seitdem er verheiratet sei, nicht lieber sterben wollen als leben. In diesen Wochen, am 29. Mai, erhielt Hengstenberg ein Reskript des geistlichen Ministeriums voll des schärfsten Tadels wegen der Aufsätze der Ev. Kirchenzeitung über Ehescheidungen. Es war darunter ein längerer von Julius Müller, dem ersten lauten und nachdrücklichen Zeugen gegen die Greuel unseres Eherechtes. Im Juli 1829 erschien ein zweiter, kürzerer von mir, zunächst nur orientierend und fragend.

Am 19. Mai halb sechs Uhr morgens sah ich unsern lieben Adolf Le Coq, unsern Nachbarn, unter den Gebeten seiner Familie und den unsrigen, nach langen Leiden verscheiden. Er war viele Tage

schon fast sterbend. Er stand Otto und mir so nahe, wie wenige andre. Wir haben viel Liebe und Segen von ihm empfangen. Sein Leben und Sterben im Glauben machte damals einen tiefen Eindruck auf seinen Bruder Gustav Le Coq, beide gehörten dem Kammergericht an. Gustav trat später in das auswärtige Departement ein.

**T. B. 4. Juni.** „Ich besuchte in Potsdam meinen Jugendgespielen W. und hatte eine tiefgehende Unterredung mit ihm. Er bekannte seinen Halb- oder Unglauben und war sehr wahr und aufrichtig. Man sah den Segen der Ehe an ihm. Ich bat ihn dringend, das Neue Testament zu lesen; er sagte, er spreche manchmal mit seiner Frau davon, wie unrecht es sei, daß sie nicht in der Bibel lesen, er glaube an „Christi göttliche Sendung", aber nicht an die Schrift selbst, die ja durch Menschen auf uns gekommen sei. Er gestand, daß er mich nicht besucht habe „wegen meiner ernsten Richtung", und sagte: „Darin bist Du besser als ich, daß Du zu mir kommst."

Kurz vor Pfingsten 1829 kam meine Schwägerin Thadden mit ihren Kindern nach Berlin. Unter ihrem Beirat und vielen mündlichen Besprechungen und Überlegungen mit ihr war mein Entschluß reif geworden, um Luise Blanckenburg, die Cousine meiner ersten Frau, anzuhalten, und sie machte nun die Brautwerberin. Am 10. Juni fand unsere Verlobung statt bei Luisens Mutter, deren Wohnung Unter den Linden war. An demselben Nachmittag sollte die Braut des Prinzen Wilhelm, Prinzeß Auguste von Weimar, ihren Einzug halten zu ihrer am Tage darauf stattfindenden Vermählung. Die Linden waren deshalb ganz mit Menschen angefüllt.

## Zehntes Kapitel.

# Halle.

## 1829—1834.

Am 14. Juli 1829 war meine Hochzeit mit Luise Blanckenburg. Goßner traute uns in der lieben böhmischen Kirche in Berlin, wo ich noch jetzt mich einheimisch weiß unter so vielen Erinnerungen der Gnade des Herrn. Nur der Hochzeits-Abend wurde gefeiert, bei meiner Schwiegermutter, in ganz kleinem Kreise der nächsten Verwandten, doch war auch der liebe alte Onkel Raumer gegenwärtig.

Einige Tage nachher übersiedelten wir nach Halle, in eine Wohnung unweit der Moritzburg, die größtenteils eine Ruine war und deren grabenartige Umgebungen nach der Saale zu einen uns zugänglichen Garten bildeten. Pauline, die Schwester meiner Frau, die fünf Jahre später als Frau meines Bruders Otto doppelt meine Schwägerin wurde, begleitete uns auf einige Monate in unsere neue Ehe.

Wir nahmen einen Bedienten mit Namens Hut, der, ein Berliner, einen großen Teil seines Lebens wegen Diebstahls und ähnlicher Verbrechen im Zuchthaus zugebracht hatte, sich aber wie man hoffte, bekehrt haben sollte. Ich war infolge meiner Besuche der Kriminalgefängnisse auf ihn aufmerksam geworden und hoffte ihn vollends zu retten. Er blieb ein Jahr lang in meinem Dienste, ohne daß er, soviel wir sehen konnten, neue Verbrechen beging. Dann wollte er, obschon sein Dienst sehr leicht war, nicht länger bleiben, wie es schien, weil er das regelmäßige Leben nicht ertragen konnte.

Meine Verhältnisse in Halle bildeten einen scharfen Kontrast gegen die vielseitigen und anregenden Verbindungen in Berlin. Doch zog mich die Stellung als Direktor, die erste leitende Stellung, in die ich eintrat, sehr an.

Leopold hatte eine entschiedene Abneigung gegen alles Regieren, selbst in seinem eigenen Hause, was mit seiner Kindes-Unbefangenheit zusammenhing. Meine Neigungen gingen nach der entgegengesetzten Seite. Das Landgericht bestand aus 6—8 Mitgliedern und hatte 12 Gerichtsämter unter sich, von Könnern bis Lützen über Merseburg und von Schkeuditz bis Schafstedt, die ich periodisch bereiste und visitierte. Auch meine Frau fühlte sich sehr einsam. Die Stadt Halle bot uns, besonders anfänglich, nichts, die Universität zunächst nur den Umgang der Professoren Tholuck und Guericke. Jener war vor kurzem aus Rom zurückgekehrt.

Der Rationalismus Wegscheiders und Gesenius' beherrschte die Universität, in welcher die Theologie die Hauptsache war. Tholuck, dessen in England gehaltene, antirationalistische Reden in die deutschen Blätter übergegangen waren, befand sich sehr gedrückt mit einer kleinen Minorität gläubiger und suchender Studenten und fürchtete die Übermacht des Rationalismus für „seine Wirksamkeit", die ihm mehr Lebensziel war, als wissenschaftliche Forschungen.

Auch Valenti war wieder in Halle und mein Schwager Victor Oertzen diente daselbst sein Militärjahr ab.

Die Stellung des Königs und der Regierung zu der immer zunehmenden christlichen Bewegung unserer Kreise mögen folgende Beispiele charakterisieren. Als mein Freund Rappard in Pinne eine evangelische Kirche errichten wollte, ging ihm ein Reskript des geistlichen Ministeriums zu, in welchem es heißt, daß der König dazu einen Zuschuß an Geld bewillige, jedoch dabei die Allerhöchste Willensmeinung zu erkennen gegeben habe, daß in diesem Sprengel „der Hang zur Frömmelei und Absonderung" verhütet und wenn er sich schon äußere, unterdrückt werden müsse. Wenn daher der von dem Rittergutsbesitzer von Rappard vorläufig gewählte Geistliche dahin neige, was sich bei dem Hange des von Rappard wohl annehmen lasse, so müsse ein anderer gewählt werden, weil jener Neigung, wenn ihr nicht im Entstehen begegnet werde, in ihrem Fortgange schwer Einhalt geschehen könne. Und der Minister des Innern von Schuckmann wollte den Oberregierungsrat von Mittelstedt von Stettin nach Bromberg versetzen, weil er „wegen beschränkter religiöser Gesinnung" sich nicht zu der Stelle in Stettin eigne. Mittelstedt war ein gläubiger Mann und stand mit den in Hinterpommern kämpfenden gläubigen Christen in Verbindung. Er war mit Marie Focke, der

Schwester unseres Freundes, verheiratet. Der König verhinderte aber seine Versetzung und er blieb in Stettin. — Auch in Pommern dauerten die Verfolgungen fort. Thadden schreibt darüber am 1. November 1829 aus Trieglaff: „Ich erwarte in künftiger Woche wegen fünf Thaler für eine Betstunde den Executor, der mit einigen Hämmeln als Executionsobject abgefunden werden soll. Wegen der Senfftschen einhundertfünfzig Thaler für drei denuncirte Betstunden soll erst rechtlich erkannt werden. Ich bin von den hiesigen Christen der erste, dem die Ehre der Execution zu Theil wird, die andern haben dummer Weise bezahlt. — Das Bezahlen scheint mir so sehr dumm, weil der Regierung das Bestrafen dadurch so sehr leicht wird, und es ist so sehr gegen den christlichen Anstand. Diesmal aber wird es mir sehr leicht, anständig zu sein." Er meint, weil er kein Geld habe. Und Senfft I schreibt mir aus Berlin: „Man hat mir vorgeschlagen, daß ich mich zu einem theologischen Examen notdürftig vorbereite und so zum Prediger verstattet werden soll." Er selbst hatte ähnliche Anträge auf Freiheit zum Predigen unter vorteilhaften Zeugnissen des Landrats und Superintendenten an das Ministerium Altenstein eingereicht. Senfft wurde bei diesem Aufenthalt in Berlin dem Kronprinzen vorgestellt.

Im Oktober 1829 stifteten wir einen Missionsverein in Halle. Diese Vereine, jetzt so allgemein verbreitet, waren damals noch selten, so daß jeder neue Verein Aufsehen erregte. Vom Dezember an fanden monatliche Missionsstunden in meiner Wohnung statt. — Ein sehr inniges Freundschaftsband verknüpfte uns bald mit dem Pastor Stier in Frankleben bei Merseburg, insbesondere meine Frau mit der seinigen, geborenen Nitzsch. Wir besuchten ihn oft und gingen immer in Frankleben zum heiligen Abendmahl.

In Halle war es bis Neujahr 1830 dahin gekommen, daß die christlichen Elemente der Stadt und Umgegend sich zu einem der Welt grell in die Augen fallenden Bekenntnis und Zeugnis gesammelt hatten. Bei viel Schwachheit und Halbheit, mancher Unweisheit und manchem Vorwitz drängten sich doch Bekenntnis und Zeugnis aus den Herzen, aus ihrem Triebe nach Heil und Wahrheit und klopften an die Herzen an. Damals zogen sich am westlichen Himmel die Wolken wetterleuchtend zusammen, die im Juli 1830 in Paris so furchtbar explodierten. Meine Interessen waren viel mehr als auf Paris, auf Halle, Berlin, die Ev. Kirchenzeitung und die Kämpfe der Kirche gerichtet. — Mir stand der Zustand der vom Rationalismus beherrschten

Universität und der Abgrund von Lastern, den ich täglich von meinem Landgericht aus erblickte, mahnend vor Augen, besonders die Behandlung der Ehesachen, in die noch kein Körnchen Salz gefallen war.

Diese Eindrücke traten mir um so schärfer entgegen, da sie einen schroffen Gegensatz zu meiner Umgebung in den letzten Jahren in Berlin bildeten, wo wir uns einer Stimmung hingaben, als sei christlicher Glaube und Leben in einem kleinen, doch stets sich erweiterndem Kreise im Aufblühen begriffen. Namentlich von denen unter den Gläubigen, die mit der Theologie als Wissenschaft sich befaßten, hörte man in Berlin zuweilen von dem rationalistischen Unglauben in einem Ton sprechen, als sei er ein besiegter, absterbender Feind. Schon in Berlin war ich solchen voreiligen Hoffnungen und Täuschungen entgegengetreten. Was erlebte ich nun in Halle! Es war mir zu Mute, als hätte ich eine schwere Schuld abzutragen.

So kam ein Aufsatz zustande, den ich auf Grund sorgfältiger Informationen unter der Überschrift: „Der Rationalismus auf der Universität Halle" niederschrieb und in die Ev. Kirchenzeitung Mitte Januar 1830 einrücken ließ. Er weist auf die hohe kirchliche Wichtigkeit der Universität Halle mit ihren 881 Studenten der Theologie hin und giebt dann eine ausführliche Darstellung des extremen, Kirchenlehre und heilige Schrift verleugnenden Rationalismus der Professoren D. Wegscheider und D. Gesenius. Jener erklärte die wunderbaren biblischen Erzählungen für Fabeln und Gesenius trieb unter dem Gelächter der Studenten seinen Spott mit dem alten Testament. Diese Männer waren damals die Haupttheologen in Halle, an Ansehen und Einfluß dem jungen Tholuck weit überlegen. Alle Ausführungen des Aufsatzes waren in scharfem, aber ernstem und gemessenem Tone, belegt durch spezielle Tatsachen aus ihren Kollegien. Er weist hin auf die Amtspflicht der Professoren der Theologie, die künftigen Geistlichen auszubilden, und führt aus, daß sie dieser Amtspflicht das abstrakte Prinzip der Lehrfreiheit nicht entgegenstellen dürfen. Die oben angedeutete nächste Veranlassung des Aufsatzes tritt in folgender Stelle hervor: „Diejenigen, welche gewohnt sind, den Rationalismus als ein längst in seiner Flachheit und Nichtigkeit dargestelltes System zu verachten und als mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehörig anzusehen, möchten wir bitten, die obigen Thatsachen in ihrem ganzen Umfange und fortdauerndem Einflusse zu erwägen — denn seit Jahrzehnten wird in Halle so gelehrt — und zu bedenken,

daß den durch Jesu Blut theuer erkauften Seelen, die in der Finsterniß des Unglaubens bleiben, damit nicht geholfen ist, daß es theils wissenschaftliche Bücher giebt, in welchen das System, dem sie oder ihre Lehrer ergeben sind, längst widerlegt ist, theils auch Menschen, deren geistigen Bedürfnissen jene Flachheit nicht genügt. Wenn der große Gegensatz von Sünde und Heiligkeit, von Verdammniß und Seligkeit unser Herz erfüllt, so können wir im Glauben und Unglauben nicht bloß verschiedene Geistesrichtungen finden und Irrlehren, welche die Kirche Gottes verwüsten, nicht mit bloßer Verachtung ansehn, sonst möchte der Fürst dieser Welt unser Streiten für die Wahrheit ebenfalls verachten. Wir sollen die Ungläubigen nicht als beschränkte Menschen übersehen, was freilich oft sehr leicht ist, sondern sie für den Herrn gewinnen, wozu nur der Geist Gottes und die Waffen des Wortes und des Gebetes uns in den Stand setzen."

Ich hatte, da die Tatsachen des Aufsatzes in ganz Deutschland notorisch und mir, wie gesagt, diese Ermahnung eigentlich die Hauptsache war, nicht entfernt erwartet, daß mein Zeugnis solches Aufsehen machen würde. Hätte ich so etwas vorausgesehen, so hätte ich gleich damals, wie ich später, im Juni tat, als Streit und Lärm ihren Höhepunkt erreicht hatten, mich auf die Statuten der theologischen Fakultät berufen. Diese Statuten wurden am 1. Juli 1694, dem Tage der Einweihung der Universität Halle, durch Kurfürst Friedrich III. bestätigt und sprechen die Verpflichtung der Professoren auf die Symbole und auf die heilige Schrift in den feierlichsten Worten aus.

Wie man später erfuhr, hatte mein Artikel in der Professorensache bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen. Otto schrieb am 10. März: „Theremin nahm die Blätter der Ev. Kirchenzeitung mit in das Palais und gab sie dem General Witzleben für den König. Den Tag darauf erfolgte eine Kabinetsordre an das Ministerium, ob denn gar keine Schranke in den Verpflichtungen der Professoren enthalten sei und die schärfste Untersuchung befahl, ob diese empörenden Thatsachen wahr seien." — Der König ordnete eine nähere kommissarische Untersuchung an, die dem Geh. Regierungsrat Delbrück in Magdeburg aufgetragen wurde. Wahrscheinlich war dies die Veranlassung, daß Gesenius am 1. Februar in seinem Kollegium die Sache, sich entschuldigend, zur Sprache brachte. Die Aufregung war sehr stark; Universität und Stadt, Professoren und Studenten nahmen scharf Partei gegen die kleine Schar der Unsrigen, zu denen

eine freilich sehr geringe Zahl glaubenseifriger Studenten gehörte. Man hielt Tholuck der direkten oder indirekten Autorschaft für verdächtig, sehr mit Unrecht, denn er trug schwer an der Sache, bekannte sich aber um des Gewissens willen zu uns. Ein Anschlag an der Waage, dem Universitätsgebäude, gegen Tholuck lautete: »Mementote, commilitones dilectissimi, VII ante Calendas Julias 1530 perfregerunt majores vincula Papae. Post denique tria secula iterum laqueis circumdare minantur stultitia et error et stupiditas. Agite! anno 1830 versamur, aperite oculos; cingimini, ne opprimat vos ille, (Tholuck) qui vultu sancto, sed pectore versuto ingrediens, est dignissimus, qui societatis Jesu sit princeps.«

Und ein anderer Anschlag: »Wegscheiderus omni ex parte christianissimus vivat, floreat, crescat!«

Die Polizei war auf den Beinen, um die Fenster der „Mystiker", das war der kurrente Ausdruck, zu schützen. Am 4. Februar, wo Tholuck lesen wollte, begab sich vorher der Prorektor Professor jur. Blum in den gedrängt vollen Hörsaal und redete die Studenten etwa so an: ihr Unwille sei gerecht, da zwei ihrer würdigsten Lehrer angegriffen worden seien; indessen verdiene jener Aufsatz, der einen pharisäischen Hochmut unter dem Deckmantel eines falschen Christentums verberge, nur ihre Verachtung, nicht ihre Rache. Hierauf folgte stürmischer Beifall und Tholuck, der mit Lärmen und Pochen empfangen wurde, konnte nur mit Mühe seine Vorlesung beginnen. Am Abend wurde dem Prorektor ein Vivat gebracht. — Was Blum betrifft, so finde ich in meinem T. B. vom 18. Juli, also etwa ein halbes Jahr nach dieser Scene, folgendes: „Sonntag. Ich ging zu Blum und hatte ein langes Gespräch mit ihm. Er rügte das Parteiwesen und war zuletzt gerührt, drückte mir die Hand und hatte eine Thräne im Auge." — Gegnern, wenn irgend möglich, nicht bloß hinter ihrem Rücken, sondern im Namen des Herrn sie freundlich aufsuchend, entgegen zu treten, machten wir uns damals als Regel zur Pflicht, besonders drangen die Pommern, am meisten Thadden, stark darauf.

Es wurde bald bekannt, daß ich der Verfasser jenes ersten Artikels war, da ich es auf keine Weise geheimhielt.

Leopold sagte schon in diesen Tagen, das Kultusministerium werde es zustande bringen, die Sache zu beendigen ohne wesentliche Unannehmlichkeiten weder für sich, noch für Gesenius, noch für mich,

was am Ende richtig eintraf. Unterm 20. Februar 1830 schrieb mir Hengstenberg: „Seit Neander (der Professor in Berlin) von Gesenius gehört, daß der Aufsatz von Ihnen ist, kennt seine Erbitterung keine Grenzen. Er behauptet, die Ev. Kirchenzeitung sei ganz und gar von dem Gifte einer verderblichen politischen Richtung durchdrungen und wir seien viel gefährlicher als die Rationalisten."

Ende Februar 1830 erschien der Geh. Rat Delbrück in Halle mit dem Auftrage, das Tatsächliche meiner „Anschuldigungen" auszumitteln, mit „allerhöchsten Ortes ausdrücklich befohlener Beschleunigung". Seine Instruktionen erhielt er in der ersten Zeit per Estaffette. Ich lieferte ihm zu Protokoll meine Beweismittel und außerdem fernere Tatsachen. Ich hätte meinen Artikel sehr leicht mit einer viel größeren Fülle der unzweifelhaftesten Beweise waffnen können und sollen; ich hatte es unterlassen, weil ich nicht erwartete, daß man den im wesentlichen notorischen Tatbestand in Zweifel ziehen würde. — Die Sache nahm, da Delbrück mehr mit den beiden Professoren als mit mir harmonierte, ganz von selbst nach außen den Schein einer gegen mich gerichteten Untersuchung an.

Zugleich sagte sich Professor Neander öffentlich in der Ev. Kirchenzeitung von dieser los, zu der er sich bis dahin als Freund Hengstenbergs und künftiger Mitarbeiter bekannt hatte, was natürlich sehr aufregend pro und contra auf das gesamte evangelische Deutschland wirkte. Hengstenberg beantwortete Neanders Erklärung sofort in der Ev. Kirchenzeitung. Wenn ich jetzt 1870 diese Lossagung wieder lese, drängt sich mir die Anerkennung eines Fortschritts der Kirche innerhalb dieser vier Jahrzehnte auf. Ein gläubiger Theologe, dem so sehr der Begriff der Kirche und der Pflichten der Lehrer in der Kirche abhanden gekommen, wie damals Neandern, wäre jetzt kaum denkbar. Meine Brüder Leopold und Otto gingen ganz und entschieden mit mir und stärkten mich. Ebenso ohne Ausnahme die Pommern.

**T. B. 6. April.** Karfreitag. „Otto ist ganz entschieden für mein Verfahren, mehr als ich selbst." Wilhelm war anfangs bedenklich, ob ich auch wohl Beruf gehabt so aufzutreten, auch hätte ich wohl zunächst nicht an die öffentliche Meinung, sondern an die Obrigkeit mich wenden sollen. Ende März aber schrieb er, daß er jetzt mehr „darin bestätigt werde, den Schritt zu billigen, wozu ich überhaupt von Anfang an mehr geneigt gewesen bin." Was Goetze

gegen mich gesagt, habe ihn in dieser Billigung bestärkt. — Goetze meinte, er habe den Eindruck, als hätte ich zu dem HErrn gesagt: bisher habe Er Seine Kirche in dem seit Jahren eingeschlagenen Wege gebaut, nun müsse es aber anders angegriffen werden. — Ich hatte keine Zweifel und habe sie auch später nicht gehabt, daß ich auf dem rechten Wege war, aber es erschütterte mich doch sehr, mich so ungewohnt in einen öffentlichen heftigen Streit verwickelt zu sehn. Von allen Seiten hörte ich die entgegengesetzten Urteile. Die Aktenstücke und Korrespondenzen für und wider häuften sich in umfangreicher Weise. Ein mit Eifer bestrittener Nebenpunkt war, ob es recht sei von Heften der Studenten oder von ihren mündlichen Mitteilungen über den Inhalt der Vorlesungen für solche öffentliche Klagen Gebrauch zu machen. Ein Hindernis unsres Kampfes war die Zensur, die stets drohend im Hintergrunde stand und manchmal hemmend eingriff, was einem jetzt mythisch vorkommt. Leopold schrieb mir Ende März, daß jetzt keine Artikel über diese Sache mehr die Zensur passieren würden, was wir in einer Reihe von Fällen erfuhren. Der Zensor hatte die Artikel meist erst dem Kultusministerio vorzulegen. Onkel Raumer und selbst Voß meinten, diese Sache sei eigentlich meines Amtes nicht gewesen, während Eichmann, Le Coq, Lancizolle, Gröben, Goßner und Focke mich aufs lebhafteste billigten. Leopold nannte noch als zustimmend die alte Prinzeß Wilhelm und den Kronprinzen, der sich indessen „zwar anerkennend, aber doch nicht mit gewohnter Bestimmtheit aussprach." Leopold klagt dann über Unzuverlässigkeit und Uneinigkeit der gläubigen Leute.

Ich schalte einen Rück- und Überblick ein, den ich sechzehn Jahre später auf jene Anfänge der Halleschen Sache in Nr. 19 der Ev. Kirchenzeitung von 1846 geworfen habe: „Ein Hauptstadium des Fortschrittes vom Pietismus zum Kirchenthum war das Zeugniß der Ev. Kirchenzeitung gegen den Halleschen Rationalismus im Jahre 1830, welches so viele Bewegungen veranlaßte. Woher kamen diese? Es war ja nichts Neues, was die Ev. Kirchenzeitung mittheilte. Was jene Rationalisten lehrten und wie sie es lehrten, wußte ganz Deutschland. Daß diese ihre Lehre im schneidendsten Widerspruch stand mit der heiligen Schrift und mit den Bekenntnissen der evangelischen Kirche, lag offen zu Tage und wurde von ihnen selbst nicht geleugnet. Ebenso notorisch war es, daß hunderte von Studenten aus ihren Hörsälen, wesentlich ohne andere Ausrüstung als diese, jährlich hervorgingen und

in die Aemter der evangelischen Kirche eintraten. Aber daß alle diese Thatsachen in Verhältniß gesetzt wurden zu den Rechten und Pflichten der Kirche als göttlicher Institution, als des Leibes Christi, — daß die theologischen Fakultäten als edle Glieder, als zum Leben unentbehrliche Blutgefäße dieses heiligen Leibes bezeichnet, die Theologie für die Kirche in Anspruch genommen, aus den Fragen der Schule Fragen der Kirche gemacht wurden, — und zwar der Kirche nicht als eines luftigen Ideals, sondern als eines lebendigen und darum leiblich erscheinenden Organismus, der, wie jeder Organismus, fremdartige Stoffe, die er sich nicht assimiliren kann, aus sich ausscheidet, — als einer Institution, die ihre in Gesetz und Recht verfaßte Ordnung zu ihrer und ihrer Glieder Erhaltung handhabt, — das war es, wodurch die Ev. Kirchenzeitung den empörten Widerspruch nicht allein der Welt, die nicht will, daß der König Christus über sie herrsche, sondern auch die Opposition vieler gläubigen aber unkirchlichen Freunde, vieler „Pietisten", wie die Welt sie nannte, sich zuzog, deren Subjektivismus durch jenen Weckruf sich unangenehm gestört fühlte und deren Spiritualismus im Kirchenthum eine profane Veräußerlichung des Christenthums zu erkennen meinte."

Um Ostern 1830 hatte der Minister Altenstein in einem Reskript an Delbrück „die Aufklärung meines Verfahrens, **wegen meiner amtlichen Stellung** für notwendig" erklärt und es wurde mir Auskunft abgefordert, wie ich zu meinen Nachrichten gekommen, mithin dem Kommissorium eine Wendung gegeben, welche auf ein Untersuchungsverfahren gegen mich hinauslief. Ich lehnte, da der König dies nicht angeordnet hatte und der Minister zu solchen Prozeduren nicht kompetent war, die Einlassung in diesem Sinne bestimmt ab unter vollem Beifall Leopolds und Ottos. Hengstenberg schrieb anfangs Mai: „Was mich reichlich gestärkt und die Wunde geheilt hat, die mir Neanders Auftreten geschlagen, ist die große Uebereinstimmung der Gläubigen und die Versicherung der Fürbitte so vieler treuer Kinder Gottes." Leopold schrieb am 30. Juni: er wolle in der Allg. Augsburger Zeitung einen Artikel einrücken lassen, daß auch in nicht-konstitutionellen Staaten der König seinen Willen nicht durchsetzen könne. „Der König will die Lehrart der Professoren untersuchen, man untersucht, in wie fern Du sie beleidigt. Er will dem Rationalismus zu Leibe, man demonstrirt grade bei dieser Gelegenheit, daß dem Pietismus entgegen getreten werde.

Er will Gesenius und Wegscheider von Halle weg haben, man will dagegen Dich wegschaffen, und daß Letzteres gelingt, ist so wahrscheinlich wie Ersteres." Beides mißlang.

**T. B. 25. April.** „Gewaltiger innerer Kampf, ob wir befolgt, was der Heiland vom Thurmbau sagt und vom Kriege der zwei Könige gegenüber diesem so groß und breit und dick auftretenden Unglauben." Bei der herrschenden rationalistischen Strömung und in der absolutistischen Sphäre, in welcher unser gesamtes Staats- und Kirchenwesen damals sich bewegte, lag es nahe, daß meine Amtsehre empfindlich würde berührt werden. Ich mußte mich fragen, ob ich dem nicht dadurch zuvorzukommen hätte, daß ich den Abschied nähme. Solcher Kämpfe und Krisen noch völlig ungewohnt mußte ich mich durch innere Geistesarbeit und Gebet rüsten, um das rechte Gleichgewicht zu behalten. Leopold schrieb mir: „Sei nach dieser Seite sehr vorsichtig — — Der Kronprinz war entschieden gegen Deine Idee des Abschiednehmens, und wenn ich auch anerkenne, daß dies nöthig werden könnte, so mußt Du es auch der Sache wegen nur nach reiflicher Ueberlegung thun und nachdem Du alle andern Widerstandsmittel versucht hast." Hienach habe ich gehandelt.

Nachdem die Sache so weit gediehen war, extrahierten die beiden Professoren bei dem Oberlandesgericht zu Naumburg gegen mich eine fiskalische Untersuchung wegen Injurien, gegen welche ich mich in dem damaligen weitläufigen Verfahren durch den Nachweis der Wahrheit meiner Darstellung und Ablehnung der Absicht zu beleidigen verteidigte und zu diesem Zweck einen umfassenden und ausführlichen Beweis antrat. Wilhelm und Leopold erwarteten meine Verurteilung. Leopold schrieb unterm 16. Mai, wenn ich dann den Abschied nähme, so läge darin „ein neues, entschiedenes, gewiß wirksames Bekenntniß" und wohl auch, „daß der Herr Dich dann wo anders besser wieder anstellen will, wenn Du auch vorher eine Weile als Armer der Commune (Familie) zur Last fällst. Meine Theilnahme für Dich und Deine Sache ist sehr groß, ich trage sie immer auf dem Herzen und bin deshalb unfähig, etwas Anderes zu lesen. Ich bin bis jetzt noch ganz mit Dir einverstanden, sowohl in der Hauptsache als in den Nebensachen."

Der Minister Stein (er ist 29. Juni 1831 gestorben), dessen Staatsmannschaft die Liberalen heutzutage so übermäßig preisen, schrieb

auf Veranlassung meines Halleschen Zeugnisses an den Minister von Gagern (Vater Heinrichs von Gagern), am 5. April und 19. Juli 1830: „Gesenius und Wegscheider sind keine Arianer sondern Rationalisten, sie leugnen die Gottheit Christi, die Auferstehung, die Erlösung und die Offenbarung, welches Alles die Arianer nicht thaten. Nun können Männer, welche die Grundwahrheiten des Christenthums leugnen, auf einem christlichen Lehrstuhle einer christlichen Universität so wenig geduldet werden, als Sie einen Quäker zum kommandirenden General machen können. Die Personen, die diese Meinung hegen und die man Pietisten nennt, wollen eine geoffenbarte Religion, an die sie glauben, aufrecht halten und nicht den hin und her wogenden Meinungen einzelner Pfaffen Lehrstuhl, Kanzel und Katechetik preisgeben. Sie sind Christen, meinetwegen auch Pietisten, die mit mehr Ernst auf Religion merken, als es im Strudel der Geschäfte möglich ist. — Ich hoffe, die unchristlichen Lehrer werden von den christlichen Lehrstühlen entfernt werden, denn die große Masse ist altgläubig, oder in das weltliche Treiben versenkt. Unruhe und Gährung wird es nicht geben, wenn man ein Dutzend Rationalisten extra statum nocendi versetzt."

**T. B. 5. Juli.** „Leopold kam mit seinem Prinzen nach Halle. Er sagte: der König sei nicht erbittert gegen mich. Der König sage: »Gerlach hätte an mich schreiben können, dann wäre der Lärm in den Zeitungen nicht entstanden.« Leopold klagte, daß die Christen bei Hofe ihn im Stich ließen und Friede mit der Welt durch Verleugnen erkauften." —

**T. B. 17. August.** „Jemand hat Gesenius in Lauchstädt gesprochen. Er hat über mich ruhig und achtend sich erklärt und gesagt: „Einmal habe er so Rede gestanden (vor Delbrück), aber noch einmal geschehe es nicht, dann wisse er, wo er hingehe."*)

Anfangs des Jahres 1832 machten Gesenius und Wegscheider Vergleichsvorschläge: Zurücknahme der Klage ihrerseits und Erklärungen meinerseits. Da ich aber jede Erklärung ablehnte, die auch nur scheinen könnte, als trete ich von meinem Zeugnis zurück, so kam kein Vergleich zustande.

*) Um die Erzählung der übrigen Ereignisse aus der Halleschen Zeit später nicht zu unterbrechen, schalten wir hier das ein, was Ludwig v. G. zum Schluß des Professoren-Streits mitteilt.

Der Prozeß setzte seinen Schneckengang fort und schleppte sich langsam von Termin zu Termin. Das Ende war, daß unterm 14. Oktober 1832 die Professoren, vielleicht auf höhere Veranlassung, ihre Klage zurücknahmen und daß, als ich auch die Übernahme der etwas über fünfzig Thaler betragenden Kosten ablehnte, weil ich jeden Schein, als träte ich zurück von meinem Zeugnis, vermeiden mußte, auch diese Kosten niedergeschlagen wurden, um, wie das Justizministerium sich ausdrückte, „den Meinungsstreit nicht von neuem zu wecken."

Später wurde bekannt, daß der König schon unterm 23. September 1830 die nachstehende Kabinetsordre an den Minister Altenstein erlassen hatte: „Durch Meine heute an Sie erlassene Kabinetsordre habe Ich auf Ihre Anträge über die Anklagen gegen die Professoren Gesenius und Wegscheider entschieden (nämlich dahin, daß von Staats wegen nichts gegen sie vorzunehmen sei), kann Ihnen jedoch nicht verhehlen, daß, wenn Ich gleich weit entfernt bin, auf die theologischen Wissenschaften und den Unterricht in denselben durch direkte Maßregeln der landesherrlichen Gewalt einen direkten Einfluß auszuüben, Ich dennoch die Vorträge der Lehrer der evangelischen Kirche, die von deren Dogmen, als anerkannten Glaubenswahrheiten wesentlich abweichen, für sehr bedenklich und bei der Empfänglichkeit jugendlicher Gemüther für die Religiosität, deren ausschließliche Beförderung und Verbreitung das Ziel der Bildung und die praktische Bestimmung junger Theologen sein soll, für sehr gefahrvoll halte. Ich kann Ihnen daher nicht dringend genug empfehlen, bei der Wahl der akademischen Lehrer theologischer Wissenschaften Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten und die ernstlichste Sorge zu tragen, daß die Lehrstühle der Theologie auf Unseren Universitäten zwar mit wissenschaftlich gebildeten Männern, aber nur mit solchen besetzt werden, von deren Anhänglichkeit an den Lehrbegriff der Kirche im Sinne der Augsburgischen Confession Sie hinreichend die Ueberzeugung gewonnen haben, wodurch zugleich den Irrungen des Separatismus und der Spaltungen in der Kirche mit dem sichersten Erfolge entgegengewirkt werden wird. Wenn es daher auch nicht Meine Absicht ist, die auf den Universitäten bereits angestellten Professoren der Theologie, deren Ansichten laut ihren Schriften und ihren mündlichen Vorträgen mit dem kirchlichen Lehrbegriff nicht übereinstimmen, blos deshalb immediat von ihren Lehrstühlen zu entfernen, so giebt dies wenigstens keinen Anlaß, ihre Erhaltung zu begünstigen, falls

ihnen eine Gelegenheit zur Verbesserung an auswärtigen Universitäten oder sonst angeboten wird. Sie haben dies bei sich ereignenden Fällen genauer als bisher zu berücksichtigen."

Wie der König die Sache ansah, erhellt aus folgendem: Der König erkundigt sich nach den Radenslebenschen Töchtern und hört, daß eine an Hengstenberg verheiratet ist. Der König: „Aha, die Hallesche Geschichte!" Humboldt ist gegenwärtig, ob Wilhelm oder Alexander bleibt dahingestellt, und sagt: „Ja, der den berühmten Professor Gesenius angegriffen hat." Der König: „Berühmt! berühmt! ich weiß nichts davon, daß der Mensch berühmt ist. Es ist nicht gut, wenn solche Menschen berühmt sind." Humboldt will antworten, da wird der König böse und sagt: „Will nichts mehr von ihm wissen." So schrieb mir Hengstenberg am 3. Oktober 1833 aus der Erzählung eines Ohrenzeugen. Aus jener Kabinetsordre entnahm das Oberlandesgericht in Naumburg (wenn es sie gelesen hatte), daß die beiden Professoren auf Veranlassung meiner Aufsätze „eine sie rechtfertigende Untersuchung bestanden hätten", wie es sich in einer Verfügung vom 8. Mai 1832 ausdrückte. —

Anfangs des Jahres 1830 war die Stelle des ersten Direktors der wichtigen Frankeschen Stiftungen in Halle vakant geworden. Ich hatte deshalb am 2. Januar an den Kronprinzen geschrieben und seinen Einfluß auf Besetzung dieser Stelle mit einem Manne in Anspruch genommen, „der geeignet sei, durch Glauben und Wandel christliche Lehre und christliche Zucht in jenen großen Schulanstalten herzustellen." Es war dies meine erste wichtige Berührung mit dem Kronprinzen. Er ließ mir sofort durch Graf Gröben und dann auch durch Voß sehr eingehend antworten, doch wurde der Zweck nicht erreicht. Otto schrieb mir, ich hätte in dieser Sache gleich an den König gehn sollen.

In Berlin war damals ein heftiger Kampf entbrannt, weil das alte Porstsche Gesangbuch durch ein neues ersetzt werden sollte, in dem eine Anzahl Kernlieder getilgt oder verdorben war. Hengstenberg schrieb in dem [S. 183] schon erwähnten Brief vom 20. Februar 1830 darüber: „Die Gesangbuchsache nimmt eine sehr ernste Wendung, die Keime der Separation fangen schon an auszuschlagen. Ueber 100 Personen sind im Begriff, dem Könige zu erklären, daß sie an den Gottesdiensten keiner der bestehenden Kirchen mehr Theil nehmen könnten und um Erlaubniß zur Anstellung eines neuen durch sie zu besoldenden Predigers bitten. Mir thut es leid, daß sich jetzt so viel

Leidenschaftlichkeit einmischt." Der König schritt ein mit einer Kabinetsordre, daß das neue Gesangbuch keiner Gemeinde aufgedrungen werden solle. Das Ende war, daß es nur in einem Teil der Berliner Kirchen, aber in dem größten Teil eingeführt wurde. Der Kronprinz war gegen das neue Gesangbuch, ebenso mein Bruder Wilhelm.

Ostern war mein Bruder Otto in Halle und predigte in der Moritzkirche. Er hatte in der Predigt die Zinzendorfffschen Verse über den reuigen Sünder angeführt:

„Und wär er wie ein Bär —
Er wird zum Lamme,
Und wär er kalt wie Eis —
Er wird zur Flamme,
Und wär er tot wie Stein —
Er kommt zum Leben
Und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben."

Dies war verdreht dem Konsistorium in Magdeburg angezeigt worden, welches von dem Superintendenten Guericke, dem Vater des Professors, Bericht darüber forderte. Es dient dies zur Charakteristik der damaligen Verhältnisse.

Am 20. März wurde $^1/_2$4 nachmittags in Kläden, dem Gute des Herrn von Levetzow, meines Bruders Wilhelm fünfter Sohn Jakob geboren, den ich nun schon 46 Jahre lang bis heute — den 18. Dezember 1876 — zärtlich geliebt habe. Er wurde am 4. April, dem Geburtstage seiner Tante Levetzow, in Kläden getauft; ich war abwesend Pate.

Am Ostermontage schrieb mir Wilhelm aus Kläden: „Nachdem Ida schon einige Tage ganz wohl aufgewesen, hat sie der HErr am Ostersonnabend, den 10. April, nachmittags 5 Uhr, zu sich genommen." Er beschreibt dann die Krankheit, namentlich, wie sie „Mittwoch in ein Delirium verfiel, das zwar wieder unterdrückt wurde, statt dessen aber eine Betäubung eintrat, in der sie verschied. Der HErr wird sie in Sein Reich in Gnaden angenommen haben; das hoffe ich zu Ihm, da ich weiß, wie redlich sie Ihn im Glauben und großer Demuth suchte. Das ist mein Trost für sie. Mir schwer Gezüchtigtem gebe Er Kraft, meinen Schmerz zu Seiner Ehre zu tragen. Oft habe ich an Dich gedacht, lieber Ludwig, — wenn aber die sechs Kinder, die Ida mir zurückläßt, der Gegenstand großer Sorgen für mich sein werden, so sind sie mir doch auch ein großer Trost. So oft ich dem Schmerz zu sehr nachgebe, bete ich zu Gott und Er stärkt mich. Ich gehe Donnerstag oder Freitag mit

drei ältesten Kindern [Leopold, Bertha und Luise] nach Berlin."
) dann weiter: „Dieses Fest legt einem die Wahrheit »Ich bin die
erstehung und das Leben« noch mehr an das Herz und auch die
t des Leidens des HErrn Christi am Grünen Donnerstag, wo
) Ida am meisten litt, ermunterte mich, stark mit Ihm zu beten:
o möglich, gehe dieser Kelch vorüber, aber nicht wie ich will, sondern
Du willst«, und da auch des HErrn Prinzipalbitte unerhört blieb,
rte es mich zur Ergebung, wenn Gott auch die meinige nicht erhörte."

Leopold schrieb aus Berlin, 23. April 1830: „Der HErr
Wilhelm von der empfindlichsten Seite angefaßt, denn ihm war
ide sein häusliches Leben, wie es da war, das Liebste auf Erden,
; ihn weder größere Ehren noch größeren Wohlstand u. s. w. wünschen
. Es ist sehr betrübt zu sehen, wie ihm das Alles genommen ist.
ist in einer eigenen Stimmung, spricht sehr gern von Ida, nimmt
t Besuch an, der mit ihm von seinem Unglück spricht und geht zu
n denen hin, von denen er voraussetzt, daß sie sich für sein Unglück
ressiren. Des Morgens höre ich ihn oft durch meine Thüre mit
Kindern von Ida sprechen und sehr weinen, wie er denn überhaupt
weich gestimmt ist."

Noch krank an einem kaum gewichenen kalten Fieber schrieb mir
liebe Wilhelm aus Berlin am Pfingstsonntag: „Der Herr
nkt mir zwar seinen Trost, allein dennoch bin ich fortwährend sehr
betrübt. Auch glaube ich, daß diese Betrübniß Seinem Willen
äß ist, — nur daß sie Früchte bringen soll. Wenn der Schmuck
die Zierde meines Lebens mir genommen ist, so kann ich nicht
ers als tief betrübt sein. Aber darauf kommt es an:

Weg mit den Augen von den Sachen,
Die deinen Kampf nur schwerer machen,
Und da im Glauben hingeschaut
Wo dir dein Heiland Hütten baut, —
Ist dir das Kleinod denn zu klein,
Bis auf das Blut zu streiten?
Du sollst ein Erbe Gottes sein
Und seiner Herrlichkeiten. —

Es ist schon öfter erwähnt, daß, obwohl die Einführung der
ion schon seit 1817 eingeleitet war, doch der Kampf um die
fession damals noch schlummerte.

Selbst Otto nahm diese Fragen noch leicht, die nun schon fast
halbes Jahrhundert hindurch das deutsche, evangelische Kirchen-

wesen erschüttern und verwirren. Auch bei den Gliedern der christlichen Kreise und bei mir war das tiefere Interesse daran noch nicht erregt und diese Farbe hatte auch die Ev. Kirchenzeitung.

Aber nun trat eine neue Periode ein. Am 25. Juni 1830 wurde die Säkularfeier der Übergabe der Augsburgischen Konfession im ganzen Lande begangen, in Halle auch durch eine Missionsstunde, die Pastor Guericke in meiner Wohnung hielt. Die Säkularfeier wurde benutzt, um die Union neu anzuregen und allgemein zu machen. Diese war schon in weiten Kreisen im Ritus, durch die „Unionsreverse", durch die weit und breit erfolgte unterschiedslose Besetzung bisher konfessioneller geistlicher Stellen mit Männern der anderen Konfession und hauptsächlich seit 1822 durch die unter den Augen des Königs selbst verfaßte, unierte und unierende, sonst wesentlich orthodoxe Agende allenthalben verbreitet und formlos eingeführt. Die erste Unions-Kabinetsordre hatte 1817 volle Freiwilligkeit und zarte Schonung der Gewissen proklamiert; von nun an aber griff man zurück auf „das liturgische Recht evangelischer Landesherren" und suchte dem Widerspruch der Zwangsmaßregeln, zu denen man mehr und mehr schritt, gegen die proklamierte angebliche Gewissensfreiheit durch die offenbar unwahre Behauptung zu begegnen: zwischen Union und Agende bestehe kein Zusammenhang; jene sei Sache der freien Überzeugung, gegen diese sich auflehnen sei strafbare Renitenz. Von nun an erhob daher auch der Widerstand gegen den Unionismus und gegen die Agende, als dessen Werkzeug, entschiedener als zuvor sein Haupt, nachdem er schon seit einer Reihe von Jahren in Schlesien, namentlich in Breslau unter Scheibels und Huschkes Führung sich geregt hatte. Die Agende, die noch 1870 in der Landeskirche in Übung ist, war, was man auch von der Form und der Gewaltsamkeit ihrer Einführung halten mag, eine segensreiche Reform des Gottesdienstes, dessen Ritus überall in tiefstem Verfall war. Wie oft habe ich an Sonntagen in meinem Herzen Gott dafür gedankt und dem Könige Friedrich Wilhelm III., der Gott damit ehren und Ihm dienen wollte und damit gedient hat! Die Agende wurde auch von links angefochten als zu rechtgläubig, namentlich von Schleiermacher in seiner beißenden Weise. Man erzählte, als Superintendenten wegen Beförderung der Annahme der Agende mit roten Adlerorden dekoriert wurden, daß Schleiermacher gewitzelt habe, es geschehe nicht propter acta sondern propter agenda. —

Im Juli 1830 leitete die Entthronung Karls X. von Frankreich eine neue Periode der Weltgeschichte ein, schroffer in mancher Beziehung als die von 1848 und einschneidend in die gesamte Christenheit.

**T. B. 7. August.** „Sieg der Liberalen in Paris. Gefechte vom 27.—29. Juli. Sturm der Tuilerien am 29. — Ich fühlte mich angefochten, als sei dies wichtiger, als unser hiesiger Hallescher Streit, und als sei politisches Leben bedeutender als christliches. Den Abend gestärkt durch 2. Petri 3 und das Lied: „Gott Lob, ein Schritt zur Ewigkeit."

**T. B. 18. August.** „Viel Traurigkeit über die französischen Sachen, die das Interesse am Herrn und Seiner Kirche in mir zu überwältigen drohen."

Brief Thaddens, Trieglaff 8. August 1830. „Die Tage der Pastoren-Konferenz waren sehr gesegnet. Wenn Christus Seine Kirche baut, so mag die Hölle wüthen. — — — Es ist nicht zu sagen, wie groß der Segen der Erweckung ist, die aus dem Halleschen Streit hervorgegangen ist und wie dankbar Dir alle Herzen zugewandt sind. Algier und auch Paris rangiren weit hinter Halle."

**T. B. 22. August.** „Voß nebst Schwester und Cousine bei uns in Halle, — mit ihm über den Plan gesprochen, eine politische Zeitung in guter Doktrin zu schreiben." Dies war der erste Keim des „Politischen Wochenblattes".

Die Strömung war in Berlin mit Beziehung auf die Juli-Tage vorherrschend liberalisierend, mit wohl seltenen Ausnahmen. Professor Neander war, wie das T. B. sagt: „voll Freude und entschieden für die Liberalen." — Otto schrieb (6. August) aus Berlin, der Kronprinz sei in größter Bestürzung und — nach Gröben — in den von Radowitz und Leopold verteidigten Ultra-Doktrinen sehr erschüttert. Die Straßen von Berlin wurden so unruhig, daß die Polizei einschreiten mußte.

Man erzählte, ein Straßenjunge in Berlin habe geschrieen: „Wir brauchen keinen König, wir brauchen keinen König," und als die Polizei ihn faßte, sich verantwortet: „Wir haben ja einen juten!"

Leopold an des Kronprinzen Tafel geneckt, daß der Wein, den er trinke la Fitte (ein liberaler Banquier und faiseur der Juli-Tage) sei, antwortete: „ich trinke ihn für Bordeaux." (Der damals so

genannte, jetzige Graf Chambord, zu dessen Gunsten Karl X. abdiziert hatte.)

Im September 1830 brach infolge der französischen Juli-Tage die belgische Revolution aus. In Belgien verbanden sich die aristokratisch-kirchliche und die liberale Partei auf dem Grunde der belgischen Nationalität und es gelang ihnen, Belgien von Holland loszureißen und ein eigenes belgisches Königreich unter Prinz Leopold von Koburg, dem Wittwer der englischen Thronerbin Charlotte, zu gründen. Mein Bruder Leopold begleitete im Herbst 1830 seinen Prinzen Wilhelm nach dem Haag. Die Heirat der niederländischen Prinzessin Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen, jüngsten Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III., wurde damals vollzogen.

Ich war mit meiner Frau Ende September einige Zeit in Berlin, wo ich meinen treuen Franz Beicher, empfohlen von dem Hauptmann von Bentivegni, Franzens Vorgesetztem im Kaiser Franz Grenadierregiment, als Bedienten engagierte, nicht ahnend, daß er bis heute in meinem Dienst sein würde, wahrscheinlich bis an an mein nun nahes Ende. Meine Mutter war damals noch in Berlin und sah zum ersten und letzten Mal ihren halbjährigen Enkel Jakob in Potsdam, wohin seine Tante Levetzow ihn zu diesem Zweck brachte. Meine Mutter siedelte bald darauf nach Hartau über zu ihrer Enkelin Stosch.

In Berlin machte ich die Bekanntschaft des höchst eigentümlichen Pastors Scheibel, der in Schlesien die Seele und auch wohl der Anfänger der dortigen lutherischen Opposition gegen die Union war. Er war mit Geh. Rat Huschke nach Berlin gekommen, um im Namen der schlesischen Lutheraner mit den Behörden über ihre kirchliche Stellung zu verhandeln. Sie standen an der Schwelle ihres Austritts aus der Landeskirche. Sie erzählten, wie sie dreien Notabilitäten des Kirchenregiments in Berlin die Frage vorgelegt hätten, wieviel anerkannte protestantische Landeskirchen es denn nun nach der Union in Preußen gebe? — Und die Antworten lauteten von dem Ersten: „Eine", denn die Union habe Lutheraner und Reformierte zu einer Kirche vereinigt; von dem Zweiten: „Zwei", denn die Union habe an dem Bestand der Kirchen nichts geändert; von dem Dritten: „Drei", eine lutherische, eine reformierte, eine unierte. Der Dritte war, wie

Huschke mir mitteilte, der Oberhofprediger Strauß, der Zweite der Bischof Neander, der Erste der Kultusminister Altenstein.

Um diese Zeit fing ich an, viel in die Ev. Kirchenzeitung zu schreiben gegen den falschen Liberalismus und gegen das Revolutionswesen. Ich entwickelte die Schriftlehren von Obrigkeit, Freiheit und Autorität. Der erste Artikel ist gerichtet gegen die damals in unseren Kreisen sehr hochgeachtete Pariser protestantische Zeitschrift: »Archives du Christianisme,« welche der Juli-Revolution zugejauchzt hatte. Andere erhebliche Aufsätze von mir aus dem Jahre 1831 waren „über Staatsprivilegien, Toleranz und Trennung von Kirche und Staat", eine auf den Grund gehende Abhandlung „das Evangelium und der Zeitgeist in Frankreich", „von einigen Einwürfen gegen die Lehre der heiligen Schrift vom göttlichen Rechte der Obrigkeit." Besonders beachtenswert ist meines Bruders Otto „Kritik Schleiermachers", da dessen Einfluß auf die heutigen vermittelnden Geistlichen und Theologen noch immer so bedeutend ist. Diese Artikel bezogen sich meist auf die durch den Halleschen Streit erhobenen Fragen.

Im November 1830 brach die Revolution in Warschau aus, die einen blutigen Krieg in Polen bis September 1831 zur Folge hatte und das preußische Großherzogtum Posen, wo unser Freund Rappard seine Herrschaft Pinne besaß, gründlich erschütterte.

So war ringsum der Horizont finster geworden. Leopold schrieb am 27. Dezember 1830 aus Berlin an mich: „Als ich Dich in Halle verließ, dachte ich nicht, daß die Lage der Dinge hier so schlecht wäre, als ich es nachher gesehen. Niemand ist einig mit dem Andern, und dem Angriff des Jakobinismus wird nirgend kräftig begegnet. Der König in seiner Passivität, mit der aber, was nicht zu verkennen, eine im Vertrauen auf den Herrn begründete Gelassenheit verbunden ist, tritt dem Liberalismus nicht entgegen, sondern läßt ihn vielmehr auf sich zukommen und von Witzleben, dem Generaladjutanten des Königs, dem einzigen thätigen in seiner Umgebung, ist nicht zu verlangen, daß er bei einer gründlich liberalen Schulbildung solchen Meistern wie den beiden Humboldt, Grolman und Krauseneck widerstehen sollte. Die Manöver der Gegner beschränken sich jetzt auf ein Erheben des Königs mit einem hämischen Beisatz auf den Kronprinzen und Prinz Wilhelm und über die Zeit nach des Königs Tode, und neuerlich auf Gerüchte einer von Wilhelm Humboldt und Witzleben auszuarbeitenden Konstitution. Oeffentlich zu widersprechen

wagt man nicht; man wird es aber auch nicht wagen, wenn man erst aus Erschöpfung desarmiren und nach einer force morale — im Bunde mit Frankreich und gleichartige Institutionen erstrebend — sich wird umsehen müssen. Dies ist das Schlimmste, was uns bevorsteht. Gründlich kann nur ein Krieg davor retten. Inzwischen sollte man in eine politische Offensive übergehen, wie 1824, wo man mit den Provinzialständen vorging gegen die damaligen Projekte einer Konstitution und einer Kommunal-Ordnung, das heißt, man sollte von den Provinzialständen Ausschüsse wählen und bevollmächtigen lassen, die man dann, wenn das Bedürfniß einträte als „Generalstände" zusammenriefe und ihnen ein compte rendu, ein Budget und zur Bewilligung ein Anleihe-Projekt vorlegte. — Denn das Versprechen, keine Anleihe ohne die Reichsstände zu machen, muß man halten, um nicht in den Fehler des Ministeriums Polignac zu fallen. Mich feindet man wegen des Benehmens meines Prinzen am Rhein an, ich soll Schuld sein an seinen Ultra-Ansichten, obgleich ich vielleicht schon zu viel gethan habe, ihn zu moderiren." — —

**T. B. 31. Dezember 30.** „Wilhelm Bassewitz, mein Neffe (damals Landrat in Halle), erzählte, der alte Grolman, der heute neunzig Jahre alt wird, habe gesagt, die Preußen müßten in Belgien einrücken und dem Unwesen dort ein Ende machen, worauf sein Sohn, unser Schwager, Bedenken geltend gemacht habe, politische Verwickelungen, Frankreich u. s. w. Der Vater aber erwiderte: »Ich hätte nicht geglaubt, daß Du auch eine Schlafmütze wärst.«"

Infolge der Pariser Juli-Tage waren nun auch die felsenfesten Fundamente Englands, wohin von 1789 bis 1815 Recht und Freiheit sich geflüchtet und von wo aus sie endlich bei Belle Alliance glänzend gesiegt hatten, tief erschüttert durch die Abschaffung der Test- und Korporations-Akte, die Catholic Emancipation und durch die nun anrückende, das mächtige Reich in seinem Innern durchwühlende Reformbill.

Auch für unsere christlichen Freundeskreise hatten in vielen traurigen Begebenheiten schwarze Wolken sich zusammengezogen, so daß es um uns her recht finster aussah als das Jahr 1831 begann.

Im Januar rief mich eine heftige Erkrankung meiner Mutter, die ihr nahes Ende besorgen ließ, von Halle über Berlin nach Hartau. Es zeigten sich die Anzeichen der Brustwassersucht. Ich war dort noch eine Woche mit ihr zusammen. Sie war während dieser Zeit besser,

als vor- und nachher. Sie ist uns eine treue, zärtliche Mutter gewesen, hat uns stets sorgsam und uneigennützig geliebt und unter großen Aufopferungen viel für uns getan bis an ihren Tod und ich habe bei weitem nicht immer meine Sohnespflicht gegen sie erfüllt. Nachdem ich am 23. Januar in Hartau von ihr mich getrennt, habe ich sie nicht wiedergesehen. Nach allen Nachrichten hat sie sehr, sehr schwer gelitten. Bald darauf war auch Leopold in Hartau. Er war Zeuge ihrer Leiden und wie sie bei guter Besinnung dem Tode entgegenging. Nachdem er Hartau wieder verlassen hatte, kam Otto dahin und blieb bis zum Ende. Stosch schrieb mir 13. Mai: „Gewiß hat auch Ottos Hiersein segensreich gewirkt, dessen Art ihr wohl am meisten zusagen mußte und dem sie ihr Herz doch am besten ausschütten konnte." Nach ihrem Tode schrieb Leopold, 14. Mai: „Schon als ich da war im Februar, erkannte ich nicht ein einzelnes Uebel, sondern eine völlige Auflösung. Es ist eine sehr gnädige Fügung, daß Otto dort war und daß die langwierige Krankheit die arme Mama nach und nach von ihren vielen irdischen Sorgen abgelöst und sie von ihrem nahen Ende vergewissert hat, was auch ihre letzten Briefe bezeugen."

Den Tod meiner Mutter, der am Karfreitage dem 1. April in Hartau erfolgte, während ich in Halle im Vormittagsgottesdienste war, erfuhr ich erst am 9. April in Rathmannsdorf durch den nachmaligen Minister Grafen Alvensleben. Ich war gleich nach Ostern mit meiner Frau nach Naumburg zu einem Termin in meiner Untersuchungssache gefahren und von da nach Rathmannsdorf, wo ich bei Herrn von Krosigks Sohn Dedo Gevatter stand. Alvensleben versicherte, die Juli-Tage allein hätten die Ausführung der schon beschlossenen Maßregeln gegen Gesenius und Wegscheider hintertrieben. Am 20. April schrieb mir Wilhelm, daß er Geheimer Obertribunalsrat geworden sei. Es war die Rede davon gewesen, daß er Kammergerichtspräsident werden sollte. Leopold schrieb aber schon im März: „er ist für Kamptz zu starke Speise, Deinet-, meinet-, seinet- und Ottos wegen." Er selbst sagt darüber: „Daß die Stelle mir nicht recht ist, und ich lieber Präsident geworden wäre, kannst Du Dir wohl denken; auch hätte ich es wohl werden können. Etwas mehr juste milieu und ich wäre es wohl geworden." — Weiter schrieb er über seinen Witwerstand: „Es ist das klägliche Gefühl, das stündliche kann ich sagen, des Alleinstehens, was meinen Zustand so betrübt macht. Tante Marie schrieb mir diese Tage, es komme ihr seit

Mamas Tode so vor, als sei sie stumm geworden, weil sie alle Gedanken und Empfindungen, die sie sonst Mama mitgetheilt habe, jetzt in sich zurückdrängen müsse."

Tante Marie starb im Stift Mosigkau am 1. Juni. Sie war meiner Mutter einzige noch lebende Schwester, die uns Brüder, besonders Wilhelm und mich zeitlebens so treu geliebt hatte. Auch mein Onkel Heinrich, der dritte Bruder meiner Mutter, starb noch in diesem Jahre (1831) in Stettin.

Leopold schrieb am 27. Juli: „Was hast Du zu dem Kaiser von Rußland gesagt, der mit seinen rebellischen Unterthanen auf dem Heumarkte in Petersburg niedergekniet ist und ein Gebet gehalten hat. Die Staatszeitung nimmt so etwas nicht auf."

Im Laufe des Sommers rückte von Polen her die Cholera immer näher, die man entschieden für ansteckend und für im höchsten Grade gefährlich hielt, mehr als später die Erfahrung es auswies. Die Vorsichtsmaßregeln, die Kordons, für welche Truppen aufgeboten wurden, und die Absperrungen waren fast ärger als die Cholera selbst. Dr. Rust leitete als Arzt zum Teil diese Sperrmaßregeln. Eine Berliner Karrikatur bildete ihn als Sperling ab mit der Unterschrift: Passer Rusticus vulgaris, der gemeine „Haus-Sperling". Der russische in Polen kommandierende General von Diebitsch-Sabalkanski starb während des Feldzuges im Juni an der Cholera, er hatte wenige Tage vor seinem Tode die Polen bei Ostrolenka aufs Haupt geschlagen. Einige Wochen nachher starben, ebenfalls an der Cholera, der Großfürst Konstantin, gegen den als Statthalter von Polen der Aufstand im November 1830 zuerst ausgebrochen war, und seine Gemahlin die Fürstin Lowicz; im August starb in Posen der dort kommandierende General von Gneisenau, mein alter Chef.

Am 8. September erstürmten die Russen unter Paskiewicz Warschau und machten diesem blutigen Kriege ein Ende. Gleichzeitig war die Cholera in Berlin eingezogen.

Unter dem Einfluß der Pariser Juli-Tage fanden in vielen deutschen Städten aufrührerische Bewegungen statt, so in Leipzig, Göttingen, Hannover, Braunschweig, in der Regel anfangend mit Tumult und endigend unter Vermittlung der „geängstigten Wohlgesinnten" mit Konzessionen. In Braunschweig wurde im September 1831 der skandalöse Herzog definitiv vertrieben und sein Schloß in Brand gesteckt.

Am 1. Oktober erschien zum erstenmal das „Politische Wochenblatt", bei welchem Professor Jarke und Radowitz, beide Katholiken, Hauptpersonen waren. Otto und besonders Hengstenberg ermahnten mich auf das entschiedenste, von der Gemeinschaft mit diesen Katholiken abzustehn, aber ohne mich zu überzeugen. Und seitdem ist mir die Pflicht solcher Gemeinschaft immer klarer geworden. Leopold war damals auch meiner Meinung. Er schrieb selbst von Anfang an in das Blatt und meinte in einem Briefe vom 30. Oktober, so sicher wie Gregor VII. und Bonifaz VIII. seien Jarke und Radowitz in ihrem Papsttum nicht, „wer weiß, ob wir sie nicht durch die Wahrheit gewinnen?" Zugleich fürchtet er eine Krise mit üblem Ausgang, „denn man hat keinen Begriff, wie die Sachen hier betrieben werden. Jeder sieht, daß es nicht so bleiben kann. Es ist daher eine Veränderung nahe, von der ich noch mehr fürchte, als von dem ministére Lucqembusseire (Lückenbüßer), welches jetzt regiert." Er erwähnt noch, das Blatt habe statt des Titels „Allgemeine Staatsanzeigen" auf höheren Befehl den Titel „Politisches Wochenblatt" annehmen müssen.

Er nennt Jarke und Radowitz „sehr stumpf" in der eigentlichen Doktrin. Von Wilhelm ist ein kleiner Artikel „Die politischen Parteien in Frankreich." Dieser schrieb in der Cholerazeit am 18. September: „Sei mit Deinen Gedanken und Gebeten bei uns in dieser schweren Zeit. Mir hat sie der HErr erleichtert; ich würde gern sterben, da mich hier nur meine Kinder zurückhalten, die Gott nicht verlassen würde, wenn Er mich abriefe. Was mich hier anzöge und festhielte, habe ich nicht. Damit ist es aber freilich noch nicht gethan. Der Ueberdruß an der Erde ist noch nicht die Sehnsucht nach dem Himmel und macht auch noch nicht dazu geschickt, er erleichtert aber doch die Vorbereitung zum Sterben. Der HErr gebe uns die Gnade, daß wir, was so dringend nöthig jetzt erscheint, in jedem Augenblick gerüstet seien, seinem Befehl zu folgen, wenn Er uns abruft." Am 9. Oktober schickt er mir Themata, über welche ich in dem Wochenblatt schreiben soll, aufgestellt von Jarke und von ihm selbst.

Der Philosoph Hegel, dessen Tendenzen stark auf das Kultusministerium eingewirkt hatten, starb um diese Zeit. Savigny sprach den lebhaften Wunsch aus, daß Göschel sein Nachfolger als Professor an der Universität Berlin werden möchte.

Im November wurde mein Bruder Wilhelm zum Vizepräsidenten des Oberlandesgerichts in Frankfurt a. O. ernannt. Vom Geh. Ober-

tribunalsrat zum Oberlandesgerichts-Vizepräsidenten, das würde man, wie jetzt die Gehalts- und Rangverhältnisse stehen, für ein Avancement nicht halten.

So endete das Jahr 1831, ein Jahr voll Leichen und Trauer, voll Krieg und Aufruhr, voll Krisen und Kämpfen in Kirche und Staat. Vom 9. Dezember bis 17. Januar 1832 waren meine Frau und ich in Berlin und wohnten bei Wilhelm. Otto schrieb mir am 3. Dezember: „Wilhelms kleine Jungen Ernst und Friedrich (Jakob war noch in Kläden, wo nun auch Bertha und Wieschen waren) sind die Einzigen, die sich etwas geniren müssen, da ihnen ihr Tummelplatz, um Euch Platz zu machen, etwas genommen wird.“ Ich fragte Friedrich: „Wer ist denn Onkel Ludwig?“ „Dat weet ick nich.“ — So altmärkisch sprachen sie, sie waren wirklich ganz allerliebst, wenn die Feßlerin sie abends vor dem Zubettgehen in ihren Hemdchen vorwies und herumlaufen ließ. „Wilhelms niedliche, artige Söhne Ernst und Friedrich machten uns viel Freude,“ sagt das T. B.

Aus dem Sommer dieses dunkeln Jahres (1831) finde ich an einem Sonntage im T. B. niedergeschrieben: „Ich las in den von mir an meine Mutter geschriebenen Briefen, die ich aus ihrem Nachlaß, von ihr versiegelt, erhalten habe. Was ich auf meiner Mittagshöhe 1825 geschrieben habe, und selbst die Jahre der Trauer nachher, erschien mir lieblich:

Where is the blessedness I knew
When then I saw the Lord?
Where is the soul-refreshing view
Of Jesus and His word?

Hat der lange Schmerz und Kampf und der Tod, das Verderben, das einen jetzt von allen Seiten umgiebt, mein Herz verhärtet? Herr! heilige meine unreinen Empfindungen, erdrücken darf ich sie nicht! Laß mich über dem Blick auf dein heiliges Gesetz deine Süßigkeit nicht vergessen! Laß die Liebe und Sanftmuth, die du in der seligen Auguste mir geschenkt hattest, in meinem Herzen wohnen. »Aber draußen stürmt der Winter, an die Fenster schlägt der Nord«, Verwüstung in Kirchen und Staaten, der Anblick von Polen, Belgien, England, Frankreich, persönliche traurige Erfahrungen, beständige Versuchung zum Verzagen an Gottes Kraft! O! sammle mich in die inwendige Stille und erfülle mein Herz mit deiner Süßigkeit. Zerbrich, verbrenne und zermalme, wo ich noch klebe an dieser elenden, vergehenden

Welt, aber heile mich auch wieder, wo ich krank und traurig bin! Die Liebe bleibt! Johannes sagte noch im höchsten Alter: Kindlein, liebet einander." —

Die Missionsschule war bis jetzt in unserm kleinen Hause gewesen. Sie zog nun aus in ein Haus in der Nähe des Halleschen Tores.

Es erschien damals im Politischen Wochenblatt ein Artikel von Leopold unter der Überschrift: „Der Kampf der Revolution wider das Eigentum". Er enthält viel mehr, als dieser Titel besagt. Da ich ihn heute, 1870, wieder lese, drängt sich mir auf, wie lehrreich er auch für die heutige Zeit sein würde, wenn nur die junge Generation die „saure Arbeit des Denkens" nicht scheuen und mit diesem Denken die Erfahrungen durchdringen wollte, welche dieses Jahrhundert voll Revolutionen geliefert hat. Nach Neujahr 1832 war mein Schwager Senfft in Berlin. T. B. „Er rüttelte mich sehr auf; er sprach vom Kronprinzen und sagte, mit halb so viel Gaben, als er habe, müsse es ihm gelingen, das ganze Land zu regieren u. s. w. Senfft hatte in allen Dingen sehr Recht . . . ." Am 11. Januar 1832 war ich beim Kronprinzen. Zum erstenmal eine ordentliche, gründliche Unterredung mit ihm allein. Er sagte von der römischen Kirche und ihrer Verfassung: „Biber bauen besser als Maurerpoliere". Die Kirche war ihm, wie es schien, noch etwas von der Gemeine der Heiligen verschiedenes. Der Leib ist nicht identisch mit seinen wesentlichen Organen, so sage ich heute, und definiere die Kirche als das in das Königreich Gottes versammelte und in und durch dieses Königreich konstituierte und organisierte Volk Gottes, also zunächst die Getauften. Der Kronprinz erwähnte seinen Aufenthalt in Halle, „Wegscheider", sagte er, „hatte kein gutes Gewissen, aber Gesenius ganz vortrefflich, lauter Pomade." Radowitz nannte die Reformation einen zweiten Sündenfall, doch gehe Gottes Geist den Protestanten nach, und was er von wahren Christen kenne, seien meist Protestanten. Er erzählte, der Kronprinz habe zu ihm bei Hofe gesagt: „Sehen Sie, wie Ihr Erzbischof (von Köln, Graf Spiegel) Whist spielt!" — worauf Radowitz: „Wenn er nicht Whist spielte, wäre er nicht Erzbischof" — soll heißen: dann hätte ihn der König nicht zugelassen.

Die Cholera drang immer weiter vor, namentlich nach Paris. Unter den niederen Ständen verbreitete sich an vielen Orten der Verdacht, sie werde absichtlich eingeführt. Die Sperrmaßregeln genierten sehr, und

so verbanden sich die Cholera-Unruhen und -Tumulte mit denen, welche die Juli-Revolution und ihre Folgen, besonders der fiebernde Zustand von Frankreich und die Parlamentsreform in England (im Prinzip eine gründliche Umgestaltung des Reichs) veranlaßten.

Als meine Frau und ich mit meiner Schwägerin Lucie am 18. Januar 1832 nach Halle zurückkamen, fanden wir die Cholera in vollem Besitz der Stadt; es starben um uns her eine Anzahl unserer Bekannten; ich wurde gleich bei meiner Ankunft mit der Nachricht empfangen, daß an demselben Tage mein Botenmeister daran gestorben sei, mit dem ich täglich auf dem Landgerichte zusammenkam. Mein Gegner Gesenius hatte am 16., als die Cholera überhand nahm, Halle verlassen. Es erschien ein Spottgedicht auf diese Flucht, eine Parodie auf „Hektors Abschied" von Schiller.

**C. B. 6. Februar.** „Er hat nach seiner Rückkehr im collegio sehr lange mit den pochenden Studenten parlamentiert: er habe eine besondere Disposition zur Cholera, man habe sein Leben doch nur in einem Exemplar, er wolle nachlesen — — jedesmal mit Murren und Lachen der Studenten beantwortet."

Tholuck predigte am 22. Januar über Jesaias 28, 16: „Siehe, Ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein; wer glaubt, flieht nicht."

Als charakteristisch füge ich noch folgende mir damals erzählte Geschichte bei: Als mein Bruder Wilhelm eben zum Vizepräsidenten in Frankfurt ernannt ist, besucht einer unserer Berliner Missionszöglinge einen ihm befreundeten Superintendenten. Dieser sagt: „Aber wie hat man einen solchen Mißgriff begehn können, diesem Manne ein so wichtiges Amt anzuvertraun?" — „Warum Mißgriff? Ich habe nichts Nachteiliges von ihm gehört." — „Ja, wegen der Halleschen Geschichte." — „Sie irren, das ist nicht er, sondern sein Bruder." — „Wenn auch, das ändert nichts."

Während mein Professorenprozeß sich langsam fortschleppte, richteten sich mein Interesse und meine Tätigkeit mehr und mehr auf zwei andere hochwichtige Gegenstände, die einen großen, ich kann beinahe sagen den größten Teil meines Lebens einnehmen sollten: das Eherecht, dessen greulichen Verfall mein Amt in Halle mir täglich vor Augen stellte, und Obrigkeit und Autorität aus Gott, worauf der Gesamtzustand der Welt im Staat, bald auch in der Kirche drängend

hinwies. Das Zeugnis gegen die Halleschen Professoren von 1830 hing hiermit schon eng zusammen. Das Eherecht betraf mein erster Artikel, den ich für das Politische Wochenblatt schrieb, betitelt: „Über Ehescheidungen". Er enthält die wesentlichen Grundgedanken, die ich seitdem, über vierzig Jahre lang immer wieder geltend gemacht habe in der Ev. Kirchenzeitung und in der Kreuzzeitung, im Savignyschen Ministerium, im Staatsrat 1841—44 und in den nachmärzlichen Kammern. Jener erste Artikel tritt noch in der Form etwas scheu auf unter der Überschrift: Eingesandt, welche die Verantwortlichkeit der Redaktion mildern sollte; und in der Darstellung gerade unserer Preußischen Ehegreuel ist die ausdrückliche Erwähnung Preußens und des Preußischen Landrechtes sorgfältig vermieden. Man mußte damals immer schreiben: „Habend die Furcht des Zensors vor den Augen." Über den andern Gegenstand: „Obrigkeit und Autorität aus Gott" enthält die Ev. Kirchenzeitung von 1832 eine Reihe von Aufsätzen von mir, wo die Fragen von illegitimen Obrigkeiten und von ungerechten, menschlichen Gesetzen speziell abgehandelt sind; ferner schrieb ich einen Artikel: „Über menschliche Autorität in Glaubenssachen" und eine größere Abhandlung: „Über freie Forschung und kirchliche Autorität", die ich mit besonderem Interesse und mit besonderer Liebe niedergeschrieben habe. Ich bekenne mich zu diesen Doktrinen im wesentlichen noch heute.

Thadden schrieb aus Trieglaff: „Ich bitte Euch nur flehentlich, schreibt keinen Unsinn, weil wir Alles glauben, was in dem Politischen Wochenblatt steht."

Am 28. Februar starb der jüngste Bruder meiner Mutter, General von Raumer. [Nach seinem Nekrolog in der Staatszeitung gelang es ihm als Kapitän am 8. Juli 1793, an der Spitze von etwa einhundert Freiwilligen, den Feind aus dem verschanzten Städtchen Costheim bei Mainz zu werfen. Bei Auerstedt 1806 erhielt er als Oberst einen Schuß in den Hals zwischen Schlund und Luftröhre. 1812 führte er eine Brigade beim Hülfskorps gegen Rußland.]

Mühler und Kamptz waren um diese Zeit [1832] beide Justizminister geworden, letzterer für die Gesetzrevision und für die Rheinprovinz. Um diese Zeit trat mein Bruder Wilhelm sein neues Amt in Frankfurt an, wo er den Präsidenten von Reck als seinen Chef und seinen alten Freund den Grafen Krockow fand. Im März d. J. starb Goethe.

Leopold schrieb mir Ende März: „Wilhelm fühlt sich in Frankfurt sehr verlassen. Er schreibt, es sei ihm zu Muthe, als sei er in das Gefängniß gekommen.“ Einige Monate später schreibt Leopold: „Er fängt an, sich in Frankfurt einzuwohnen, wozu der arme Wilhelm nur zu geneigt ist, darum hat ihm der Herr auch seine Frau genommen.“ Wilhelm schrieb damals im Politischen Wochenblatt — Mai und Juni 1832 — einen ausführlichen Artikel: „Bemerkungen bei Gelegenheit der Revision des Allg. Preuß. Landrechts“, in welchem er sich höchst charakteristisch ausspricht über die obersten Prinzipien des Rechts und über deren Verhältnis zur Obrigkeit und zur Rechtspflege, über Kodifikation und Rechts-Bildung und -Entwicklung. Mein Bruder Otto unternahm um eben diese Zeit, unter Zusage von pekuniärer Hülfe des Fürsten Schönburg-Waldenburg, seinen großen Bibel-Kommentar. Anfangs hieß das Unternehmen: Umarbeitung der Hirschberger Bibel. Unser 1829 verstorbener Freund Le Coq hatte sich schon sehr dafür interessiert und ihm dazu eine deutsche, mit weißem Papier durchschossene Folio-Bibel geschenkt. Otto fühlte sich sehr glücklich, hierin einen Lebensberuf zu finden, da ihn seine Vorlesungen an der Universität, seine Teilnahme an den Berliner christlichen Gesellschaften und sein, wenn auch häufiges, doch nur gelegentliches Predigen nicht befriedigten. Er hatte seit 1831 mehrere Versuche gemacht, um Berliner Predigerstellen mit sehr geringen Einkommen und Aussichten sich zu bewerben, aber ohne Erfolg. Es wurden damals fünf neue Kirchen in Berlin gebaut, in Moabit, auf dem Wedding, im Vogtlande, in der Georgen- und in der Luisen-Parochie.

Im Frühjahr 1832 bestimmten uns unsere vielen, zum Teil drängenden Schulden und die Revolution und Krieg drohenden Zeiten unser Haus in Berlin hinter der katholischen Kirche für 37000 Thaler zu verkaufen, in welchem ich und Otto und die Kinder meiner beiden älteren Brüder mit Ausnahme von Jakob geboren waren, nun aber nur noch Leopolds und Otto wohnten, die sich auch noch auf einige Jahre nach dem Verkauf Wohnungen darin vorbehielten. In Leopolds Wohnung zog der seitdem so berühmt gewordene Professor Ranke.

Leopold schrieb am 14. Juni angesichts der revolutionär aufgewühlten Zeit: „Ein Fürst muß sich jetzt zunächst die Basis eines Militär-Despoten schaffen, Trabanten, die ihm anhangen und folgen, daneben aber mit der Mäßigung eines Patrimonial-Fürsten bauen und regieren.“ Der Deutsche Bund faßte anfangs Juni auf Veranlassung

der revolutionären Excesse, namentlich einer skandalösen Volksversammlung am 27. Mai 1832 auf dem Hambacher Schloßberge in der baierischen Pfalz, scharfe Beschlüsse gegen die Presse, die Vereine, die Volksversammlungen, die Universitäten und besonders gegen die Burschenschaften; die Bundesregierungen sicherten einander militärische Assistenz zu. Dieser Beschluß wurde unterm 25. September 1832 als Gesetz publiziert.

**T. B. 15. Juli.** „Ein liebenswürdiger, katholischer, royalistischer Franzose, Mr. Boré von Angers, kam auf einige Tage nach Halle. Wir sahen ihn oft. Er erzählte Greuel aus Schleiermachers Kollegien: sein rationalistisches Wegdialektisiren der Wunder als unnöthig und zwecklos, unter immer wiederholtem Lachen der Studenten, — und vom schauderhaften Zustand von Erlangen, wo, bis auf Karl Raumers kleinen Kreis, die Studenten lachen, wenn ein Professor das Wort „Heiland" braucht, weil sie an keinen Heiland glauben. Ich fühlte sehnsüchtiges Verlangen nach einer Vereinigung gläubiger Katholiken und Protestanten!"

Ich habe in diesen Jahren eimal Schleiermacher eigens besucht und ihm freundliche Vorhaltungen gemacht über seine frivole Behandlung der heiligen Schrift. Er führte z. B. unter dem Lachen der Studenten aus: „Die Besessenen hätten die Teufel verschluckt, aber dann solle wieder der Teufel umhergehn, um die Menschen zu verschlingen. 1. Petri 5, 8." „Wachsamkeit", wozu der Apostel ermahnt, „würde auch nicht viel nützen, da ja der Teufel viel mächtiger und schlauer sei. Es seien vielmehr an dieser Stelle verläumderische Menschen gemeint." Diese Witzeleien erzählte mir im April 1834 ein Ohrenzeuge, ein Pfarrvikar aus Stuttgart, der sie in Schleiermachers Kollegium, sechs Tage vor Schleiermachers im Februar 1834 erfolgten Tode unter dem Gelächter der Studenten aus seinem Munde gehört hatte.

Göschels Hegeltum nahm nun eine, wie es mir schien, ihn wesentlich erkältende Richtung, was mir bei meiner engen Verbindung mit ihm viel Kummer machte. Es hing dies mit der wenn auch oft mehr als Empfindung wie aus Überzeugung verbreiteten Lehre von der Wiederbringung aller Dinge zusammen. Göschel sagte, er könne nicht Abgötterei mit der Sünde treiben, was er thun würde, wenn er sie für ewig erklärte. Neigung dahin fand auch bei Leopold und Schmieder statt. Ich entgegnete — selbst im Kampf mit diesem Gedanken —, daß dieser Weg zum Leugnen aller Sünde führe, und berief mich auf

Augustinus Wort: Die Sünde verstehen wollen sei so widersinnig, als die Finsternis sehen und das Stillschweigen hören wollen.

Leopold war im Oktober 1832 mit Frau und Kindern in Trieglaff. Er schrieb darüber: „Mir hat Trieglaff in- und auswendig sehr gefallen. Von Dummert hörte ich eine Predigt von so echter Popularität, Gründlichkeit, Ordnung und Tiefe, wie von keinem hiesigen Prediger. Thadden ist sehr einfach und tüchtig, Frau von Thadden sehr liebenswürdig und man kann die Nähe des Herrn dort nicht verkennen."

Im November 1832 machte ich die persönliche Bekanntschaft des Professors Leo in Halle. Er ließ sich gleich in tiefere Gespräche mit mir ein und ich teilte ihm meine Abhandlung in der Ev. Kirchenzeitung über „freie Forschung und kirchliche Autorität" mit. Er besuchte mich und erklärte sich mit dieser Abhandlung und überhaupt mit der Lehre der Kirche einverstanden, vorbehaltlich der Kritik der Glaubwürdigkeit einiger biblischer Bücher, z. B. der Chronika. Er finde die scharfe Kritik seiner „Geschichte der Juden" in der Ev. Kirchenzeitung bis auf einige Sätze gerecht; zur Zeit, wo er die ersten Bände seiner italienischen Geschichte geschrieben habe, sei ihm das „sinnlich-zweckmäßige" noch das Höchste gewesen. Besonders, was er über die Kirche geschrieben, widere ihn jetzt an. — — — So entstand unsere Gemeinschaft, die ich in dieser Geschichte noch oft werde zu erwähnen haben.

Goeschel hatte um diese Zeit sein Buch: „Zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfs-Akten eines Juristen" erscheinen lassen, welches meines Bruders Wilhelm Interesse in hohem Grade erregte. Es enthält unter vielem anderen eine Abhandlung über die „Satisfaktion" im theologischen und juristischen Sinne, von welcher ich eine ausführliche, kritisierende Anzeige in Tholucks „Literarischem Anzeiger für christliche Theologie" im Februar und März 1833 veröffentlichte. Am meisten beschäftigte mich aber die Reform der Ehegesetze in dieser Zeit. Schon 1826, als der damalige Justizminister Graf Dankelmann die Gesetzrevision einleitete, war ich von Naumburg aus mit einem Gutachten hervorgetreten, in welchem ich den greuelhaften Zustand unseres Eherechtes und dessen dringende Reformbedürftigkeit hervorhob und 1829 machte ich in meinem ersten Jahresberichte als Landgerichtsdirektor in Halle dieses Bedürfnis auf Grund meiner dortigen gräßlichen Amtserfahrungen wiederum geltend, bekam aber darauf anfangs gar

keinen Bescheid und erst als ich nach einem halben Jahr auf Grund neuer Erfahrungen daran erinnerte, den abweisenden Bescheid, daß das Oberlandesgericht „die bestehenden Ehegesetze für so weise halte, daß es für eine Änderung derselben nicht stimmen könnte." Auf meinen gleichzeitigen und gleichartigen Vortrag dieser Zustände an das Konsistorium in Magdeburg bekam ich keine Antwort, obgleich derselbe noch besonders auf amtliche, schmerzliche Klagen eines Halleschen Geistlichen, des Dompredigers Professor Dr. Blanc gestützt war. So zurückgewiesen setzte ich mich, da im Jahre 1833 der Provinziallandtag in Merseburg bevorstand, mit dem Oberbürgermeister Mellin von Halle in Verbindung und schrieb einen von ihm als einem Gliede des Landtages auf demselben zu haltenden Vortrag, eine ausführliche Darstellung der Greuel und Bedürfnisse unseres Ehewesens, mit speziellen Anträgen wie ihnen abzuhelfen sei. Diese Abhandlung ist unter dem Titel: „Über Reform des Eherechts" 1842 im Buchhandel erschienen. Diesen Weg durch den Provinziallandtag wählte ich, um die Zensur zu umgehen, welche die Schrift auf dem geraden Wege schwerlich passiert haben würde. Ich versuchte durch persönliche Unterredungen mit dem Landtagsmarschall Grafen Stolberg-Wernigerode und mit dem Merseburger Präsidenten von Rochow, als konservativen Staatsmännern, auf den Landtag einzuwirken, allein dieser lehnte die Anträge ab, weil „der Gegenstand mehr allgemeiner als provinzieller Natur sei."

Aus einem Briefe Ottos vom 23. Januar 1833: „Vorgestern war ich beim Kronprinzen. Er fing ein überaus anziehendes Gespräch an über Kirche und Kirchenverfassung, in dem man seine feine Auffassungsgabe und sinnige Beurtheilungsweise recht sehen konnte. Er klagte über die große Konfusion, die er in Bezug auf diese Gegenstände bei den meisten Leuten gefunden, von denen er Belehrung gehofft habe, wie sie auf die äußerlichste Weise Kirchenverfassungen fabricirten wie nur irgend ein politischer Konstitutionsmacher, und frage man dann nach der Sanktion dieses Dinges, nach dem Zusammenhang mit der Bibel, dann heiße es, ja, da sei ja nur von der inneren Kirche die Rede. Dann kämen wieder Andere, die Alles von der communio Sanctorum aus, mit Verachtung aller historischen Verhältnisse machen wollten. Mein (Ottos) Aufsatz habe ihn sehr befriedigt, aber er breche zu früh ab; er habe gerade von der Bildung der protestantischen Kirchenverfassung darin hören wollen, er gebe mir daher in »optima

forma« hiermit den Auftrag, über diesen Gegenstand ein Buch zu schreiben. — Bei dem ganzen Gespräch sah er so liebenswürdig aus, daß ich mir immer als Gnade ausbitten wollte, seine hübschen dicken Backen zu streicheln."

Das Februar- und Märzheft 1833 des Politischen Wochenblattes enthielt einen sehr ausführlichen Aufsatz Wilhelms unter der Überschrift: „Was ist Recht", mit besonderer Rücksicht auf Göschels Erörterungen über diesen Gegenstand. Man findet hierin nicht nur seine lehrreichen Ansichten über das Recht, sondern überhaupt seinen Glauben in seinen Tiefen und sein Herz.

Das Märzheft 1833 der Ev. Kirchenzeitung enthält einen Artikel von mir „Trennung von Kirche und Staat", der die Irrlehren der Zeit über diesen Gegenstand widerlegt, und das Aprilheft 1833 einen Artikel, der die Verdrehung des „göttlichen Rechts der Obrigkeiten" und dessen wahren Sinn als Quelle nicht minder der Freiheit als der Autorität nachweist. Auch das Politische Wochenblatt vom Mai 1833 brachte längere Aufsätze von mir. Ich pochte nun möglichst an allen mir zugänglichen Türen an mit meinen drängenden Anträgen auf Eherechtsreform, durch mannigfache Besuche, Unterredungen, Schreiben bei und an den König, an den Kronprinzen, an Minister, Zentral- und Provinzialbehörden u. s. w. Die zahlreichen Antworten, die ich darauf erhielt, waren mehr oder minder eingehend, im ganzen freundlich annähernd; besonders entschieden eingehend und einstimmend antwortete Savigny.

Dem Könige reichte Mellin den Vortrag ein. Er erhielt darauf eine Kabinetsordre: Der König habe „den in bestem Sinne abgefaßten Aufsatz wohlgefällig aufgenommen und dem Minister von Kamptz zur Prüfung der Vorschläge bei der Revision der Gesetze zugefertigt."

Es ist dann eine gründlichere und ausführlichere Umarbeitung des Mellinschen Vortrages von mir verfaßt und herausgegeben worden. Aber trotz aller freundlicher Anerkennung der hohen Autoritäten konnte diese Schrift doch nicht anders als zitternd vor dem Zensor in die Öffentlichkeit hinaustreten. Statt „Kabinetsordre Friedrichs II." sagte sie „ein landesherrliches Reskript", statt „Halle" „eine größere Stadt", und das „Preußische Ehescheidungsedikt" und das „Preußische Landrecht" wagte sie nicht als „Preußisch" zu bezeichnen, sie mußte dieses Adjektivum weglassen und versuchen, die Gefahr des Mißverstehens durch andeutenden Zusammenhang zu vermeiden. Sehr oft entschied

der Zensor nicht selbst, sondern fragte bei dem betreffenden Minister an, z. B. in politicis bei dem auswärtigen, in kirchlichen Sachen bei dem Kultusminister, so daß diese einzelne Zeitungsartikel strichen oder zuließen. Manchmal gingen dann die Zensurbeschwerden noch an den König. Hengstenberg verzweifelte beinah daran, meine Abhandlung die Zensur durchzubringen. Ich sandte sie besonders abgedruckt an den König, den Minister Mühler, den Bischof Dräsecke, den Oberpräsidenten von Klewitz — letztere beide in Magdeburg u. s. w.

Leopold klagte in einem Brief vom 4. April 1833 über die Prinzipienlosigkeit der Englischen Torys: „Geht es Dir nicht auch so, daß Du Dich alle Augenblick bei den Englischen Parlaments-Debatten mit Deiner Verstandes-Ansicht bei den Whigs, ja bei den Radikalen findest? Wenn man so gegen seine Verbündeten kämpfen und mit seinen Feinden sich verbinden muß, wie kann man siegen? . . . Mein Artikel im Politischen Wochenblatt 1833 Seite 14 „Drittes Opfer auf dem Altar der Revolution" hat viel Aufsehen gemacht. Der französische Gesandte hat sich darüber beklagt und die »Quotidienne«, ein royalistisches Pariser Blatt, ihn übersetzt." Das erste Opfer ist die Niederlage des Dom Miguel, das zweite die Besetzung von Ancona, das dritte die Einnahme von Antwerpen durch die Franzosen.

Am Himmelfahrtstage 1833 hatte ich wieder eine Audienz beim Kronprinzen in Berlin. Er sprach von der Knechtschaft der Kirche in ihrer Vermanschung mit dem Staate. England und Holland waren ihm Vorbilder. Da könne auch ein heidnischer König „wovor Gott uns bewahren möge" der Kirche nicht schaden. Er kam auf den uns befreundeten pommerschen Prediger Maresch, den man zu einer kirchenwidrigen Trauung hatte zwingen wollen. „Ich habe mich mit dem guten Schönberg (damals Oberpräsident von Pommern, der Maresch bedrängt hatte) gezankt und Schönberg ist doch ein so religiöser Mann." Die Frage von der feierlichen Einsegnung des Ehebruchs durch solche Trauungen trat nun immer mehr in den Vordergrund. Der Kronprinz klagte über den Mangel an Sinn für die Kirche bei Strauß und bei Gröben, „der doch ein so geförderter Christ ist." Er hatte ein durchdachtes System in petto, die Kirche frei zu machen, wozu er 20 Regierungsjahre forderte: „Ich weiß es wohl," sagte er, „daß, wenn jetzt 5 Menschen zusammen auf der Straße stehen, $4^1/_2$ davon Heiden sind." Er dachte an Seminare, durch

die alle künftigen Prediger durchmüßten und wenn sich dann Leben rege, an Verleihung von Freiheiten an die Kirche. Ich sagte, der beste Dienst, den ein König der Kirche leisten könne, sei, wenn er sie christlich regiere. „Ja," antwortete er, „so lange er lebt." — „Besuchen Sie mich wieder, wenn Sie nach Berlin kommen." — Viel Gebrauch von solchen Einladungen zu machen habe ich immer Bedenken getragen, denn große Herren vergessen leicht, daß sie so etwas gesagt haben.

Am 1. Juli 1833 entschlief sanft in Berlin im 80. Jahre mein lieber alter Onkel Raumer, der älteste und nur noch einzige Bruder meiner Mutter, von dem wir und besonders ich soviel zarte Liebe zeitlebens genossen haben. An demselben Tage feierten wir zum ersten Mal das Jahresfest unseres Halleschen Missionsvereins in einer Kirche und zwar der großen St. Moritzkirche in Halle. Wir hatten alle Behörden eingeladen, ich persönlich den jüngeren Niemeier, nun Direktor der Frankeschen Stiftungen, der auch erschien.

Es kam um diese Zeit zur Sprache, daß die pommerschen gläubigen Landleute von ihren Predigern vor allem verlangten, daß sie ihre Zuhörer „in twee Klassen smeeten" und Prediger Maresch sagte: der Pommer unterscheidet einen gläubigen Prediger von einem ungläubigen mit derselben Sicherheit, wie ein Pferd von einem Ochsen. Hieran nahm der hegelisch vermittelnde Göschel Anstoß und fand solche Schroffheiten selbst in Tholucks und Stiers Reden am Missionsfeste. Ich stand, wie so oft, in der Mitte zwischen Pommern und Göschel, den sein Vermitteln abflachte. Göschel drückte seine damalige Stimmung aus „als Jammer über die Verhärtung der Subjektivität gegen die Flüssigkeit des Denkens", eine Verhärtung, die er auch mir Schuld gab, worauf ich entgegnete, der Geist sei ebensowohl fest wie flüssig, die Flüssigkeit ohne Festigkeit ebensosehr eine Eigenschaft der toten Materie, als Festigkeit ohne Flüssigkeit.

Am 17. Juli hatte ich wieder eine Unterredung mit dem Kronprinzen in Halle, wohin er mit seiner Gemahlin und Schwiegermutter gekommen war, und zwar über die Frage, wie die Ehereform einzuleiten und wie die Geistlichen gegen den Zwang zur Einsegnung des Ehebruchs zu schützen seien.

**T. B. 3. August.** „An des Königs Geburtstag Diner bei Delbrück, der nun Regierungsbevollmächtigter bei der Universität ist. Ich saß neben dem Professor der Theologie Thilo. Dieser sagte zu mir, er sehe ein, daß die ungläubige Kritik und Abstraktion unserer

it alles Leben vernichte, von der andern Seite sehe er nicht, wie m sich ihr entziehen könne, ohne in obskurantische Reaktion zu fallen. In diesem Dilemma sei er in peinlicher Ungewißheit. . . . holuck erzählte, Professor Rödiger, ein Hallescher Theologe, sei zu n gekommen und habe geklagt, der Rationalismus befriedige sein giöses Bedürfniß nicht, — aber wie er mit dem alten Testament echtkommen solle? Tholuck antwortete ihm, er habe zuerst an ristum geglaubt, Christus habe ihn an die Apostel und diese an alte Testament glauben gelehrt, wiewohl auch er noch viele stöße finde. Meine Unangefochtenheit von solchen Anstößen fand holuck echt katholisch. Unangefochten war ich nicht — wiewohl ht angefochten von solchen einzelnen Zweifeln — sondern angefochten ı dem mächtigen Pantheismus; dieser einmal überwunden, postulierte Wunder und Unbegreiflichkeiten."

Im Oktober waren Scheibel und Huschke mehrere Tage in lle. Ihr substantielles, frisch-praktisches, nicht zweifelndes Christentum ichte einen nervenstärkenden Eindruck im Gegensatz zu der Zweifels-nopshäre in Halle und ließ ihre lutherischen Kraßheiten mehr ücktreten. Scheibel namentlich konnte man nicht anders als recht iderlich lieb gewinnen. Professor Guericke, der in den Zeugnissen der den Rationalismus stets mit uns gegangen, ließ sich nun ganz einziehen in das separierte Luthertum, während dieses dem zarten, nen Schmieder ganz zuwider war. Ich erkannte das zu Tage gende gute Recht der Lutheraner, ihr Kirchenwesen zu verteidigen, an, r aber und wurde kein Lutheraner, stand also, wie so oft in meinem en, mit beiden Extremen befreundet, in der Mitte. — Otto ntwortete Huschkes Verwerfung des obrigkeitlichen Kirchenregiments einer gründlichen Abhandlung in der Ev. Kirchenzeitung „Über die sbildung des Verhältnisses von Kirche und Staat in den lutherischen d reformierten Kirchen." Der Grundgedanke ist „Staat zu Kirche, Gesetz zu Evangelium." Diesen Grundgedanken habe ich von n übernommen und weiter ausgebildet, — durch Ausprägung der re vom Ebenbilde Gottes und Seinen uns mitgeteilten Amtsnamen ter, König u. s. w. und durch die Begriffe Obrigkeit und Freiheit. hmieder schrieb mir am 21. November: „Ich freue mich, daß ein geborener Reformierter bist und ich über den gebrochenen Zaun über Dich in Christo Bruder nennen kann, obgleich ich über Abend-hl und Verwandtes durchaus lutherisch denke und mit aller Macht

unserer Gemeine die Worte bewahrt habe, mit denen die lutherische Kirche des Herrn Leib und Blut darreicht."

Wilhelm schrieb mir im Dezember über seine Kinder: „Bei den Kindern sieht man deutlicher wie bei Erwachsenen, daß Dummheit und Klugheit die Menschen nicht unterscheidet, weil die wirklichen Unterschiede von Kindern nicht versteckt werden und daher sehr sichtbar sind." — Dies war ein Lieblingsgedanke von Wilhelm, der immer wieder vorkam; er drängte damit ab von den bloßen Naturanlagen und hin nach dem Willen, dem Gewissen, als dem eigentlichen Kern der Persönlichkeit.

Es war damals die Rede davon, daß Wilhelm Kultusminister werden sollte. Doch waren seine kräftige Persönlichkeit und seine festen Grundsätze dem Könige zu ausgesprochen, und die Opposition, die dieser Schritt hervorrufen würde, machten seine Verwirklichung unmöglich. Leopold schrieb darüber, Anfang Januar 1834: „Weißt Du denn von dem sehr geheimen Kottwitz-Thileschen Projekt, Wilhelm zum Kultusminister zu machen? Mir wird angst und bange dabei, denn wenn auch unwahrscheinlich, ist in unserer Zeit Alles möglich." — Nach Wilhelms Tode sagte auch Savigny, daß er hätte Kultusminister werden sollen. Leopold meinte, so etwas nach dem Tode zu sagen sei keine Kunst.

**T. B. 8. Dezember 1833.** „Leo klagte, daß Tholuck das Gesetz nicht predige, das sei ihm Bedürfniß. Ich fragte, ob um mit dem Gesetz zu richten, oder um von dem Gesetz gerichtet zu werden? Er sprach es entschieden aus, wie stark er die Macht der Sünde in sich und seinem Leben erfahren, wie schmerzlich unwiederbringlich vieles dadurch zerstört sei, wie er die Versöhnung noch nicht ergreifen könne, wie er unsicher sei, ob er nun wirklich auf dem rechten Wege sei und dies sich erst praktisch bewähren müsse."

Tholucks Predigten faßten viele Herzen tief an. So wendete sich ein Jugendfreund Ottos, Rechtsanwalt Wilke, in dieser Zeit plötzlich unserer Gemeinschaft, insbesondere Tholuck und auch mir und, wie wir hoffen durften, dem Glauben an Christum zu. Er bekannte, daß er völlig ungläubig gewesen sei, seit seiner Einsegnung keine Predigt gehört und nicht in der Bibel gelesen habe, wohl aber mit seiner Frau Fichte und Herder. Um Johannis dieses Jahres sei er, bewogen durch seine Frau und Schwiegermutter, widerstrebend in Tholucks Predigten gegangen, wo ihn die Gewißheit übermannt habe, „dies

könne keine Heuchelei sein, wie man hier in Halle allgemein sage, während man von meinem Bekenntniß sage, daß ich politische Zwecke verfolge." So sei er in die heilige Schrift und zum Glauben gekommen und fühle sich nun vollkommen glücklich in unserer Gemeinschaft. Das Tagebuch setzt hinzu: „Ich komme mir gegen den neuerweckten Wilke vor wie ein Stock."

In Halle war damals ein amerikanischer Baptisten-Prediger, Sears, aus dem Staate Vermont. Sein fester biblischer Glaube kontrastierte scharf mit seinem rationalistischen Denken. Der deutschen, spekulativen Philosophie, die er »foolery« nannte, setzte er Bacons »inductive philosophy« entgegen. Ich fragte ihn, ob er nicht auch den Eingang des Evangeliums Johannis für »foolery« erklären würde, wenn er ihm von der kanonischen Autorität entkleidet entgegenträte? Das sei möglich, erwiderte er, aber auch nichts Schlimmes; von solchen Mysterien wüßten wir nur das „daß", aber nicht das „wie"; statt zu spekulieren sollten die Deutschen lieber carry the Gospel to the Chinese. Er sagte auch, die Auferstehung Christi könne mit solcher Evidenz bewiesen werden, daß, wenn in Amerika mit demselben Grade bewiesen würde, daß er, Sears, einen Mord begangen, er dort gehangen werden würde. Wir hatten mit ihm und einem andern Amerikaner, Haverstick aus Baltimore, schöne Abende gemeinsamer Andacht.

Den letzten Abend solcher brüderlichen Gemeinschaft, ehe ich Halle verließ, beschreibt das T. B. 6. April 1834: „Haverstick sprach über »if any man be in Christ, he is a new creature; old things are passed away.« Er betete für uns sehr schön und erwecklich. Wir sangen englische Lieder: »How sweet the name of Jesus sounds in a believers ear«, »There is a fountain, filled with blood«. Als ich ihn zuerst zu solchem Abende aufforderte, sagte er: »Oh, that will be delightful.«

Mein Bruder Leopold war nun Vorsteher unserer Missionsgesellschaft in Berlin geworden und Zeller aus Zürich Vorsteher unseres dortigen Seminars.

Unterm 3. Januar 1834 schrieb mir Leopold: „Ich stehe jetzt bei Radowitz im Geruch des Liberalismus, wodurch ich bei Dir steige. Denn ich bin fest überzeugt, daß dem Liberalismus nur mit positiven aber nicht mit Repressiv-Maßregeln entgegen zu treten ist. Es empfiehlt sich, den Kampf gegen die Revolution in der eigenen Partei anzufangen, so daß zuerst das Nicht-regierenwollen und dann erst

das Nicht-gehorchenwollen gestraft wird." Ein sehr verständiger, bis jetzt zu wenig befolgter Rat. Weiter sagt er: „Unser Alvensleben geht statt des kranken Ancillon nach Wien, to settle the German affairs. — — Er ist ganz mit mir einig. Er wird sehr anerkannt von Bernstorff, Ancillon, dem Kronprinzen, dem Hausminister Wittgenstein und Mühler. Ich fürchte nur, daß das Whistspielen mit Wittgenstein daran so viel Antheil hat, wie seine guten Eigenschaften. Mich greift jetzt die große Welt sehr an, am Sylvesterabend beim Kronprinzen stabat mater und Seifenblasen, Bleigießen und Roma mirabilis von Grenadieren gesungen, Humboldt und Gespäch über Besetzung des Altensteinschen Ministeriums. Dies Alles an einem Abend."

Und Wilhelm 2. Januar 1834: „Es wäre Zeit, daß Du wieder einmal in der Kirchenzeitung einen Feldzug gegen die Rationalisten unternähmst." Ich that dies alsbald auf Veranlassung eines Gedichtes, das 114 Hallesche Studenten zu Neujahr Wegscheider „dem freien, siegreichen Kämpfer für Wahrheit und Licht" überreicht hatten und in welchem sie den Apollo anrufen und die „Kränze webende Pallas" einführen. Ich machte sehr ernsthaft in der Ev. Kirchenzeitung geltend, wie diese 114 die große Majorität, nicht bloß der Halleschen Studenten, sondern auch die der Prediger und der Gebildeten des evangelischen Deutschland auf ihrer Seite haben, und wie töricht und sündlich es sei, wenn wir antinomistische Gefühlschristen mit oberflächlicher, selbstseliger Verachtung auf solche Zustände herabsähen und vermeinten, der Rationalismus befände sich auf dem Aussterbe-Etat. Nur die eine Hälfte dieses Artikels erschien im Februarheft der Kirchenzeitung, die andre Hälfte blieb in der Zensur hängen.

Am 12. Februar starb Schleiermacher in Berlin. Seine Bedeutung für uns, als Familie, und für unser Jahrhundert überhaupt ist in diesen Aufzeichnungen mehrfach berührt worden. Sein Pantheismus, dem „Universum" und „Gott" identisch ist, und seine Theologie ohne persönlichen Gott, ohne den Begriff der Sünde und der Buße, ohne Engel und Teufel, ohne Dogmen und Wunder, aber durchdrungen vom unmittelbaren, lebendigen, anregenden Universums-(Gottes-)Bewußtsein und -Gefühl, von lebendiger Liebe zu Christo, als der Blüte der Menschheit, beherrschen noch weit und breit Deutschland und üben mächtigen Einfluß aus auf viele Gläubige. Ich stehe in stetem Kampfe wider ihren Einfluß auf mich.

Seine Witwe teilt mir in einem ausführlichen Briefe vom 24. Juli 1834, wie sie versprochen, die näheren Umstände seines Todes mit. Das besonders interessante darin ist, daß er mit voller Besinnung und Seelenruhe unmittelbar vor seinem Tode das heilige Abendmahl empfangen, aber statt des Weines in Wasser. Es geht aus dieser Mitteilung hervor, daß er dem ganz nahen Tode fest und freudig ins Angesicht gesehen habe. Seinen Kindern, für die er große Zärtlichkeit ausspricht, hinterläßt er den Johanneischen Spruch: „Liebet euch unter einander.“ Als „die vollen Todeszüge sich schon eingestellt, und das Auge schon gebrochen war, legte er die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er oft that wenn er tief nachdachte, und sprach: Ich habe nie am todten Buchstaben gehangen, wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Ich habe immer geglaubt und glaube es auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in W a s s e r und Wein gegeben hat.“ (In der römischen Messe wird immer Wasser in den Wein gemengt, Wasser die Menschheit, Wein die Gottheit.) „Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an sich zu beleben, seine Stimme wurde rein und stark. Er sagte mit priesterlicher Feierlichkeit: »Seid Ihr auch eins mit mir, daß unser Herr Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet hat?« Worauf wir ein lautes »Ja« antworteten. »So lasset uns das Abendmahl nehmen, Euch den Wein und mir das Wasser«, sagte er sehr bedeutungsvoll, »aber vom Küster kann keine Rede sein; schnell, schnell, es stoße sich keiner an der Form.« Als das Nöthige herbeigeschafft war und wir in feierlicher Stille gewartet hatten, fing er an, mit immer verklärteren Zügen und Augen, die von wunderbarem Glanze strahlten und in denen die Liebesgluth, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige innige betende Worte als Einleitung zu sprechen. Dann reichte er uns Brod und Wein, indem er jedem Einzelnen die Einsetzungsworte sprach in vollständiger, kirchlicher Form, so daß Alle, die an der Thür des Nebenzimmers knieten, es deutlich hörten. Ebenso hatte er sich selbst die Einsetzungsworte gesprochen, aber sich statt des Weines Wasser gegeben. Dann mit einem auf meinen Schwiegersohn gerichteten Blick: »Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, wie ich sie auch immer gelehrt habe, sie sind das Fundament meines Lebens«. Nachdem er den Segen gesprochen, wendete sich sein Auge noch einmal mit voller Liebe erst zu mir, dann zu den andern. Er blickte Jeden bedeutungsvoll an mit den Worten: »In dieser Liebe

und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins.« Nach einigen Minuten sagte er: »Nun kann ich Euch nicht mehr hier aushalten,« und wieder: »Gebt mir eine andere Lage.« Er athmete einige Mal auf und sein Auge schloß sich allmählich."

Während ich dies jetzt niederschreibe, ist es mir schmerzlich, daß ich — seit 1868 — auf Veranlassung seines hundertjährigen Geburtstages, wo er weit und breit und leider auch von verleugnenden Gläubigen unisono mit dem Liberalismus und Pantheismus so maßlos gefeiert wurde, scharfes Zeugnis wider ihn habe aussprechen müssen.

Er stand, wie schon erwähnt, in der Halleschen Sache auf Seiten unserer Gegner. Er schrieb damals an den Domprediger und Professor Blanc in Halle, seinen alten Freund: „Ihre Halleschen Geschichten sind ja noch nicht zu Ende; hoffentlich werden sie in Nichts zerfließen. Gerlach ist sonst ein sehr liebenswürdiger Mensch und mir unter seinen Brüdern der liebste." (Viel Gutmütigkeit aber schlechter Geschmack.) „Es thut mir leid, daß er sich hat die Bestimmung geben lassen, diese Kastanien aus dem Feuer zu holen, ganz aus ihm selber kann ich nicht denken, daß es hervorgegangen ist. Gesenius wird, hoffe ich, Nutzen ziehen aus dieser Aktion. Wegscheider muß es auf alle Fälle wohl bekommen, daß in sein, wie ich vermuthe, schrecklich trockenes Leben einmal etwas Pikantes kommt."

Guericke war nun in seinem Luthertum bis zum offiziell erklärten Austritt aus der Landeskirche und bis zur Bildung einer eigenen Gemeinde aus Hallensern und Landleuten der Umgegend von Halle fortgeschritten, die sonntäglichen Gottesdienst in Guerickes Wohnung hielt, gegen den die städtische Polizei einschritt.

Ich war in den ersten Tagen des März zusammen mit Wilhelm in Berlin und hatte am 3. März eine Audienz beim Kronprinzen. Das T. B. erzählt davon: „Es kam alles Wesentliche vor, — das Eherecht, wo er mich fragte, ob ich mit dem, was von ihm geschehen sei (er hatte den König veranlaßt, Kabinetsordres an die Justizminister im Sinne der Ehe-Reform zu erlassen), zufrieden sei, dann der Scheibelianismus und Guericke, erklärte mich gegen die rohe Gewalt, mit der man vorschritt, und gegen das ungläubige Uniren und empfahl Toleranz, besonders da man den Rationalismus tolerire." Alle, die ich in Berlin gesprochen, waren meinen Ansichten in der Ehereformsache günstig und sprachen sich dafür aus. Savigny sagte sogar: „wenn gewisse Dinge in der Luft liegen, so kommen sie zu stande, wenn man

nur antippt." Wie wehmütig zu lesen, wenn man von 1870 auf 1834 zurückblickt! Am 4. März war ein Diner bei Mühler. Eimbeck, Rat im Ministerium, sagte einiges von „glücklich leben", das doch nicht möglich sei mit einer Frau, die man nicht liebe. Er saß neben mir, auf der andern Seite der sogenannte „lange Kleist", ein Knabengespiele des Kronprinzen, von dem die Berliner witzelten „der König will ihn nicht länger haben." „Na, warum denn nicht?" „Er ist ihm lang genug." Kleist schrie Einbeck an: „Was, glücklich! Der Teufel hat den Leuten gesagt, daß sie glücklich werden sollen. Selig sollen sie werden, dann werden sie auch glücklich sein." — „Und dennoch", setzt das T. B. hinzu, „fürchte ich noch sehr für den Ausgang", nämlich der Ehereform.

Wilhelm schrieb in dieser Zeit eine einstimmende Anzeige meiner Schrift „Über die heutige Gestalt des Eherechts" im Politischen Wochenblatt von 1834 S. 105 und ich schrieb in der Ev. Kirchenzeitung von 1834 S. 161: „Über das Verhältnis der Dogmen zum Glaubensleben des einzelnen Christen, — ein Wort des Friedens in den Breslauischen Streitigkeiten."

Anfangs April erhielt ich eine Aufforderung des Ministers Mühler, vom 1. Juni ab ein Jahr beim Geh. Obertribunal zu arbeiten. Ich freute mich mehr als ich wohl eigentlich sollte. Wilhelm riet entschieden, Mühlers Anerbieten anzunehmen, was ich auch tat.

**T. B. 12. April.** „Gespräch mit Leo auf einem Spaziergange: Unter Hegelschen und rationalistischen Einflüssen sei er in Gefahr gewesen sich in bürgerliche Wohlhäbigkeit zu verlieren, davon sei jetzt keine Rede. Schon ein Jahr, ehe er mich bei jener Taufe kennen gelernt habe, sei meine und Tholucks Bekanntschaft der Gegenstand seiner heißesten Wünsche und Gebete gewesen."

In jenen Tagen vergingen, wohl veranlaßt durch die schlesischen Lutheraner-Bewegungen, Verfügungen von oben, welche Bestrafung von Eingriffen in geistliche Amtshandlungen, Beschränkung von Hausandachten und des Predigens der Judenmissionare für Christen, sowie Zensurverschärfungen gegen christliche Traktate und Schriften über die Union verordneten; ferner daß die Agende Landesgesetz, die Union dagegen Sache der freien Überzeugung sei, daß aber den Gegnern der Union nicht zu gestatten sei, sich im Gegensatz zu ihren Anhängern zu besonderen kirchlichen Gesellschaften zu konstituieren. Dies war der

Anfang der jahrelang dauernden grauſamen Lutheraner-Verfolgungen. „Wie wünſchte ich, mich ihnen anſchließen zu können", ſagt das T. B., als man anfing ſie zu drücken. Aber ich konnte und kann es nicht.

„Schreckliche abſolutiſtiſche Willkür in dieſem Kabinets-Ordre-Regiment!" ruft das T. B. 20. April 1834 aus. Wir, incluſive meine Schwägerin Lucie, machten noch eine Abſchiedsreiſe nach Naumburg, meiner lieben Auguſte Grab, Pforta und Frankleben, und verließen dann, nachdem den Abend vorher bei warmem Mondſchein unſere Studenten uns noch auf dem Hofe unſerer Wohnung ein Ständchen gebracht hatten, Halle am 22. Mai 1834 und erreichten an demſelben Tage über Siegelsdorf, wo wir den Polizeipräſidenten von Eſebeck, den Mann meiner Couſine Minette Raumer beſuchten, und über Merbitz Hohenerxleben. Von hier beförderte uns Tags darauf der Geſamtrat von Kroſigk nach Magdeburg. Von dort aus reiſten wir in Geſellſchaft von Goetze nach Kläden in der Altmark, wo wir Wilhelm mit allen ſeinen Kindern fanden. Ich machte hier zuerſt die Bekanntſchaft Jakobs, der von da an bis heute ein ſo bedeutender Teil meines und des Lebens meiner Frau geweſen iſt und uns ſo viel Freude gemacht hat. Es war noch heller Sonnenſchein, als wir ankamen, aber er lag ſchon in ſeinem Bettchen, in einem Korbe, aus dem er ſich aufrichtete, uns zu begrüßen.

Elftes Kapitel.

# Wilhelms Tod und die ersten Jahre in Frankfurt a./Oder.

## 1834 bis Februar 1837.

Am 29. Mai reisten meine Frau und ich, Wilhelm und seine vier Söhne von Kläden ab und kamen Tags darauf über Rathenow abends in Berlin an, wo wir das Haus in der Luisenstraße, welches weit von der Straße zurücktritt, bezogen.

Mein Bruder Wilhelm hatte sich seit dem im April 1830 erfolgten Tode seiner Frau sehr viel mit seinem eigenen Ende beschäftigt; selbst seine sechs Kinder — damals 1834, im Alter zwischen 12 und 4 Jahren —, die er sehr liebte, banden ihn nicht so an das irdische Leben, als man es hätte erwarten sollen. Einige Wochen vor seinem Tode schrieb er in Veranlassung eines leichten Unwohlseins, daß ihm diesmal der Tod nahe vor die Seele getreten sei. Hieraus erklärt sich sein unten mitzuteilendes Benehmen in seiner letzten Krankheit. Seinen Freunden war diese Richtung auf das Ende weniger bemerkbar, weil er gerade in seinen vier letzten Lebensjahren in Beziehung auf Personen und Sachen eine Empfänglichkeit zeigte, die den Eindruck eines in vieler Hinsicht sich erst entfaltenden Lebens machte.

Im Juli 1834 wiederholte sich der Konflikt, den Wilhelm schon 1821 zu bestehen hatte, an dessen Folgen sich nun seine letzte Krankheit und sein Tod anschloß. Er weigerte sich als Präsident des Kriminalsenats in Frankfurt, einen angeblich demagogischen Auskultator auf die Requisition eines Subdelegierten der schon erwähnten Ministerialkommission zu arretieren, weil er deren Legitimation zu solchen vor die ordentlichen Gerichte gehörigen Prozeduren nicht anerkannte, da ihre

Kompetenz nicht in gehöriger Form festgestellt und publiziert war. Leopold und ich waren entschieden auf Wilhelms Seite, der lange Kleist aber, damals Rat im Justizministerium, nahm Partei gegen ihn. Den weiteren Verlauf erzählt folgender Brief, den ich am Tage von Wilhelms Begräbnis am 23. August 1834 an meinen Schwager Thadden schrieb:

„Du erhältst von mir wieder eine Trauerpost, aber auch die Nachricht, daß der HErr meinem lieben Bruder bis zuletzt nahe gewesen ist. Die treue Bewahrung der ihm anvertrauten Rechtsformen und des Ansehens der Gerichte zog ihm das Mißfallen und einen unverdienten Verweis des Justizministerii zu, worauf, als er sich nachdrücklich verantwortete, eine ungnädige Kabinetsordre folgte, bei deren Empfang am Dienstag dem 12. in Frankfurt er unwohl wurde. Tags darauf war er wieder wohl. Voß besuchte ihn, und Donnerstag den 14. reiste er mit Voß, weil er sich auf die Kabinets-Ordre erklären mußte und Rath bedurfte, hierher. In Müncheberg war er schon so unwohl, daß Voß einen Arzt zuzog, ob er weiter reisen dürfte. Der Arzt erlaubte es. Er trat bei Voß ab und war den Freitag noch so wohl, daß er aufstand und seine Erklärung auf die K. O. aufzusetzen anfing, auch Besuche annahm. Doch entwickelte sich ein gastrisches Fieber. Sonnabend ließ er sich zu uns bringen, wonach ihn sehr verlangt hatte. Er hatte Göschel kennen lernen wollen; ich hatte ihn herbestellt; — — er mußte aber, da Wilhelms Zustand zu fieberhaft war, wieder abbestellt werden. Bis Montag stieg das Fieber furchtbar — er phantasierte ab und zu —, Montag Nachmittag trat ein Schweiß ein, der ihn erleichterte, aber doch die Krankheit nicht brach. Dienstag mußte ich ihm versprechen, wenn sein Tod herannahe, es ihm zu sagen, — er wolle sich dann von mir zum Tode vorbereiten lassen und das heilige Abendmahl von Theremin empfangen. Außerdem vermachte er mir seine vier Söhne. — — Wir besprachen dies gründlich, er fühlte sich sehr zufrieden, daß dies abgemacht war. In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch den 20. August wurden ihm Hände und Füße kalt. Um 10 Uhr früh am Mittwoch erkannten die Aerzte hieran eine innere Lähmung und erklärten, es sei keine Hoffnung mehr. Ich teilte ihm seinen Zustand mit, — er war sehr heiter und gefaßt. Ich las ihm auf sein Verlangen; »Wie fleucht dahin der Menschen Zeit,« und in Beziehung auf das heilige Abendmahl: »Schmücke dich, o liebe Seele,« — beides von ihm ausgewählt, vor.

Ich betete einige Worte, die er mit fester Stimme nachsprach und wiederholt verlangte und nochmals nachsprach. Sehr fest, ruhig, langsam. Er sprach aus, wie er nach vielen Ab- und Umwegen Friede und Gewißheit im Glauben gefunden und nun gute Hoffnung habe. Bei den Worten des Liedes »mit klugem Herzen suche dich« sagte er: »Ich habe nicht mehr viel Zeit zum Suchen!« — — Dann: »Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein!« mit fester Stimme langsam, als hielte er sich die Verheißung zum Anschauen vor die Augen. — — Nun verlangte ihn sehr nach dem heiligen Abendmahl, damit er nicht vorher die Besinnung verlöre. Erst um ein Uhr kam Strauß, Theremin war verreist. »Ich bin gesund von Frankfurt hergereist, damit Sie mir das Geleit in die Ewigkeit geben,« sagte er ihm. Wir nahmen es alle mit, — Otto, Hannchen, Luise, Lucie, auch Lancizolle. Er war ganz still. — — Nachher sagte er ruhig: »Mir wird kalt auf dem Rücken, ich glaube, das ist das Ende.« — — Luise und ich, Niemand weiter, saßen bei ihm. Der Todeskampf war bald vorüber, er hauchte dann langsam aus. — — Wie er mir ausdrücklich aufgetragen, reiste ich noch den Mittwoch Abend nach Fankfurt — mit Lancizolle. Der kleine Polte war anfangs untröstlich, die übrigen Jungen empfanden nichts; gestern kam ich mit den vier Knaben, die nun bei uns bleiben, hier an. Heute war das Begräbniß. Strauß redete sehr schön. Leopold [Ludwigs Bruder] ist leider noch nicht hier und erfährt es erst heute. Unser Schmerz ist groß, doch der Trost aus seinem Tode und Glauben und der vielen Liebe, die er gehabt, auch groß. — — Ich habe bei dem allen innerlich viel Strafe und Segen erfahren. Wir haben ein schweres Amt übernommen."

Ich füge diesem Brief noch folgendes bei: Leopold schrieb am 2. August aus Mecklenburg empört über das Hineinziehen des Königs von Seiten Mühlers, statt einzugehen auf Wilhelms Bedenken: „mit solchem Servilismus, mit solchem Abstoßen aller selbständigen Kräfte will man dem übermächtigen Liberalismus entgegen treten," und später: „ich kann nicht sagen, wie mich dieser Despotismus indignirt." Am 6. Oktober schrieb mir Leopold aus Berlin nach Kläden, „Mühler ist sehr betrübt über Wilhelms Tod gewesen und Kleist soll sehr frappirt gewesen sein, daß man hier ihn mit dieser Sache in Verbindung brächte, was Mühler von Neuem hart treffen würde." Die Kabinetsordre habe Wilhelm, so sagte er selbst, gleich die Aussicht vor Augen gestellt, das ihm lieb gewordene Frankfurt verlassen zu müssen und

dies habe ihn sehr erschüttert. Voß hat ihm in Frankfurt mitgeteilt, daß Leopold gesagt habe, wenn er den Abschied nähme, so könne er ja nach Rohrbeck ziehen und von den Rohrbeckischen Revenuen leben, die wir Brüder ihm überlassen könnten. Dies ist ihm sehr tröstlich gewesen, wie er nachher oft wiederholte, noch an seinem Sterbetage. Er wurde am Sonnabend, den 23. August, 6 Uhr morgens, auf dem Dom=Kirchhofe in Berlin an der Elisabethstraße begraben. Die Leichenrede hatte den Text: „Es ist vollbracht.“

Unterm 6. Juli 1833 hatte Wilhelm, als ebenda unser Onkel Raumer wenige Tage vorher begraben worden war, in einem Briefe an Frau von Levetzow diesen Kirchhof als denjenigen bezeichnet, „wo mein Vater und meine Schwester begraben liegen.“ „Ich bin einige Male mit Ida auf dem Kirchhofe gewesen immer mit dem Gedanken, auch wir würden dort einst begraben werden. Der Herr hat es anders gefügt. Sie ist bei Ihnen [Frau von Levetzow] in Kläden zur Ruhe gebracht worden. Wer weiß wo ich sie finde! Ich sehe hier in Frankfurt unsern Kirchhof oft darauf an. Wo wir sterben, wir sterben nach Seinem Willen und bleiben unter dem Schutze Seiner allmächtigen Hand.“ — Wilhelm hatte am 14. August bei seiner Abreise von Frankfurt nach Berlin seinem Sohn Leopold in sein Stammbuch geschrieben: „Ich vergesse was dahinten ist und strecke mich nach dem was vorne ist.“ Damit suchte ich ihn zu trösten. Wir sangen zusammen das Lied: „Wie flieht dahin der Menschen Zeit“. Die Töchter erfuhren den Tod in Frankfurt am Main auf einer Reise, die Levetzows mit ihnen machten. Am 25. August wurde auf dem Kammergericht sein Testament Leopold und mir publiziert. Er hofft darin in kurzen bündigen Worten „Vergebung seiner Sünden in Christi Blut“ und befiehlt seinen Geist in Gottes Hände. Er ernennt eine Reihe völlig bereiter Vormünder seiner Kinder, als letzten sogar Radowitz. Als erster trat Leopold ein, als zweiter und letzter ich erst in den vierziger Jahren.

In dem Politischen Wochenblatte vom 23. August, dem Begräbnistage Wilhelms, steht ein vor seiner Erkrankung geschriebener Artikel von mir „Über Formen der Gesetzgebung“, in welchem ich „gehörige Formen“ (Staatsrat 2c.) fordere, im Gegensatz zu dem damaligen sehr üblen Mißbrauch der Gesetzgebung durch Kabinetsordres, die so oft von einzelnen Ministern ohne weitere Beratung extrahiert wurden. Dieser Gegensatz ist zwar nicht individuell hervorgehoben aus Furcht

vor der Zensur, aber es sind als Gegensatz und Muster die Beratungen in Parlamenten und Kammern, welche die Gründlichkeit der Gesetzgebung sicher zu stellen geeignet sind, dargestellt und gewarnt, daß man mit dem Absolutismus des liberalen Konstitutionalismus nicht Herr werden würde, da der Konstitutionalismus mächtige Wahrheiten enthalte, — wie ich dies damals und bis jetzt immer behauptet habe. Radowitz nannte dies damals „liberale Nachtschweiße", aber 1849 plumpte er selbst kopfüber hinein in den Liberalismus vulgaris.

Die vier Knaben machten meiner Frau und mir viel Sorge, aber auch, da wir sie sehr lieb gewannen, viel Freude. Jakob war allerliebst, aber sehr heftig, man kann sagen, verwildert.

Leopold kam von Petersburg zurück im Gefolge seines Prinzen und der Kaiserin. Als sie durch Pommern reisten, so erzählte Leopold, forderte die Großfürstin Maria (geb. 1819), nachmalige Herzogin von Leuchtenberg, ihn auf: de raconter des histoires des „Pommersche Fräuleins." Er: wie er dies könne, da seine Frau und seines Bruders Frau „Pommersche Fräuleins" seien, worauf sie rot werdend: „yatil donc dans la société des „Pommersche Fräuleins?"

Anfang Oktober verlobte sich mein Bruder Otto mit meiner Schwägerin Pauline von Blanckenburg.

**T. B. 30. November.** Sonntag. „Soeben war ich beim Kronprinzen. Er habe geglaubt, sagte er, sich zu erinnern, daß der Entwurf einer Ehescheidungs-Verordnung mir aufgetragen worden sei, und daß der König dies befohlen habe, daher »welcher Schreck, als ich diese .... (einen Entwurf aus dem Kamptzschen Ministerio) erhalte.« Und als ich sagte, Kamptz selbst habe viel Antheil daran: »Nun, da habe ich schön angestoßen.« Der Kronprinz geht immer auf Emancipation der Kirche aus, das andere läßt er bei Seite liegen. Geistliche Collegia, meinte er, sollten über jede Ehescheidung urtheilen, aber nur mit der Wirkung, daß das Gewissen der Ehegatten dadurch gerührt werde und der Prediger, dem künftig die Wiedertrauung angesonnen werde, Schutz finde. Eigentlich, meinte er, sollte nur Ehebruch der Frau den Mann quoad vinculum scheiden. Untreue des Mannes sei, sagte er später, kein Ehebruch, sondern nur Untreue. Eine Frau dürfe nicht ihre Enveloppe umnehmen, auf das Kammergericht gehen und ihren Mann verklagen." Er hatte recht.

Wilhelms Kindern wurden in dieser Zeit — unerbeten von uns — Erziehungsgelder vom Könige ausgesetzt, die zu ihrer Erziehung

verwendet worden sind. [L. v. Gerlach war inzwischen als Nachfolger seines Bruders Wilhelm zum Oberlandesgerichts-Vizepräsidenten in Frankfurt a. O. ernannt.]

**T. B. 31. Dezember.** „Ich hatte mich als Präsident bei dem jungen Prinzen Wilhelm im Schloß, da sein Haus gebaut wurde, zu melden. Er fragte mir mein Urtheil über Kamptz und Mühler ab und erzählte, er habe neulich der Prinzessin aus alten Zeitungen vorgelesen, unter anderem, daß ich blessirt bei Papas Begräbniß gewesen." — Nachher sagte Polte zu ihm, ich solle der schärfste unter uns Brüdern sein, worauf der Prinz: „Nun, Sie sind schon hinlänglich scharf."

**T. B. Neujahr 1835.** „In den Weihnachtstagen hat früh im Finstern ein Militär-Kommando die Kirche in Hönigern in Schlesien mit Kolbenstößen genommen. Die Lutheraner hatten sie en masse besetzt unter Leitung ihres Pastors Kellner, um nur der Gewalt zu weichen. Hahn (der spätere Generalsuperintendent) hat dann darin gepredigt und acht Personen das heilige Abendmahl gereicht."

Tholuck schreibt mir aus Halle 16. Februar: „Durch das harte Verfahren (in den Kirchensachen und andern) hat die Regierung in den jungen Gemüthern einen großen Samen von Opposition ausgestreut. Sämmtliche Studenten hatten sich vereinigt, Guericke ein vivat zu bringen, oder vielmehr dem Könige ein verkleidetes pereat. Neulich wollte ich im Collegio die Bedeutung des griechischen Optativs erläutern und brauchte in aller Unschuld das Beispiel: »Geehrt sei unser König« — es folgte ein allgemeiner Tumult."

Im Februar wurde Professor Guericke in Halle seiner außerordentlichen Professur wegen seines separierten Luthertums entsetzt, wogegen Professoren und Studenten demonstrierend große Entrüstung an den Tag legten im Interesse nicht des Luthertums, sondern der Rechte der Professoren. Er ließ sich förmlich von den Separierten zum Pastor für Halle und Naumburg ordinieren. Gesenius und Wegscheider hat man 1830 nicht abgesetzt.

**T. B. 13. Januar.** „Wohl zwei Stunden beim Kronprinzen. Wieder seine Ideen: Vorhaltung dessen, was die Schrift von der Ehescheidung sage, an die die Scheidung suchenden Ehegatten vor Gericht ohne civile Folgen. Ich suchte auf alle Weise den praktischen Standpunkt zu fassen und ihn dabei festzuhalten!"

Am 14. Januar siedelten wir von Berlin nach Frankfurt über in das Haus mit dem Türmchen am Anger und am 15. kam Wallmann

als Hauslehrer bei uns an, empfohlen von Tholuck, 23 Jahre alt. Er übernahm die vier Knaben, die ihm, wie auch ich, viel Dank schuldig sind. Bei ihm lernte ich hebräisch, was mir sehr nützlich geworden ist.

Wir traten in Frankfurt zugleich mit meinem Eintritt in meines Bruders Amt auch in seine dortigen Bekanntschaften ein: Graf Krockow, Major von Schmeling — von dem Thadden schrieb: „an ihm, meinem alten Lehrer im Kadettenhause, wirst Du einen wahren Schatz haben" — Oberlehrer Heydler und andere, resp. mit ihren Familien.

Leopold schrieb mir aus Berlin am 21. Januar: „Vergiß das Wochenblatt nicht, es fällt sonst den Absolutisten und Papisten in die Hände. — Ergreife jede Gelegenheit Dich beliebt zu machen. — Behandle die Menschen mehr direkt als oblique. Letzteres paßt nicht für Dich und zu Ersterem hast Du entschieden Gaben."

Gleich anfangs trat mir hier die Lutheraner-Verfolgung entgegen. Auf Grund unionistischer Kabinetsordres verfuhr das Oberlandesgericht mit Gefängnisstrafen gegen die armen Landleute, besonders in den Kreisen Züllichau und Schwiebus, die aus Religionsgründen ihre Kinder den Schulen entzogen, Taufen landeskirchlicher Geistlicher vermieden, von ihren ausgetretenen oder suspendierten Geistlichen das heilige Abendmahl empfingen, ihre Kinder selbst tauften u. s. w., — und gegen die ausgetretenen, suspendierten Geistlichen selbst wegen ihrer Amtshandlungen. Keine liberale Stimme erhob sich dagegen. Ich widerstand möglichst im Collegio aus formellen Gründen (Übergehung des Staatsrats u. dergl.), aber fast ohne Erfolg und es entstanden bei mir Gewissensbedenken, ob ich, wenngleich meinen Dissens erklärend, doch mit meiner Namensunterschrift an diesen Prozeduren mich beteiligen dürfte. Im Einklang mit Leopolds Rat ließ ich diese Bedenken zwar fallen, jedoch so, daß ich gleichzeitig mein Gewissen belastete mit der heiligen Pflicht, mich der Verfolgten auf alle Weise anzunehmen, bei den Ministern, bei Hofe und sonst. Es war auch in den christlichen Kreisen, in Berlin und selbst in Pommern, Trieglaff u. s. w. noch kein Verständnis für diese Fragen.

Der andere Verwaltungschef in Frankfurt der Regierungspräsident von Wißmann war, neben dem vornehm-indifferenten Präsidenten von Reck, ein liberaler, bureaukratischer Ungläubiger. Es kam später zwischen ihm und mir zu vielen eingehenden Gesprächen über Glaubens-

zunächst nicht auf Sieg sondern auf Schwachheit und Niederlage zu rechnen ist, denn schwach bin ich, sind wir. — Schon die Familie, diese vier lebenslustigen Jungen mit dem christlichen Bewußtsein durchdringen ist schwer; besonders schwer aber wird die Aufgabe, wenn sie als eine der ganzen Partei angesehen wird und ich daher die Mängel und Sünden der Partei als eigne Sünden fühle und trage. Leopold ist nun Freund des Kronprinzen, Missionsvorsteher, Leiter des Politischen Wochenblattes, Voß beim Kronprinzen, Alvensleben Finanzminister, dazu Rochow, endlich meine amtliche Stellung. — — »Ich bin der Weinstock«, sagt der HErr, »ohne mich könnt ihr nichts thun!«"

Leopold schreibt mir aus Berlin am 7. März: „Sieh Dir doch mal »Goethens Briefwechsel mit einem Kinde« an, um einen Blick in das schändliche Heidenthum unserer Kunst zu thun."

Am Karfreitage, 17. April, war ich in Berlin mehrere Stunden abends beim Kronprinzen. Die Themata waren das Ehescheidungsgesetz und die lutherische Spaltung. Ich erzählte ihm von den Verfolgungen der Lutheraner in den Kreisen Züllichau und Schwiebus. Auf meinen Vorschlag, mich direkt an den König zu wenden, erwiderte er: es sei nichts zu machen, ich würde nur schaden und eine ungnädige Kabinetsordre, verfaßt vom Bischof Neander erhalten, der (wörtlich) „Ihnen die Ehre anthut, Sie zu hassen. Man weiß von Ihnen nur, daß Sie ein entschiedener Christ sind. (Dies berührte mich sehr beschämend.) Es ist auch wichtig, daß Sie Ihre künftige Wirksamkeit schonen." Dann nachdenklich, er sinne, wie man dies dem Könige vortragen könne, es wäre doch sehr gut. „Der König denkt, es geht Alles vortrefflich." — Voß sagte nachher: mit dem Kronprinzen umzugehen sei heilsam für mich, weil ich dadurch notgedrungen en croupe käme. Er meinte, des Kronprinzen Idealisieren nötige mich gegen meine sonstige Art auf nüchterne Praxis zu bringen.

Bald nachher wurde mein Bruder Otto als Pastor an der Elisabethkirche in Berlin angestellt. Am 23. Juni fand infolge dieser Anstellung seine Heirat mit meiner Schwägerin Pauline Blanckenburg statt. Die Trauung durch Strauß im Dom. — Sehr lebhaft habe ich in der Erinnerung, wie der kleine allerliebste Jakob mit vor dem Altar saß in einem grünen Habit. Die weitere Feier fand in der Wohnung unserer gemeinschaftlichen Schwiegermutter statt, in dem großen Veronaschen Hause Unter den Linden, wo sechs Jahre vorher auch

meine Hochzeit gefeiert war. — Am 26. Juni wurde Otto vom Bischof Neander (nicht zu verwechseln mit dem Professor) in sein neues Amt feierlich eingeführt in Gegenwart des Königs. Es wurde erzählt, der Kronprinz habe gesagt: in vier Jahren würde Bischof N. ihn um sein Amt gebracht haben.

Leopold schrieb mir am 3. Juli aus Berlin: „Ottos Antrittspredigt war unbedenklich die beste, die ich von ihm gehört habe. Der König sagte zu mir: »das war ja eine kräftige Rede«. Er predigte die Verdammniß und den Krieg, den der Heiland auf Erden gebracht hat.“ — Um diese Zeit fing Ottos Bibel-Kommentar an zu erscheinen, der einen so großen Teil seines ferneren Berufslebens ausgefüllt hat. Schmieder schrieb mir darüber aus Pforta am 10. Juli: „Er hat vor dem Eintritt in das Amt schon mehr für das Amt gearbeitet, als mancher Andere in einem langen Amtsleben. Die Frucht davon wird seinem Amte und seinem Hause gesegnet sein.“

Leo schickte mir seine Universal-Geschichte Band I und schrieb dazu aus Halle am 17. Juli: „Wie ich es dachte und schrieb, habe ich bei sehr vielem Ihr Bild gegenwärtig gehabt, bei noch mehrerem gewünscht Sie zu fragen und mir so die Sache deutlicher zu machen. Ein Trieb geht durch das ganze Buch, durch alles gleichgültige Detail der erwähnten Begebenheiten, durch allen gelehrten Wust hindurch, der Trieb, einem Geschichtsunterricht entgegen zu arbeiten, der die geschichtlichen Objekte benutzt die Menschen sittlich zu neutralisiren. — Indem ich aber das Ganze überblicke, finde ich nur zu viele Partien, wo das, was ich gewünscht zu erreichen, unter der Last des Stoffes an den Boden gedrückt kaum fortkriecht, geschweige sich lebendig bewegt und Andere gewinnt.“

Auch in die hochwichtige Frage von der Weigerung widerkirchlicher Trauungen (Einsegnung des Ehebruchs) trat mein Bruder Otto als Pastor nun praktisch ein. Die daraus hervorgehenden Kämpfe begleiteten ihn sein noch übriges Leben hindurch bis an sein Ende 1849. Entschlossen nicht zu kopulieren, wie er war und blieb, schwankte er doch, ob er auch nicht aufbieten dürfe. Er entschloß sich endlich es zu thun, was schwerlich zu rechtfertigen ist, indem er meinte, das Aufgebot als einen mehr äußerlichen und vorbereitenden Akt ansehen zu dürfen.

Ende November 1833 erkrankte Otto so heftig an den Pocken, verbunden mit einem Schlaganfall, daß er über vierundzwanzig Stunden ohne Besinnung war und lange für fast sterbend gehalten wurde. Sein

sehr sorgfältiger Arzt war Dr. Mangold, ein christlicher Mann, der ihm wohl das Leben gerettet hat.

Am 23. November früh, dem Tage nach dem Schlaganfall, schrieb mir Leopold: „Um Mitternacht kam ich zu ihm und fand ihn völlig ohne Besinnung, röchelnd, nicht schlucken könnend, in Mangolds Händen. Dieser sagte: es sei so gut als gar keine Hoffnung“ und am 24.: „Er lebt noch und ist wunderbarer Weise sogar besser, es ist noch keine Krisis, sondern nur ein schwaches Nachlassen des Drucks auf dem Gehirn. Der Herr möge gnädig sein, doch nicht unser, sondern Sein Wille geschehe. Unsere Zeiten sind wunderbar, wer ihnen entgegentritt, unterliegt auf die eine oder die andere Weise. Es ist als ob der Herr Menschenhülfe nicht wollte.“

Meine Frau und ich eilten nach Berlin, fast gewiß ihn tot zu finden, aber er genas allmählich. „Ich habe noch Niemand dem Tode so nahe gesehen, der doch genesen wäre,“ schrieb Leopold am 27. November. Auch meine Schwägerin Pauline bekam in heftiger Weise die Pocken.

Die Rekonvaleszenz erforderte viel Zeit. Meine Schwägerin Lucie Blanckenburg half drei Wochen lang pflegen. Als sie zu uns nach Frankfurt zurückkam, schrieb Leopold an mich: „sage ihr, sie möchte sich mit Liebe der schweren Tage erinnern, die wir zusammen verlebt hätten.“ Leopold hat wochenlang viele Nächte bei Otto gewacht. Er tat dies bei Kranken sehr gern und hatte ein besonderes Interesse an der Beobachtung Schwerkranker; ich glaube er hatte ärztliche Talente. Von mir hat er immer gesagt, ich würde von uns Brüdern am längsten leben. Schon seit beinahe zehn Jahren bin ich jetzt allein noch am Leben.

Am 13. Dezember schrieb er: „Die schwarze Tafel, die Dir so imponirt, ist nichts als ein Denkmal der Erbärmlichkeit der Polizei. Sie ist nicht schwarz, sondern weiß und hängt im Hause (vor dem Rosenthaler Thor) unweit der innern Klingel, mit der Inschrift: »Hier ist ein Pockenkranker«, so daß sie zu spät warnt. Wenn eines, so hat Ottos Haus die erste Klasse der Pockendekoration verdient. Aber auch hier geht es nicht nach Verdienst, sondern nach Ansehen der Person; erst als Neumann [ein bei Otto wohnender Kandidat] erkrankte, hing man sie inwendig auf, während arme Handwerker durch eine schwarze Tafel auswendig am Hause der lieben Gesundheit wegen ohne Weiteres dem Elende und der Armuth Preis gegeben werden.“

Noch Ende Januar 1836 war Otto bei dem ersten Versuche zu gehen umgefallen. Es traten neue Krankheitserscheinungen der schlimmsten Art ein, er war an einem gastrischen Fieber dem Tode nahe. Im März wurde er noch einmal schwer beschädigt durch Verschütten des siedenden Wassers einer Kaffeemaschine, so daß er mehrtägiges Wundfieber bekam.

Über den Christabend 1835 schrieb mir Leopold: „Um 7½ war ich beim Kronprinzen, wo die ganze königliche Familie sich untereinander und ihrer Umgebung bescheerte. Ich erhielt vom Kronprinzen einen Baumkuchen, vom Prinzen Wilhelm eine Fußdecke und vom Könige eine Tasse." Das Geschenk eines Baumkuchens wurde zur Gewohnheit, ununterbrochen erfolgte an jedem Christabend bis 1860 inclusive ein kronprinzlicher resp. königlicher Baumkuchen.

Das Politische Wochenblatt vom 30. Januar 1836 enthielt eine ausführliche Abhandlung von mir, überschrieben: „Was ist Freiheit", welche diesen Begriff aus seiner höchsten und tiefsten Fassung »Deo servire libertas est« entwickelt bis hinab in die Details des Staats und Rechts. Zu dieser Abhandlung bekenne ich mich noch heute 1870.

Um diese Zeit erschien und machte großes Aufsehen David Straußens „Leben Jesu", welches den historischen Grund des Christentums umstößt. Tholuck schrieb mir darüber, Januar 1836: „Dies Buch füllt jetzt mein geistiges Leben aus, ich sehe darin ein großes Zeichen der Zeit. Auch hier in Halle it makes sad ravages. Die Rationalisten klatschen mit den Händen" — Tholuck, Thilo, Ullmann, Gesenius, Wegscheider bildeten die theologische Fakultät —. „Thilo schmunzelte freundlich: »das habe ich lange gedacht.« Ullmann sagt: »es ist ein ungeheurer Kerl, aber unwiderleglich ist er nicht.« Gesenius: »daß dich der Teifel, daß dich der Teifel! so mußte es kommen, anders nicht.« Wegscheider: »es ist brauchbares darin, aber alles dürfte sich doch nicht halten lassen.«" —

Das preußische Kultusministerium forderte dem Professor Neander ein Gutachten ab, ob das Straußsche Buch zu verbieten sei, was Neander verneinte und zugleich sich öffentlich aussprach gegen die „allein seligmachende Dogmatik und die Gängelbänder der Autorität," welche, wie er meinte, die Ev. Kirchenzeitung lehre. Ich schrieb zwei Abhandlungen, die eine unter eben diesem Titel, die andere „Über Bücherverbote", in welchen ich mich auch gegen das Verbot des Straußschen Buches ausspreche, zugleich aber über die Fragen von der Kirche, von ihrer Autorität, von ihrem Verhältnis

zur Wissenschaft und zum Staate, von der Toleranz u. s. w. so voll und ausführlich, wie kaum vor oder nachher. Es war der Ausdruck dessen, was damals mein Herz und die Herzen vieler in ihrem Innersten bewegte.

Um diese Zeit, Frühjahr 1836, bot mir Minister Mühler die Präsidentenstelle in Hamm, wo nur ein Präsident war, an. Ich lehnte ab.

Mein Gewissen hatte sich geregt wider das Unwesen des Eingreifens durch Kabinetsordres in Gesetzgebung und Rechtspflege. Am 8. April 1836 hatte ich eine Audienz beim Kronprinzen, dem ich ein Promemoria darüber eingereicht und das er freundlich aufgenommen hatte. Es stellt diesen Unfug, von dem man sich jetzt schwer eine richtige Vorstellung macht, in einer Reihe von Beispielen dar und bezieht sich auf die Verordnungen von 1817, deren Vorschriften über den Staatsrat durch diese Kabinetsordre=Gesetzgebung schreiend verletzt wurden, weist auch speziell nach, wie wir dadurch in pseudokonstitutionalistische Anschauungen gedrängt werden. Speziell wird darin gezeigt, wie damit die Lutheranerverfolgungen in ihren schlimmsten Details zusammenhingen. Es ist eine echte Errungenschaft des Jahres 1848, daß wir seitdem Formen der Gesetzgebung haben.

„Der Kronprinz sagte," so beschreibt das T. B. die Audienz, „er habe Gebrauch davon gemacht," ferner: „nun, wenn ein neuer Chef=Präsident nach Frankfurt käme, würde ich nicht mehr solchen Wirkungs=Kreis dort haben, als unter dem alten Präsidenten, und bedauerte, daß ich nicht als alleiniger Präsident nach Hamm ginge." Am 12. April war ich zum ersten Mal einen ganzen Abend beim Kronprinzen und am Tage vorher ebenfalls zum ersten Mal zur Tafel.

Von diesem Berliner Aufenthalt erzählt noch das T. B. 9. April: „Otto hat durch die Ankündigung, er werde eine Stunde vor jeder Kommunion in der Sakristei sein, eine Privatbeichte eingeführt, an der der dritte bis vierte Theil der jedesmaligen Kommunikanten theilnahm."

**T. B. 15. April.** „Radowitz sagte mir, Leopold sei der Mensch, den er auf der Welt am liebsten habe. Ich traf bei ihm Luise Hensel. Sie sagte, sie sei unzufrieden mit den Zusätzen Clemens Brentanos zu den Visionen der Nonne von Dülmen. Ihr sei das innere Leben der Nonne viel mehr gewesen, als ihre Visionen. Sie, nemlich die Hensel, war dort gewesen. Die „Zusätze" werden wohl im Ausmalen der Details bestanden haben."

Als ich am 17. April nach Frankfurt zurückkam, war Präsident Reck verabschiedet. Der Geh. Oberjustizrat Scheller wurde sein Nachfolger.

Im Mai 1836 waren die beiden ältesten Söhne König Louis Philipps in Berlin bei Hofe; bei ihrer Durchreise durch Frankfurt wurde ich ihnen vorgestellt. Diese erste anerkennende, nahe persönliche Berührung mit der Juli-Usurpation wurde als etwas unheimliches von zweifelhafter Berechtigung empfunden.

**T. B. 23. Mai.** „Ich war beim Präsidenten Wißmann. Die Fürstin Reuß in Klemzig hatte mir geschrieben, auf welche Weise wohl ihrer lutherischen Försterfrau, die um des Glaubens willen mit ihrem Mann nach Amerika auswandern will, die Erlaubniß verschafft werden könne, ihre Kinder erster Ehe mitzunehmen, was ihr vom Vormundschaftsgericht versagt werde. Regierungspräsident Wißmann war sehr betrübt über diese Auswanderung von drei- bis sechshundert Menschen, denen die Behörden das beste Zeugnis gaben, — es sei dies gegen alle seit Jahrhunderten geltenden preußischen Regierungsmaximen." Der gesamte deutsche Liberalismus, der überfloß von Freiheitsgeschrei, war diesen Religionsverfolgungen gegenüber kalt wie Eis und stumm wie Stein. Tätig schritt auch Wißmann, so viel mir bekannt geworden, nicht dagegen ein.

„In den lutherischen Sachen," schreibt Leopold am 24. Juni, „ist garnicht anzukommen, da der König selbst die Hauptperson dabei ist und daher der Kronprinz nichts thun kann. Tauscher ist letzt wegen einer Erbauungsstunde in Hartau brutal behandelt, die Theilnehmer aus andern Gegenden ins Gefängniß geworfen worden. — Man sieht nicht ein, daß so ein gründlicherer Gährungsstoff als durch die Demagogen bereitet wird, wiewohl ich auch nach Lesung der gedruckten Demagogen-Untersuchungen überzeugt bin, daß durch dieses negative Verfahren gegen sie der guten Sache die besten Kräfte entzogen werden. Ueberhaupt denkt man nicht genug an die Gefahr, die es hat, immer mehr Personen, Lutheraner, Demagogen u. s. w. neben die Obrigkeit zu stellen. Zuletzt bleibt diese allein übrig und dann heißt es, wie in den Pariser Julitagen, »mais qui tirera?«

**T. B. 5. November 1836.** „Ottos Suspension wegen einer verweigerten Trauung ist im Werke; das Konsistorium antwortet ihm auf seine Gewissensbedenken mit Verweisung auf seine Pflichten als Staatsdiener und auf das Landrecht, und mit Geldstrafen. Einige

Gemeindeglieder sollen ihm gesagt haben, wenn er abgesetzt werde, so würden sie lutherisch. Leopold spricht schon von Ottos Ziehen nach Rohrbeck und Wohnen daselbst mit fünfhundert Thlr. jährlich."

Leopold schreibt unterm 30. November über diesen Kampf Ottos an mich: „Ein Kirchenregiment, das einen Prediger mit seinen Gewissensbedenken, selbst wenn sie falsch wären, nur auf den Gehorsam des Staatsdieners verweist und das Evangelium ignorirt, ist der Anfang des Antichrists, wie jeder, der an Stelle der Gemeinde, bei der der Herr ist, den weltlichen Befehl setzt. Das ist auch das lebendige an der jetzigen lutherischen Opposition; es kann weder durch Strenge noch durch Milde überwältigt werden." Ein anderer Brief Leopolds vom 15. Dezember entwickelt ausführlich Recht und Pflicht der Geistlichen, aus der heiligen Schrift, den symbolischen Büchern und der evangelischen Kirchenlehre, als dem geltenden Rechte der Kirche, die Norm für diese Fragen zu suchen, nicht aber im Allgem. Landrecht, — und schließt dann: „Schuld, wenn es Otto schlecht geht trägst Du, weil Du nicht längst die juristische Seite dieser Sache eruirt und festgestellt hast." Diese so scharf eingemahnte Schuld habe ich nun über 30 Jahre hindurch abzuarbeiten mich bemüht.

**T. B. 7. Dezember.** „Fulminantes Rescript der beiden Justizminister von Kamptz und Mühler auf einen Bericht des Oberlandesgerichts, den ich im Collegio durchgesetzt, Präsident Scheller aber mit einem dissentirenden Separatvoto begleitet hatte, in welchem wir anheimstellten: statt einer unbeglaubigten Kabinetsordre, welche den Ansprüchen aus militärischen Dienstverhältnissen den Weg des Processes abschneidet und welche nicht einmal publicirt werden sollte, über diese Frage vielmehr ein Landesgesetz zu erlassen. In dem Rescript hieß es: wir — das Oberlandesgericht — hätten uns aller Discussionen über Attributionen der königlichen Gewalt zu enthalten und zu gehorchen, gleichviel ob eine „gesetzliche Vorschrift" publicirt sei oder nicht und der Chefpräsident habe, wenn wir aus unserm Wirkungskreis schritten, keine Abstimmung darüber zu gestatten. Präsident Scheller billigte den Inhalt dieses Rescripts. Ich setzte aber im Collegio — zu seinem großen Verdruß — eine Remonstration dagegen durch."

Auf diese Remonstration erfolgte ein Reskript des gutmütigen Ministers Mühler, der solche Sachen mechanisch-geschäftsmäßig nahm und für ihre prinzipiell-politische Seite keinen Sinn hatte: er und

Kamptz seien auch der Meinung, daß alle Verordnungen in der Gesetzsammlung erscheinen müßten, sie hätten aber diese Meinung im Staatsministerium nicht durchsetzen können; das Oberlandesgericht solle nur die Frage gelegentlich wieder anregen.

In dieser und ähnlicher auf solide Legalität dringenden Tendenz ließ der gesamte Liberalismus uns — resp. mich — im Stich.

Recht — ewiges und geschichtliches — in Kirche und Staat im Gegensatz zu Willkür aller Art. — Recht von Oben im Gegensatz zu dem von unten und zum Absolutismus, das war damals meiner Brüder und meine kämpfende Tendenz.

In Beziehung auf den Kabinetsordre-Absolutismus in den Ehe- und Unionssachen schrieb Leopold am 6. Januar 1837: „»Thut was ich Euch befehle, was ihr lehrt ist mir einerlei!« — das ist das jetzige Kirchen-Regiment. Ich sehe schwarz in diesen Dingen und jede Gehaltsquittung die ich unterschreibe, kommt mir in der jetzigen Lage der Dinge wie eine Inconsequenz vor. Wir gehen gewiß großen Anfechtungen entgegen."

**T. B. 11. Januar.** „Wilhelm Raumer sagte zu Otto: »l'Eglise c'est moi,« so habe es bei uns in Preußen immer geheißen. An dieser Aeußerung wird die Nothwendigkeit klar, für die Freiheit der Kirche eine andere rechtliche Basis zu suchen, als in der protestantischen Kirchenverfassung der letzten drei Jahrhunderte zu finden ist."

Ottos Trauungsweigerung, für jetzt nur in einem speziellen Falle, machte in den oberen Regionen viel Lärm; gegen Otto war der König, der Bischof Neander, das Kultusministerium in seiner Mehrheit und das Konsistorium, für Otto der Kronprinz und persönlich der uns sehr befreundete, aber sehr halbherzige Hofprediger Strauß. Der König war zornig — „die Widersetzlichkeit eines einzelnen Predigers sei nicht zu dulden." Strauß wollte Otto halten, war aber in der Hauptfrage gegen ihn; er berief sich auf Luther, der gesagt habe: „wenn der Kaiser eine Ehe scheide, so scheide Gott und nicht der Mensch," und der Prediger sei als Kopulant nur Staatsdiener; erst müsse sich eine Kirche aus lebendigen Gliedern aufbauen, ein gläubiger Prediger, wie Otto, sei jetzt unschätzbar, man müsse alles tun ihn zu erhalten u. s. w.

Es kam zu einer anderthalbstündigen Unterredung zwischen dem Kultusminister Altenstein und Otto. „Altenstein," schreibt mir Otto unterm 8. Januar 1837, „war überaus freundlich; kein

Mensch denke daran mich abzusetzen, die Sache lasse sich gewiß beilegen; nur daß ich via facti verfahren, sei höchst tadelnswerth; die ganze Sache sei sehr wichtig und beschäftige ihn schon lange, „wer sie aber eigentlich verdorben hat, ist Ihr Herr Bruder (nämlich ich), denn es ist ganz verkehrt auf die Ehescheidung ausschließlich die Aufmerksamkeit zu lenken; die Eheschließung und noch vieles andere verwandte muß Gegenstand einer umfassenden Verbesserung werden."*) Endlich kam es dahin, daß der König den Prediger Arndt an der reformierten Parochial-Kirche mit der Trauung beauftragte, da dieser willig war, sie zu vollziehen.

Unterm 21. Januar 1837 schrieb mir Leopold: „Strauß und Neander haben offenbar gegeneinander manövrirt. Kronprinz und König." Thadden sagte: Strauß und Arndt hätten nicht bedacht, daß Simson durch seinen Tod mehr Philister umgebracht, als in seinem Leben. So erledigte sich dieser Fall; Otto hatte keinen Auftrag an Arndt erteilt und kein dimissoriale gegeben.

Gleichzeitig wurde die Vollstreckung der gerichtlich erkannten Strafen gegen die Lutheraner sistiert, wofür der Kronprinz, von mir dringend gebeten, sich lebhaft interessiert hatte.

**T. B. 28. Januar.** „Thadden [zu dieser Zeit mit L. v. Gerlach in Berlin] war so aufgelebt und lieb wie je. Der Segen des neuen Lutherthums machte ihn so heiter, — in Pommern die alten Erweckungen aufgefrischt und dogmatisch und kirchlich gekräftigt; die Lutheraner theilnehmend an pommerscher Innigkeit. Er sagte, es sei eine »unverschämte Prätension« zu fordern, daß die Lutheraner keine konfusen Ideen und keine dummen Streiche machen sollten." Ferner T. B.: „Goetze erzählte mir, daß er es durchgesetzt habe, daß der Minister Mühler meinen Lutheranerbericht seinem wesentlichen Inhalte nach mit meinem Namen dem Könige vorgetragen habe. Er behauptet, daß dadurch die Toleranzverfügungen veranlaßt worden seien. Diese Toleranz bezog sich nur auf Erlaß oder Aufschub der gerichtlich erkannten Strafen. Übrigens wurde fortgefahren, im Wege präventiver Polizei die Lutheraner-Prediger einzusperren bis sie versprachen, nicht mehr zu fungieren, was gegen ihr Gewissen war und mehrfach ihnen sehr langwierige Haft zuzog.

*) Von 1817—1840 war Altenstein Kultusminister und was hat er für diese umfassende Verbesserung getan? Nichts!

Lamprecht, mein Schul- und Universitätskamerad, bearbeitete diese Sachen im Altensteinschen Ministerium. Dieses hat sich gegen den Minister Mühler sehr bitter über meinen Lutheranerbericht und meinen Zweifel an der Legalität der Kabinetsordres erklärt. Goetze will veranlassen, daß Mühler mich vertrete." — Der Bischof Neander zu Leopold: die Lutheraner seien doch wenig zahlreich, — worauf Leopold: aber doch zahlreicher als die Gensdarmen."

**T. B. 3. und 5. Februar 1837.** „Vormittags Audienzen beim Kronprinzen. Er kam wieder auf seine Ideale für die Ehe- und Kirchen- namentlich Unions-Angelegenheiten. Otto, sagte er, habe nicht copulirt, »er war seiner Sache gewiß, Gott segne ihn dafür,« er hätte gewünscht, daß Otto einen Weg gefunden salva conscientia zu trauen. »Aber geändert muß das werden, lieber Vor- als Nachmittag.« Er musterte die jetzigen Streitkräfte der Kirche im Vergleich mit der Zeit »wo nur der alte Jänicke und Hermes das Evangelium gepredigt hätten« und rechnete jetzt fünfhundert Prediger heraus. Ich drängte nach der Praxis hin. Als er klagte, die Kirche sei »die Magd des Staats,« suchte ich zu zeigen, daß die Kirche auch mit dem Stande einer Freigelassenen der Fürsten sich nicht begnügen könne, sondern sich vielmehr ihre Freiheit erringen müsse, ferner, wie wenig Fürsten, deren Amt das obrigkeitliche Schwert sei, in Kirchensachen vermöchten und wie namentlich in den Ehesachen zunächst das Unzweifelhafte in Angriff zu nehmen sei. Er ging hierauf wenig ein. Nachher hat er zu Leopold gesagt, er habe mit mir nicht einig werden können."

**T. B. 26. Februar.** „Es wurde mir immer klarer, wie viel Recht der Liberalismus hat, wenn er gegen den Absolutismus der Fürsten germanische Freiheiten geltend macht und wie diese doch zum Theil in den konstitutionellen Staaten realisirt sind." Nicht blos germanische auch christliche und allgemein menschliche Freiheiten macht der Liberalismus mit Recht geltend.

**T. B. 1. März.** „Kann neues Heil über die Kirche kommen, ehe wir zu Gottes Thaten und Schöpfungen in der Kirche, also zu einem großen Theil des römisch-katholischen Gottesdienstes bis zur Reformation, anders als bisher uns stellen, — und ehe die römische Kirche zu Seinen Thaten und Schöpfungen seit der Reformation anders als bisher sich stellt?"

Zwölftes Kapitel.

# Die letzten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms III.

## Ostern 1837 bis Mai 1840.

Ich komme nun auf die Osterzeit 1837, eine sehr schwere Zeit. Meine vier Neffen erkrankten in unserm Hause innerhalb weniger Tage am Scharlachfieber und zwei von ihnen Leopold und Ernst starben daran am 6. und 13. April. Meine Frau und ich waren tief getroffen und konnten die uns geschlagenen Wunden lange lange nicht verschmerzen. Und jetzt, da ich nach 53 Jahren mein für diese Zeit im höchsten Grade ausführliches T. B. wieder durchgehe, habe ich Mühe, mich aufrecht zu halten gegenüber der Erinnerung an diese Leiden. Besonders wehmütig waren Leopolds Leiden und Tod. Mein Bruder Leopold schrieb mir aus Berlin am 7. April, als er des kleinen Leopold Tod noch nicht wußte, aber erwartete: „Mit ihm stirbt wieder ein Theil von Wilhelm ab. Er war fast das einzige von Wilhelms Kindern, das mit ihm noch in einem bewußten, lebendigen Zusammenhang gewesen war und er hatte das Eigenthümliche seines Vaters scharf aufgefaßt." Er trug sich neben einem Knaben-Leichtsinn mit einer tiefen, schmerzlichen Erinnerung an seinen Vater und hatte in seinem innern Leben etwas zartes, man möchte sagen kränkelndes — was es ihm schwer machte, sich in unser Haus und in seinen trefflichen Lehrer Wallmann zu finden, ganz im Gegensatz zu den drei jüngeren Kindern, unter denen wieder Ernsts geistige Eigenthümlichkeit ihn uns besonders wert machte und Hoffnungen weckte. Ernst hatte ein feines, viel versprechendes Profil, welches mit seinem muntern Knabentum einen höchst anziehenden Kontrast bildete. Es wurde von ihm gesagt, er

sähe aus wie ein neun Jahre alter römischer Kaiser. Er hatte, übrigens völlig gesund, doch manchmal auf starken Nervenreiz deutende, zwar schnell vorübergehende Zufälle, die aber doch wohl damit zusammenhingen, daß ihm das Scharlachfieber so rasch tötlich wurde.

Friedrich ist dann zwar noch mehrere Wochen bettlägerig gewesen, hat aber so wenig gelitten, daß ich nur der Versicherung der Ärzte glaubte, daß er überhaupt das Scharlachfieber gehabt habe. Dagegen war Jakob erst nach einem halben Jahre ganz hergestellt, von da ab aber kräftiger und gesunder als vor der Krankheit.

An Leopolds Todestage erkrankte von neuem in Berlin mein Bruder Otto an einem typhösen Nervenfieber mit Gehirnentzündung, die sich unter den furchtbarsten Symptomen, Phantasien, Bewußtlosigkeit bis zum 13. April, Ernsts Todestage, so steigerte, daß an diesem Tage sein Tod in wenigen Stunden erwartet wurde. Aber nun trat die langwierige, von Rückfällen unterbrochene Besserung ein. Es ist erstaunlich, was er in den Jahren 1835, 1836, 1837 hat leiden müssen. Meines Bruders Leopold noch vorhandene Briefe beschreiben ausführlich den ganzen Verlauf und bringen diese Krankheit mit der schweren Last seines Amtes, der „Seelsorge über 11000 Menschen in Verbindung, in welchem er statt Gemeinschaft und Hülfe Widerwärtigkeit und Hemmungen von oben" finde. Mein Bruder Leopold, der an allen diesen schweren Leiden auch durch sehr viele Nachtwachen bei Otto und an unserm Frankfurter Jammer so lebhaft und tätig teilgenommen hatte, teilte mir am 24. April Ottos fortgeschrittene Genesung mit und fügte hinzu: „Betrübt ist für mich, daß jetzt das alte Leben wieder beginnt mit dem Hofe u. s. w. Die Welt ist doch sehr schwer zu ertragen, wenn man erst praktisch gefühlt hat, daß man nicht darin zu Hause gehört." Und am 26. April: „Jetzt, wo die nächste Noth aufhört, bricht die Welt mit Diners und Soireen wieder auf mich ein. Eine Krankenstube ist besser als ein Salon. Halte Dich aufrecht und sieh das Handeln in dieser Welt als ein Dir auferlegtes Kreuz an."

**T. B. 15. Mai.** „Luise, Lucie und ich gingen zu Ernsts Grab; sein Geburtstag war heute. Ich weinte viel. Ich wurde in dieser Zeit recht inne, wie Alles mich aus der Welt hinausruft. Der beste Trost ist, hier keinen Trost zu suchen." Doch auch ich mußte wieder in die Interessen und Kämpfe des öffentlichen Lebens hinein. Die Tagesbegebenheiten waren unter anderem, daß der neue König

von Hannover Ernst August, bisher Herzog von Cumberland, ein krasser, absolutistischer Tory, sofort den unter seinem Bruder, dem Herzog von Cambridge, als Statthalter von Hannover eingeführten Konstitutionalismus beseitigte. Sieben Göttinger Professoren verweigerten den neuen Eid. Sie wurden darüber abgesetzt und andrerseits durch liberale Adressen gefeiert. Die Adresse aus Elbing wies der nunmehrige preußische Minister des Innern von Rochow zurück unter Berufung auf der Adressanten „beschränkten Untertanen-Verstand“, welches Wort nun Jahrzehnte hindurch die Liberalen beleidigt und höhnend wiederholten, wiewohl dieser Verstand doch meistens sehr beschränkt ist.

„Unser Wissen und Verstand
Ist mit Finsternis umhüllet,
Wo nicht Deines Geistes Hand
Uns mit hellem Licht erfüllet.“

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. von England, seine Nichte Victoria, 18 Jahr alt, wurde Königin. Die Winterkälte hatte in England bis gegen Ende April gedauert und man erinnerte sich einer alten Weissagung auf 1837: »The year will be without a spring and Great Britain will have no king«.

In diesem Sommer (1837) beschäftigte mich ein Bericht, den der Justizminister Mühler von den Oberlandesgerichten über die Ursache der Zunahme der Verbrechen erfordert hatte und dessen Abfassung mir, als Vorsitzenden des Kriminalsenats, zufiel. Ich forderte Gutachten ein von Landräten, Kreisjustizräten, Magistraten und vielen Notabeln des Departements, z. B. General von Marwitz, unserm Voß, Graf Lynar und andern. Ich ging möglichst tief auf die Sache ein, so daß mein Bericht in weitem Umfange auf die Gebiete der Kirche, der Justiz und Polizei, der Agrar-, Städte-, Gewerbe- und Armenverfassung und der Staatsverfassung überhaupt sich ausdehnte. Der wesentliche Teil ist abgedruckt im Dezemberheft 1840 und Märzheft 1841 der Ev. Kirchenzeitung, also erst unter der neuen Regierung, jedoch fand auch da noch der Abdruck Zensurhindernisse, die Hengstenberg erst durch Beschwerde beim Oberpräsidenten von Bassewitz, unserm Vetter, beseitigen mußte. Aber auch dieser war dem Bericht keineswegs gewogen und noch weniger mein Nachbar in Frankfurt, der Regierungspräsident von Wißmann, der ihn einem Freunde zusendete „unter der Bedingung, daß er sich recht gehörig darüber ärgere“ — während der Justizminister Mühler „meine schätzenswerten

Bemerkungen und die außerordentliche Teilnahme", die ich der Sache gewidmet hätte, dankend anerkannte. Alles dieses und besonders die jetzt fast unglaublich klingenden Zensurverhandlungen geben ein Bild des bon ? vieux temps einerseits und andererseits des Verhältnisses unserer Familie und Partei dazu. — Meine Einigkeit mit Leopold über die wesentlichsten der damaligen Fragen in Kirche und Staat hatte für mich einen hohen Wert und stärkte mir meine Hände.

In dieser Zeit wurde Karl Raumer, Sohn meines Onkels Heinrich, als Regierungsrat nach Frankfurt versetzt.

Unser Frankfurter Kreis mutete ihn anfangs fremdartig an, aber unsere Gemeinschaft mit ihm vertiefte sich doch immer mehr zu wahrer Glaubensgemeinschaft, besonders auch mit meiner Frau, freilich durch mancherlei Gegensätze und über Berg und Tal. Wer hätte damals an 1850—1858 gedacht, wo er Kultusminister und ich sein vertrautester Kampfgenosse war.

Am 17. August kam ich allein aus Pommern nach Frankfurt zurück. In einem Brief von diesem Tage an meine Frau heißt es: „Es ist mir so sehr weh zu Muthe; der Abend scheint so warm und hell durch die Linden in meine Stube, das Haus ist so wüst und die kleinen Jungen schlafen auf dem Kirchhofe." Sie blieb noch längere Zeit mit Jakob und Friedrich in Pommern und Rohrbeck.

Am 21. September starb in Berlin der Herzog Karl von Mecklenburg, Bruder der Königin Luise, 1813 mein Brigadier, zuletzt Präsident des Staatsrats. Leopold schreibt über diesen Todesfall: „Ich habe mir Vorwürfe gemacht, daß ich oft über ihn gerichtet habe, denn das mildere, liebevollere Urtheil, das man über einen Todten fällt, ist das richtigere."

**T. B. 3. Oktober.** „Otto, der nach Frankfurt kam, erzählte daß Lasius in Berlin Huschken und anderen separirten Lutheranern das heilige Abendmahl gereicht, zwei Polizeidiener dabei gestanden und nach Beendigung der Feier Lasius arretirt hätten."

Die große Begebenheit dieses Jahres 1837 war die am 20. November erfolgte Verhaftung des Erzbischofs Clemens August Droste-Vischering von Köln, welcher 1839 die des Erzbischofs von Dunin in Posen folgte. Jener wurde nach Minden, dieser nach Colberg auf die Festung gebracht. Der Verlauf war folgender: 1825 war eine Kabinetsordre ergangen, welche die königliche Deklaration von 1803, daß in gemischten Ehen die Kinder in der Religion des

Vaters zu erziehen seien, auf Rheinland und Westfalen ausdehnte und durch welche den Geistlichen untersagt wurde, dem zuwider den Brautleuten über die religiöse Erziehung der Kinder Versprechungen abzufordern und von deren Leistung die kirchliche Trauung abhängig zu machen. (Es ist doch ein wahrer Fortschritt, daß jetzt solche gesetzgebenden Kabinetsordres nicht mehr ergehen können.) Diese Kabinetsordre war sehr geeignet, vielleicht darauf berechnet, evangelischen Männern, die als Beamte, Militärs und sonst in großer Zahl in die katholischen Landesteile hinein sich verheirateten, gemischte Ehen ohne katholische Kindererziehung zu erleichtern und der katholischen Kirche die Waffe aus der Hand zu nehmen, die sie in dem Abscheu der Bräute gegen bloße Ziviltrauung besaß. Der König wollte nun durch seinen Minister-Residenten Bunsen in Rom vom Papste, damals Leo XII., die Anerkennung dieser Maßregeln auf dem Wege der Unterhandlung erreichen. Leos Nachfolger Pius VIII. bewilligte auch in einem Breve von 1830 manche Erleichterungen für die gemischten Ehen, hielt aber fest, daß ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung keine kirchliche Einsegnung, sondern nur „passive Assistenz" stattfinden dürfe. »Paterentur quidem eas (nuptias) ipsis praesentibus confici et actum valide gestum in matrimoniorum librum referrent, sed caverent semper ab illicitis hujusmodi matrimoniis ullo suo actu approbandis, multoque magis a sacris precibus et ab ecclesiastico quovis ritu eisdem admiscendo.« Es leuchtet ein, daß den katholischen Bräuten die passive Assistenz entweder fast ebenso anstößig, vielleicht noch anstößiger sein mußte, als die bloße Ziviltrauung — und selbst die protestantischen Bräutigame konnten Anstoß daran nehmen.

Dieses an den Erzbischof von Köln und die Bischöfe von Münster, Paderborn und Trier gerichtete Breve wurde aber den Bischöfen nicht zugefertigt, sondern von der preußischen Regierung, ohne deren Mitwirkung keine päpstlichen Verordnungen den preußischen Bischöfen zugehen durften (placetum regium), zurückgehalten, damit die darin enthaltene scharfe Verwerfung der gemischten Ehen ihnen nicht bekannt würde und nicht auf die Geistlichen und das Volk einwirkte. Statt dessen wurden Verhandlungen zwischen Bunsen und dem Erzbischof von Köln Grafen Spiegel eingeleitet. Er und Bunsen brachten 1834 unter sich eine Einigung zu stande „über die Ausführung des päpstlichen Breve", welche dieses, was den Hauptstreitpunkt betrifft: „Einsegnung oder passive Assistenz", im wesentlichen in sein Gegenteil

verkehrte. „Von dem Versprechen" — heißt es darin — „wegen der Erziehung der Kinder wird ganz Abstand genommen. Die Fälle, wo die Assistentia passiva stattfinden soll, sind möglichst zu beschränken. Alles was Leichtfertigkeit nicht vermuten läßt, oder sie doch in der sittlichen Beurtheilung mildert, hebt den Fall der Assistentia passiva auf. In allen Fällen, wo sie nicht eintritt, werden die üblichen kirchlichen Feierlichkeiten vollzogen." Auch die übrigen Bischöfe — Paderborn, Münster und Trier — ließen sich einfangen und alle vier erließen demgemäß Beitrittserklärungen. Bunsen schien hiernach seinen Zweck erreicht zu haben. 1835 starb der Graf Spiegel und der Weihbischof in Münster Clemens August Freiherr von Droste-Vischering wurde Erzbischof von Köln. Der Kultusminister Altenstein nannte ihn in einem amtlichen Schreiben „einen Mann, der die Religion der Selbstverleugnung und der sich aufopfernden Liebe in seinem Berufe als Geistlicher einfach, beharrlich und treu ausgeübt hat." Ich habe damals immer gehört, daß der Kronprinz alle Bedenken wegen seiner rücksichtslosen Rechtschaffenheit und Charakterstärke, welche Eigenschaften etwa Kollisionen hätten herbei führen können, beseitigt habe, und, was Gott ihm gelohnt haben wird, sein Gewissen voran- und die Politik zurückstellend, Veranlassung gewesen sei, daß er den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hat, wozu die Einwilligung des Königs erforderlich war.

Schon am 10. November 1836 widerrief der Erzbischof von Trier seinen Beitritt zu der Bunsen-Spiegelschen Einigung in einem Schreiben an den Papst, „da ich", heißt es darin, „von einer sehr schmerzlichen Krankheit ergriffen (er starb sehr bald darauf) in Lebensgefahr schwebe und, durch die göttliche Gnade erleuchtet, eingesehen habe, daß aus jenen Schritten für die katholische Kirche die wichtigsten Uebel entstehen werden und daß die kanonischen Satzungen und Grundsätze dadurch verletzt werden, so widerrufe ich, von Reue getrieben, freiwillig und aus eigner Bewegung, Alles, worin ich in dieser höchst wichtigen Angelegenheit geirrt habe." Antikatholischerseits ist später die Echtheit dieses Widerrufs des Bischofs von Trier in Zweifel gezogen worden.

In demselben Sinne erklärte sich bald auch Clemens August. Es wurde noch fast ein Jahr lang mit ihm verhandelt. Allein er blieb fest, bis er endlich am 20. November 1837 in Köln in seiner Wohnung von dem damaligen Oberpräsidenten, nachmaligen Minister von Bodelschwingh, verhaftet und nach Minden abgeführt wurde.

Von seiten der Regierung hat man ihm noch folgenden speziellen Vorwurf gemacht. Schon 1835 wurde daran gedacht, daß man ihn, als einen sehr verdienten Mann, einen Bischofsstuhl im preußischen Staat wohl könnte besteigen lassen, der Minister Altenstein aber ließ ihn zuvor durch eine Mittelsperson befragen, ob er auch, wenn er etwa Bischof würde, die Bunsen-Spiegelsche „Einigung" von 1834, die „in Gemäßheit des Breves" von 1830 getroffen worden, aufrecht halten und anwenden werde, was er dann bestimmt bejahte. Er erwiderte auf diesen Vorwurf, es sei ihm dies unbedenklich gewesen, da er die „Einigung", die man damals samt dem Breve geheim hielt, nicht gekannt, und man ihm in der gestellten Frage gesagt habe, sie sei „dem Breve gemäß", während sie doch in der Tat, was die Assistentia passiva betrifft, das Gegenteil des Breve war. Man antwortete von seiten der Regierung, daß man in sein Wort, daß er die Einigung nicht gekannt, keinen Zweifel setze, daß er sie aber doch leicht von seinem eigenen Bruder, dem damaligen Bischof von Münster, habe mitgeteilt erhalten können, der sie gekannt und angenommen habe. Es würde hieraus höchstens folgen, daß er im Vertrauen auf die Wahrheitsliebe der preußischen Regierung sich mangelhaft informiert hatte. Wahrscheinlich hatte er 1835, wo man in weiteren Kreisen noch nichts von den Schlingen wußte, in welche man die damaligen vier Bischöfe verwickelt hatte, die ganzen Fragen noch nicht so gründlich und scharf aufgefaßt und geprüft, wie nachher.

Das Versprechen wurde ihm in einem vertraulichen Gespräch abgenommen, jeder Zweifel, ob Einigung und Breve stimmten, konnte beleidigend gefunden werden; die Frage von den gemischten Ehen war noch keine brennende und von Bunsens Schlichen wußte man noch nichts. Bunsen galt für einen entschiedenen Christen. Er war der Günstling und Vertraute des Kronprinzen in Kirchensachen.

Zu dieser Hauptfrage wegen der gemischten Ehen traten, jedoch in zweiter Linie, als Veranlassung der Arretierung des Erzbischofs die scharfen Zensuren hinzu, die der Erzbischof über den rationalisierenden katholischen theologischen Professor Hermes in Bonn verhängt und dadurch dessen Hörsaal verödet hatte. Clemens August trat mit Hengstenberg in Korrespondenz, um mit ihm gemeinschaftlich Hermes zu bekämpfen, so friedlich standen damals Preußen und die römische Kirche einander gegenüber. „In der Form", schreibt Leopold am 18. November 1837, „hat der Erzbischof gefehlt, aber in der Sache

hat die katholische Kirche durchweg recht." Leopold stand später nicht recht fest auf diesem letzteren richtigen und erschöpfenden Urteil; er ließ sich sogar zu Beschönigungen des Tuns Bunsens hinreißen und wollte alles auf den Grafen Spiegel schieben — — unter dem Einflusse antirömischer Stimmungen. — Auch Hengstenbergs und Leos Anti-Romanismus war zu stark, als daß sie eine feste Haltung in dieser Sache hätten gewinnen und behaupten können. Leo geriet darüber in einen heftigen Streitschriftenwechsel mit Görres in München.

So hatte sich also die preußische Regierung auf zwei Gebiete locken lassen, wo sie so gut als ohnmächtig war, den römisch-katholischen Ehesegen und die römisch-katholische Orthodoxie, wo, wie der Erfolg lehrte, sie auf eigne Kosten den Gegnern in die Hände arbeitete und eine schwere Niederlage erlitt.

Ähnlich verlief die Sache das Jahr 1838 hindurch in Posen und ähnlich war auch der Erfolg: die Abführung des Erzbischofs Dunin nach Colberg. Auch dort, wie am Rhein, war die Praxis im Kopulieren gemischter Ehen sehr erschlafft gewesen, man fragte wohl oft recht wenig nach den kanonischen Regeln und nach der päpstlichen Disziplin und traute nach Gutdünken. Darum berief sich auch die Regierung immer wieder auf die bestehende Praxis, die der Papst als bloßen Mißbrauch nicht ohne Grund bezeichnete.

Innerhalb der preußischen Regierung regte sich keine Opposition. Alle Minister, die Oberpräsidenten am Rhein und in Posen, alles ging auf den Wegen Bunsens. Auch Altenstein trat nicht entgegen. Der gesamte Liberalismus, auch größtenteils der Protestantismus, selbst der torystische in England war auf Seiten des Königs.

Des Königs Unionstendenzen stimmten zusammen mit der antirömischen Gesamtströmung. Die Lutheranerverfolgung war in vollem Gange. „Mit den Reformierten," schreibt mir Leopold am 18. November 1837, „sind die rheinischen Regierungen in offner Fehde; sie halten sie für schlimmer, als die Katholiken, weil sie auf alte und neue Freiheiten pochen." Und um eben diese Zeit oder kurz vorher hatte der König befohlen, daß am militärischen Gottesdienste Katholiken und Protestanten unterschiedslos teilnehmen sollten; das gehe recht gut; man müsse nur die Kontroversen auf der Kanzel verbieten. Bunsen erzählt in den nach seinem Tode herausgegebenen

Briefen,*) wie in einer Konferenz beim König alle Anwesenden mit Einschluß Bunsens die Unhaltbarkeit dieser Anordnung dem Könige begreiflich zu machen gesucht, aber doch die Zurücknahme derselben nicht, sondern nur eine Weisung unter der Hand an die Chefs hätten durchsetzen können, nicht streng auf die Ausführung zu dringen.

Ich erinnerte um diese Zeit, Frühjahr 1838, den Präsidenten Wißmann an sein mir oft gegebenes Versprechen, zu Gunsten der verfolgten Lutheraner Schritte zu tun. Er antwortete, die Regierung habe von den Ministern Altenstein, Rochow, der für einen Konservativen und gewissermaßen für einen der Unseren galt, und Mühler, die bestimmte Anweisung, die Lutheraner zum Nennen der Namen der Täufer ihrer Kinder durch Gefängnisstrafen zu zwingen. Alleinseligmachend, setzte er hinzu, könne das Christentum schon deshalb nicht sein, weil es geheimnisvolle Grundlehren habe.

Unter solchem Gewölk ging die Sonne der langen Regierung des alten ehrwürdigen Königs unter. Die letzten zwei Jahre 1838—1840 waren recht trübe.

**T. B. 11. Dezember 1837.** „In diesen religiösen Oppositionen ist ein Funke politischer Freiheit, — wo wäre sonst einer?" und vom **23. Dezember**: „Bericht aus Schwiebus, daß dort zwei Familienväter, die viele kleine Kinder haben, seit Anfang November sitzen, um sie zu zwingen, die Täufer ihrer Kinder zu nennen. Ich überdachte den Plan, an den König zu schreiben, wenn das Oberlandesgericht als Collegium nichts thut."

Am 28. Dezember wurde im Oberlandesgericht beschlossen, die Lutheraner in Schwiebus zu entlassen; zugleich wurde an Minister Mühler berichtet. Ich fügte in meinem Namen starke Remonstrationen gegen diese Art der Verfolgung bei. Dies läuft parallel mit den Kölner Sachen. Der Oberpräsident von Bodelschwingh ist, die Verhaftung des Erzbischofs zu vollziehen, in voller Uniform dem ihn anmeldenden Bedienten auf dem Fuße gefolgt, damit der Erzbischof sich nicht verleugnen lasse. Eine Deputation des rheinischen Adels hat der König nicht angenommen.

*) Es sind die „Aufzeichnungen" Bunsens gemeint, die Bd. I S. 362—365 der von Fr. Nippold besorgten deutschen Ausgabe des von Bunsens Witwe „aus seinen Briefen und nach eigner Erinnerung" verfaßten Werkes „Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen", Leipzig 1868, abgedruckt sind.

**T. B. 31. Dezember. Sonntag.** „Auf des kleinen Jakob Vorschlag ging ich mit meiner Frau und den Jungens zu dem Grabe ihrer Brüder. — Düsterer Blick in die Zukunft am Jahresschluß. Schwäche des Glaubens, Schwäche der Kirche, im Staate Zunehmen des Mechanismus und Despotismus."

**T. B. Neujahr 1838.** „Leopold findet in diesen Religionsconflicten etwas mittelaltrig-gesundes, im Gegensatz zum Pseudo-Junkerthum und zur Lobhudelei des Königs." Unterm 8. Januar schrieb er mir aus Berlin: „Betrübt sind die schlechten Allianzen mit Hermesianern und Liberalen. Der rheinisch-westphälische Adel ist hier sehr schnöde behandelt worden und zum Theil böse fortgegangen."

**T. B. 24. Januar 1838.** „Das Politische Wochenblatt (das Jarke, der nun in Wien war, schon längst nicht mehr redigierte) nimmt flach Partei gegen den Erzbischof, Jarke sagt sich öffentlich davon los. So fällt dieses Vermächtniß Wilhelms." — Es hörte mit dem Jahre 1841 auf zu erscheinen, und wir, als Partei, was wir aber kaum dem Anfang nach waren, hatten nun für Politika kein Organ der Öffentlichkeit mehr, ähnlich wie 1866, als Bismarck die konservative Partei mit Einschluß Hengstenbergs fallieren machte, die von mir wesentlich mit begründete Kreuzzeitung für mich verloren ging.

Im Januarhefte der Ev. Kirchenzeitung erschien ein Aufsatz von Leopold: „Der Erzbischof von Köln," der viel Gutes enthält, aber die Anerkennung des guten Rechts der römischen Kirche und des schweren Unrechts der preußischen Regierung rund auszusprechen vermeidet, obgleich er wesentlich mit mir übereinstimmte.

**T. B. 10. Februar.** „Ungerecht gegen die römische Kirche! Wie schwer vergiebt der Beleidiger! Daß ich mit Leopold nicht ganz einig bin, daß Bunsen, Bülow, Graf Anton Stolberg auf Seiten der preußischen Regierung stehen, ist doch sehr betrübt. Sonst könnte man sich freuen über das mächtig anregende dieser Ereignisse. Aber der preußische Staat kommt doch gar zu kurz dabei."

Göschel schreibt am 12. Februar: „Ihres Bruders Aufsatz hat mich empört. Das heißt Bischof-Mücken seigen und Staats-Kamele verschlucken. Dieses langjährige Unrecht, die katholischen Geistlichen zum Ungehorsam zu verleiten, wird ganz ignorirt. Bunsen perhorrescire ich ganz." Und Schmieder aus Pforta, 14. März 38:

„In der hochwichtigen Sache des Erzbischofs von Cöln kann ich es nicht anders ansehn, als daß unsere Regierung total geschlagen ist.“

Nachdem nun auch die Bischöfe von Münster und Paderborn die Bunsensche Konvention aufgekündigt und die preußische Regierung ihnen nur geantwortet hatte: man wolle diese Erklärung „als nicht geschrieben ansehn,“ als ferner der Erzbischof von Posen seinen Priestern, gleich den westlichen Bischöfen, die Trauungen der gemischten Ehen ohne sponsiones untersagt hatte, wurde auch Otto wieder von den Kirchenbehörden mit Einsegnung einer ehebrecherischen Ehe bedrängt. Voß sagte: „nun sind die Erzbischöfe von Köln, Posen und Voigtland (bei Berlin, nämlich Otto) in gleichem Falle.“

Brief Leopolds an mich vom 27. März: „Habe ich Dir nicht immer gesagt, daß die Partei von der Du träumst und für die Du mich verantwortlich machst, aus niemand als aus Voß und mir besteht, höchstens möchte ich noch Alvensleben dazu rechnen, aber keineswegs Rochow noch Goetze; für mich ist es ein Trost, daß ich mit dem Kronprinzen einig bin. Derselbe ist aber selbst so unzufrieden, daß er sich schon von allem zurückziehen wollte. Das wäre das Signal auch für mich zur Passivität, denn er ist der einzige, der wirklich Sinn für Recht und für höhere Dinge hat. Darum bleibe Du ihm auch treu.“

Es hatte niemand Neigung eine Partei zu bilden — ein mühsames, feines, edles Geschäft! Erst 1848, als die Not auf den Nägeln brannte, kamen wir, 20 Jahre zu spät, darauf. Isolierung — „ich wohne vor mir und koche mich selbst“ sagte Thadden, — ist viel bequemer, raisonnieren kann man ja doch. Wieviel mehr subjektiven Glauben an ihre Irrlehren haben in dieser unserer Zeit die Liberalen und Ungläubigen, als die Konservativen und Gläubigen an ihre Wahrheiten! Darum gelingt auch ihnen ihre Parteibildung so viel besser, als diesen.

Am 31. März, Jahrestag des Einzugs in Paris 1814 und seitdem Tag des jährlichen militärischen Avancements, erhielt General Thile in Magdeburg das Kommando des dritten Armeekorps mit dem Hauptquartier in Frankfurt und Leopold wurde sein Chef des Generalstabs. Leopolds zogen auf den „Damm“ am rechten Oderufer. Leopold schrieb mir am 31. März: „Was meine Person betrifft, so ist es mir ganz außerordentlich lieb, daß ich vom Hofe fortkomme.“ Dann erwähnt er seine Verbindungen in Berlin: „Einfluß, Ansichten,

Konnexionen, den Kronprinzen zu verlassen, wird mir schwer, doch damit hat der Herr gewiß seine weisen Absichten. Er will diese Verhältnisse abklären lassen und mich, wenn ich Ihm folge, sammeln und läutern. Dafür finde ich in Frankfurt Dich und bleibe doch mit Berlin in Verbindung." Endlich bedauert er, Otto in Berlin allein zu lassen „seiner Kränklichkeit wegen und auch sonst."

Am 6. und 7. April waren General Thile und Leopold zuerst in Frankfurt.

**T. B. 7. April.** „Leopold sagte, die Kräfte des Königs nähmen ab, bei den militärischen Meldungen habe er keinen Athem gehabt."

Palmarum 8. April kamen Thaddens und brachten uns ihren ältesten Sohn Reinhold, den wir in unser Haus aufnahmen. Er trat in die Quinta des Frankfurter Gymnasiums ein.

**T. B. 23. April.** „In der Staatszeitung stand die Proclamation des Königs an die Posener Katholiken, in welcher er behauptet, daß er ihre Religion nicht antaste. Dies erzählte ich bei Tische, Franz, mein Bediente, hörte es und sagte, feuerroth und halbleise: »wenn es nur der Wahrheit gemäß wäre.« Er war bis dahin ein frommer, milder Katholik ohne alle Polemik gewesen; was seitdem von streitbarem Eifer in ihm ist — und dessen ist nicht wenig — verdankt er Bunsen und dem Könige."

Am 26. April 1838 starb in Berlin die Geheimrätin Göschel, nach langen, sehr schweren Leiden, die ihr Mann, der sie zärtlich liebte, treu und schmerzlich mit ihr getragen hatte. Sie war ein Hauptglied des kleinen Kreises, in welchem meine erste Ehe in Naumburg sich bewegt hatte.

Nachdem ich mich nachdrücklich schriftlich an den Kronprinzen gewendet hatte, um seine Hülfe gegen die abscheulichen Lutheranerverfolgungen anzurufen und um eine Audienz gebeten hatte, bewilligte er mir diese am 2. Mai in Berlin. „Mein Lieber" — so empfing er mich — „Sie haben mich durch ihren Brief auf eine horrible Art embarrassirt." Er wollte mich an Mühler, an Rochow, an den König verweisen, aber ich hielt ihn fest, indem ich auf seiner tätigen Hülfe bestand, die er mir endlich versprach. Er verlor sich dann, mit der Hand in der Luft schreibend, in einen Plan, die Lutheraner als Sekte anzuerkennen, in welchem vorkam, daß sie versprechen sollten keine Proselyten zu machen, wogegen ich, als unmöglich, Protest einlegte. „Er klagte," so fährt das T. B. fort, „wie er behandelt werde.

Früher habe man ihn verklatscht, jetzt verbreite man Aeußerungen und Meinungen als die seinigen, die es nicht seien; man stelle sich zwischen ihn und den König und greife ihn da an, wo er sich nicht vertheidigen könne. So sei er in der erzbischöflichen Sache beim Könige verleumdet worden. Man habe ihn als Gegner der »neusten Verjüngung der Armee« dargestellt, bei der er doch nichts bedaure, als daß sie nicht ausschließlich von ihm ausgegangen sei. In der Posenschen Sache sei man eben im Begriff eine abscheuliche Bêtise zu begehn, nämlich den Erzbischof Dunin vor Gericht zu stellen mit der Maßgabe, die Acten vor dem Spruch nach Berlin zu schicken. Gewissen gelte nichts mehr; wenn ein paar Oberlandesgerichtsräthe aussprächen: Erzbischof Dunin könne nicht gestraft werden, so werde man sie für Katholiken erklären. Erzbischof Dunin habe ein Gewissen; aber es sei nicht sowohl l'amour de Dieu als la peur du diable."

Göschel gab mir in den Akten des Justizministeriums die heftigen Klagen der Minister Altenstein und Rochow über mein Verhalten in den Lutheranersachen zu lesen. Der Kronprinz war der Ansicht, daß Leopold wegen seiner Haltung zu den Kölnischen Sachen Gegenstand einer Verfolgung geworden ist. Er hat Voß einen Vortrag darüber befohlen.

Am 5. Mai war ich noch in einer Abendgesellschaft bei dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, ich war ganz übernommen von alle dem Elend ringsum, in einer Stimmung, für die der Ton dieses Teetisches keinen Lichtpunkt und keinen Trost hatte.

Ich lief von Tür zu Tür im Interesse der Lutheraner: Rochow, Mühler, Strauß, Göschel, Wilhelm Raumer u. s. w.

**T. B. 10. Juni.** „Es zogen vier Kähne voll lutherischer Auswanderer durch den Müllroser Kanal nach Südaustralien. Der Förster Fiedler und drei andere besuchten mich. Sehr liebe Menschen. Sie sagten, sie seien auf dem Wege zum Bettelstabe gewesen durch Geld- und Gefängnißstrafen, auch habe ihnen ihr Gewissen nicht erlaubt immer in dieser opponierenden Reibung gegen die Obrigkeit zu leben. Sie waren nicht erbittert. Fiedler war in London gewesen und war voll von der Liebe des christlich gesinnten Präsidenten der südaustralischen Auswanderungs-Gesellschaft, Mr. Angas. Ich brachte es dahin, daß das Oberlandesgericht noch einmal die Einstellung des Zwanges zur Nennung der Namen der Täufer der Regierung anheim stellte und Bericht an das Ministerium erstattete."

Die verfolgten Lutheraner hielten es für eine schwere Sünde, diese Täufer, die ihren Kindern ein so hohes Gut, die Taufe vermittelten, zu verraten. Es waren dies lauter Geistliche, die vor der Separation in der Landeskirche ordiniert und nach der Separation suspendiert waren.

Ferner T. B: „Unterm 18. Juni erging ein Rescript, welches das Einsperren als Zwang zur Nennung der Täufer sistirte — wahrscheinlich durch Göschel veranlaßt." Den 25. und 26. trafen der Kronprinz und die Kronprinzessin in Frankfurt zusammen. Wir wurden zum Prinzen von Hessen befohlen. Sie sprach sehr freundlich über die Trennung von Leopold. Ihm sagte ich, ich hätte den nächsten Zweck meiner Reise nach Berlin im Mai erreicht, nämlich die Zurücknahme jener Maßregel gegen die Lutheraner.

Das Auswandern der Lutheraner nach Nordamerika kam nun auch in Pommern (Cammin und Trieglaff) in Gang und nahm immer größere Dimensionen an. — Ich machte auf Göschels Veranlassung einen Bericht darüber an das Justizministerium, den Göschel vortrug. — Auch von Naumburg wanderten viele der dortigen Lutheraner aus. Die Prediger wurden jetzt grundsätzlich verhaftet, um ihnen das Versprechen abzudringen, sich der Amtshandlungen zu enthalten, so mehreremal der Prediger Lasius.

Leopold schrieb am 29. Juni (noch aus Berlin): „Was meine Stellung bei Hofe betrifft, so mache ich mir Vorwürfe, daß meine Stimmung über die Trennung nicht wehmüthiger ist. Ich war letzt einen ganzen Tag beim Kronprinzen in Sanssouci und eigen zwischen Freude und Schmerz getheilt. Auf der einen Seite wird mir der Abschied schwer von den mir doch in vieler Beziehung so lieben Herrschaften, zu denen ich auch den Prinzen Wilhelm und die Prinzessin rechne, aber andrerseits ist es für mich selbst, für das Ganze besser, ich sehne mich nach Frankfurt, Einsamkeit, Ruhe, Kleinstädterei."

Im August 1838 machten wir mit Friedrich und Jakob eine Reise nach Schlesien, wir besuchten Stoschs in Hartau, die Schneekoppe u. s. w.

Der schon erwähnte Hauslehrer Wallmann blieb auch noch weiter in meinem Hause. Er war ein vortrefflicher Mann. Das T. B. sagt am 10. November über ihn: „Wallmann bekommt immer mehr eine cura animarum, hält Abendstunden bei Schulz, Sonntagsschule mit Lehrlingen, ist Gewissensrath lutherischer Soldaten, Mittelpunkt eines Mäßigkeitsvereins u. s. w."

Im Oktober war Leopold wieder acht Tage in Sanssouci. Er erzählte, der Kronprinz, gnädiger und vertraulicher als je, habe ihm gesagt, es stände jetzt schlimmer als 1805. Göschel schrieb mir am 2. Oktober: „Diesen Morgen las ich die neue Allocution aus Rom »Curarum totius ecclesiae consors.« Es mag wahr sein, daß Rom nicht allein das Geistliche, sondern unter dessen Firma Weltliches sucht. Es ist aber ebenso wahr, daß Waiblingen-Preußen nicht allein das Weltliche der Kirche verfolgt. — Der Papst, ehemals gleich Ihrem Bruder Leopold Präsident der Missionsgesellschaft »der congregatio de propaganda fide,« freut sich über die Gründung des neuen Bisthums in Algier und trauert ob infelicem catholicae rei in Borussiae regno conditionem, er meinte es sei abgesehn ad divinae ejus constitutionis vim essentiamque penitus evertendam."

Es wurde von einem Bilderladen erzählt, in welchem ein Kupferstich eines Porträts des Erzbischofs von Köln aushänge mit der Unterschrift: das Original ist im Besitz Sr. M. des Königs.

**T. B. 14. Oktober.** „General Thile I (der nachmalige Kabinetsminister unter Friedrich Wilhelm IV.) war hier in Frankfurt bei seinem Bruder. Er hat sich gegen den König so stark der Lutheraner angenommen, daß dieser ihm erwidert hat: „Herr General, wie können Sie sich unterstehen, mir solche Dinge zu sagen? Ich habe auch ein Gewissen."

Im Dezember 1838 besuchte ich diesen General Thile I in Berlin. T. B.: „er wünschte mir seine Stelle im Staatsrath für die Berathung der Religionssachen abtreten zu können." Man berät nicht allein über die praktischen Fragen, was mit den beiden Erzbischöfen zu tun sei u. s. w., sondern auch über Gesetzentwürfe, welche mit Pönalsanktionen die Priester für Staatsdiener erklären, das Placet schärfen, den elften Titel des zweiten Teils des Allg. Landrechts in seinen staatsrechtlichen Bestimmungen am Rhein einführen oder erklären sollen, es gebe im preußischen Staate nur ein inneres Staatsrecht, wofür selbst Savigny sein soll. Ferner arbeitet man daran die bischöfliche Gerichtsbarkeit herzustellen und für die Katholiken die Ehescheidung und überhaupt die Zivilehe abzuschaffen. Göschel konnte die Schwäche der vorbereitenden Beratungen nicht genug beschreiben.

Ich hatte mich beim Kronprinzen durch Voß anmelden lassen, worauf er mich zusammen mit Otto auf den 17. Dezember befahl. Unsere Audienz dauerte einige Stunden. Ich drängte mich gleich

hervor mit meinem steten Anliegen, der Lutheranerverfolgung Schranken zu setzen, namentlich dem Einsperren der Prediger bis zum Versprechen nicht zu fungieren, welches, obschon vom Könige gemißbilligt, dennoch Fortgang habe. Er klagte im allgemeinen über den Gang den die öffentlichen Angelegenheiten nähmen, obschon, wie er sagte, zum Teil die vortrefflichsten Leute an der Spitze stünden. Ferner trug er uns vor, wie er wünsche, daß der König durch ein Gesetz feststelle, welche Ehescheidungen kirchlich anzuerkennen seien und daß jenseits dieser Grenzen Geschiedene nur Zivilehen sollten eingehen dürfen. Dann kam er auf seine Kirchenverfassungspläne, mittelst deren er „das scheußliche landesherrliche Bischoftum" los zu werden hoffte, das ihn beinahe katholisch gemacht hätte.

Es ist dieses Bischoftum eine unvermeidliche Folge der Reformation und parallel dem Recht des Hausvaters in seinem Hause, dem keine geistliche Autorität zugänglich. Vom Bischoftum hat aber das landesherrliche Kirchenregiment nur die jura jurisdictionis, nicht die jura ordinis. — Es lag klar vor, daß solche, alle Ausführbarkeit übersteigenden Ideen ihn nur von Erfüllung seiner wirklichen gegenwärtigen Pflichten abführen mußten, wie sich das nachher nur zu sehr gezeigt hat. Ich suchte ihn daher, im Gegensatz zu solchen Plänen, auf des Königs nächste Pflichten gegen die Kirche hinzuweisen, namentlich auf diejenige treue Erfüllung der Pflichten, welche schon seine jetzigen Rechte in Kirchensachen ihm auferlegten und deren Erfüllung ihm möglich machten, und wie dies der Weg sei unter Gottes Segen kirchlicher Freiheit und Organisation den Weg zu bahnen, indem das Gesetz, dessen Amt die Obrigkeit sei, nach der Schrift der Zuchtmeister sei auf Christum. Einige Wochen darauf hat der Kronprinz diese Unterredung Leopold so erzählt: „Da saß Ihr Bruder Otto und da Ihr Präsidial-Bruder. Als er mir in Allem widersprach und ich ihn fragte, was er mir riethe, mit der Kirche zu thun, antwortete er mir mit liebenswürdiger Freimüthigkeit, die Kirche hätte keine weitere Bitte, als daß der König sich nicht um sie bekümmere." Und als Leopold sich hierauf ähnlich wie ich ausgesprochen, — sehr ernsthaft: „Davon werden Sie mich nicht abbringen; ich will nicht, daß nach meinem Tode Wilhelm die Kirche wieder als Feldmarschall regiert." —

So hatten denn verschiedene Umstände, hauptsächlich Leopolds enger Umgang mit dem Kronprinzen, meine und Ottos häufige vertrauliche Audienzen bei ihm, ferner der ganze Zustand der Staats-

und Kirchenverwaltung, besonders die katholischen und lutherischen Wirren und nächst allem diesen der anscheinend nicht mehr ferne Regierungsantritt des Kronprinzen, — alles dies zusammen hatte Leopolden und mir dringend die Pflicht ans Herz gelegt, einen neuen Schritt aus diesem gefährlichen Chaos hinaus zu versuchen. Im Januar 1839 kam es endlich so weit, daß ich einen Plan für den Kronprinzen niederschrieb, den Leopold mit roter Tinte für ihn genießbarer machte und den dann Voß unter Nennung meines Namens als Verfasser vorlas. Nach Vorlesung durch Voß, so T. B. vom 20. Januar 1839, „hat der Kronprinz den Plan für unausführbar erklärt; aber das Ganze hat, wie Voß meint, doch einen guten Eindruck auf ihn gemacht. Unausführbar doch nur, weil er den Hauptgedanken, daß er zunächst lernen, sich informieren solle, nicht aufgefaßt hat. — »Alle wichtigen Sachen«, so hat er Vossen weiter geklagt, »gingen gegen seine Meinung, Alvensleben verhindere als Finanzminister, daß ausgezeichnete Männer an die Universitäten berufen und Anschaffungen dafür gemacht würden und richte sie zu Grunde.« — Voß hat Alvensleben vertheidigt und die vom Kronprinzen verkannte Wichtigkeit der Finanzen geltend gemacht."

Am 18. Februar hatte ich wieder eine mehrstündige Audienz beim Kronprinzen in Berlin. Er berührte den erwähnten Aufsatz nicht .... Er klagte über die jetzigen vornehmen Beamten und als ich äußerte, dies würden zunächst seine Organe sein, sagte er: „Nicht einen von ihnen behalte ich". Um die Grenzen der Macht und der Rechte in Kirchensachen anzudeuten, erwähnte ich Zinzendorfs Wort: in seinem Staatsrat müsse der Fürst als Ebenbild des richtenden Gottes der Schrecken der Übeltäter sein, aber in seiner Antichambre müsse er sich gefallen lassen, von seinem eigenen Hofgesinde um des Heilands willen verspottet zu werden. Darauf sagte er: „Ach ja, in der Antichambre, das ist leicht; aber in der eignen Familie, da blutet das Herz." Er schloß, wie schon mehrmals: „wir müssen unsere Konversation fortsetzen."

Näher und näher rückte nun für unser Bewußtsein die Frage: was werden solle, wenn der Kronprinz König würde. In einem Brief Leopolds an mich vom 25. März finde ich folgendes: „Röder und Voß genügen für die erste Zeit. Röder muß den neuen Herrn ins Gebet treiben und Voß als Spiralfeder hemmend eingreifen, wozu er sich sehr eignet. Rath hat er von den Rathgebern,

den Ministern seines Herrn Vaters, zunächst zu holen. Seine näheren Freunde — Günstlinge — soll er nur holen, wenn er beschlossen hat, wozu er sie gebrauchen will, aber nicht um mit ihnen klug zu sprechen und sie zu compromittiren."

Aus unserm engern Freundeskreise erwähne ich: Schmieder wurde um diese Zeit von Pforta an das Predigerseminar nach Wittenberg als dessen erster Direktor versetzt, Tholuck verheiratete sich mit einer Tochter des Freiherrn von Gemmingen und Goetze wurde zum Präsidenten des Ober=Appellationsgerichts in Greifswald ernannt.

Eine Streitschrift Leos machte damals großes Aufsehen. Nachdem seit Straußens Leben Jesu die pantheistischen Tendenzen des Hegeltums in zahlreichen Schriften mit gesuchter Öffentlichkeit schamlos sich geltend gemacht hatten, trat Leo in seinem Buch: „Die Hegelinge" mit der schärfsten Polemik dagegen im Interesse des Christentums auf. Hengstenberg nahm in der Ev. Kirchenzeitung mit derselben Energie, wie Anno 1830 für mich in der Halleschen Angelegenheit, in diesem Streit für Leo Partei. — Göschel suchte die Hegelsche Philosophie mit dem Christentum zu vereinigen; darüber wurde er weder von den Hegelingen noch von Hengstenberg und Leopold anerkannt, obgleich er mit diesen in enger brüderlicher Gemeinschaft blieb. Ich juste milieu. Ich meine viel gelernt zu haben durch Göschel, indem er mich durch lebendiges spekulatives Denken frei machte von den hölzernen Schranken, in denen so viele von Herzen gläubige Christen stecken bleiben, wenn sie denken sollen, und ich finde nicht, daß ich dadurch — ach nein! aber durch so manches andre, irre und matt geworden bin im Glauben.

Thadden schrieb mir am Aschermittwoch,*) der Bischof Ritschl in Stettin habe ihm, übrigens sehr freundlich, geschrieben: „Daß die kirchlichen Behörden volle Ursache hatten, den Geistlichen diese Zusammenkünfte [in Trieglaff] zu untersagen, leidet für mich keinen Zweifel, und ich muß es mir wirklich zum Vorwurf machen, eine offizielle Anzeige bisher unterlassen zu haben. — — Deshalb richte ich an Ew. Hochwohlgeboren die angelegentliche Bitte, von Ihrer Seite die Einladung künftig aufzugeben, kostete es Ihrem Herzen auch ein Opfer." Ritschl hatte im Allgemeinen die Haltung eines ernsten gläubigen Mannes. Eine Probe, wie in der damaligen „alten guten"

*) 2. Februar 1839; abgedruckt in A. von Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild von Eleonore Fürstin Reuß. Berlin 1890. S. 175 ff.

Zeit die inneren Kirchensachen behandelt wurden; kaum irgend ein Lebensfunke, den man nicht mit dem Fuße austrat.

Huschke schrieb mir aus Breslau am 26. März: „In einer kürzlich erlassenen Kabinetsordre wird als Axiom ausgesprochen, daß die lutherische Kirche inmitten der evangelischen Landeskirche fortbestehe; wer dies nicht anerkenne sei böswillig oder verblendet und sofern er andere schlichte Leute in seinen Irrthum hineinziehe, billig zu verfolgen. Die lutherischen Prediger sollten doch dadurch ihre christliche Gesinnung bethätigen, daß sie die durch sie verführten, nun auswandernden Laien unterwegs nicht ohne Stärkung und Trost aus Gottes Wort ließen." Die Meinung war, sie sollten mit auswandern, so wäre man sie losgeworden.

**T. B. 2. April.** „General Thiles Geburtstag. Ich fragte am Nachmittag den dazu anwesenden General Thile I, ob ich wegen der Lutheraner an den König schreiben sollte. Er bejahte es, meinte aber, ich solle erst dem Kronprinzen davon sagen, da dieser es so bestimmt widerrathen habe. Dann sagte er weiter: Luther hätte nach Rom gehen und sich verbrennen lassen sollen, statt sich hinter den Kurfürsten von Sachsen zu stecken; die Kirche bedürfe eines sichtbaren Oberhauptes; seit ihr dieses bei uns fehle, sei sie der Anarchie und dem Despotismus verfallen. Ich hatte große Mühe, obschon General Thile doch nicht unter den Gehorsam des Papstes zurückkehren und auch keinen neuen Papst machen wollte, festzustellen, daß doch auch jetzt, unter der landesherrlichen Kirchengewalt Recht bestehe, mitten in der Anarchie und im Despotismus." — So sprach ein Protestant, Preußischer General, General-Adjutant und vertrauter Diener des Lutheraner und Katholiken verfolgenden Königs.

Wie Gott allgegenwärtig ist, so ist auch das Recht allgegenwärtig unter allen Umständen, denn es ist eben der allgegenwärtige Gottes-Wille selbst.

Im T. B. heißt es: „Der in Köslin seit neunzehn Monaten in harter Haft gehaltene Lutheranerprediger Gaudian schrieb an mich, er habe von den Ministern Altenstein und Rochow die Eröffnung erhalten, er habe noch strengere Haft zu erwarten, wenn er nicht verspreche sich der Amtshandlungen zu enthalten, in welchem Falle er dann in eine Provinz entlassen werden würde, wo keine Dissidenten seien, oder emigrire." Gaudian ließ sich in seiner langen strengen Haft, die ihn körperlich sehr herunter gebracht hat, einmal verleiten zu erklären,

er wolle auswandern, aber den nächsten Tag nahm er diese Erklärung, von Reue und Buße getrieben, wieder zurück.

**T. B. 6. April.** „Leopold kam von Berlin zurück, wo heute der Erzbischof Dunin in den für ihn zurecht gemachten Zimmern im Gasthofe Stadt Petersburg ankommt. Leopold sagte: es stehe Alles in Berlin schlimmer als je. Des Kronprinzen Ansehen und Einfluß nehmen ab, die Prinzen treten in ein selbstständiges Verhältniß zum Könige. Die Apathie des Königs nehme zu. Niemand wisse, was in den Religionssachen werden solle." — General Thile I schrieb mir am 22. April aus Berlin: „Mit Dunin wird hier viel, aber wie ich höre, bis jetzt ganz erfolglos verhandelt. Aus einem principienlosen Mann ist ein hartnäckig consequenter geworden. Möchte man doch endlich die Quelle erkennen, aus der solche Umwandlungen kommen. Aber statt zu begreifen, verwundern wir uns nur und wollen von dem unseligen Schwert nicht ablassen, das, indem es vorwärts haut, rückwärts Wunden schlägt."

**T. B. 28. April.** „Präsident Wißmann erzählte mir, man habe mit Dunin nichts anfangen können. Das Urtheil sei nun publicirt: sechs Monate Festung und Kassation. Er klagte über das Umsichgreifen des Papstthums in allen Ländern, und als ich sagte, man könne es nur, wie die Reformatoren gethan, mit dem Glauben bekämpfen, erwiderte er: »Nein! vielmehr mit dem gesunden Menschenverstand und mit der Aufklärung!« Luther sei höchst aufgeklärt und liberal gewesen, man müsse nur auf den Unterschied der Zeiten Rücksicht nehmen. Ich hatte das Gefühl, mich eigentlich Wißmann gegenüber zum Papismus bekennen zu müssen, denn für ihn schien Christenthum und Papstthum dasselbe zu sein."

Radowitz beklagt in einem Brief vom 4. Juni, welchen Riß das Benehmen der gläubigen Protestanten Leo, Hengstenberg, Leopold in den Religionssachen in das zarte „aus des Heilands Herzblut gewobene" Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten gemacht habe. Diese Folge werde aus der Kölner Sache bleiben, wenn alles andere vorüber sein werde. Mich hatte der „Riß" persönlich nicht berührt.

Am 1. Mai starb in Trieglaff die Großmutter meiner beiden Frauen, Frau von Mellin, geb. von Schmeling. Meine Frau machte in diesem Sommer eine sechswöchentliche Brunnenkur in Marienbad, jedoch ohne von ihren Leiden ganz geheilt zu werden, welche sie, wenn

auch mit Unterbrechungen, in mannigfachen Gestalten bis an ihr Lebensende hat forttragen müssen. Welche zarte, mütterliche Liebe sie für Friedrich und Jakob in ihrem Herzen trug, bezeugen ihre Briefe aus dieser Zeit. Ich holte sie von Marienbad ab. Der Kronprinz war da und hörte von einer Gräfin Henkel, mit der meine Frau sich befreundet hatte, daß ich erwartet würde. Nun erzählt das T. B. vom 1. Juli weiter: „Als er dies hörte, sagte er: »Ach der! — der redet immer von ernsthaften Sachen — kommt denn Polte nicht?« Am 21. und 22. Juli aß ich zu Mittag beim Kronprinzen, den ersten Tag mit der jungen Prinzeß Wilhelm. Den Abend des zweiten Tages lange Audienz bei ihm. Er knüpfte scharf an die letzte Audienz im Februar an, »die katholische und die anglikanische Kirche seien »»Marmorbecken««, obgleich in jener einige Schmeißfliegen", — bei uns laufen alle Fluthen in den Sand. Was er hinstellen wolle, müsse so beschaffen sein, daß ein Regierungsnachfolger es nicht antasten könne, ohne Rebell oder Tyrann zu sein. Wie »ein Capitän, der eine Batterie nehmen solle, hinanmüsse, und wenn er und alle seine Leute auf dem Flecke blieben«, so stehe er zu diesen Kirchensachen. Fünf Jahre lang wollte er eine Versammlung von Geistlichen ermitteln lassen, welches die rechte apostolische Kirchenverfassung sei und diese dann — nicht ausführen." Er wollte damit sagen, daß er die Kirche „aus sich selbst" sich wolle entwickeln lassen, (wie er das als König mehrmals gesagt hat). Als er äußerte, er wolle der Kirche „die Hand bieten", erinnerte ich, daß ein Finger an dieser Hand der ultra-rationalistische Oberpräsident Merkel in Breslau sein werde. Er entgegnete nicht, daß er sich dieses Fingers entledigen könne.

Leopolds und meine Tendenz war in dieser Zeit des nahenden Thronwechsels immer, den Kronprinzen darauf hinzuweisen, daß er nicht mit bloßen noch so erhabenen Ideen werde regieren können, sondern dazu der Organe tüchtiger, gleichgesinnter Männer bedürfe. Ich erinnere mir, wie ich in der Marienbader Audienz ihm die wunderschöne Szene aus Shakespeares Heinrich VI. Teil I, in welcher der Besuch Talbots bei der Gräfin von Auvergne dargestellt ist, in diesem Sinne vorhielt. Es kam vor, daß auf des verhafteten Gaudian Bitte um Befreiung der König die Verfolgung der Lutheranerprediger als böswilliger und hartnäckiger Menschen bestätigt habe in Gemäßheit der Vota der Minister Rochow und Altenstein, aber gegen das des Justizministers Mühler. Dieser, sagte der Kronprinz, hätte gleich

den Abschied nehmen sollen. Es sei unerhört gegen des Justizministers Votum zu entscheiden.

Hier erscheint Mühler als stehend auf Seiten des Rechts und der Toleranz. Aber der gefangene Gaudian teilte mir aus seinem Kerker in Köslin folgenden Mühlerschen Bescheid vom Juli 1839 auf Gaudians Bitte um Gerechtigkeit mit: „Auf Ihre Vorstellung wird Ihnen eröffnet, daß Ihre Verhaftung in Folge der von Ihnen veranlaßten religiösen Unruhen und weil Sie von diesem gesetzwidrigen Treiben für die Zukunft abzustehen nicht versprechen wollen, von des Königs Majestät nach § 44 Allg. Landrechts Th. II Tit. 20 Allerhöchst genehmigt worden ist." Dieser § 44 lautet: „Auch bloße Drohungen, ein gewisses Verbrechen begehen zu wollen, sind strafbar und verpflichten den Staat zu Maßregeln, wodurch die Bedroheten in Sicherheit gesetzt werden." Die Absurdität solcher gesetzlicher Bestimmungen wird durch die Absurdität einer solchen Anwendung noch übertroffen.

Auf dem Rückwege über Dresden machten wir unsere erste Eisenbahnfahrt in unserm offenen Reisewagen sitzend von Dresden nach Leipzig und nachdem wir in Halle und dann in Klöden, wo wir wieder mit Friedrich und Jakob zusammentrafen und in Berlin Aufenthalt gemacht hatten, langten wir am 19. August wieder in Frankfurt an.

In Halle machte ich bei Tholuck die Bekanntschaft meines seit mehr als dreißig Jahren treuen Freundes Bindewald, damals Referendar, den, wie das T. B. erzählt, „die Bau- und Kunstwerke in Nürnberg gelehrt hatten, daß die Kirche eine Macht sei, und der dieser Macht sich unterworfen hatte."

In Berlin äußerte Alvensleben, der Kronprinz könne nun einmal mit keinen andern Leuten regieren, als mit solchen, die er goutiere — Bunsen, Anton Stolberg, Gröben —, darin müsse man sich finden und das bestmögliche daraus machen. Göschel sagte, Minister Altenstein habe in seiner Korrespondenz mit dem Minister Mühler bitter über mich als der Lutheraner Haltpunkt geklagt, so daß Mühler, wenn nicht durch den Kronprinzen angeregt, mich nicht befördern würde. — Dies war für mich im Gewissen beruhigend.

Nachdem die Schweiz seit der Pariser Julirevolution in mannigfachen Krisen gefiebert und Umgestaltungen erfahren hatte, kam es endlich 1839 so weit, daß die radikalisierte Regierung von Zürich den

antichristlichen D. F. Strauß, Verfasser des „Lebens Jesu", als Professor der Theologie an die 1833 daselbst neu errichtete Universität berief. Dagegen aber — und noch ehe Strauß sein Amt hatte antreten können — brach eine reaktionäre Revolution aus. Betend und singend zog gläubiges, reformiertes Landvolk von einem Pfarrer geführt gegen die Stadt und nach einem kurzen Gefecht, in welchem jedoch Blut floß, entfloh die Regierung am 6. September 1839, in scharfem Kontrast gegenüber dem ungläubigen Zeitgeist, der Europa durchwehte. Kurz vorher war Zeller, Pfarrer in Stäfa am Züricher See gestorben, der Mann meiner Freundin Cäcilie, geb. von Elsner. Sie verließ mit ihrem Sohne Johannes und zwei ganz jungen Töchtern zweiter Ehe bald nach dem Umsturz vom 6. September Stäfa und nahm ihren Wohnsitz in Frankfurt an der Oder mit Rücksicht darauf, daß Leopold und ich daselbst waren, wo dann Johannes das Gymnasium besuchte.

**L. B. 6. Oktober.** „Der östreichische Beobachter" (ein katholisches Blatt) „begrüßt freudig die Züricher Bewegung unter Hervorhebung des Züricher Protestantismus und Radikalismus als einen Kampf für den HErrn, — beschämend für unsern unbrüderlichen kritischen Protestantismus und unsern Kaltsinn in den Kölner Sachen." Ferner sei als charakteristisch für den Moment hier noch eine damalige Rezension der Schriften meines Bruders Otto über die Trauung Geschiedener in den Halleschen Jahrbüchern erwähnt, in welcher Ottos Tendenzen als auf Gründung eines Pfaffenreichs im Einklang mit dem Erzbischof von Köln gerichtet dargestellt werden und behauptet wird: die Kirche habe so wenig ein Gewissen als die Post oder die indirekte Steuerverwaltung.

**L. B. 8. Oktober.** „Bei Leopold, der die Entweichung des Erzbischofs Dunin aus Berlin und seine Wiederergreifung in Posen und Rücktransport erzählte. — Er wurde dann auf die Festung nach Kolberg gebracht." Und vom **12. Oktober**: „Artikel in der Preußischen Staatszeitung über den Bischof Dunin aus dem erhellt, daß er in keiner Art legaler Haft gewesen ist, der König ihm nur durch eine Kabinetsordre befohlen haben soll, in Berlin zu bleiben. »Wegen dieses Ungehorsams« u. s. w. Die Irrlehre vom selbständigen pouvoir judiciaire ist ziemlich beseitigt."

**L. B. 23. Oktober.** „Diner bei Präsident Wißmann, mit dem ich einige Wochen vorher ein langes Gespräch über Religion gehabt hatte. Ich gab ihm Rechenschaft von unserm Glauben. Er erklärte

Alles, selbst die Unsterblichkeit für ungewiß. »Das haben Sie wohl aus Ihren alten jüdischen Büchern gelernt.« Welch eine babylonische Gefangenschaft der Kirche, daß ein solcher Mann Aemter in ihr besetzt! — Jetzt war er besonders freundlich gegen mich. Es kam vor, daß der Erzbischof Dunin es in Posen auf Gewalt habe ankommen lassen. Die Thüren sind aufgebrochen worden und polnische Damen haben sich die Splitter als Reliquien geholt. Er hat sich an den Armen fortschleppen lassen. In Posen jetzt kein Geläute, nur stille Hochzeiten."

Aus einem Briefe von mir an Bülow vom 16. Oktober: „Ueber den Erzbischof jammere ich als Patriot mit Dir; wir versinken immer mehr in bodenlosen Absolutismus. Als Christ aber fühle ich meinen Glauben gestärkt, wenn ich sehe, wie der HErr die Sünde und Thorheit derer zu Schanden macht, welche die Kirche Christi und den Felsen, auf dem sie steht, für nichts achten und wie sie an diesem Felsen zerschellen. Laß uns nur hüten, daß wir keine Gemeinschaft haben mit diesen unfruchtbaren Werken der Finsterniß und nicht die Hände derer stärken, die wider Christum streiten."

**T. B. 10. November.** „Ich dachte viel nach über die Reaktion gegen Merkantilismus und Materialismus, die in der erhabenen Idee der Menschenrechte liegt, welche die Grundlage des Liberalismus ist. Wie verkehrt, dagegen eine bloß negative Stellung einzunehmen, was wir so lange gethan haben! Auch altgermanische Rechtsbegriffe haben sich, freilich unter verzerrten Formen, im Liberalismus Raum verschafft: Theilung der Gewalten, Repräsentation, pouvoir judiciaire, Nachahmungen der englischen Verfassung in allen konstitutionellen Staaten. Wohin gerathen wir mit unserm immer geistloser und starrer werdenden Absolutismus und seinen Religions- und Geistesverfolgungen! Mich stößt die tägliche Praxis auf solche Gedanken. Was haben wir, was nicht jeden Tag eine Kabinetsordre ganz leicht aufheben könnte!" So ist es doch jetzt, 1871, nicht mehr, — wiewohl in mancher andern Beziehung viel übler.

Der Kronprinz verhandelte um diese Zeit viel mit Bunsen, dessen Günstlingschaft sich mehr und mehr ausbildete. Bunsen offenbarte sich immer mehr bis an sein Lebensende 1860 als Revolutionär, Pantheist und Feind der gesamten christlichen Kirche; eine seiner Tendenzen war enge Verbindung der Kirche mit Volk, Staat, Kunst

und Wissenschaft, aber in einer Weise, bei welcher die Kirche sehr zu Schaden kam, er hatte das Bewußtsein eines Reformators und hoffte, wie wir in unserer Weise, auch mit dem Kronprinzen wenn er König wurde Hand in Hand zu wirken. Charakteristisch ist ein Gesichtspunkt, den er seinen Kirchenreform-Plänen zu Grunde legte. Er sagte: die drei Lebensäußerungen der Kirche sind 1. Lehre, 2. Zucht, 3. Gottesdienst; in unserer Zeit führt die Lehre, das Dogma, zum Zank, die Zucht hat allzusehr den Zeitgeist gegen sich, bleibt: der Gottesdienst, die Liturgie. Diese Ansichten stimmten trefflich zu des alten Königs Unionstendenzen, welche vorbeigehend an Lehre und Zucht, die Kirche bauen wollten durch Einheit und Schönheit des Ritus. 1848 und folgende Jahre stürzte Bunsen sich kopfüber in trikoloren, revolutionären Liberalismus und gegen Ende seines Lebens war er so zusammengeflossen mit den negativsten Lichtfreunden, daß die Stadt Magdeburg ihn als einen solchen in das Abgeordnetenhaus wählte, während und weil Stahl in seiner „Wider Bunsen" betitelten Schrift die Fundamente des Christentums gegen ihn verteidigen mußte. Garibaldi wurde von Bunsen wegen der Revolutionierung Italiens als „reiner fleckenloser Held, vergleichbar mit Moses" gepriesen (vergl. die Memoiren, die Bunsens Witwe über ihn hat drucken lassen, und den von Ranke herausgegebenen Briefwechsel des Königs mit Bunsen). Uns und besonders mich trifft der Vorwurf, daß ich es doch zu lange mit ihm gehalten habe.

**T. B. 24. Dezember.** „Bunsen hat dem Kronprinzen ein schön eingebundenes Manuscript über Eherecht zum Geburtstag geschenkt, vorn ein Sonett, in welchem er sich vom »römischen Grabesgeruch und Wuthgegrinsel der Pfaffen« nach der grünen Insel, wo er frei aufathmet, geflüchtet und dies geschrieben hat. — — Er tritt in dieser Schrift crude ein für Verbindung von Kirche und Staat.

Nun wird es verständlich sein, wenn das T. B. vom 8. Januar 1840 erzählt: „Voß schreibt, daß Bunsen in einem dem Kronprinzen überreichten Aufsatze beinahe sagt: »wenn die Regierungspräsidenten und die Landräthe geweihet würden, so sei Alles in Ordnung.« Diese Sachen wurden zwischen dem Kronprinzen, Voß, Röder und Usedom sehr lebhaft verhandelt. Der Kronprinz hatte Leopold, Otto und mich als eine Collectiv-Person behandelt und gemeint, wir hielten ihn nicht für würdig, etwas für die Kirche zu thun, wir wollten die Kirche selbst regieren." Dies bezog sich auf

unsere Tendenz, ihn in den Kirchensachen als künftigen König an die Grenzen seines Rechts, seiner Macht und seines Berufs, an seine einfachen Pflichten und an das Ausführbare zu erinnern und ihn vor unpraktischen Phantasiegebilden zu warnen, als könne er ein Reformator werden, wozu, wie seine nachherige Regierung gezeigt hat, die wesentlichen Eigenschaften ihm fehlten. Mit Recht nennt es Leopold „eine traurige Aussicht, wenn die Kirchensachen das pivot der Regierung des Kronprinzen werden sollten." Vielmehr hätte er sich, das war Leopolds und mein Rat und Meinung, durch tüchtiges, weises, gerechtes, kräftiges weltliches Regiment erst zu legitimieren gehabt zu dem bescheidenen Dienst, den er, so legitimiert, der Kirche leisten könnte. — Statt dessen hat Friedrich Wilhelm IV. bis ans Ende seiner Regierung, Oktober 1857, mit seinem Günstling Bunsen Kirchenverfassungspläne beraten und nichts zu stande gebracht, wohl aber erlebt, daß Bunsen endlich als Feind der christlichen Kirche und ihrer Grundlehren und als Pantheist offen da stand vor dem gläubigen Kerne der Christen aller Konfessionen in des Königs eigenen Staaten, ohne daß der König ihn, so offen er auch seinen Unglauben bekannte, je ganz durchschaut hätte. — — Und doch, auch wenn man die Misere von 1848 noch dem Könige zur Last schreibt und wenn man auch als daraus hervorgegangen das Unheil von 1866 und die grausen Kirchen- und Revolutionsstürme von 1873 bis 1875 hinzunimmt, doch ist das Salz- oder Goldkorn seines Glaubens und Bekenntnisses nicht ungesegnet geblieben von dem gnädigen und herablassenden HErrn!

**T. B. 31. März.** „Hermann Thile [Sohn des Generals von Thile II] war bei seinen Eltern in Frankfurt zu Besuch; er war als angehender Diplomat Bunsen in Rom beigegeben und ist ein sehr liebenswürdiger junger Mann, ein regulärer Hallerianer. Er bestätigt, was ich immer geglaubt habe, daß die römische Kirche 1837 durchaus nicht in einer aggressiven Stellung gewesen, sondern »ihre Erfolge ihr von der preußischen Regierung entgegengetrieben worden seien, wie die Hasen bei einem Treibjagen«, der Kardinal-Staatssekretär Lambruschini und Konsorten seien dadurch selbst körperlich verjüngt. Er sprach von der geistlichen Haltung der Jesuiten in Rom und von der Vortrefflichkeit ihrer Anstalten."

Anfangs April 1840 verließ Karl Raumer, in das Finanzministerium, später in das des Innern berufen, Frankfurt — ein schmerzlicher Verlust für uns und Leopolds.

Dem Vorwurfe des Kronprinzen gegenüber [bezieht sich auf S. 252 und 261], meine Brüder und ich wollten nicht, daß er etwas für die Kirche tun solle, sondern wollten die Kirche selbst regieren, sagte Leopold, wir müßten dem Kronprinzen etwas positives bieten, was denn auch in einem gemeinschaftlichen Aufsatze geschah. Die Bunsenschen Manuskripte wurden uns von Seiten des Kronprinzen mitgeteilt. Ich schrieb darauf eine ausführliche Kritik derselben nieder, welche zugleich, so gründlich wie möglich, eine Entwickelung der Lehre vom Verhältnisse des Staats und der Kirche zu einander und eine Ausführung, was ein König von Preußen für die Kirche tun könne und solle und was er nicht tun könne und solle, enthält. Diese sandte ich im April an den Kronprinzen, der sie sich von meinem Freunde Oberst von Röder vorlesen ließ. Ich lege auf diese Schrift besonderen Wert, muß jedoch jetzt als einen wesentlichen Mangel hervorheben, daß der biblische Begriff „Königreich Gottes" darin nicht zu seinem vollen Recht kommt. Das alte und neue Testament ist weit mehr durchtönt von der βασιλεια (τῶν οὐρανῶν oder θεοῦ) — die nicht von, aber desto mächtiger eben darum in der Welt ist, Joh. 18, 38 —, als von der ἐκκλησία, die das in dieses Königreich versammelte und als Leib des Königs organisierte Volk ist.

Meine Schrift hebt aus Bunsens Manuskripten hervor, daß er darin sagt: „in dem Könige stelle sich auch das kirchliche Bewußtsein dar — er sei das Haupt der Kirche, — von ihm gingen zwei Lebensströme aus, durch welche das Herzblut des Volkes in Bewegung gesetzt werde, das Staatsleben und das kirchliche Leben", vorzüglich aber „der Wunderbau der Kirche liege in seinem Bauzeuge da, des Geistes und königlichen »Werde« gewärtig." So ist der König schon vor seinem Regierungsantritt gemißhandelt worden. Meine Schrift bemerkt dazu: „Ein Alfred, Ludwig der Heilige oder Johann Friedrich von Sachsen hätten bei solchen Reden an ihre Brust geschlagen und gebetet: Gott sei mir Sünder gnädig."

Am ersten Ostertage, 19. April 1840, war ich abends zwei Stunden beim Kronprinzen. Das T. B. erzählt: „Er las mir seinen langen Brief an Bunsen, den er auf die eingesandten Manuskripte geschrieben hatte, vor. Röder hat ihm gestern meine Kritik vorgelesen." Wir kamen auf die Frage wie ungläubige Staatsdiener anzusehen und zu behandeln seien. Er sagte: „Ich mache so einen zum Chef der Oberrechnungskammer mit dem Prädikat Excellenz!" Er gab mir das

Konzept seines Briefes an Bunsen mit. Es giebt wohl kein Dokument, was den lieben Herrn so sehr nach allen Seiten hin charakterisiert. Mein Bruder Otto fand den Brief vortrefflich über alle Erwartung, Leopold wurde sehr dadurch entmutigt für die bevorstehende neue Regierung, „und sprach davon", wie das T. B. erzählt, „ihm seine Dienste zu Füßen zu legen", was Leopold mir, wenn ich dergleichen sagte, immer als illoyal auslegte. Das T. B. sagt: „Resultate: enorme Intimität mit Bunsen, absolutistisches Flattern in seinen Phantasien, liebenswürdige kindliche Demuth." Man lese selbst! Wehmut ist jetzt, 1871, nachdem der König zehn Jahre tot ist, wohl der Haupteindruck; — aber das Seltsame fehlt nicht, z. B. wie er gegen das Ende seine Metropolitansitze verteilt und ihren Rang — incl. der ausländischen — bestimmt: Fürst-Erzbischof von Magdeburg hinter Köln, aber vor Gnesen, hinter Canterbury, aber vor Upsala, Oxford hinter allen „unseren historischen Sitzen," — aber diesen Rang sollten seine Metropoliten nicht als Bischöfe haben, sondern als „hohe Diener und Ausüber der Krongewalt über die Kirche." Und doch —!

Es kam auch vor, daß die Minister beschlossen hatten, die Lutheraner-Prediger zur Disposition des Ministers Altenstein zu stellen, mit Ausschluß der übrigen Minister, worüber der Kronprinz gegen mich seine Entrüstung äußerte und die Sache noch einmal an das Staatsministerium bringen wollte.

Tags darauf, am Ostermontage, war ich wieder drei Stunden beim Kronprinzen. Das T. B. erzählt: „Ich arbeitete besonders auf konkrete Anschauung der Kirche, wie sie ist, auf Entstehung und Wesen des landesherrlichen Kirchenregiments hin und suchte ihm die Proklamation zu verleiden, die er für seinen Regierungsantritt beabsichtigte." In meiner Kritik Bunsens war gerügt worden, daß dieser ignoriere, daß „Preußen den Keim des Kaiserthums in sich trage." Daran, an dieser Kritik hatte er sich gestoßen. Zwar stimmte er mit mir ein in der Auffassung: im Osten der Kantschu, im Westen die Anarchie, Deutschland in der Mitte! Aber er hielt Österreich zuvor für berufen zum Kaisertum.

Er soll einmal in den 1850er Jahren bei einem Diner in Berlin den Kaiser Nikolaus entsetzt haben durch einen Toast: „Österreich Deutschlands Haupt! Preußen Deutschlands Arm!" —

Mrs. Fry, die für die Strafgefangenen wirkende Quäkerin, war damals mit Gefolge in Berlin und fand viel Eingang, auch bei Hofe. Sie hatte in einer Versammlung bei der alten Prinzeß

Wilhelm, wie diese mir selbst erzählte, zuletzt um eine selige Todesstunde und um die ewige Krone für Friedrich Wilhelm III. gebetet, wobei der Kronprinz sehr geweint habe. So erzählt das T. B. Am 23. April war ich beim Kronprinzen zur Tafel und sah ihn als solchen zum letztenmal.

Anfangs Mai 1840 schrieb ich nach so viel mißlungenen Schritten noch an den König, unter gleichzeitiger Einsendung einer Abschrift an den Minister Mühler, mit der Bitte um Einstellung der Verfolgung der Lutheraner, ohne andere Wirkung als den Unwillen der Minister gegen mich zu erregen. Es war dies in meinem ganzen Leben meine erste und einzige persönliche Berührung mit dem nun fast sterbenden König.

Dreizehntes Kapitel.

# Erste Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms IV.

## Juni 1840 bis August 1842.

„Am 11. Mai, erzählt das **T. B.**, kam Marie Thile mit ihrem Bruder Rudolph, warf sich weinend meiner Frau um den Hals und erzählte, daß ihr Vater das General-Commando in Koblenz und General von Weyrach das in Frankfurt erhalten habe.“ Diese Trennung war ein schwerer Verlust für Leopolds und uns, besonders war meine Frau mit Marie Thile durch die intimste Freundschaft verbunden. Als nachher General Weyrach seinen Posten in Frankfurt antrat, begrüßten wir uns als alte Kameraden aus der Campagne 1815, wo wir im Blücherschen Hauptquartier zusammen gedient hatten.

Leopold und ich besprachen in dieser Zeit im Hinblick auf den nahen Tod des Königs und die neue Regierung vielfach unsere bisherige und künftige Stellung. Ich drang auf staatsmännische Allüren, im Gegensatz zum bloßen „freimütigen Hofschranzentum“ und tadelte als ohnmächtig das fremd negative Verhalten gegenüber den großen Wahrheiten des Liberalismus und seinen mächtigen Einwirkungen auf den Fortschritt der Zeit. „Was Voß und Alvensleben für Leute sein würden“ — so **T. B. 12. Mai** — „wenn ihnen, so wie sie vor ihre Hausthür träten, die scharfe Luft des Liberalismus und der Preßfreiheit um die Nase wehete, wie dann Voß sein Stottern und Alvensleben seine Pomade vergehen würden.“ — — Leopold und ich waren und blieben wesentlich einig; aber er war Soldat und Hofmann und ich Richter und Jurist und dieser Gegensatz der Lebenssphären war doch eine Schwierigkeit für recht intimes Einssein im Detail des Fühlens und Handelns.

Am 5. Mai wurde Leopolds Tochter Ulrike (genannt Det) konfirmiert vom Prediger Kaiser in der Unterkirche in Frankfurt, zu welcher Leopold und wir uns hielten.

**L. B. 13. Mai. Bußtag.** „Prediger Kaiser hielt eine Bußpredigt, aber so als wenn man mir, wenn ich aus einer Pfütze, in die ich gefallen, zitternd und triefend herauskröche, mit großem Nachdruck vorhielte, ich sei doch nicht ganz rein, ich würde gewiß bei genauem Nachsehen einige Feuchtigkeit finden."

Am 14. Mai starb der Kultusminister von Altenstein. Der nahe Regierungsantritt des Kronprinzen ging also der Wiederbesetzung dieser wichtigen Stelle entgegen.

Im Februar 1840 hatte in Magdeburg der Prediger Sintenis an der Heiligengeistkirche in einem Zeitungsartikel die Anbetung Jesu Christi für Aberglauben und Götzendienst erklärt, nachdem schon das Jahr vorher der Prediger Klusemann an derselben Kirche an seine 55 Konfirmanden seine Konfirmationsrede gedruckt verteilt hatte, in welcher er vor dem Glauben an die Rechtfertigung durch den Erlösungstod Jesu als vor Täuschung und Betörung warnte. Das Auftreten des Predigers Sintenis erregte einen gewaltigen Lärm, in welchem er die Gläubigen — darunter auch einige Magdeburger Geistliche — gegen sich, große Massen aber und namentlich den Magistrat für sich hatte. Das Konsistorium, dessen Direktor der Bischof Dräseke und dessen Präsident Graf Anton Stolberg — ein besonders intimer Freund des Kronprinzen — war, ließ sich in weitläufige Verhandlungen mit ihm ein, welche der Bischof führte und worin er seinen und der Kirche Glauben entschieden aussprach. Aber Sintenis gab in keinem wesentlichen Stücke nach (wie er bei seinem Unglauben auch nicht konnte), zumal er mit dem günstigen Winde der öffentlichen Meinung segelte, so daß er vor den Augen der Menge, obgleich das Konsistorium ihm einen Verweis erteilte, diesem und der evangelischen Kirche gegenüber mit ansehnlichen Alliierten als rüstiger Gegner — beinahe als Sieger — auf dem Kampfplatze blieb. Er beschwerte sich und mit ihm sein Kirchenkollegium und der Magistrat bei dem Kultusministerium und dieses bestätigte den Verweis, gab aber doch dem Konsistorium auf, seine Magdeburger Gegner „die Prediger Reinhardt und Kämpfe zur Milde, Vorsicht und Friedensliebe zu ermahnen und darauf zu halten, daß der erhobene Streit, namentlich in öffentlichen »Lehrvorträgen« von den Geistlichen nicht weiter

fortgeführt werde." Dies war das lahme Ende dieser Quasi-Wiederholung der Halleschen Sachen von 1830, nur daß dort Professoren der Theologie, hier Prediger gegen die Kirche auftraten. Ich habe diese Sache in mehreren Artikeln in der Ev. Kirchenzeitung behandelt. Die Urkunden über das Verfahren gegen Sintenis schließen ihren Bericht mit den Worten: „Damit ist der Streit denn auch in Magdeburg beendet;" diesen Worten setzt meine Beurteilung entgegen, daß, wenn die Kirchenbehörden ihre Schuldigkeit getan hätten, der Schluß der Erzählung vielmehr so gelautet haben würde: „damit ist denn der größte Streit, der das achtzehnte oder neunzehnte Jahrhundert oder irgend ein Jahrhundert bewegt hat, nun auch in Magdeburg entzündet, um nicht eher beendigt zu werden, als bis der Herr, wenn auch nach vielen Menschenaltern Seine Sache zum Siege hinausgeführt haben wird.

Bischof Dräsecke konnte die Schmähungen der Rationalisten, die sein gutes, wiewohl schwaches Bekenntnis ihm zuzog, nicht ertragen, „er sei nun ein besudelter Bischof; der Schmelz sei heruntergewischt und damit seine Wirksamkeit gestört." St. Paulus faßte seine „vierzig Streiche weniger einen" anders auf. Dräsecke drang auf seine Entlassung (wiewohl der König Friedrich Wilhelm IV. ihn zu halten suchte) und erhielt sie nach einigen Jahren.

Das Ministerium Thiers kündigte in dieser Zeit in den französischen Kammern an: „Der Prinz von Joinville, einer von König Louis Philipps Söhnen, werde die Überreste Napoleons von St. Helena nach Frankreich bringen; Napoleon sei legitimer Beherrscher von Frankreich gewesen; er habe ein Recht auf St. Denys, die Grabstätte der alten Könige, aber ihm gebühre ein besseres Recht als gewöhnlichen Königen." Die Kammer bewilligte dazu eine Million und die Leiche wurde geholt.

Im Januar 1841 verteidigte Thiers die von ihm ausgegangene Befestigung von Paris gegen das Bedenken, daß er gerade dadurch Paris den schlimmsten Gefahren aussetze, vor der Deputierten-Kammer mit folgenden Gründen: »Si Paris peut se défendre comme Metz, Strassburg et Lille, Paris ne sera jamais attaqué. Il est possible de procurer à Paris 60 jours de vivres. Jamais un ennemi ne sera 60 jours devant Paris, c'est lui et non pas Paris, qui serait affamé. L'ennemi désespérant de prendre une telle place ne songera plus à l'attaquer. Tout but est ainsi enlevé aux guerres d'invasion.«

Diese Rede hat die Times am 3. Februar 1871 wieder ans Licht gezogen, nachdem Paris, ausgehungert und bombardiert, dem Kaiser Wilhelm in Versailles sich ergeben hatte.

**T. B. 22. Mai.** „Leopold von Berlin kommend erzählt mir, wie der Kronprinz gesagt: »Bodelschwingh könne nicht geistlicher Minister werden, weil er die reformirte Kirche am Rhein mit dem Kantschu regiert und den Erzbischof von Köln arretirt habe,« über welche Aeußerung ich mich sehr freute. Alvensleben sei dazu geeignet. — Leopold hat mit Rochow, Voß und Alvensleben bei ersterem berathen, was geschehen solle, wenn der König stürbe. Sie sind übereingekommen, zu erstreben, daß der Kronprinz zunächst »in den alten Rock des Königs hineinführe.« — Ich rieth Leopolden, dem Kronprinzen als erste Maßregel seiner Regierung eine Kirchen-Visitation durch das ganze Land zu empfehlen, nach dem Vorbilde seiner Vorfahren, der Kurfürsten Joachim II. und Johann Georg."

**T. B. 26. Mai.** „Nachricht, daß der Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, Freimaurer geworden." Kurz vor Torschluß, nämlich vor dem Tode seines Vaters.

**T. B. 31. Mai.** „Am 100. Jahrestage des Regierungsantritts König Friedrichs II. feierte der Graf Schwerin als Besitzer von Tamsel (wo König Friedrich als Kronprinz von Küstrin aus, wo er gefangen saß, viel gewesen war) dessen Andenken durch ein Monument. Veteranen in Uniformen von 1740, zahlreiche Gedichte und ein großes Diner." Unter den Honoratioren der Umgegend waren auch Leopold und ich mit dem Präsidenten Wißmann hinausgefahren. Das T. B. sagt: „Geschmack- und gedankenlose Schmeicheleien! Wie sehr kam die Kirche und unser allmächtiger König dabei zu kurz! Die Rede des Grafen Schwerin war in Versen. Im Hintergrunde von dem allen der totkranke König in Berlin. Die russische Kaiserin wurde in Küstrin erwartet, durchreisend, um ihren Vater noch einmal zu sehen. Bei Tisch verweigerte ich dem General Weyrach, der mir gegenüber saß, das Anstoßen auf »den Geist Friedrichs des Großen«, auf den Graf Schwerin eine Gesundheit ausbrachte. Ich dachte an die Märtyrer, welche gelitten haben, weil sie »dem Genius des Kaisers« nicht hatten opfern wollen. — Als ich nun beim nächsten Toast: »dem kranken Herrscher« mit General Weyrach anstoßen wollte, weigerte er sich, und stieß erst wieder bei dem dritten auf die »Präsidenten« mit mir an, indem er sagte: »Das ist Ihre Gesundheit«. Das Ganze machte

zunächst kein Aufsehen, was auch meine Absicht nicht war. Es entstand aber doch ein jahrelanges Gerede daraus. Auf dem Rückwege nach Frankfurt viel reelle Gespräche mit Wißmann: »Da feiern Sie wohl auch gar das Himmelfahrtsfest?« sagte er. Ich setzte ihm auseinander, daß der Mensch nicht zum Tode, sondern zum Siege über den Tod bestimmt sei, was ihn rührte. Als wir uns trennten, sagte er: »Ich danke für die guten Lehren«."

Am 4. Juni wurde in Berlin der Grundstein zu dem Denkmal König Friedrichs II. gelegt, das jetzt vor des Königs Palais steht. Der König, dem nahen Tode entgegengehend, sah von weitem, aus dem jetzt Kronprinzlichen Palais zu. Man sagte, er habe diese Denkmalsetzung seit Jahren verzögert aus Abneigung gegen Friedrich II. von seiner Jugend her.

Der Tod des Königs erfolgte am Pfingstsonntag, 7. Juni, 3 Uhr nachmittags. Weil Präsident Scheller krank war, wohnte ich statt seiner am 11. in Berlin dem Leichenbegängnis bei. Vetter Wilhelm Raumer als Glied des Hausministeriums ernannte mich zum „Marschall der fremden Präsidenten", deren Sektion ich mit einem umflorten Stabe führte.

„Vor der Feier" — so T. B. vom 11. Juni — „zu Voß, wo Leopold war, der gestern eine Audienz beim Könige gehabt; der König ist ihm weinend um den Hals gefallen und hat von Allem gründlich und ausführlich mit ihm gesprochen, besonders von den auswärtigen Angelegenheiten. Otto neckte Leopolden aus Shakespeares II. Theil Henrys IV.: »Falstaff: God save thy grace, King Hal! my royal Hal! K. Henry V.: I know thee not, old man; fall to thy prayers«."

Zu dem Testamente des verstorbenen Königs, seinen Worten an seinen „lieben Fritz" und dessen Ordre, beides zu publizieren, macht das T. B. vom 19. Juni folgende Bemerkungen: „Das Testament macht einen erbaulichen Eindruck von christlicher Einfalt und Wahrheit. Auch that nach dem dumpfen Wesen der vorigen Regierung diese Oeffentlichkeit wohl."

**T. B. 22. Juni. Frankfurt.** „Leopold bei mir. Ich suchte zu zeigen, wie garnicht vorbereitet wir seien, dem neuen Könige große Maßregeln vorzuschlagen, wie z. B. Entlassung des Justizministers Mühler, Einberufung von Generalständen, Auflösung des geistlichen Ministeriums u. s. w., da es uns dazu an Menschen und an Vertrauen

und Einigkeit von uns als Partei unter einander und mit dem Könige fehle. Wesentlich sei eine reelle Contrasignatur der königlichen Erlasse, wenn nicht wüster Absolutismus einbrechen solle. — Als erste Stufe, aus dem jetzigen tohu wa bohu herauszukommen empfahl ich, daß jedes Gesetz wenigstens von allen Staatsministern — gewissermaßen als interimistischen »Repräsentanten der Nation« — berathen würde — als Gegensatz zu dem bisherigen wilden Extrahiren legislatorischer Kabinetsordres von Seiten einzelner Minister. Ich sagte, ich glaubte, der König sehe seine jetzt noch aus Obigem folgende Insufficienz auch ein oder fühle sie doch, wie wohl ich doch auch wieder absolutistische Excesse, Gebrauchen der Menschen als bloßer tools fürchtete. Dies letztere wollte Leopold nicht gelten lassen. Der König sei auffallend wenig absolutistisch; schon am 9. d. M. habe er über den Mangel an Capazitäten geklagt; mein Rath sei zu negativ. Wenn uns nun in den geistlichen Angelegenheiten die Noth auf den Nägeln brenne?"

Hermann Röder, einer von den vielen im Kriege so zahlreich verwundeten und getöteten Gebrüder Röder, der nur noch einen Arm hatte, sagte um diese Zeit von seinem Bruder (meinem Freunde von Heidelberg her), der bis jetzt dem Kronprinzen attachiert war: „Nun werden sie" (die liebenswürdigen Freunde des neuen Königs, etwa Bunsen, Radowitz, Gröben, Graf Anton Stolberg u. s. w.) „meinen guten alten Bruder links und rechts abküssen und dann bei Seite schieben." Ungefähr so kam es auch. Er war ein gewissenhafter Christ — ein Auge war ihm im Kriege ausgeschossen — und man darf wohl annehmen, daß er in zehn- bis fünfzehnjährigem persönlichem treuem Dienste bei dem Kronprinzen durch seine Gewissenhaftigkeit wesentlich beigetragen hat, diesen auf dem geraden, schmalen Wege zu erhalten.

**T. B. 30. Juni.** „Da Präsident Scheller noch krank war, so vereidigte ich das Oberlandesgericht, nachdem ich eine Anrede über Regierungsantritt, Eid, irdische und ewige Majestät gehalten und selbst geschworen hatte." Ferner Juli 1840: „Leopold war in Berlin und Sanssouci gewesen und war ganz voll von folgendem Gedanken: er selbst sei noch zu unerfahren, um mit dem Könige umzugehen; er sei dort gewesen wie ein Landjunker in der Residenz; er habe aber in Sanssouci viel gelernt." Er erzählte später, der König habe damals vorgehabt, mit den excessivst-ständisch-konstitutionellen Ideen gleich bei der Huldigung hervorzutreten und sei dadurch, daß er keinen Anklang

damit gefunden, sehr disgustiert worden. Leopold und alle andern, Voß, Stolberg, Alvensleben, Rochow hätten dem Könige viel zu sehr widersprochen; des Königs Ideen seien alle vortrefflich gewesen, denen hätte man Raum lassen und nur darauf bestehen sollen, daß er Menschen brauche, sie auszuführen; zum Gehorsam gehöre auch, daß man ihm, wo er wesentlich recht habe, nicht so entgegen trete; ohne blunders fange keine Regierung an u. s. w. |

**19. Juli.** „Gedächtniß-Predigt auf den König in der Oberkirche in Frankfurt; die Behörden gegenwärtig, voll faulen Menschenlobs. Ich fragte meinen Kollegen Oelrichs beim Herausgehen, welchen Eindruck heute wohl eine Predigt auf ihn gemacht haben würde, in welcher der Prediger nur gesagt hätte, was er wirklich meinte oder dächte. Worauf Oelrichs: »Das würde ihn außerordentlich frappirt haben, denn so etwas erwarte man garnicht«.“

Ende Juli war ich in Berlin, wo man schon wußte, daß Eichhorn Kultusminister würde, ein Liberaler im Sinne Steins, geltend für einen Schleiermacherianer, aber — weil eingehend auf den König — doch mehr und mehr verschrieen bei allen Revolutionärs in Staat und Kirche, denen er auch in den Märztagen 1848 sofort aufgeopfert wurde.

Karl Raumer erzählte mir, der alte 99jährige Präsident Grolman sei ganz böse auf den „jungen“ König, der in Sanssouci sitze und nichts thue.“

**T. B. 27. Juli.** „Hengstenberg sagte mir, wenn ich nicht so katholisch wäre, könnte ich nun geistlicher Minister werden. Leopold aber meinte, wenn man mir auch diese Farbe rein abreibe, so blieben doch noch andere Farben genug, welche hinderten, daß ich es würde. Und Senfft I sagte: wenn mein Bruder Wilhelm noch lebte, so würde Alles einig sein, daß er es werden müßte. — Zu Verstorbenen sich zu bekennen ist keine Kunst, damit riskirt man nichts, meinte Leopold. — Der Prinz von Preußen (diesen Titel hatte der neue König dem Prinzen Wilhelm beigelegt, nach dem Vorbilde König Friedrich II., der damals 28 Jahr alt damit hatte andeuten wollen, daß kein direkter Thronerbe zu erwarten sei) hat bei der von ihm der Universität bewilligten Audienz zu Lancizolle gesagt: er hoffe, der König werde noch Erben bekommen, er, der Prinz, fühle sich zu schwach zur Krone, werde auch seinen Bruder nicht überleben u. s. w. Worauf Lancizolle

in dem Sinne geantwortet hat: wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch den Verstand."

E. M. Arndt, der in Zusammenhang mit den Demagogen-Untersuchungen als Professor in Bonn kalt gestellt worden war, wurde um diese Zeit rehabilitiert. Er war Schleiermachers Schwestermann.

**T. B. 28. Juli.** „Ich war bei Alvensleben (dem Finanzminister). Das geistliche Ministerium ist ihm vom Könige angeboten. Der König hat ihm dabei gesagt mit Hinweisung auf die zu errichtenden Prediger-Seminare und auf die Verwandlung der Superintendenturen in kleine Bisthümer [dies wird verständlich durch den oben gedachten kronprinzlichen Brief an Bunsen], das Amt werde für ihn, Alvensleben, so schwer nicht sein, der König suche einen Farblosen, was Alvensleben mir mit ernstem Lächeln erzählte. Alvensleben hat ausgeschlagen; das hätte ohne unsere und Vossens Zustimmung nicht geschehen sollen." So drängte ich immer auf Parteibildung, aber niemand hatte Neigung dazu, Alvensleben am wenigsten. „Er sagte ferner: der König sei sehr thätig, — es sei Uebereilung zu fürchten, mit Boyen hätte er wohl noch sechs Monate warten können, schon aus Pietät gegen den alten König.*) Ob ich nicht fände, daß der König sich doch eigentlich an Niemand kehre, wenn er auch jeden anhöre. Er erzählte auch noch, der König habe ihm gesagt, er habe an Savigny als geistlichen Minister gedacht, der sei aber ein wissenschaftliches Parteihaupt und nicht farblos genug. — — Voß erzählte mir, der König habe sich ganz böse über Alvenslebens Weigerung, geistlicher Minister zu werden, geäußert."

Der gefangene Erzbischof Dunin von Posen wurde im August auf freien Fuß gestellt.

**T. B. 11. August.** „Die liberalen Maßregeln — Boyen, Arndt, Erzbischof Dunin, die Demagogen- und Majestätsverbrecher-Amnestie — bilden einen eigenthümlichen Kontrast zu der immer noch fortdauernden Lutheraner-Verfolgung."

**T. B. 22. August.** „Abend bei Leopold. Der Prinz von Preußen war die Nacht durch Frankfurt gegangen. Er hatte

*) General von Boyen, ein stark gefärbter Liberaler und deshalb Friedrich Wilhelm III. mißliebig, sollte damals (Sommer 1840) Kriegsminister werden und wurde es wirklich bald nachher. Durch Anstellung der Liberalen und Farblosen hoffte der König seine Gegner zu gewinnen. Das Gegenteil trat ein; sie trauten ihm nicht eben wegen solcher Ernennungen.

Poltens Verhältniß zum Könige sehr anerkannt, insbesondere daß er in Sanssouci gewesen, — die Prinzessin (seine Gemahlin) habe ihm geschrieben, wie Leopold, Voß und Stolberg »mit rothen Köpfen« vom Könige herausgekommen aus der Audienz — Leopold möge doch bald wieder nach Berlin kommen — der König werde doch nicht gar Boyen zum Kriegsminister machen! — Graf Brandenburg (der Staatsretter vom November 1848), soll gesagt haben: es wäre besser, wenn der Prinz von Preußen König geworden wäre. — Präsident Wißmann sagt: »Der König braucht vor allem tüchtige Minister; es ist ein glückliches Ergebniß der neuen Zeit, daß eine Regierung ohne Minister unmöglich ist«. Leopold setzte hinzu: »Nicht allein das, sondern auch unmöglich mit Ministern«."

Am 26. August kamen der König und die Königin nach Frankfurt, vorher Röder, der einen Brief des Geh. Justizrats von Haugwitz, eines schlesischen Lutheraners, hatte, worin er seinen Einfluß für die Verfolgten in Anspruch nahm. Er schrieb in einer mich tief rührenden Weise: „Gegen Feinde stelle man sich stark, aber ihm als einem Freunde, wolle er der Lutheraner Schwäche offenbaren; lange könnten sie die Entziehung des Worts und Sakraments (weil ihre Prediger im Gefängniß oder auf der Flucht) nicht mehr aushalten, wie er dies an sich selbst sehe, die Verfolger würden aber dabei garnichts gewinnen; wenn das geistliche Leben erlösche, werde das fleischliche Kleben am Buchstaben desto schroffer sich verhärten."

**T. B. 26. August.** „Bei Tische saß ich dem Könige gegenüber. Er fragte mich, was in den Zeitungen stände? und sagte (anspielend auf Thiers orientalische Politik): »Die Franzosen sind wie ein kokettes Weib, das unter allen Umständen von sich will reden machen. Aber sagen Sie es nicht weiter.« Dann: »Würden Sie Louis Napoleon verurtheilen?« Ich: »Ja.« Er: »Ich würde ihn freisprechen.« (Der Sinn war wohl: weil Louis Philipp kein besseres Recht hat.) — Ich: »Ich glaube an Quasi-Legitimität«."

Louis Napoleon hatte sich schon 1836 in Straßburg als Kaiser ausrufen lassen, aber die Truppen nahmen ihn sofort gefangen. Der Bürgerkönig Louis Philipp hatte ihn jedoch freigelassen, weil er ihn für nun lächerlich geworden und deshalb nicht mehr für gefährlich hielt. Nun machte er am 4. August 1840 von England aus in Boulogne einen zweiten Versuch, — ließ einen zahmen Adler fliegen — mußte aber auf ein Boot fliehen, welches umschlug, wurde aus dem

Wasser gezogen und im Januar 1841 von dem Pairshofe verurteilt und in Ham eingesperrt, von wo er 1846 entkam. — Dann sprach der König weiter über Quasi-Legitimität, über die alte französische Parlaments-Gerichtsbarkeit, wie sehr ein vornehmer oberster Gerichtshof die Justiz hebe. Er brachte auch wieder wie schon sonst vor, daß in Frankreich die Frauen und Töchter der Richter Theater und Bälle nicht besuchten u. s. w. Er reiste zur Huldigung nach Königsberg.

Am 10. September fand die feierliche Huldigung in Königsberg statt. Während der König auf seinem Throne die Huldigungen entgegen nahm, rief in die Versammlung hinein aus einem offenen Fenster „die gellende Stimme eines geisteskranken Weibes" mit den Worten der Bergpredigt: „Schwöret nicht." — Gleichzeitig erging nun der Lutheraner-Toleranzerlaß vom 19. August, jedoch mit einer Klausel, daß sie keine Proselyten machen dürften.

Auf diesem Huldigungs-Landtage regte sich der alte ostpreußische Liberalismus unter Berufung auf die verheißende Verordnung vom 22. Mai 1815. Ich verteidigte die diese Berufung enthaltende Adresse gegen Leopolds Kritik insofern, als ein Protest dadurch notwendig geworden sei, daß in dem Königlichen Konvokationsschreiben von „etwa noch bestehenden ständischen Rechten" die Rede gewesen war. — Röder erzählte mir, der König sei durch die liberale Königsberger Adresse überrascht worden, habe aber gesagt, er müsse dem Liberalismus verzeihen, zwei ehrwürdige Männer, die er auch genannt (Stein? Niebuhr?), hätten 1820 ebenso gedacht; auf diesem Standpunkt seien die Ostpreußen stehen geblieben.

Den Oberpräsidenten von Schön in Königsberg — gewissermaßen erste Notabilität und Haupt der dortigen Liberalen — ernannte der König bei der dortigen Huldigung zum Staatsminister und verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. Durch diese seine sich selbst widersprechende Handlungsweise meinte der König (mit Unrecht) populär zu werden.

Leopold und ich trugen vierzig Thaler Gold zu dem Huldigungsfest bei, welches die Brandenburgische Ritterschaft dem Könige in Berlin vorbereitete, — Friedrich und Jakob verlangten, daß auch von ihrem Vermögen dazu beigetragen würde.

Vom 24. September bis 1. Oktober war ich bei Gelegenheit eines Besuches bei Goetze mit ihm in Greifswald und Stralsund und durchdrang mich mit den soliden altertümlichen Vorzügen der deutschen

dortigen Justiz und Städteverfassungen, die Goetze zu erhalten strebte, aber nicht erhalten hat.

Ich komme nun auf die Huldigung in Berlin am Geburtstag des Königs, den 15. Oktober 1840. Die Begeisterung für den König, die schon in Königsberg aufgeflammt war, erreichte in Berlin ihren Höhepunkt. Niemand konnte sich ihm ganz entziehen, auch wir, Leopold und ich, nicht, obschon wir nicht frei waren von düstern Ahnungen. Des neuen Königs Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit, sein Geist, seine Beredtsamkeit, seine feine, freundliche und doch ernste Offenheit gewann die Herzen um so mehr, weil alles dies auf das knappe, unmitteilsame, prosaische, negative Wesen der langen vorigen Regierung folgte. Auf der vorigen Regierung Repression und Verfolgung der „demagogischen Umtriebe" — wie der Kamptzsche terminus technicus lautete — folgten die liberalen Gnadenakte der neuen Regierung. Die Bedrückung der Lutheraner wurde gemildert, den römisch-katholischen Erzbischöfen die Freiheit wieder gegeben; auf des Königs lebendig-christliches Bekenntnis bauten die Gläubigen die schönsten Hoffnungen.

Wir, d. h. meine Frau, ich, Friedrich, Jakob und Reinhold Thadden, welche mit ihrem Hauslehrer Wittenberg zu Fuß von Frankfurt nach Berlin gewandert waren, Leopolds, Thaddens, Levetzows einschließlich unserer Nichten Bertha und Wieschen und unzählige Verwandte und Bekannte waren in Berlin und sahen alle die Huldigungsfeierlichkeiten mit an.

Die orientalische Krise hatte bis zu naher Gefahr eines Krieges gegen Frankreich sich gesteigert, was das Feuer des königstreuen Patriotismus noch mehr entzündete. Es war die Zeit, wo man sang:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n."

Wenige Tage nach der Huldigung ging diese Gefahr, die in den Tagen der Huldigung selbst noch sehr brennend war, vorüber durch den Sturz des Ministeriums Thiers. An diesem 15. Oktober wurde in Paris auf Louis Philipp zum fünftenmal geschossen.

Bei dem Huldigungsgottesdienste im Dom konnte nur ein kleiner Teil der großen versammelten Volksmenge wegen des beschränkten Raumes gegenwärtig sein. Die Predigt des Hofpredigers Ehrenberg war sehr lang, was draußen, zumal bei dem regnerischen Wetter,

Ungeduld erregte. Der Berliner witzelte, Ehrenberg habe über den Text 1. Corinth. 5, 12 gepredigt: „Was gehen mich die draußen an?" — Ein hervortretender Gedanke der Predigt war, daß es eigentlich bei den herrlichen Eigenschaften des Königs und des Volkes des Huldigungseides nicht bedürfe. Ich trat dem in einem für die Ev. Kirchenzeitung entworfenen Aufsatze entgegen, in welchem ich ausführte, daß der Huldigungseid wegen unserer Unzuverlässigkeit vielmehr hochnötig gewesen und daß er als unnötiger Eid unter das Verbot der Bergpredigt: „Ihr sollt überhaupt nicht schwören" gefallen sein und das Weib in Königsberg recht behalten haben würde. Der Artikel fand aber Zensurhindernisse, so daß ich ihn umarbeitete, indem ich das direkt kritische darin milderte und minder persönlich machte, dagegen aber die ganze Frage von der Huldigung unter der Überschrift: „Die evangelische Kirche und die Erbhuldigung" aus den höchsten Gesichtspunkten behandelte. So erschien er im November in der Ev. Kirchenzeitung.

**T. B. 15. Oktober.** „Eid der Ritterschaft im weißen Saale, den ich mitleistete. Der König beseitigte in seiner Thronrede vor dem Eide mit »der Rechenschaft, die er Gott schuldig sei von jeder Stunde seiner Regierung, die Krönungseide und Versicherungen auf Erz und Pergament«, die mir als wohl vereinbar erschienen mit jener Rechenschaft, und sagte: »sein Sinn stehe nicht nach einer sogenannten glorreichen Regierung, die mit Geschützesdonner und Posaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfülle«." Dies hat Kaiser Wilhelm 1864, 1866, 1870, 1871 reichlich nachgeholt. „Der donnernde Eid in abgebrochenen Sätzen mit steigendem Affekt war höchst beweglich. Die Grafen Finckenstein, neben denen ich stand, weinten, ich mit. — Draußen, ich unten am Fuße des Thrones stehend im Regen. Ich sah und hörte den König reden, ohne Worte zu verstehen, so auch den die Treppe hinauf tretenden Berliner Oberbürgermeister Krausnick. Dann der allgemeine Eid und unter dem Donner der Kanonen »Nun danket alle Gott« während die Sonne durch die finstern Regenwolken blickte. Dann nach langem Warten Diner oben im Schlosse; wir in unsern durchnäßten Kleidern. Man erfuhr die Standeserhöhungen: unser Voß Graf, Bethmann-Hollweg geadelt."

Die Lutheraner feierten ein Dankfest wegen der nun endlich erreichten Toleranz, „sie sind," sagt das T. B., „begeistert vom Könige."

Die königlichen Prinzen teilten die Einladungen der Stände unter sich. Ich fiel auf den Prinzen Karl, Bruder des Königs. Vor Tisch

entschuldigte er sich laut bei uns, den im Kreise um ihn her stehenden Gästen, daß er uns nicht gehörig empfangen könne wegen der knappen Dotation, die der vorige König seinen Kindern gegeben habe.

Es wurde erzählt, der König habe gesagt: „Poltens — so drückte er sich aus — Sirenengesicht hätte ich nicht; meine scharfen Lippen und stechenden Augen seien ihm schwer zu ertragen.“ Aus diesen und ähnlichen wirklichen und vermeintlichen Äußerungen des Königs ist wohl die Erzählung entstanden, der König habe von uns drei Brüdern gesagt: Otto ehre er, mich fürchte er, Leopold liebe er, — deren Wahrheit ich bezweifle; namentlich ist das Bekenntnis, mich fürchte er, mir positiv unwahrscheinlich und nicht im Charakter des Königs.

**L. B. 20. Oktober.** „Zu Savigny, der an der Gürtelrose darniederliegt. Er sagte: »welchen Kontrast machen die Reden des Königs mit den von den Ministern verfaßten Thronreden der Französischen und Englischen Könige.« Dies giebt viel zu denken. Wo bleibt Leopolds Behauptung, daß Preußen mehr Aehnlichkeit mit England als mit Rußland habe? (Die von den Ministern verfaßten Thronreden der Preußischen Könige haben wir nach 1848 im Übermaße genossen.) Lancizolle erzählte, Prof. Marheineke, der Hegelsche Theologe, habe auf einem Diner zum Prof. Homeier gesagt: »nun komme ja Stahl; wer nun Sonntags nicht in die Kirche gehe, werde excommunicirt werden, ohne Geist könne der Preußische Staat nicht bestehen, „sie“ meinten zwar sie hätten den Geist; aber den haben wir in der Form des Gedankens«.“ An diesem Tage beschloß ein großes Fest, das der König am Abend auf dem Schlosse gab, die Huldigungsfeierlichkeiten. Auf diesem Feste der König zu dem Philologen Böckh: „Wie gehts?“ — Böckh: „In Ew. Kgl. Majestät Gnade immer gut.“ — Der König: „Schöne Phrase! Spontini sollte sie in Musik setzen.“ — — Und zu dem Landrath, später Graf, Ziethen, Sohn des berühmten Ziethen: „Krumm und brav, wie Ihres Vaters Säbel.“

Am 21. Oktober 1840 starb in Berlin der alte Präsident Grolman, ich hatte ihn noch am 17. gesehn; sein Sohn, unser Schwager, hatte Leopolden gesagt: sein Vater meine, nicht ein hundert, sondern zwei hundert Jahre alt zu werden. Er wäre am 31. Dezember hundert Jahre alt geworden. Im November besuchten uns Stoschs, die Hartauschen, in Frankfurt und erzählten von meines Bruders Otto Leichenrede beim alten Grolman, brachten sie auch gedruckt oder ab-

schriftlich mit, — ich finde sie aber nicht mehr unter meinen Sachen. Das T. B. schreibt davon: „Der Präsident", zweiter Sohn des alten, hätte Otto dazu aufgefordert, gegen den Rath des Generals, unseres Schwagers. Stoschs fanden die Rede „taktlos"; dasselbe Wort hat der König davon gebraucht. Leopold las sie uns bei Tische vor. Erst ein zart=liebend=eingehender Nekrolog (der das preußische Landrecht, Friedrich den Zweiten, Napoleon u. s. w. erwähnte); dann etwas was er in Liebe sagen werde und man in Liebe aufnehmen möge: er sei dem Evangelium fremd gewesen — dies dann gewissermaßen entschuldigt durch die Zeiten, in denen er gelebt*) — wir hätten aber solche Entschuldigungen nicht — und nun Ermahnungen. Wieschen, seine Enkelin, vermißte Liebe zu den bewegten Verwandten; das Ganze sei eiskalt gewesen, nicht für das Herz; hätte Otto die Rede seiner Frau vorher vorgelesen, so würde sie ihn davon zurückgehalten haben. Leopold vertheidigte die Rede durchweg; kirchlich sei sie nicht, er habe als Verwandter geredet; die römische Kirche würde Grolman das kirchliche Begräbniß verweigert haben. Ich machte Wieschen zur Pflicht, in dieser Sache ihren Verwandten gegenüber zu bekennen." Das Ganze machte viel Gerede; unter andern konstituierte mich Präsident Scheller darüber in einer Gesellschaft, die er gab, und tadelte Otto. Eine Leipziger Zeitung nannte die Rede „hämisch und antichristlich" und setzte hinzu: „wenn nur diese Leute nicht ihre Pfauenräder andern ins Gesicht schlügen."

Am 21. November wurde das erste Kind der Königin Viktoria von England geboren, die jetzige (1871) Kronprinzessin von Preußen.

»Some had wish'd thee boy, but some
Gladly wait till boy shall come
Counting it a genial sign
When a lady leads the line.
What imports it, girl or boy?
Englands old historic joy
Well might be content to see
Queens alone come after thee;
Twenty visions of thy mother
Following scepter'd each on the other
Linking with their roses white
Ages of unborn delight.»

*) Er spottete à la Voltaire, so daß seine Töchter dadurch verletzt wurden und ihm entgegen traten, — vergl. über die Art dieses Spottes König Friedrichs II. »Pensées sur la réligion.«

Stahl war nun Professor an der Universität in Berlin, aber auch schon ausgetrommelt, und Hassenpflug, der ehemalige hessische Minister und entschiedener — man kann wohl sagen extremer — Vorkämpfer gegen das dortige Revolutionswesen, nachdem er noch in Sigmaringischen und Luxemburgischen Diensten gewesen, zum Geheimen Obertribunalrat in Berlin ernannt, während er auf eine höhere, mehr politische und allgemein einflußreichere Stellung wohl gerechnet hatte. Es war etwas leidenschaftlich-irreguläres in seinem Charakter, recht geeignet ihn zum Stichblatt des Liberalismus und Rationalismus zu machen, dem er mit entschiedenem christlichem Bekenntnis stets entgegentrat. Man travestierte das Rheinlied: „Wir wollen ihn nicht haben Den bösen Hassenpflug, Denn solche gier'ge Raben Sind schon bei uns genug." Er trat bald in enge Partei- und christliche Verbindung mit meinen Brüdern, zum Teil auch mit mir und unsern Kreisen. Die Berufung Stahls und Hassenpflugs aus dem Auslande wurde scharf ausgebeutet von der Opposition in Kirche und Staat gegen die neue Regierung und schon am 2. Dezember heißt es im T. B. dieser vereinzelten Anstellungen ungeachtet: „Tendenzlosigkeit der neuen Regierung, die der König ohne Menschen führt, wobei sein Ansehn sehr zu sinken droht, — vereinzelte Maßregeln — — wie wird es sein, wenn Friedrich und Jakob erwachsen sind?" Und daselbst am 13. Dezember: „Was fehlt Voß noch zu einem Kabinetsminister in Justizsachen? (die er nämlich dem König vortrug). Ich schrieb ihm, daß der armen Justiz doch auch nicht Ein erquickendes Lüftchen von Rochow, Alvensleben und dem jetzigen Könige zugekommen."

In der römisch-katholischen Kirche trat der innere Aufschwung immer mehr hervor, den sie seit 1837 in dem Kampfe gegen die preußische Regierung genommen; diese hatte nichts erreicht; nun waren auch die Erzbischöfe auf freien Fuß gestellt und damit sowie durch andere Konzessionen, die der König machte, der Sieg des Papstes vor aller Welt besiegelt. Bald nachher gab der König auch das königliche Placet, von welchem bis dahin der Verkehr der Papstes mit den preußischen Bischöfen abhing, auf und diesen Verkehr für Sachen der Lehre frei; die scharfe Behandlung der gemischten Ehen von Seiten der katholischen Kirche, die vor Bunsens Taten nur vereinzelt vorkam, war nun praktische Regel geworden; 1850 hat der Prinz Adalbert von Preußen, als er eine römisch-katholische Tänzerin, die schon mehrere Kinder von ihm hatte, zur linken Hand heiratete — sie wurde als

Frau von Barnim geadelt — in Berlin der assistentia passiva sich unterwerfen müssen. Noch jetzt, 1871, hört man deutsche und besonders preußische Katholiken, wenn sie die Fortschritte ihrer Kirche seit dreißig Jahren auf allen kirchlichen Gebieten rühmen, mit Vorliebe jene erfolgreiche Vindikation der Rechte und Freiheiten der Kirche gegen König Friedrich Wilhelm III. und seine Ratgeber hervorheben.

Allein der damalige Fürstbischof von Breslau — Graf Sedlnizki, Bruder eines österreichischen Ministers — konnte mit dieser strengen Praxis sich nicht befreunden. Gedrängt vom Papste (dem eifrigen Gregor XVI., unter dem der Kampf gegen Bunsen und die Verfolgungen in Preußen stattgefunden hatten) einer- und der erwachten katholischen öffentlichen Meinung andererseits, auch wohl von seiner eigenen Geistlichkeit, resignierte er, „zu großem Bedauern des Königs," der ihn als Beweis „seines besonderen Vertrauens" in den Staatsrat berief, — so verkündete halboffiziell die Staatszeitung und proklamierte damit noch lauter die Niederlage der preußischen Regierung. Seitdem hielt er sich in Berlin zur dortigen Brüdergemeinde. Ich lernte ihn teils im Staatsrat, teils bei Savignys näher kennen. Auf einem Diner in Berlin in den fünfziger Jahren warnte er mich, ich möge doch nicht den jetzigen gespannten Romanismus, der ein Werk der Jesuiten und der Frau von Maintenon sei, für echten Katholicismus halten. 1868 traf ich mit ihm im Haag zusammen als entschiedenem Freund und Verteidiger der preußischen Politik von 1866, und wieder 1869 in Suderode — zugleich mit dem Grafen Harrach, dem Bruder der Fürstin Liegnitz, beide Greise nunmehr förmlich ausgeschieden aus der römischen Kirche und evangelischen Liebeswerken sich widmend. Nach dem 1871 erfolgten Tode des Fürstbischofs Sedlnizki ist eine Selbstbiographie von ihm erschienen, die unter anderen interessanten Aktenstücken seine lateinische Korrespondenz enthält, in welcher der Papst seine unbischöfliche Haltung ihm vorwirft und ihn auffordert zu resignieren.

**T. B. 1. Weihnachtstag 1840.** „Besuch des Präsidenten Wißmann, der ganz wild war über des Königs reaktionäre Tendenzen, die sich jetzt zeigten (Hassenpflug); er habe schon alle Popularität verloren." Popularität hieß damals wie noch jetzt 1872: Popularität bei den Liberalen, und öffentliche Meinung: Meinung der Liberalen, und davon lassen sich in weiten Kreisen die Konservativen so imponieren, daß sie diesen Sprachgebrauch sich aneignen. Das T. B. fährt fort:

„Dann Wißmanns krasser Unglaube. Er fragte mich, ob ich ihn absetzen würde. Ich antwortete: das Kirchenregiment, so weit er es habe, würde ich ihm nehmen."

**T. B. 27. Dezember.** „Es war in den Zeitungen und sonst viel Redens von einem zu Neujahr bevorstehenden Sonntagsedikt (der König werde die Theater an Sonn- und Festtagen schließen u. s. w.), und überhaupt von pietistisch-aristokratischer Reaktion."

Die Ev. Kirchenzeitung von 1840 enthält von mir zwei Artikel über das Verhalten der Kirche gegen Irrlehrer, einen über die Erbhuldigung und meinen amtlichen Bericht über die Zunahme der Verbrechen.

**T. B. 8. Januar 1841.** „Der Geheime Justizrath Riemer erzählte mir in der Session, daß der König am vorigen Sonntag Racines Athalie*) — auf seine, des Königs, Veranlassung von Raupach bearbeitet — habe aufführen lassen, das Publikum aber, gelangweilt durch des Hohenpriesters Joad lange Rede, unruhig geworden, König und Königin hinausgegangen, man nun gepocht, der Prinz von Preußen Miene gemacht, das Haus anzureden, auch dem Polizeipräsidenten von Puttkamer unbegründete Vorwürfe gemacht, und man endlich, um zu markiren, daß die Unruhe dem Stücke gelte, Schauspieler herausgerufen, und daß man das Ganze als Reaktion gegen des Königs Sonntags-Kirchen- und Theater-Projecte ansehe. — Gleichzeitig desavouirte man in einem offenbar officiellen Artikel die von fremden Zeitungen behaupteten Pläne von Sonntags- und Kirchen-Ordnungen, Herstellung der Kirchenzucht, Maßregeln für Kirchenbesuch der Beamten u. s. w." Der König hatte gute Absichten; aber diese Mischung von Theater, Bibel, Sonntag, Merkenlassen und Desavouieren war nicht geeignet Eingang zu finden. Es erschien ein Pasquill in Versen auf Hassenpflug, Radowitz, Thile I, Voß u. s. w. — Leopold sagte, es schade nicht, wenn ein König nicht beliebt sei; Friedrich II sei verhaßt gewesen und Louis le bien-aimé (XVI) hingerichtet worden. Ende Januar und Anfang Februar 1841 war ich mit Leopold in Berlin; ich meldete mich bei Hofe, wurde aber zu einem Hoffest, das bald darauf war, nicht eingeladen, obschon der König erfuhr, daß ich in Berlin war. Er sagte

*) Die Athalie ist wirklich schön und erbaulich; besonders die Chöre sind unsern besten Kirchenliedern ebenbürtig. Racine war ein geistlich gesinnter Freund der Jansenisten und Port Royal's.

dann zu Leopold, er habe nicht erfahren, daß ich mich gemeldet und geglaubt, ich miede aus gewohnter Opposition den Palast. Ich wurde aber nun zur Audienz, mit Leopold zusammen, zum 2. Februar 3 Uhr bestellt, um dann zum Diner zu bleiben. In der Audienz war wieder, wie sonst vor dem Regierungsantritt, von der Ehereform die Rede, von den Trauungen Geschiedener — er sagte: „pour trancher le mot: Ihr Bruder Otto" — von den Lutheranern („jetzt versumpfen sie") von dem „Bett" (Strombett), das er ihnen anweisen wolle — von Provinzialsynoden und einer Centralsynode in Berlin — „meinetwegen in Köpenick" — volle Freiheit — „und wenn sie sich mit Schemelbeinen traktieren." Ich erinnerte an die Gegensätze in der Lehre innerhalb der Kirche, — er: „die Symbole gelten ja noch." (Die Lehre trat immer sehr zurück in seinen kirchlichen Äußerungen; Kirchenverfassung, Liturgie, überhaupt Gottesdienst erfüllten seine kirchlichen Interessen.) Dann fragte er mich nach meinem Aufenthalt in Greifswald; er hatte sich einen Bericht von mir über eine dortige Konsistorialsitzung in einer Ehesache, der ich beigewohnt und deren ernste würdige Formen ich geschildert hatte, vorlesen lassen und fragte, warum wir nicht auch solche Gerichte und solche Sitzungen hätten? Ich: „wegen der Justizreform des Grafen Carmer unter König Friedrich II."

**T. B. 14. Februar. Frankfurt.** Sonntag. „Zum heiligen Abendmahl mit Leopolds und Herrn Wittenberg in der Unterkirche. Nachmittag bei mir Verbrüderungs-Versammlung, an der nun regelmäßig Leopold Theil nahm. Thema: Ueber die Sehnsucht, daß der HErr Seine Kraft und Gottheit durch Wunder — Geisteswunder — offenbaren möchte." Um diese Zeit starb der Prediger Dummert in Trieglaff, den Thaddens so herzlich geliebt und geehrt hatten. Seine letzten Worte waren: „ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen." Das gespannte Luthertum war ihm fremd, er war noch ein Pietist im schönsten Sinne des Worts; das Luthertum hätte, wäre er leben geblieben, Trieglaff wohl nicht erobert, wie es nach meiner Schwägerin Jette Tode (1846) tat.

Mein Schwager Adolf Blanckenburg, — damals 32 Jahre alt, ein junger Ehemann — hatte sich bei dem letzten Herbstmanöver eine Erkältung zugezogen, die eine Lähmung an Händen und Füßen zur Folge hatte und an der er, unter immer wiederkehrenden heftigen Schmerzen, seitdem unvermindert bis noch jetzt, Februar 1874, leidet.

Nun starb auch in Berlin am 24. Februar 1841 seine Frau an Gehirnentzündung und hinterließ ihm drei kleine Töchter, von denen die eine Clara als Frau von Woedtke in Pommern und noch eine Käthe — später Diakonisse im Elisabethhaus in Berlin — bei dem Vater im Invalidenhaus in Berlin noch 1874 am Leben sind. Die Freudigkeit im Glauben, die er mitten in diesen Leiden errungen und die vorher so nicht an ihm zu bemerken war, ist mir diese lange Zeit hindurch 1841/74, als Vorbild und Beschämung stets vor Augen gewesen und hat dieser Eindruck sich erneuert, so oft ich ihn im Invalidenhause besucht habe.

**T. B. 24. Februar.** „Leopold sagte: »Wie kann der König über Mangel an Capacitäten klagen? er kann doch nicht erwarten, sie herumdämmernd auf den Hofbällen zu finden.« Ich antwortete: »Er kann aber wohl erwarten, daß sie sich hinlänglich hervorthun, um ihm als Notabilitäten, als Mächte — fähig Stützpunkte seiner Regierung zu sein — zu erscheinen.« Es wurde mir klar, daß man nicht so geradehin dem Könige zumuthen kann ein Ministerium zu bilden und die dazu nöthige Einigkeit und Verbindung zu stiften z. B. zwischen Anton Stolberg, Thile, Voß, sondern zunächst diesen selbst." — Des Königs Auge fällt, das war mein Gedanke, wenn er Diener sucht, naturgemäß in unsern Zeiten der Parteiung, auf Parteiführer, die mächtig genug sind, mit einer ihnen dienstbaren Schaar ihm zuzuziehen, wie Vasallen an der Spitze einer wohlgeordneten Schaar von Mannschaften ihrem Lehnsherrn. Aber zu solchen Formationen, die viel Arbeit erfordern, fehlte es uns Raisonneurs, die wir unter erschlaffendem Absolutismus aufgewachsen waren, an Neigung und also auch an Geschick. Erst das Jahr 1848 weckte uns auf zur Parteibildung.

**T. B. Sonntag 28. Februar.** „Eröffnung der Provinziallandtage — die erste unter der neuen Regierung — der König proponiert eine Versammlung ständischer Ausschüsse, womit er besonders in Verbindung mit einer gleichzeitigen Steuererlaß=Proposition sehr imponirte, als Annäherung an den Konstitutionalismus. Gleichzeitig wurde der 72jährige liberale General Boyen Kriegsminister." Dies und noch mehr folgende Stellen des T. B. bezeichnen den schroffen Umschwung von der alten zur neuen Regierung.

**T. B. 7. März.** „Der Minister General Thile schrieb an Leopold seine Besorgnisse wegen der Konzessionen, die man der römischen Kirche mache, — sie werde immer dreister und unterdrücke

die Protestanten. Leopold sagte: diese Klagen seien gerecht, wenn man die römische Kirche nicht andrerseits ignorire, — wenn man also den Grafen Brühl, »selber einen Katholiken« — früher Bunsen! — »als Unterhändler nach Rom schicke und wenn die Prinzessin Wilhelm bei dem Erzbischof von Köln als dem dort vornehmsten Manne dinire«." — Graf Poninsky hält als Landtagsmarschall in Posen eine Rede, als gäbe es dort keine Deutschen, voll von lauter Polonismus, — und der Landtag dankt in seiner Adresse an den König vor allem wegen Restituierung des Erzbischofs, als gäbe es dort keine Protestanten. Der Erzbischof von Posen erklärte, er werde niemand ordinieren, der auf preußischen Universitäten studiert habe und lehnt jede Erörterung hierüber mit dem Oberpräsidenten ab. Leopold sagt: solche Verwickelungen seien bei der falschen Behandlung der römischen Kirche unvermeidlich und unauflöslich. Radowitz dagegen schreibt: die römische Kirche sei nun einmal de jure und de facto im preußischen Staate mehr als eine bloß geduldete. Leopold hatte die englische Behandlung der römischen Kirche vor Augen, völlige Freiheit aber auch völlige Ignorierung und keine Art von Privilegierung. Aber Radowitz hatte recht, wenn er sagte, de facto und de jure habe die römische Kirche in Preußen eine höhere Stellung, und mit Recht fragt auch schon mein T. B. vom März 1841: „Kann und darf solch Freiheitsferment, in quali und in quanto so mächtig, in den so mechanisch-absolutistischen preußischen Staat geworfen werden?" Auch setzt jene englische Behandlung eine innerlich und äußerlich feste protestantische Kirche voraus. Unsere fast nur als Departement des Staates regierte und durch dreisten Unglauben und durch das trennende Unionswerk bis zur Anarchie zerrissene Landeskirche würde solcher mächtigen römischen Freiheit erliegen. — Ich sehe keine andere prinzipielle mögliche Basis, als Friede mit den Römern und wo möglich Allianz soweit wir einig sind, und habe mich sehr gefreut, daß, wie ich heute 15. Februar 1871 las, in einem katholischen Wahl- und Parteiklub für die deutschen Reichstagswahlen Allianz mit den orthodoxen Protestanten empfohlen worden ist.

**T. B. 7. März** fährt fort: „Der katholische Graf Landsberg-Vehlen, Landtagsmarschall in Westfalen, freut sich in seiner Landtagsrede, daß der vorige König in den gemischten Ehesachen endlich nachgegeben, der jetzige den Erzbischof Dunin restituirt, den Grafen Brühl nach Rom gesandt zum Unterhandeln, die Korrespondenz der Bischöfe mit Rom frei gegeben und fünf Millionen durch die Arretirung

des Erzbischofs von Köln »in tiefe duldende Trauer versetzte Unterthanen mit Hoffnung erfüllt« habe. Dies Alles in der servilen Staatszeitung. Welche schiefe Stellung des Königs!"

Der Posensche Provinziallandtag hatte ein entschiedenes Übergewicht der polnischen und katholischen Majorität über die deutsche — meist evangelische — Minorität ergeben, die hernach, obgleich auf sie die Regierung sich stützen mußte gegen die Polen, dem König gegenüber nicht zu Worte kam. Unser Freund Rappard auf Pinne hatte diesem unleidlichen Zustande gegenüber einen Regierungsplan entworfen auf der Basis der Anerkennung der Tatsache, daß es zwei Nationaliäten im Großherzogtum gebe, die auf den Landtagen nach Art einer itio in partes getrennt beraten und beschließen sollten und zwischen denen, ausgleichend und richtend, der König vermitteln und entscheiden würde. Leopold fand hierin wahrhaft staatsmännische Gedanken und Rappard überreichte durch Leopold den Plan dem Könige, der nachher Leopolden erzählte, über diesen Vorschlag habe: „Ihr Schwager Grolman an mich (den König) mit vor Wuth zitternder Hand geschrieben." Allein es fehlte an Staatsmännern und an einer mit lebendigen Rechtsideen arbeitenden Regierung, — Grolman, der kommandierende General, und Flottwell, der Oberpräsident in Posen, deren Ziel Prussificierung sans phrase war, waren entschieden dagegen und Rappard wurde vom Könige abgewiesen. Das Ignorieren der nationalen und Religionsunterschiede führte 1830 und 1848 dahin, daß man — Feinde, die in Aufruhr fieberten, und Freunde, auf die man sich stützen mußte, gleich behandelnd — auch der deutschen Ritterschaft in Posen die Reste ihrer obrigkeitlichen Rechte nahm.

Am 24. März 1841 brannte in Rohrbeck unser Amtshof und ein großer Teil der Gebäude des Amtshofes ab. Leopold und ich reisten dahin und leiteten den Wiederaufbau ein, doch den des Wohnhauses, wenn es uns als solches dienen sollte, in zu kleinen Dimensionen für die Größe des Gutes, was ich damals schon meinte. Dreißigjährige Erfahrung hat mich in dieser Meinung bestärkt.

Um diese Zeit richtete mein Bruder Otto in seiner Kirche in Berlin liturgische Gottesdienste ein, die sich, wohl großenteils hierdurch angeregt, bald weit verbreiteten. Aus einen Briefe von ihm, Berlin 16. April, an mich: „Die letzten Zeiten sind sehr gesegnet in meiner Gemeinde gewesen. Am Grünen Donnerstage waren wohl an achtzig zum heiligen Abendmahl, von denen bei weitem die Meisten im lebendigen

Glauben stehen. Ein großer Theil hatte die von mir nun völlig wieder eingeführte — doch frei gelassene — Privatbeichte mitgemacht, wie Alle erklärten: zu großem Segen. Es waren auch zehn Kandidaten dabei. Mein erster liturgischer Gottesdienst hat hier einen wahren Enthusiasmus unter Hohen und Niederen erregt; die allerverschiedensten Menschen haben mir auf das innigste gedankt und mich ermuntert fortzufahren. Ein Katholik, der dabei war, sagte, er habe nie bei ähnlichen Andachten in der katholischen Kirche sich so erbaut. Twesten erklärte es für eine wahre Fortbildung des evangelischen Kultus. Auch die Aermsten aus meiner Gemeinde bitten um baldige Wiederholung. Erzähle doch dies Agnes (Leopolds Tochter)."

**T. B. 27. April.** „Mit Leopold wieder nach Rohrbeck. Er erzählte, der König habe ihn als »seinen lieben Polte« durch Prinz Albrecht sehr freundlich grüßen lassen und ihm aufgetragen sich zu erkundigen, ob es wahr sei, daß ich auf einem Diner verweigert, König Friedrich II. Gesundheit zu trinken."

Am 4. Mai wurde Hans Kleist-Retzow als Referendar in das Oberlandesgericht in Frankfurt a. O. eingeführt, wohin er sich meinetwegen hatte versetzen lassen.

**T. B. 27. Mai.** „Der König verleiht Predigern und gleichzeitig einem Türken, worüber die Leipziger Zeitung jubelt, den Rothen Adlerorden, dessen insigne ein Kreuz ist," ein sinnverwirrender Skandal.

**T. B. 1. Juni.** „D. Schneider", ein Schulmann, so viel ich weiß ausgetreten aus der römischen Kirche, „seit kurzem Heinrich Belows, des Lutheraners, Schwiegersohn, besuchte mich. Heinrich Below hat darauf bestanden, daß sein Seehöffscher landeskirchlicher Pastor die Trauung vollzöge und es auch durchgesetzt, weil die Ehe etwas civiles sei, nachdem Schneider und die Braut als Lutheraner vergeblich darauf bestanden, daß ein lutherischer Pastor dazu aus dem Auslande herbeigeholt würde. Nach der Trauung ist Lasius, der Berliner Lutheranerpastor, dazu gekommen und hat eine nachträgliche Quasi-Einsegnung ausgesprochen." Thadden erzählte nachher, daß die Lutheraner Schneidern, bis er gestehe der Kirche Anstoß gegeben zu haben, mit dem Banne belegt und den Schwiegervater Heinrich Below nach einer Verhandlung mit ihm in Seehof förmlich ausgeschlossen hätten, worauf dieser mit seiner (nun doppelt ausgetretenen) Gemeinde gesungen: „Nun danket alle Gott". Ein Charakterbild damaliger Zustände!

Am 25. Juni wurde in der von Herrn von Levetzow neu erbauten Kirche in Darnewitz in Levetzows und unserer — meiner Frau, Friedrichs und Jakobs — Gegenwart meine Nichte Wieschen (die spätere Pastorin Kirsch) von meinem Bruder Otto eingesegnet. Am 1. Juli hielt Otto im Dom in Stendal eine Missionspredigt. Frau von Kröcher, nachherige Schwiegermutter meiner Nichte Bertha und meines Neffen Jakob, die bei der Predigt gegenwärtig war, forderte mich auf, ihren Bruder, den Minister Alvensleben, zur Rede zu stellen, warum er Ottos Predigten in Berlin nicht besuche.

Leopold schreibt mir 6. Juli aus Frankfurt: „Der Gang der Regierung des Königs wird mir von Tage zu Tage bedenklicher. Die Mißgriffe folgen sich immer schneller auf einander und kommen besonders daher, daß er durch sein Anschließen an die liberale Partei und ihr Hervorheben sich in seinem Gewissen und, was bei einem Könige dasselbe ist, in seiner Sicherheit bedrängt fühlt und daher seinen krassen, einseitigen und wohl auch ihren Platz festhaltenden Gegnern Dinge einräumt, die ihm in der öffentlichen Meinung und im Vertrauen seiner Unterthanen unwiederbringlichen Schaden bringen. Meine Sehnsucht nach dem Abschiede steigt dadurch immer mehr; denn läßt der König mich auch nicht links liegen, so braucht er mich doch auf eine Art, die mich und ihn gegenüber Grolman, Boyen, Eichhorn, Schön (den noch lebenden Koryphäen des Tugendbundes) blamirt."

Bei diesem gleichzeitigen Begünstigen der Ungläubigen und Gläubigen, der Liberalen und Konservativen, lag wohl beim Könige die unrichtige Meinung zugrunde, daß er als König und als Mensch erhaben sei über diese die Welt und die Christenheit spaltenden Gegensätze — leider aber verkennt Leopold in Verfolg dieses Briefes wieder, daß die Obrigkeit mehr ist als eine Anstalt »zur Bändigung des Fleisches«, wie er zeitlebens immer sagte, nämlich das Ebenbild Gottes als Vater, Herr, König — zwar roi détrôné wie Pascal sagt — aber „von Gottes Gnaden" doch König, regierender König. Ein Vater ist doch nicht bloß dazu da, seinen Kindern die Rute zu geben, sondern, ja hauptsächlich ihnen die Majestät des Vaters im Himmel vor Augen zu stellen, sie zu schützen, zu ernähren u. s. w.

Unser Vetter Karl Gerlach verkaufte um diese Zeit das seiner Frau von ihrem Vater dem Großkanzler Beyme angefallene Rittergut Stegelitz bei Berlin an den König für 236000 Thaler.

Am 10. Juli war ich beim König in Sanssouci zur Tafel, mit u. a. dem Kronprinzen — jetzt (1871) König — von Württemberg und dem Prinzen August von Württemberg. Bei Tafel fragte mich der König, ob ich „Johanna von Montfoucon" habe aufführen sehen, und sprach von Ottos Predigt im Dom in Stendal und von seiner großen verfallenen Gemeinde in Berlin. Man wollte nach der Tafel nach der Pfaueninsel fahren, denn — sagte der König zum Prinzen von Württemberg — bei Caput, wo es sehr anmutig sei, hat „der Racker der Staat" alles verkauft. Was war natürlicher, als daß der Staat — sein Staat — wieder schimpfte? Das Wort wurde viele Jahre oft wiederholt. Dann mit ihm allein in seinem Kabinet. Er fing von der Ausdehnung der bischöflichen Verfassung auf die Missionen an und — so das C. B. — sagte: „einer der Goßnerschen Missionare in Ostindien habe, geängstigt durch den dortigen Independentismus und Baptismus, an ihn geschrieben und ihn gebeten, sich doch dieser Missionen anzunehmen und sie unter die Flügel des preußischen Staates und der preußischen Staatskirche zu nehmen. Der König verkannte hierin die katholische Tendenz und sah nur den ihm mit Recht verhaßten Cäsaropapismus. »Es ist,« sagte er von jenem Missionar, »ein frommer Mann und ich glaube, daß, wenn er stirbt, er nicht wie eine Lerche in den Himmel fliegt, sondern wie eine Bombe hineinfällt.« Ich erwähnte, daß das Berliner Comité mit Missionen nach Ostindien umgehe; er erklärte sich scharf dagegen; die Heiden, meinte er, müßten konfuse werden über den vielen Parteien. Ich berührte die dogmatischen Schwierigkeiten einer Verbindung mit der bischöflichen Kirche von England und überhaupt die dogmatische Zerrissenheit von Deutschland, über welche er immer sehr leicht weggleitet; die anglikanischen neununddreißig Artikel seien doch, meinte er, etwas, wogegen niemand etwas haben könne. Dann kam er auf Mr. Hamilton Gray, einen Engländer, mit dem Voß bekannt geworden war und von dem Voß einen Brief erhalten und an den König befördert hatte über einen Plan, den man in England habe, die ganze Welt mit anglikanischen Bischöfen zu bedecken, — zunächst Malta, Jerusalem, Neuseeland u. s. w., wovon der König ganz begeistert war. Er erzählte dann von seinen Negotiationen in dieser Richtung, zunächst wegen der Pilger- und Kirchenfreiheit in Jerusalem. Lord Palmerston habe geantwortet: er habe schon so viel Courage aufgewendet in den orientalischen Sachen, daß er für jetzt keine mehr habe; vielleicht werde

sie wieder kommen; Metternich: die Idee sei vortrefflich, — noch besser aber würde es sein, einen eigenen türkischen Pascha in Jerusalem zu haben, — was so sei wie: »Sprechen Sie französisch? — Nein, aber mein Bruder spielt die Flöte;« und Graf Nesselrode aus des russischen Kaisers eigenem Munde: »Suffit une Cracovie politique; il ne nous faut pas de Cracovie religieuse.« Nur mit Guizot, dem damaligen französischen auswärtigen Minister, sei er, der König, einig, einem redlichen Manne, was in Frankreich unter lauter Schuften viel sei. Wörtlich sagte der König: er habe das Unglück gehabt, nur mit Guizot übereinzustimmen. Dies Ziel — fuhr er fort — apostolischer Katholicität und Episkopalverfassung stehe bei ihm ganz fest; er müsse es, so zurückgewiesen, nun mit seiner beschränkten Macht allein versuchen. Inzwischen warte er und sei bereit für die Kirche zu thun, was er könne; sie sei jetzt keine Kirche; Altenstein habe sie maulschellirt und der Bischof Neander sie an der Nase herumgeführt. Er schalt dann auf die Konsistorien in Berlin und Breslau und berührte des letzteren Excesse gegen die Konventikel; gern stiege er dem letzteren einmal zu Dache. Es werde ihm sehr willkommen sein, von mir Rath zu hören. Er fragte mich, was ich von Eichhorn halte? Ich erwähnte einige seiner guten — bekennenden — Thaten, die dem Könige neu waren. Gerade vor einem Jahre, sagte er, im Juli 40, habe er Eichhorn in Sanssouci ausführlich gesprochen, seitdem nur in einzelnen Sachen, (der reformirende König den evangelischen Kultusminister seiner Wahl!) vorzüglich katholischen. Wegen des Raths in Kirchensachen bat ich um Bedenkzeit, — nur eins bäte ich gleich jetzt: die Geistlichen mit Orden zu verschonen. »Das geht nicht,« erwiderte er, »wenigstens im Anfange nicht, das wäre zu »methodistisch«." Meinem Bruder Otto ist diese Verschonung, auch als er seit 1847 Hofprediger war, zu teil geworden, wohl weil er hierüber dachte wie ich, und man dies wußte. „Ich hatte den König schon durch Voß bitten lassen, mich über Tamsel persönlich aussprechen zu dürfen. Das that ich nun. Ich erzählte des Predigers Knak Warnung überhaupt hinzugehen, um nicht zu verleugnen, und stellte ihm meine Motive vor, wobei ich auf den soeben von ihm eingeleiteten Abdruck der sämtlichen Werke König Friedrichs II. kam, in denen die maßlosesten Angriffe und Spöttereien auf das Christenthum enthalten seien. Worauf er: dieser Inhalt sei ihm nicht so bekannt, — meine Brüder und ich seien wichtige Werkzeuge seiner Regierung und er müsse

es bedauern, wenn ein solches Werkzeug »sich selbst zerbräche« u. s. w.; er meinte wohl: durch Schroffheit. Ich erwiderte, daß ich mit einem verletzten Gewissen ihm nichts nützen könne.*) Ich kam dann auch noch zurück auf mein »kopfwaschendes« Schreiben vom 30. August 1840 für die verfolgten Lutheraner, worüber er mir wohl zürne; dies stellte er mit den stärksten Ausdrücken in Abrede."

Als Antwort auf des Königs Aufforderung, ihm Rat zu geben in Kirchensachen, schrieb ich ihm unterm 1. August 1841 einen Brief, den ich mit Leopolden und auch mit Heydler beraten hatte. In den nächsten Tagen übergab ihn Leopold in Sanssouci dem König, der ihn sich von jenem vorlesen ließ. Bei dieser Unterredung mit Leopold hat der König die Orden an Geistliche entschuldigt, sie seien unwichtig, würden an alte Männer bei ihren Jubiläen gegeben; — aber dies ist leider nur halb richtig, — Leopold hat mit Recht geantwortet, es komme auf das Prinzip an.

**T. B. 8. August.** „Ganz voll ist der König durch Bunsen von dem Plan gewesen, an der Gründung von Bisthümern durch die englische Kirche in Constantinopel, Jerusalem, Beirut (»Antiochien!« hat der König korrigirt) Theil zu nehmen, indem er eins in Bethlehem gründe. Er hat von 60000 Thalern jährlich gesprochen und verlangt ein Gutachten von mir und Otto, ob dies zulässig auf der von den englischen Bischöfen angebotenen Basis der gegenseitigen Anerkennung der Augsburgischen Konfession und der neununddreißig Artikel, ob es Recht sei, Geld dorthin zu schicken, da die Heimath, namentlich Berlin, so dringend geistlicher Hülfe bedürfe, und was von der Rückwirkung einer Verbindung mit der englischen bischöflichen Kirche auf die Heimath zu halten sei." Ich schrieb ein solches Gutachten nieder und es gelangte durch Leopold oder Anton Stolberg in des Königs Hände.

Das T. B. sagt über die bischöflich-orientalischen Pläne: „Ich war erst sehr geneigt ganz abzurathen; aber eines Königs Wege und

*) Der König schenkte Exemplare der Werke Friedrichs II. an die beiden Universitäten Oxford und Cambridge, worüber das Londoner Quarterly Review: es sei schwer zu fassen, wie der König von Preußen darauf gekommen, so ehrwürdigen Korporationen diese Werke mit ihren schlechten Versen und ihrem Hohne gegen das Christentum zu schenken. — Leopold schreibt mir, als wir uns des Königs Charakter 1846 klar machen wollten, unterm 12. Juni: „Der Abdruck der Werke Friedrichs II. ist Antinomismus; ich habe aller Orten auf das schärfste dagegen gesprochen."

Gottes Wege und Gedanken mit einem Könige sind nicht meine Wege und Gedanken. Die schwere Aufgabe war: kein gutes Samenkorn zu zertreten in des Königs Herzen und doch der Wahrheit auch im feinsten Sinne treu zu bleiben." Möglichst genießbar mußte ich ihm bleiben. Aber ob dies Streben mich nicht zu weit von dem schmalen Wege abgelenkt hat, ist mir jetzt 1871 nach so vielen Erfahrungen doch nicht unzweifelhaft. Namentlich hätten wir Bunsen, der in der ganzen Sache ein Hauptfaiseur war, viel mehr als geschehen mißtrauen und dies Mißtrauen praktisch machen sollen. Sein Charakter lag schon ziemlich offen vor. Wir mißtrauten ihm, aber lange nicht genug.

**T. B. 29. August.** „Brief von Anton Stolberg an Leopold, der König habe gesagt, das mémoire [über die Gründung von Bistümern] sei ihm wie aus der Seele geschrieben."

**T. B. 18. September.** „Ich schrieb ein neues mémoire des Inhalts: Da das Kirchenregiment im Altensteinschen Geiste fort gehe, wobei ich das Wiederabdrucken der Werke des Königs Friedrich II. erwähnte, so dürfe der König im Orient nur privatim handeln. Leopold schrieb mit Bleistift an den Rand des Konzepts: »Privatim ist das rechte Wort, wenn es auch Se. Majestät verletzt.« Ich benutzte in dem mémoire eine mir durch Prediger Tauscher in Wellersdorf — einem Kämpfer wider die kirchliche Einsegnung des Ehebruchs — zugegangene Nachricht, daß Minister Eichhorn diese Sachen ebenso behandle wie Altenstein; in einem in diesen Sachen ergangenen Reskript sage Eichhorn: das Preußische Landrecht sei für die evangelische Landeskirche verbindlich, weil sie, als es erschienen, damit einverstanden gewesen."

**T. B. Ende Oktober.** „Leopold war wieder in Sanssouci gewesen und hat dem Könige mein starkes mémoire vorgelesen, welches Thile und Stolberg gebilligt, weil sie, sagt Leopold, es gern sähen, wenn ein Anderer als sie dies sagt. Bei der Stelle: daß die Regierung so fort gehe wie unter Altenstein, hat der König gesagt: »das ist stark«, Leopold aber hat nachgewiesen, daß es wahr ist, und dem König dann alle Mißgriffe vorgehalten, und der König Leopolden alle seine Minister geschildert und gesagt, die Verfügung von Eichhorn an Tauscher sei ganz wider seinen Willen. Nach Leopolds Abreise ist im Neuen Palais die Antigone — poetisch bearbeitet von Tieck, musikalisch von Mendelssohn-Bartholdy — aufgeführt worden und Alles begeistert

gewesen von dem Grundgedanken des Stückes: »Gottes Gesetz über Königs Gesetz«."

**T. B. 1. November.** „Im Oberlandesgericht kam in diesen Tagen in einer Session Folgendes vor: ein Prediger sagte in einer Supplik, der Herr Jesus habe ihn in sein Amt eingesetzt und er suche Seelen für ihn zu gewinnen. Der Oberlandesgerichtsrath N. N., der dies vorlas, trug dahin an, den Prediger durch das Konsistorium rektifiziren zu lassen, da er wie ein katholischer Pfaffe rede und doch wissen müsse, daß nicht der Herr Jesus, sondern der Staat ihn eingesetzt habe."

**T. B. 17. November.** „Kirchenkollekte für das Bisthum zu Jerusalem, zu der der König 100000 Thlr. beiträgt." **18. November.** „Diner bei Präsident Scheller; Präsident von Wißmann gegen des Königs orientalische Pläne, aber begeistert für Antigone, — das sei wahres Christenthum."

**T. B. 20. November.** „Ich bekam in der Session einen Brief vom Minister Thile, der mich nach Berlin citirte. Leopold sagte mir, Thile wolle mich zum Präsidenten des Oberzensurkollegiums machen, womit Mitgliedschaft des Staatsraths verbunden sei." Thile erwähnte auch schon die Ehescheidungsgesetze. „Mir", fährt das T. B. fort, „schien dies bei meiner starken Färbung, meiner eigenen Schriftstellerei und meinen Kollisionen mit der Zensur sehr bedenklich. Aber Leopold sagte, man müsse jetzt nie »nein« sagen, sondern alles Positive begünstigen, aber Bedingungen machen." Ich ging den zweiten Tag darauf nach Berlin, wo ich bis Weihnachten blieb und im Hotel Petersburg unter den Linden wohnte. Leopold gab mir eine Instruktion mit, wie ich mich benehmen sollte. Er sagte: „Nun halte die Ohren steif!"

Die Ev. Kirchenzeitung enthält in ihrem Novemberheft 1841 einen ausführlichen Aufsatz von mir: „Staat und Kirche", der diese Begriffe und ihr Verhältnis zu einander festzustellen versucht und zu dem ich mich im wesentlichen noch jetzt, 1871, bekenne. Aus einem Briefe von mir an meine Frau Berlin 28. November: „Die Staatssachen machen einen sehr trüben Eindruck; Alles klagt, krittelt und verzagt." Und vom 2. Dezember: „Es ist nicht zu sagen, in welcher elenden Lage die Minister und Machthaber sich hier befinden, was selbst solchen Gefühlsmenschen, wie der liebe Gröben, ganz klar ist, der gestern bei mir war und mich mit Zärtlichkeit überschüttete."

Die Pläne, die man mit der Zensur hatte, werde ich nur kurz erwähnen, weil sie ohne alles andere Resultat geblieben sind als das, mich in die regierenden Kreise, namentlich in die Ministerien, einzuführen. Der König wollte — umgeben wie er war von liberalem Geschrei nach Preßfreiheit und immer wieder kompromittiert durch eine willkürlich-absolutistische Zensur und deren stümperhafte Formlosigkeiten — die Zensur in eine gewisse rechtliche Ordnung bringen, deren Mittelpunkt ein ansehnliches, neu zu organisierendes Oberzensurkollegium sein sollte, als dessen eventuellen Präsidenten man eben mich ins Auge faßte. Bisher Objekt der Zensur, sollte ich nun deren Subjekt werden. Ein Teil des Plans ging dahin, amtliche und persönliche Zensurfreiheiten an zuverlässige Individuen, Beamte als solche, Korporationen u. s. w. zu verleihen mit dem Rechte, auch andern das imprimatur zu erteilen. An Aufhebung der Zensur, wie sie infolge der März-Revolution 1848 erfolgte, wurde nicht gedacht und konnte nicht gedacht werden, weil sie bundesgesetzmäßig für den gesamten Deutschen Bund feststand. Ich verhielt mich im ganzen negativ zu der Sache, indem ich votierte: 1. Bevor der König einen gewissen Grad von praktischer Einheit in die obersten Organe seiner Regierung gebracht, seien Reformen in der Richtung der Befreiung und Legalisierung der Presse überhaupt nicht ratsam; 2. das Oberzensurkollegium müsse als Gericht auch völlige Unabhängigkeit von ministeriellen Weisungen erhalten, und 3. erklärte ich, ich könne die Stelle nur als Nebenamt, wenn man mir sonst eine angemessene Stellung in Berlin mache, annehmen; — man hatte von Anfang meinen Eintritt in den Staatsrat ins Auge gefaßt, dieser allein würde mir aber nicht genügt haben, wie ich denn auch, selbst nachdem ich 1842 in Savignys Ministerium und in den Staatsrat eingetreten war, meine Stellung in Frankfurt, die inzwischen kommissarisch verwaltet wurde, festhielt, bis ich 1844 meine jetzige (1871) in Magdeburg bekam.

Was mir in Berlin außer diesen Zensurprojekten zunächst entgegentrat, war des Finanzministers Alvensleben bevorstehender Abgang, von dem alles voll war und den alles zu verhindern suchte, und Savignys bevorstehender Eintritt an Kamptz Stelle (Gesetzgebungsminister), den der König durchaus los sein wollte.

**T. B. 1. Dezember.** „Gröben war bei mir (in Berlin). Ueber Alvenslebens Abgang; Gröben sagte, er habe gestern mit dem König bis 1/21 Uhr in der Nacht darüber gesprochen; der König habe gesagt,

er habe alles nur Mögliche gethan, Alvensleben sich aber ganz trocken auf Nichts eingelassen, — der König sei zornig über dies Stuhl-vor-die-Thür setzen; dies (sagte Gröben) müsse der König sich aber gefallen lassen; er (Gröben) würde auch den Abschied nehmen, wenn er nur Parademarsch exerzieren sollte. — Mit Voß Abends bei Minister Rochow. Dieser in Beziehung auf die Zensursache zu mir: »Darf ich indiskret sein?« Ich theilte ihm meine Ansichten über die Zensursache mit. Er äußerte das größte Mißtrauen gegen drei Oberpräsidenten und Unzufriedenheit mit dem Könige, der in den einzelnen Fällen immer nur über die Freiheit, nie über die Bedrückung der Presse klage. Wo will das hinaus? Voß will, daß Alvensleben nicht mit einer Verknurrung, die unheilbar sei, sondern mit einem testament politique ausscheide, welches seine Grundsätze (z. B. für Handelsfreiheit) fest und ihm die Rückkehr offen halte." Der König — so fürchtete man, namentlich auch wohl Alvensleben damals — möchte sich schutzzöllnerischen Einflüssen von seiten der Stettiner Weinhändler und sonst hingeben.

**L. B. 3. Dezember.** „Ich zu Alvensleben, der in einer besonnenen, ruhigen, nicht aigrirten Stimmung war. Er bezeichnete als den einzigen Grund seines Abgangs das Regiment des Königs und die Art, wie er seine Minister behandele. Ich sagte,*) er hätte seine Opposition gegen dieses Regiment in ein konstitutionelles Prinzip fassen, dieses als Panier aufwerfen und seine Partei in umfassendem Sinne, incl. der nur secundum quid dazu gehörigen, mithin eine sehr große Parthei um dies Panier versammeln sollen; Leopold und ähnliche hätte er als seine Organe behandeln sollen; denn Allen hätte der König schwerlich widerstanden; event. wäre er (Alvensleben) mit diesem Prinzip gefallen und nach Befinden zurückgekehrt und inzwischen Haupt der Opposition gewesen. Er erwiderte, es sei ja nicht unbekannt, warum er abgehe.**) Der König sehe seine Diener und den Staat als ein Wesen für sich an, in das er quasi opponirend einzeln eingreife. Er (Alvensleben) will, wie er immer wieder andeutet, mich zum Justizminister; »ich stehe, sagte er, im Ruf der Unabhängigkeit;

*) Der Leser merke, wie ich immer wieder auf Parteibildung, als Anfang der Organisation politischer Wehrkraft, dringe; aber es geschah so gut als nichts, — daher der schmachvolle Umsturz im März 1848.

**) Man wußte es nicht, sondern gab allerlei falsche Gründe an: die Runkelrübe, Jerusalem u. s. w.

Mühler sei leicht zu beseitigen; er (Alvensleben) übernähme es, ihn in ein paar Stunden zu disponiren Präsident des Obertribunals zu werden.« Dies galt für eine relativ unbedeutende Stelle, — charakteristisch für unsere Justiz."

Auf meine Nachrichten über diese Lage der Dinge schreibt mir Leopold: „es gehe daraus hervor, daß es vor Allem auf »Organisation eines Conseils oder des Kabinets« ankomme, um dem konfusen Regiment ein Ende zu machen; dies müsse mit Alvenslebens Abgang, der »den Boden rajohle«, in Verbindung gebracht werden; diesen Gedanken solle ich »lebendig ausarbeiten«. „Du bist jetzt eine Art lion; man hört auf Dich, wie denn die Menschen in der Noth überhaupt hören. Hüte Dich vor Dociren und vor der Negative." Alvensleben erzählte eine Äußerung des Prinzen von Preußen: „Wir müssen uns wie Bleigewichte an des Königs Füße hängen."

Aller dieser Not gegenüber schreibt mir mein kreuzlahmer Jugendfreund Rappard aus seinem Pinne 2. Dezember 1841: „Was hilft denn all dies Toben und dies aus der Haut fahren wollen? Als Mariechen Thadden vor zwanzig Jahren in Trieglaff getauft werden und dies durch einen gläubigen Prediger geschehen sollte, mußte zwanzig bis dreißig Meilen weit einer gesucht und herbeigeholt werden, und jetzt (im Oktober 1841) hat Thadden einunddreißig Prediger und drei Superintendenten zur Konferenz gehabt, die Ein Herz und Eine Seele gewesen sind — ist denn das kein Fortschritt zum Besseren? Und ist das nicht mehr Ursach zu loben und zu danken als zu klagen und zu schreien? Daß Ihr Sr. Majestät collegia lest und schreibt, gefällt mir ganz wohl." Rappard hatte recht, aber die Aus-der-Haut-fahrer auch, wie das Jahr 1848 beweist, wo der König selbst samt dem Staat aus der Haut — freilich auch wieder hinein — fuhr.

Am 7. Dezember war nun die erste amtliche Zensurkonferenz beim Minister Rochow zwischen den drei Zensur-Ministern einer- und mir andrerseits, man machte mir Komplimente: ich hätte das Vertrauen des Königs; man habe wenig tüchtige Männer — sagte Rochow —, ich sei nicht der Mann, Vizepräsident in Frankfurt zu bleiben u. s. w., und offerierte mir die Leitung des ganzen Zensurwesens incl. aller Anstellungen, jedoch unter dem Staatsministerium, worauf ich nicht einging. Leopold schrieb 9. Dezember: er habe diesen Gang der Sache erwartet, „denn bei einem Regiment wie dieses ist ein einmal gefaßter Entschluß eine so große That, daß Niemand mehr sie gern

dran giebt. Die Komplimente, nachdem man Dich einmal verdaut, sind das Essen eines Stücks Zucker nach der Medizin."

**T. B. 10. Dezember.** „General Thile sagte mir: Alvensleben wolle der König sofort zum Justizminister machen; aber jener habe es gegen ihn, Thile, auf das entschiedenste abgelehnt. — Mit Voß bei Alvensleben. Ich sagte: zwar nicht unter den übrigen Ministern, aber unter ihm, Alvensleben, als Großkanzler würde ich gerne stehen."

**T. B. 15. Dezember.** „Leopold, der nun in Berlin, erzählt: der Prinz von Preußen habe ihm gesagt, der König habe ihn, den Prinzen, beauftragt, die Alvenslebensche Sache auszugleichen, und Prinz Radziwil habe den Prinzen gewarnt, nicht zu frondiren; er werde sofort zu einem point de ralliement."

**T. B. 16. Dezember.** „Leopold außer sich über Thile I, der Alvenslebens Abgang als fait accompli nimmt und dem Plane Leopolds, die Regierung zu regularisiren und Alvensleben zufrieden zu stellen durch Einrichtung eines Conseils, das des Königs Thätigkeit organisirt, entgegensetzt: die Cabinetsregierung sei das Palladium des Preuß. Staats; ihr korrespondire die Detailregierung der Minister, kontrolirt vom Könige aus dem Cabinet, bei der die Minister keine Zeit hätten, den König zu sprechen, — während Thile zugleich anerkennt, daß dies alles nächstens zusammenbrechen muß."

**T. B. 22. Dezember.** „Thile beim Nachhausegehen aus einer Conferenz der Censurminister mit mir: »der König wolle Mühlern das Tribunal und Alvensleben das Justizministerium geben; ob ich und Leopold ihn nicht zur Annahme bewegen könnten?« ferner Thile: es sei konstitutionell, aber nicht preußisch, daß der König sich nach seinen Ministern richte und diese abgingen, wenn sie mit ihm nicht übereinstimmen." 24. Dezember schreibe ich — nun wieder in Frankfurt — als meine Meinung ins T. B.: „auf wahren Constitutionalismus kommt es an, und diesen geltend zu machen haben wir uns durch unsere falsche Stellung zum Liberalismus außer Stand gesetzt."

Das Vorwort der Ev. Kirchenzeitung von 1842 schließt sich in vielen Punkten an die oben erwähnten von mir dem Könige erstatteten Gutachten über Kirchensachen an, die ich Professor Hengstenberg zu diesem Zweck mitgeteilt hatte. Hierauf folgte in Nr. 7 der Ev. Kirchenzeitung ein „Bericht" meines Bruders Otto „Über die liturg.

Andachten," die er in der Elisabethkirche gehalten. In dessen Eingang erwähnt er den freundschaftlichen Streit zwischen den Königen Ludwig IX. von Frankreich und Heinrich III. von England: was das vorzüglichere im Gottesdienste sei, die Predigt oder die Messe, in welchem Heinrich III. der Messe den Vorzug gegeben, weil er lieber mit einem inniggeliebten und verehrten Freunde einmal sich unterhalten, als zwanzig Reden zu seinem Lobe anhören möge."

Hans Kleist, der nachherige rheinische Oberpräsident, und Wagener, der nachherige Kreuzzeitungsredakteur, versammelten sich damals, als Oberlandesgerichts-Referendarien, mit noch anderen öfters bei mir in Frankfurt zu Vorträgen juristischen, meist staatsrechtlichen Inhalts.

Mein Freund, der Pastor Tauscher in Wellersdorf bei Soran, wurde in dieser Zeit von den Behörden geängstigt mit Zumutung kirchenwidriger Trauungen. Ich schrieb in der Ev. Kirchenzeitung vom 2. März einen Aufsatz, der den Beweis führt, daß das Allgem. Preußische Landrecht den Pastoren solche Trauungen nicht allein nicht (wie oft gedankenlos behauptet wurde und jetzt 1871 noch wird) gebietet, sondern vielmehr durch Einschärfung der alten Kirchen- und Konsistorialordnungen verbietet.

Die lutherischen Dissidenten — 10000 im preußischen Staat — hatten sich nun, besonders durch Professor Huschke, auf einer Synode in Breslau förmlich konstituiert.

Die „Deutschen Jahrbücher", eine Zeitschrift, die Hegelschen Pantheismus predigte, schrieben um diese Zeit der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. mit ihren Zensurreformen ins Angesicht: „Jetzt gelte es — nicht: Christentum und — sondern Christentum oder Philosophie; Frömmigkeit sei die Gesinnung von Kindern gegen ihren Vater, also nicht unsere Gesinnung; fromm könne man daher nicht sein; das entgegengesetzte Weltbewußtsein durchdringe auch die Pietisten sowohl als die andern; so würden also die Pietisten innerlich zerrissen und Heuchler."

**T. B. Anfang Februar 1842.** „Es kommt Prediger Posener (an dem weibl. Zuchthaus in Sagan) nach Frankfurt, versammelt auf dem Rathhause, vor dem Ober-Bürgermeister, einem Stadtrath, einem Polizeirath, einem Regierungsrath und fast sämtlichen Geistlichen, fünfzig bis sechzig Frankfurter Huren und Kupplerinnen, besonders die in Sagan gewesenen, redet sie in erschütternder Weise erst einzeln,

dann zusammen an, fällt mit ihnen auf die Knie und betet, — Superintendent Spiecker redet nachher zu ihnen — unendliches Weinen. Dies machte viel Aufsehen. Leopold sagte wieder, wie oft bei solchen Anlässen: wie wunderbar doch die Kirche siegte und fortschritte; dies würde noch vor wenigen Wochen niemand für möglich gehalten haben. Eine Frankfurter, in ein Theater verwandelt gewesene und durch Leopolds Vermittlung vom Könige zurückgekaufte Kirche blieb in dieser Messe unter Leopolds Verschluß zuerst frei von Schauspielern."

Am 1. März reiste mein Bruder Otto mit den Predigern Sydow (1871 einer der Führer der Protestanten-Vereine) und Uhden nach England mit Aufträgen des Königs in Kirchen-Gründungs- und Bausachen. Otto kam, vorher von uns Abschied zu nehmen, noch einmal nach Frankfurt. Davon T. B. 23. Februar: „Otto erzählte, die Berliner Synode habe, bevor sie die Jerusalemsche Collecte — was der König ihr ansann — einsammelte, sich Aufklärungen erbeten über die Druckschrift des Erzbischofs von Canterbury, in welcher dieser das Bistum in Jerusalem als ganz anglikanisch und zur Verbreitung des Anglikanismus bestimmt, unter seiner Jurisdiktion, und das Kompatronat des Königs von Preußen als seinem — des Erzbischofs — Veto unterliegend darstellt." Alle Berliner Geistlichen haben für diesen Schritt gestimmt, auch Otto, nur Strauß nicht. Mir schien es, obgleich sie Recht haben, als hätte Otto sich doch prinzipaliter für des Königs christliches Werk und Bekenntnis aussprechen müssen, ehe er mit diesen Geistlichen gegen diesen König aufträte. Nachher, und vor seiner Abreise schrieb Otto noch von Berlin aus, wie erbittert alles gegen Bunsen sei, der mit dem Könige in London gewesen war, auch wegen seiner Arroganz gegen des Königs Gefolge in England — er, Otto, hoffe, Bunsen werde es nicht mehr lange machen. Er machte es aber leider noch sehr lange; der König machte ihn zu seinem Gesandten in London. Der Prinzregent machte ihn bald nach Antritt der Regentschaft 1858 und 1859 zum Freiherrn und zum Mitgliede des Herrenhauses.

An Otto antwortete ich, er möge doch nicht vergessen, daß Bunsen und mit ihm der König doch jetzt in der Hauptsache, nämlich dem Jerusalems-Unternehmen, als Bekenner des Herrn daständen, ganz anders, als da Bunsen dem ehrwürdigen Erzbischof von Köln mit Jesuitenkniffen gegenüber gestanden. — Otto hatte, wie der Erfolg zeigte, nur zu sehr Recht.

Die lange Alvenslebensche Krise ward nun endlich doch dahin ausgeglichen, daß er das Finanzministerium zwar abgab, aber Kabinetsminister wurde, — „er habe," so erzählte Leopold, „gesagt, daß er gegen seine Überzeugung nachgegeben habe." Meine Tendenz war, ihn nun als Premier zu behandeln, respektive ihn dazu zu machen. Wenige Tage darauf wurde Savigny an Kamptzens Stelle Minister und noch ehe er es wurde, citierte er mich nach Berlin.

**T. B. 5. März.** „Ich nahm mir vor mit Savigny mich zu alliiren, aber nicht zu identificiren. Die ersten Maßregeln für Savigny müßten sein: 1. ein neuer Minister statt Mühler, 2. Sistirung der Codification (eines umzuarbeitenden neuen Landrechts u. s. w.), 3. Classification der legislativen Bedürfnisse, 4. Auflegen seiner Hand auf die Gesetzsammlung, so daß nichts hinein käme, ohne sein Vorwissen, event. seine Mitwirkung." Es zeigte sich bald, daß Savigny viel zu wenig Staatsmann war, um auf solche Ideen irgend praktisch einzugehen.

Vom 8. bis 18. März war ich in Berlin. Diese Zeit verging unter Besprechungen zwischen Savigny und mir, wie jener sein Gesetzgebungs-Ministerium und sein Präsidium der kollegialischen Gesetzrevisionskommission, die der König wollte, und deren Mitglied ich wurde (zugleich auch Rat seines Ministeriums), einzurichten habe.

**T. B. 9. März.** „Um 9 zu Savigny; ich hatte auf Leopolds Rath nicht zu zähe zu sein, mir vorgenommen Streit und Bruch möglich zu vermeiden; ich setzte ihm daher in der Form der weiteren Entwicklung und Fortbildung seiner Ideen folgendes auseinander: er müsse sein Terrain erweitern auf alle Generalien der Justiz und auf die gesammte preußische Monarchie incl. Rheinland, Neu-Vorpommern und Ost-Rhein, wo das preußische Landrecht nicht gilt, und seine Thätigkeit concentriren auf wahre, praktische Legislation, wo dringende Bedürfnisse sie fordern im Gegensatz zur Codification, — also zunächst z. B. auf das Eherecht in Gemäßheit einer schon deshalb ergangenen Cabinetsordre; — denn er bedürfe schneller Erfolge, um die ihm drohende Unpopularität und Stellung als fünftes Rad am Wagen, außerhalb der Wirklichkeit, zu vermeiden. Er hörte Alles begierig an, besonders was ich gegen seinen unpraktischen Plan sagte, den der König leider schon zum Theil genehmigt hatte, sein ganzes Ministerium in ein Collegium zu verwandeln, in welchem die verschiedenen Richtungen durch vota decisiva vertreten seien. — Wir,

Savigny und ich, kamen auf Tamsel (31. Mai 1840), was er mißbilligte; er sagte, der König habe von mir gesagt, ich hätte einen harten Kopf. Dies reizte mich, mich nun doch beim Könige zu melden, was ich nicht hatte thun wollen."

**T. B. 10. März.** „Abends zu Alvensleben; er war sehr muthlos; es werde nicht lange dauern mit ihm und dem Könige; die Ursachen dauerten fort; der König wolle ihn nur als Aushängeschild gebrauchen, um dahinter seinen Liberalismus ausüben zu können; jetzt werde er vielleicht Bülow, den Schwiegersohn von Wilhelm Humboldt, zum auswärtigen Minister machen; er zweifle, was er thun solle; erkläre er sich gegen Bülow, so könne er nicht mit ihm dienen und doch sei er ein Minister, der die Bildung eines cohärenten Ministeriums unmöglich mache; der König habe ihm gerühmt, wie schön in England die Einheit und der Zusammenhang der Minister untereinander sei, worauf Alvensleben: das komme daher, weil sie dort zusammen stehen und fallen. Ich ermahnte ihn sehr zur Premierschaft und Formirung eines Ministeriums aus allen Elementen der Einigkeit. Er sagte, ihm seien des Königs Reden oft als wenn er mit kaltem Wasser übergossen würde. — Alvensleben hat mein Censur-Promemoria sehr gefallen."

**T. B. 11. März.** „Zum General Grolman, der nun ein gebrechlicher Greis ist und sich sehr mißfällig und besorgt über des Königs incohärente Regiernng ohne Ministerinm äußerte, die Alles in Verwirrung bringen werde." Es war dies das letzte Mal in meinem Leben, daß ich Grolman gesehen habe. Der Oberpräsident von Bodelschwingh, von dem Leopold sagte, er sehe aus wie Adam, erzählte in einer Gesellschaft bei Hengstenberg, der König habe gesagt: „ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich davor" — worauf Radowitz: „ich glaube daran, fürchte mich aber nicht davor."

Am 14. ich beim König zur Tafel. Fürst Wittgenstein, der Hausminister, nannte gegen mich, nicht ganz scherzhaft, Leopold einen „Volksaufwiegler" mit Beziehung auf dessen Teilnahme an den Verhandlungen mit und über Alvensleben. Nach der Tafel im Kabinet — gegenwärtig der König, Voß, Anton Stolberg und ich — über die Preßsachen. Der König: er sei „enchantiert" von meinem mémoire; dann viel Hinundherreden; ich unter anderm: ob nicht doch erst Einheit des innern Regiments zu erzielen sei, ehe man an die Presse herangehe;

worauf der König: wann denn solche Einheit eintreten würde? Vielleicht nie! — Dann in heftigem Tone: am Sylvestertage 1840 habe er von seinen Ministern einen Bericht über gewisse Fragen erfordert, aber ihn jetzt nach 5/4 — „sage 5/4" — Jahren noch nicht erhalten. Endlich als er mich schon entlassen und ich mich verneigt hatte: er könne sich doch darauf verlassen, daß ich die Stelle annähme? — Und als ich nun von Bedenkzeit und Bedingungen sprach, „es sei sein bestimmter Wille — oder ob ich etwa Schutz, soutien, wünsche — er habe es bestimmt vorausgesetzt — ich sei der Einzige; — als er mein Gutachten gehört, habe er gesagt »der oder Keener« — er unternähme, wenn ich ablehne, die ganze Sache nicht u. s. w." Nach der Tafel sagte der König, als von den vielen Kirchenbauten in England die Rede war: „Ja, es war eine der süßesten Ergötzungen des Ministers Altenstein, wenn er eine Pfarre konnte eingehen lassen" [um das Einkommen zweier Pfarren auf eine Pfarre zu vereinigen und auf diese Weise die vereinigte Pfarre besser zu dotieren].

An eben diesem Tage bot mir nun Savigny die Stelle in seinem Ministerium definitiv an; das Ende war, daß ich darin zunächst kommissarisch arbeiten sollte, worüber wir das Nähere verabredeten. Als Bedenken hatte ich ihm eingewendet, daß ich nicht zu derselben politischen Partei mit ihm gehöre, worauf er: er habe zeitlebens gestrebt, keiner Partei anzugehören, — und ich: die Partei der Parteilosen sei auch eine Partei, — was bei ihm ganz besonders zutraf: er war ein heftiger Moderado. In Spanien spricht man von wütenden Moderados.

**T. B. 15. März.** „Ich suchte auf dem Kammergericht den langen Kleist auf, er hatte sich gestern Abend heftig mit dem König über die Wiedertäufer gestritten, die vor einigen Wochen angesichts der Polizei viele Personen im Rummelsburger See wiedergetauft haben, was der König einen Skandal und Mißbrauch des Sakraments genannt, den die Polizei nicht hätte dulden sollen, während Kleist die Unwirksamkeit solcher Verbote behauptet hatte.

Mittag bei Thaddens, wo Lancizolle erzählte: der Kultusminister Eichhorn habe Otto aufgetragen, eine Petition der in Berlin versammelten Synode gegen das Sonntagsarbeiten in den Ministerial- und anderen öffentlichen Büreaus zu veranlassen, was Otto versucht, aber vergebens, weil der Bischof Neander eingewendet, es werde dem Minister Eichhorn unangenehm sein. — Um 5 Uhr mit Thadden

in Schellings Vorlesung in der Universität. Unter den Zuhörern waren der Hofprediger Strauß, der Professor Neander und Professor Steffens. Schelling war eine von den schon greisenhaften Notabilitäten, die der König nach Berlin gezogen hatte. Man spottete, der König lege ein Hospital von invaliden, berühmten Männern an. Leopold sagte, der König solle vielmehr zu jungen, erst auftretenden Männern sich bekennen, so daß er dabei etwas riskiere. Der Inhalt der in trockenem Ton abgelesenen Vorlesung war: eine populäre Ansicht von Heidenthum, Christenthum und Entwicklung der christlichen Kirche in einem Ton tiefer Ehrfurcht vor der Person des Herrn und vor der heiligen Schrift; der Satan wurde als eine Grundlehre des Neuen Testaments sehr ernst anerkannt; im Heidenthum und Judenthum fand Schelling »Gehaltensein des menschlichen Bewußtseins unter kosmischen Mächten«, — er nahm dann Bezug auf die Erzählung bei Plutarch (de defectu oraculorum) vom »Tode des großen Pan«, die er als Besiegung jener kosmischen Potenzen durch Christi Tod und Freimachung des menschlichen Geistes deutete. — Die Wunder und die Inspiration der ersten Kirche brachte er in Verbindung mit einer (gewissermaßen gewaltsamen) partiellen Erleuchtung, die erklärlich sei aus der Spannung gegen das ankämpfende Heidenthum und aus dem Kindesalter der Kirche, welches eine niedere Stufe sei in Vergleich mit der allseitigen frei-organischen Durchbildung und Durchdringung des Menschengeistes mit dem Lichte des Wortes. Das »jetzt erkennen wir stückweise« des Apostels Paulus werde aufhören. Mit diesem Gegensatze der partiell-gewaltsamen Erleuchtung der Urkirche zu der allseitigen, freien, aber in ihren Anfängen schwachen, menschlichen Entwickelung brachte er den (oft bemerkten) grellen Abstand in Verbindung von den hocherleuchteten Aposteln zu den dürftigen nächstapostolischen Vätern, von denen Clemens Romanus († um das Jahr 100) den Apostel Paulus nicht kenne, vielleicht verwerfe. Es kam auch die Bunsensche Ansicht von den Perioden der Kirche: 1. Petrus, 2. Jacobus (oder Paulus?), 3. (jetzt) Johannes vor. Den Prinzipat des Petrus — Prinzipat, nicht Domination — stellte er fest; nur die »befangenste Parteiansicht« habe die klaren Schriftstellen mißverstehen können. — Ich hatte den Eindruck, daß bei Schelling christliche Geistesbedürfnisse im Streit lagen mit pantheistischen Grundanschauungen.“ — Der Pantheismus Schellings trat noch mehr hervor in der Vorlesung über Satanalogie, zu welcher mich Bindewald am 16. abholte.

**T. B.** „Die Vorstellung eines in Heiligkeit geschaffenen, dann gefallenen Engels müsse aufgegeben werden. Satan sei das zum Nichtsein, zur Latenz bestimmte, immer zur Wirklichkeit hindrängende, zum Sein, zur Erscheinung ewig durstige, nie gesättigte principium movens der Weltgeschichte, ohne welches dieses versumpfen würde. Dann führte er die Existenz seines Satans und der Erbsünde, die nur eine flache erfahrungslose Philosophie leugnen könne (die Front gegen den Rationalismus), kräftig aus."

Leopold, sehr in Harnisch gebracht durch die Aussicht, daß der liberale Bülow auswärtiger Minister werden sollte und durch die Besorgnis, daß die Regierung ganz nach links umkippen werde, schreibt mir doch am 16. März auf die Nachricht, daß Savigny mir die Stelle in seinem Ministerium definitiv angeboten: „Savignys Anerbieten hat etwas rührendes. Das habe ich ihm nicht zugetraut und es zeigt das große Bedürfniß seinerseits, und dies Bedürfniß ist echt statesmanlike und macht ihm viel Ehre. — — Dazu kommt, daß Du ihm gewiß sehr unbequem bist, denn Du gehörst weder zu seiner Partei, noch zu seiner Clique. Du darfst so etwas in hohem Grade Seltenes und Achtungswerthes nicht zurückweisen. Also: Ja sagen! Du mußt Savigny, d. h. Dir, das Mitsprechen bei allen Organisationssachen vindiciren: Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Rheinische Justiz, Schwedisch-Pommern, — Ja sagen, damit man nicht mehr das Recht hat von unserm »harten Kopf« und »eisernem Charakter« zu reden. Ach! Wie weich und hölzern sind wir doch eigentlich, ich noch mehr als Du! — Eine Aufgabe für Dich durch Deine Zensurstellung ist auch, Rochow gegen Bülow, Bodelschwingh, Bunsen zu halten. Du mußt Rochow stützen, er wird sich jetzt viel gefallen lassen. Mache Dich nicht unnütz eklig und sei nicht zu vielseitig, obschon das bei Dir in der Praxis weniger zu besorgen ist."

**T. B. 15. März.** „Savigny sagte mir, er freue sich, daß ich in meinem Censur-Memoire so billige, nicht starre Ansichten äußere. Frau von Savigny dankte mir, daß ich ihrem Manne Muth machte. Höchste Intimität, neben der mein officielles Mißtrauen hervortrat. »Er traut mir nicht,« sagte er zu seiner Frau in meiner Gegenwart."

Auf Veranlassung von Leopolds letzten Briefen sagt das **T. B. 16. März:** „In diesem beständigen Gegensatz von liberal und antiliberal ist etwas ungesundes. Ist es Recht, daß wir uns an Alvensleben so viel enger anschließen als an Thile?"

Vom 18. bis 30. März war ich wieder in Frankfurt und verließ es dann, um nicht wieder dauernd dahin zurückzukehren.

**T. B. 26. März.** „Leopold ging sehr ins Zeug gegen die liberale Partei, aus der der König seine Minister nehme: Boyen, Eichhorn, Schön, Bülow. Ich schrieb hierüber an Leopold: wie wenig doch seine Partei — Alvensleben, Rochow u. s. w. — das sei, wofür er sie nehme — wie viele Berührungspunkte doch auch die angeblich liberale Partei biete, wie Eichhorn und Savigny mehr staatsmännisches Bedürfniß nach »uns« zeigen, als Alvensleben und Rochow — — und warnte vor Abwegen; meine Partei sei die der Ev. Kirchenzeitung, des verdrängten Erzbischofs von Köln, der Trieglaffer Conferenz, der separirten Lutheraner u. s. w."

Am 1. April begannen für mich die Sitzungen im Savignyschen Ministerium. Bülow wurde nun auswärtiger Minister.

**T. B. 2. April.** „Lancizolle sagte heute, es drücke ihn so, daß dem preußischen Staate soviel unbereute Sünden ankleben: Säcularisationen, Unterdrückung ständischer Rechte u. s. w." Otto schrieb aus England Zirkularbriefe an seine Gemeinde.

**T. B. 7. April.** „Ich beim Minister Rochow, der sich in bittere Klagen über die gegenwärtigen Zustände ergoß. Die Presse, der man sonst würde Raum lassen können, sei unter diesen Umständen sehr gefährlich; er, Rochow, habe nicht wagen dürfen, einen gewissen Censor nach Königsberg zu schicken; der Ober-Präsident Schön würde nicht parirt und ihn nicht angenommen haben; nun erkläre der dortige Censor, er könne dem Liberalismus der Königsberger Zeitung nicht entgegen treten, da er von so vielen angesehenen Leuten protegirt werde; er, Rochow, habe den König gebeten, sich auszusprechen, da diese Partei zwischen dem König und seinen Ministern distinguire und den König darstelle, als zwar umgeben von Pietisten und Aristokraten, aber selbst von ganz anderer Gesinnung; darauf sei ihm in einer Cabinetsordre geantwortet: er müsse nicht den König in alles hineinziehen. Es könne sich, meinte Rochow, keine feste Presse für die Regierung bilden, wenn diese keinen festen Gang gehe." — **9. April:** „Savigny erzählte, Radowitz habe gesagt: im Mittelalter würden Schön und Bunsen torquirt werden, weil sie den König behext hätten."

Leopold schreibt aus Rohrbeck 8. April an mich: „Nimm Dich nur mit dem Ehegesetz in Acht; das wird eine failure (es wurde als Gesetz eine failure, doch nicht ganz, siehe Ges.-Samml. von 1844

p. 184, und war auch sonst ein gutes Ferment) wie das Adelsgesetz, das Judengesetz u. s. w. Das gegenwärtige Regiment ist unfähig zu solchen Maßregeln. Nicht einmal mit viel leichtern Dingen kommt man zu Stande.

Leopold schreibt Frankfurt 12. April: „Mir wird immer klarer, daß, wenn der jetzige Zustand auch nicht zu einer Krisis führt, was Du und Hannchen nicht glauben wollen, er doch immer mehr von dem abführt, was wir erwartet haben und wozu wir uns berufen glaubten mitzuwirken. Die ganze Geschichte rutscht zunächst in das gewöhnliche absolutistisch-liberale Geleise. Denn Du und Savigny möget den Liberalismus in mehreren der jetzigen Ministern anerkennen so viel Ihr wollt, so steht doch so viel fest, daß diese Männer nicht im Stande sind, gegen den Geist der Zeit aufzutreten, d. h. das Schiff stroman zu rudern, sondern nur mit dem Strom zu schwimmen; doch wahrscheinlich führt das zur Konstitution und Revolution d. h. zur Auflösung. Schon jetzt aber ist klar, daß der König seine ihm eigenthümlichen Ideen bald aufgeben muß. — — Mit seinen Adels-Institutionen, mit dem Judengesetz ist er schon durch die opinion publique aus dem Felde geschlagen. Nicht einmal die Lutheraner-Cabinetsordre wird ihm gestattet. Sein Episcopat wird Bunsen ihm schon verderben contra Hengstenberg und Otto. Das General-consistorium ist auch schon todt, und das Ehegesetz und die Censur werden dasselbe Schicksal haben." Dennoch ermahnt Leopold mich, das Censur-Präsidium anzunehmen und Konflikte mit dem Könige nicht zu scheuen. Von Savigny sagt er: „Er meint es gut. Er wird Dir aber nächstens sagen, unter irgend einer Form: »Sie gehn zu weit« und Dich — — im Stich lassen." So lange bis „Savigny der Mund zufriert," räth Leopold mir, „ihm treu zu bleiben," wie wohl ich ihm, meint er, „nicht eher trauen dürfe, als bis er, wie Tamino in der Zauberflöte, die Wasserprobe seiner Räthe, die Feuerprobe des Königs und die Lockungen seiner liberalen Kollegen Bodelschwingh, Eichhorn und Konsorten bestanden haben wird."

**T. B. 15. April.** (Eine Art Antwort auf vorstehenden Brief.) „Leopold war bei Voß angekommen; ich führte aus, die Partei des Politischen Wochenblattes habe mit ihrem bloßen contraire de la révolution, ihrem Nichteingehn auf die Wahrheiten des Liberalismus, auf dessen Zusammenhang mit der Englischen Revolution von 1688 und mit der Reformation, und auf unser »Wehrsystem ohne Gleichen«

auf den König den Eindruck machen müssen, daß er damit nicht regieren könne, — daher nun die liberalen Minister."

**T. B. 13. April.** „Minister Thile trug mir sehr dringend den Eintritt in das Mühlersche Ministerium und daselbst die selbständige Bearbeitung des Gefängnißwesens (worauf es ihm ankam) an; dies, Censur und Gesetz-Revision — »alles dreies Schooßkinder des Königs« — zusammen werde mir hier eine Stellung machen." Es kam nicht zu stande.

Otto schrieb aus Irland, wenn er von da nach London zurückkehre, werde er zu Bunsen ziehen und dessen Töchter unterrichten und einsegnen.

**T. B. 26. April.** „Leopold erzählte, der König habe zu ihm in Abekens Gegenwart gesagt: bei uns gebe es eigentlich keine Kirche, worauf Leopold: diese Meinung des Königs sei der Grund, warum nichts für die Kirche geschehe."

Anfang Mai wurde Hamburg durch eine Feuersbrunst großenteils zerstört. Der König wollte öffentlich zu Beiträgen mittelst einer Kirchen- und Hauskollekte auffordern. Minister Thile trug mir die Abfassung des königlichen Aufrufs auf, den ich sogleich aufsetzte und der Tags darauf unverändert vom Könige vollzogen in den Zeitungen stand.

Um diese Zeit wurde Bodelschwingh an Alvenslebens Stelle Finanzminister und Graf Arnim-Boitzenburg an Rochows Stelle zum Minister des Innern designiert. Leopold schrieb mir über dieses fortschreitende Umkippen der Regierung nach links aus Frankfurt schwarzsehende, fast verzweifelnde Briefe.

Savigny schrieb mir „aus dem Staatsrathe 21. Mai" mit Beziehung auf meine Weigerung, mit Aufgebung meines Amtes in Frankfurt als Geheimer Justizrat in sein Ministerium einzutreten: „Sind Sie denn so sehr Rigorist, daß Sie auch selbst den Titel und Rang eines Geheimen Ober-Justizraths abhorriren? Dieser Punkt ist mir deshalb wichtig, weil seit langer Zeit die Regel feststeht, daß nur Räthe zweiter Klasse Mitglieder des Staatsraths sein können." Hiergegen hatte ich nichts einzuwenden.

Leopold — —, beim Avancement versehentlich übergangen, kam beim König um seinen Abschied ein. Unterm 6. Juni schrieb er mir, daß er am 3. einen Brief von Thile mit einer eigenhändigen Antwort des Königs auf das Abschiedsgesuch erhalten habe, in welcher

„der König mir sagt, er habe mein Schreiben zerrissen, damit niemand dereinst glaube und erfahre, ich habe Sie gekränkt; er suche für mich nach einer Anstellung in seiner Nähe in der Residenz, wohin ich gehöre, und nicht in der Provinz, was er mir ja durch seinen Cabinetsminister habe sagen lassen." — Des Königs Brief, aus dem Staatsrate geschrieben, fängt an: „Et tu, mi Brute!" — Das Ende war, daß Leopold die Garde-Landwehr-Brigade in Berlin bekam.

Um diese Zeit stiftete der König seinen ersten neuen Orden, den Zivil-pour le mérite; Humboldt Kanzler, Savigny, der Klavierspieler Liszt und der österreichische Premier Metternich Mitglieder, — die Theologen wegen ihres eigentümlichen Berufs ausgeschlossen.*)

Mein Freund Bülow erzählte mir, der König habe an Metternich geschrieben: Metternich sei zwar nicht Künstler, aber doch Mäcen der Künstler; der neue Orden würde ihm an den Hals gesprungen sein, wenn der König ihn ihm nicht verliehen hätte; daselbst würde er sich hoffentlich „mit dem goldnen Bock" [das goldene Vließ] gut vertragen. Die Generalin Grolman hat mir erzählt, ihr Mann, mein Schwager, sei tief gerührt gewesen bei der Nachricht vom Tode König Friedrich Wilhelms III., — eins aber würde doch besser werden (habe er gesagt), das Unwesen mit den Orden werde ein Ende haben. Gleichzeitig hiermit fand am 1. Juni auf des Königs Befehl und in seiner Gegenwart eine feierliche Beratung im Staatsrat statt über die hochwichtige Lutheranersache, deren endlicher Ausgang jedoch erst [am 23. Juli 1845] die Generalkonzession war, unter welcher die Breslauer Lutheraner (Huschke, Nagel, Thadden u. s. w.) noch jetzt leben. Alles war nachher voll von dem schönen, lehrreichen, ernsten Inhalt der Staatsratsverhandlungen, namentlich Savigny, der mir mitteilte, daß nach der Sitzung der König den in ein besonderes Zimmer zusammenberufenen Ministern folgende, nach seinen Bleistift-Notaten in der Sitzung formulierte Fragen vorgelegt habe:

1. Sind die, oder ist der Verfasser der sogenannten lutherischen Kirchenordnung [der Separierten] wegen Anmaßens landesherrlicher Gewalt zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen?

2. Ist diese Kirchenordnung als illegal zu bezeichnen und ihr jede Sanktion öffentlich zu versagen?

---

*) Siehe Kap. XIII Seite 290; mein Rat an den König, die Geistlichen mit Orden zu verschonen.

3. Ist nur die Duldung als erlaubter Religions-Gesellschaft auszusprechen mit der Erklärung, „wir sähen uns nun und nimmermehr als getrennt von ihnen an", allein ihre so feierlich ausgesprochene Trennung zwinge den Staat zu dieser Maßregel?

4. Ist — ohne Erwähnung der Lutheraner — der Grundsatz auszusprechen: die Union sei Vereinigung zweier Bekenntnisse in Einer Kirche, und sind — um dies zur Wahrheit zu machen, die Konsistorien der Unierten Evangelischen Kirche aus beiden Konfessionen zusammenzusetzen?

Dies letztere blieb ein steter Lieblingsgedanke von ihm; er erinnert an Bunsens Prinzip, die Kirche müsse, ohne Rücksicht auf Dogmen und Zucht auf liturgische Formen erbaut werden. Dogmen und Zucht traten im kirchlichen Bewußtsein des Königs, soviel ich habe wahrnehmen können, ganz zurück gegen Liturgie und Formen der Kirchenverfassung.

Ich hatte mich seit 1833 lebhaft und tätig für das gute Recht der Lutheraner interessiert und verwendet, war aber nicht dafür, sondern dagegen in ihrem eigenen Interesse und in dem der gesamten Landeskirche — daß ihre Trennung durch Anerkennung fixiert würde, und empfahl, auf dem Wege der Anerkennung ihrer so vielfach verletzten Rechte, dem zerrüttenden, trennenden und verfolgenden Unionismus gegenüber sie der Landeskirche zu erhalten, die diesen guten Sauerteig nicht entbehren konnte. Ich schrieb in diesem Sinne ein Promemoria, das ich allen mir zugänglichen einflußreichen Männern zustellte — Savigny, Voß, Eichmann, Alvensleben, Bötticher (dieser nun Oberpräsident in Königsberg) u. s. w. Das dem Staatsrat vorgelegte Projekt wollte Duldung und außerdem Anerkennung ihrer Ordination und Amtshandlungen, unter einigen kirchenrechtlichen Kautelen — ähnlich wie später die General-Konzession — gewähren. Das Resultat war, daß das Projekt nur als Instruktion dem Kultusminister Eichhorn zugestellt wurde. Der Prinz von Preußen — dieser in einem förmlichen Separatvotum — und Alvensleben, Boyen, Savigny, Eichmann, Voß hatten im Staatsrat gegen das Projekt gestimmt.

Ich war nun mitten in meinen Ehereform-Arbeiten und deren Vortrage im Savignyschen Ministerium, und wurde zum Geh. Ober-Justizrat und Mitgliede des Staatsrats ernannt und in diesen am 18. Juni introduziert. Sonntag den 19. besuchte ich den lutherischen Dissidenten-Gottesdienst in einem Speicher in der Neuen Friedrichsstraße;

Alvensleben sagte, ich hätte dies nicht gerade den Tag nach meiner Einführung in den Staatsrat tun sollen.

Ich riet Savigny, dem unsere Rechtspflege ganz fremd war, und der überhaupt für eigentliche Rechtsfragen, soweit sie nicht formaler oder historisch antiquarischer Natur sind (wo er Virtuos war) wenig Interesse hatte — als Gesetzgebungs-Minister, schon weil der Anstand es erfordere, die Hauptgerichte von Berlin zu besuchen. Er fuhr demgemäß einige Male mit mir in die Sitzungen des Stadt- und des Kammergerichts. Aber ohne Erfolg. Er beschränkte sich auf einige das Äußere der Sitzungen betreffende wenig bedeutende Bemerkungen. Überdies waren ihm preußisches Wesen und insbesondere preußische Verwaltung fremd und ungemütlich.

Otto schreibt mir 21. Juni aus London: „Vor vierzehn Tagen waren wir (er, Uhden und Sydow) auf fünf Tage in Oxford, wo ich fast täglich mit Pusey und Andern disputirt habe, er ist ein armer zerknickter Mann, der selbst Dir es schwer machen würde, seine Partie zu nehmen."

Er machte es mir nicht schwer, als ich ihn 1844 und dann wieder 1852 in Oxford besuchte. Hamilton Gray, von dem das Jahr vorher (cfr. Kp. XIII. S. 289) der König so voll war, nannte ihn einen „heiligen" Mann. Zerknickt und heilig widerspricht sich nicht.

**T. B. 4. Juli.** „Ich besuchte Alvensleben und setzte ihm auseinander, daß aus Savignys Ministerium nichts werden könne, wenn Alvensleben sich nicht an die Spitze stelle und mit mir, Voß und Eichmann Partei mache." Einige Tage vorher hatte ich dasselbe an Eichmann gesagt, der nun schon längst dem Auswärtigen Ministerium angehörte, aber daneben jetzt Glied unserer — der Savignyschen — Gesetzkommission geworden war; „er (Eichmann) möge sich doch der Sache kräftig annehmen und bedenken, was für Savigny bei seinem unstaatsmännischen Wesen auf dem Spiele stehe und für mich, der ich mich mit ihm embarquirt hätte und meinen Ruf und Existenz riskire, und durch eine kräftige Parteiverbindung uns zu Hülfe kommen." Kein Widerhall. Alvensleben sagt, wie das T. B. erzählt, in meinem Gespräch mit ihm auch noch: „Der König habe mit ihm davon gesprochen, wie schön ein Ministerium sein müsse, das eine kompakte Einheit, wie in England, bilde. Worauf er: dann dürfe es aber nicht aus ganz heterogenen Elementen bestehen. Weiter sagte er: der König behandle uns — Leopold, Otto, mich — als ein collectivum,

rede von uns im Plural und übertrage seine Unzufriedenheit mit Otto (wegen Jerusalem) auf Leopold und mich."

Aller dieser Konfusion ungeachtet ist Leopold so kühn, mir 1. Juli zu schreiben: „Wenn man, wie Leo will, des Königs Regierung von Ferne betrachtet, so hat er Recht, daß sie gut geht. Denke mal, was Alles geschehen ist, und wie die Geschichte sprechen würde, wenn die russische Dampf-Fregatte" (auf der er damals sich befand) „in der Ostsee mit unserm Herren unterginge". — „Unserm Herren", gegen diese Redeweise lehnte sich mein, als eines deutschen Mannes, Gefühl auf, was Leopold mir jedesmal übelnahm. An dieser Auflehnung hatte auch mein — wie ich jetzt, 1871, noch glaube — echter Liberalismus Anteil. Der König war doch — nach altdeutschen Ideen — nur ein Reichsstand und der Kaiserstuhl vakant.

Am 19. Juli schreibt Leopold sogar: „Ich weiß nicht warum, ich habe aber in der letzten Zeit wieder mehr Muth bekommen und empfinde sogar einige Gewissensbisse, Splitterrichterei gegen den König geübt zu haben. Er hat doch in Wahrheit viel — Sachen und Anstellungen — zu Stande gebracht, und wenn die Ultras (der lange Kleist u. s. w.) sagen, er habe die liberale Partei wieder aufgeweckt, so ist dies, da sie schlief und nicht todt war, an sich noch kein Uebel. Wenn das Ehegesetz durchgeht, so ist wirklich ein bedeutender Schritt gethan; das erste Gesetz seit einhundert Jahren mit ausdrücklicher Anerkennung des Evangeliums, vielleicht gar der Freiheit der Kirche in einer Sache, die in die innersten Familienverhältnisse eindringt, alle Menschen trifft und von Allen gefühlt wird. Wenn ich mich an das erinnere, was Berenhorst über Friedrich II. sagte, wie Schwerin diesen nachmaligen großen Mann einen »petit maitre und Musikanten« noch bis zum siebenjährigen Kriege hin nannte und wie Schwerin in vieler Hinsicht ebenso Recht hatte, als wir jetzt, so denke ich doch, daß Könige anders und weniger persönlich beurtheilt werden müssen, als wir Friedrich Wilhelm IV. beurtheilen. Das Urtheil der Geschichte über Friedrich II. ist doch richtiger als das Schwerins."

Am 5. Juli trat ich eine Reise nach der Rheinprovinz behufs Besichtigung der dortigen Gerichte und Kenntnisnahme von den dortigen Justizzuständen an, als jetziges Glied des Savignyschen Ministeriums, in Savignys Auftrage und mit Empfehlungen des andern Justizministers Mühler, mit meiner Frau, Friedrich, Jakob und Adele Schmalz, einer der nächsten Freundinnen meiner Frau. Am 9.

kamen wir in Frankfurt a. M. an, wo Radowitz war, damals Gesandter in Karlsruhe.

**T. B. 10. Juli.** „Radowitz war voll von Leopolds Sache und von dem dünnen Gedanken, die Wahrheit dürfe nicht Parteisache werden; Parteiung mache ungerecht. — Er führte aus, das Zeitungsgewerbe müßte vernichtet und die Zeitungen Staatsanstalten werden mit der Freiheit, für alle Parteien darin zu schreiben.“ Am 11. Juli kamen wir in Coblenz an, wo General von Thile II, kommandierender General daselbst, uns am Landungssteg des Dampfbootes erwartete. —

Die Rheinischen Zeitungen bemächtigten sich meiner Reise, meist im liberalen, feindlich-argwöhnischen Sinne; insbesonders rügten sie, daß ich die rheinische französische Verfassung nicht hinlänglich kenne. Diese Rüge war nicht unbegründet; nach tieferen Vorstudien hätte ich tiefer eindringen können. Ich hatte aber keine Wahl; meine Stellung im Savignyschen Ministerium und Staatsrat und die Bedürfnisse des Savignyschen Ministeriums gestatteten keinen Aufschub der Reise, die eine Informationsreise war. [Da der Zweck der Reise war, die rheinische Verfassung kennen zu lernen, war der Vorwurf, der Reisende habe die Verfassung nicht gekannt, wohl nicht zutreffend.]

Als charakteristisch ziehe ich aus dem Justiztagebuch folgendes aus: 20. Juli. „Einen höchst nachtheiligen Eindruck“ — so sagte mir der Justiz-Amtmann Neumann in Ehrenbreitstein — „hätten die Schlag auf Schlag erfolgten Ehescheidungen dreier Generäle in Coblenz zur preußischen Zeit gemacht und viele gemischte Ehen verhindert, die er, obgleich selbst Katholik, fast für etwas wünschenswerthes ansah.“

Vom 25. bis 31. Juli bereiste ich mit Hollweg die Gerichte in Trier und Saarbrücken.

**T. B. 31. Juli.** „Hollweg erzählte mir, als wir zusammen von Kreuznach nach Bingen fuhren, Brentano [der am 28. Juli 1842 in Aschaffenburg gestorben war] habe vor einigen Jahren sehr ernst und mit liebendem Interesse meiner gedenkend, ihm mitgetheilt, daß die Nonne in Dülmen eine Vision über mich gehabt: ich hätte einen schweren Fall gethan, weil ich nicht — oder wenn ich nicht katholisch würde.“

**T. B. 1. August.** „Vor dem Kölner Thor in Bonn ein unter dem Kreuz erliegender Christus; darunter deutsch: »Wer nicht

sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der kann nicht mein Jünger sein«."

**T. B. 2. August.** „Ich hospitirte bei dem katholischen Canonisten Walther, der im Solde des protestantischen Königs in dem Zimmer des Schlosses canonisches Recht liest, welches der Erzbischof und Kurfürst wahrscheinlich als Trinkstube mit Faunen und Satyrn, bekränzt mit Trauben und Weinlaub, hat auszieren lassen. Mittag mit Nitzsch, dem evangelischen Theologen, bei Hollwegs. Nitzsch sprach aus, daß er die historische Wahrheit der biblischen Geschichte vom Sündenfall nicht glaube. Dann hospitirte ich bei ihm. — Er las über die Unsündlichkeit Jesu, — bei Hollwegs erklärte der evangelische Theologe Professor Hasse seine Verehrung Franzs von Assisi und Gregors VII. und seinen Glauben an das Fegefeuer." Der Landrat von Hymmen in Bonn, den ich besuchte, fand es sehr bedenklich, daß die Königin bei der bevorstehenden Legung des Grundsteins des Domes in Köln, da es sie doch sehr alterieren werde, dem Hochamte beiwohnen würde, wenn auch nicht gerade Demonstrationen der Kölner wegen der Konversion der Königin zu befürchten seien. Auch der Staatsrat de Groot, ein alter Bekannter von mir durch Savignys, ein reicher Mann, ernster, frommer Katholik und Gegner der katholischen Zeloten, den ich in Köln besuchte, beklagte die Königin, daß sie dem Hochamte werde beiwohnen müssen, obwohl auch er Demonstrationen nicht fürchtete. T. B. 21. August. „De Groot vermuthet, daß Albertus Magnus, der Tausendkünstler, den Kölner Dom gebaut habe, derselbe, der ein Marienbild verfertigt, welches den Thomas von Aquin angeredet hat: »Ave Thoma«, worauf Thomas es als Zauberei zertrümmert, Albertus aber nur gesagt: »Operam triginta annorum perdidisti«. Er habe Kaiser Friedrich II. am Weihnachtsfest in den sehr kalten Kreuzgängen seines Klosters bewirthet, wobei Blumen und Vögel auf dem Tische sich erzeugt hätten und wieder verschwunden seien."

**T. B. 3. August.** „Mit den Meinigen zu Wasser nach Köln. Germanischer Hof, ein neues Hotel, wo sonst Sta. Maria ad gradus, ein regelmäßiges Zubehör einer Kathedrale an der Ostseite. — — Den Abend auf der Rheinbrücke Eindruck des noch in voller Spannung befindlichen Gegensatzes, von Berlin aus Köln regieren zu sollen; — daselbst Justizcommissar Wilcke aus Halle voll Kunstideen und zürnend, daß die evangelischen Kirchen immer verschlossen, während die römisch-katholischen immer offen und täglicher Dienst darin sei."

**T. B. 7. August.** „Der reformirte Landgerichtsrath des Maré
besuchte mich während die Laurentius-Procession durch die Stadt z
Er sprach über das Laien-Regiment in Kirchensachen, besonders in
reformirten Gemeinde; gewisse Sätze stünden von vornherein fest: k
Schauspiel, kein Tanz, keine öffentliche Gesellschaft, wohl aber Schmau
reien, an denen die Geistlichen Theil nehmen, dann: wie der Streit
Regierung mit dem Kölner Erzbischof den Religionseifer angeregt;
katholischen Advokaten in Elberfeld seien überein gekommen, Freita
kein Fleisch zu essen, hätten es aber nur ¼ Jahr gehalten. Di
Protestanten, sagte er, essen auch Freitags kein Fleisch, aus Rücks
auf das katholische Gesinde und unter katholischen Einflüssen. I
Katholiken, arm und großentheils angewiesen auf protestantische Wo
thaten, sagten: die Protestanten hätten die Talente und Güter die
Welt, sie dagegen, die Katholiken, warteten auf das ewige Heil."

Wir besuchten unsern alten, nun in zweiter Ehe lebenden Freu
Stier; er war jetzt unierter Pastor in Wichlinghausen; er klagte üb
die Anmaßung der sich gläubig nennenden Laien (sie hatten ihm,
er anzog, auf ihre Kosten seine Stube meubliert und ihn feierlich v
Schwelm her eingeholt), daß sie das Amt nicht achteten, den Pfarr
als ihren Diener ansähen, ihn meisterten und ihm ihre bornie
Theologie aufdrängten; alle Taufen würden in den Häusern vollzoge
Sie hätten Anstoß genommen an dem Kruzifix auf seinem Tische u
daran, daß er sobald nach dem Tode seiner Frau wieder geheira
und diese seine Heirat an einem Oster- oder Pfingstmontage — od
gar Sonntags nach dem Gottesdienste — durch Annoncekarten in d
Gemeinde bekannt gemacht habe. Alles charakteristisch.

**T. B. 10. August.** „In der Düsseldorfer Zeitung ein wüthend
Artikel gegen die Ehereform: es sei nur zu fürchten, daß me
monströses Project — nicht, daß es Gesetz werde, sondern daß es d
Scandal der Nachwelt entzogen werde." — „In Elberfeld waren w
zu Mittag bei dem Kaufmann Göbel mit mehreren Geistlichen, a
evangelisch. Göbel war vorigen Winter in Rom gewesen, als e
wunderbare Erscheinung der h. Jungfrau den jüdischen Banqui
Ratisbonne aus Straßburg beim zufälligen Besuch einer römisch
Kirche bekehrt haben soll. Göbel erzählte, zwei Gebrüder Bussière
der eine Diplomat und katholisch, der andere Kaufmann und Protesta
seien mit Ratisbonne — 27 Jahre alt, eine tête faible, sagte Göbel -
in Rom gewesen, der protestantische Bussières, fromm, aber ob

dogmatische Begründung habe schon Marien-Medaillen getragen, und sei sehr bearbeitet, auch sei in den Kirchen für ihn gebetet worden. Da habe eine elsässische Magd, die durch eine wunderbare Ahnung getrieben sich zur Mitreise nach Rom gedrängt, ihn vom Uebertritt zurückgehalten. Göbel hatte eine Jesuitenpredigt über die Ratisbonnesche Sache in Rom gehört, voll, wie er sagte, von so lästerlicher Vergötterung der h. Jungfrau, daß er die Kirche verlassen. Göbel hielt die Erscheinung der Jungfrau für Teufelsspuk, damit Ratisbonne zur h. Jungfrau, statt zum Herrn sich bekehre." —

Dieselbe Geschichte hörte ich nachher in Berlin von dem evangelischen (Gesandtschafts?) Prediger Thile, der aus Rom kam, erzählen; die Erscheinung habe stattgefunden in der Kapelle del angelo custode, gehörend zur Kirche dei frati, wo Ratisbonnes Freund, der katholische Bussières, Seelenmessen für den soeben verstorbenen Grafen de la Ferronais bestellt, der kurz vor seinem Tode für die Bekehrung Ratisbonnes und des protestantischen Bussières gebetet und Gewißheit ausgesprochen habe erhört zu sein. Ratisbonne sei in der Kapelle zufällig hinzugekommen. „Thile," sagt das T. B. 5. November, „sehr protestantisch, hielt Ratisbonnes Bekehrung Januar 42, der jetzt Mönch ist, für echt." Ich habe jetzt, 1871, gehört, daß Ratisbonne auf dem Berge Karmel sich Liebeswerken widme. — „Thile erzählte von der durchaus geistlichen Haltung der Jesuiten in Rom, wie sie namentlich der Wissenschaften sich befleißigten und keiner der Vorwürfe sie treffe, die den alten Jesuiten gemacht werden."

Ich lernte in Elberfeld den Kommerzienrat v. d. Heydt, nachmaligen Minister, kennen und wohnte einen Vormittag über der Sitzung des dortigen Handelsgerichts (eines Laiengerichts für kleine und klare Sachen) bei, dem Herr v. d. Heydt, neben dem ich saß, präsidierte. Er machte mir einen sehr günstigen Eindruck.

Ich setzte darauf meine Justizreise fort nach Cleve, Emmerich, noch einmal Düsseldorf und nach Köln.

**T. B. 21. August.** „Der Minister Eichhorn, der Regierungs-Präsident Gerlach (evangelisch; er wurde von König Friedrich Wilhelm IV. geadelt, sein Wappen ein schwarzes Pferd aus Wellen aufsteigend, wie unseres (ein weißes) aus Flammen. Daher wir: Feuerlinie, er: Wasserlinie) und der Erzbischof von Köln verabreden das Hochamt zum 4. September (Grundsteinlegung des Dombaus).

Dem Hochamt und dem Einweihen des Grundsteins nach römischem Ritus soll der König und die Königin beiwohnen."

Meine amtliche Reise erstreckte sich noch auf Aachen, berührte dann noch einmal Köln amtlich, und von Koblenz aus Ehrenbreitstein und als letzten Punkt auf der weiteren Rückreise Wetzlar, wo am 27. August die Reise ihren amtlichen Charakter beendigte. Ich füge noch einiges aus der amtlichen Reisezeit bei. Unterm 20. August enthält das Reise-Justizjournal folgendes: „Napoleon hat Kirche, Thron, Adel, Feudalismus, **Ehe**, Justiz, Advokatenstand, ja eximirten Gerichtsstand (der Bischöfe, Präfekten u. s. w. in Strafsachen vor den Appellhöfen) restaurirt, während unser altpreußisches Landrecht mit seiner Feindschaft gegen Kirche, Ehe und Recht überhaupt und unsere Gerichtsordnung, welche den Advokatenstand und die Selbständigkeit der Gerichte vernichtet hat, aus der seichtesten und negativsten Aufklärerei herstammt." Und unterm 22. August: „Besonders hat Napoleon die Ehe restaurirt gegenüber der revolutionären Licenz des französischen Dekrets vom 20. September 1793. Der Code Napoleon verhält sich zu diesem Dekret, wie unsere jetzt beabsichtigte Eherechts-Reform zum Allgemeinen Landrecht und den folgenden die Ehe destruirenden Verordnungen. Die Advokatur stattete er mit korporativen Rechten aus und die Reorganisation des Handels und der Zünfte begann er am richtigen, dem politischen Ende mit Einführung der Handels- und Fabrik-Gerichte, die ich jetzt hier in frischer Thätigkeit finde und die eine treffliche Ausnahme bilden von der abstrakten Gleichheit vor dem Gesetz und von der Juristen-Justiz. — Was geschah unterdessen bei uns? 1780/94? 1807 u. folg.? 1822 u. folg.?"

Am 24. August traf ich in Köln mit Cajus Stolberg und dessen Frauen-Bruder, dem Frh. von Loë — einer katholischen Notabilität — zusammen. Beide waren sehr verstimmt gegen den König unter den Eindrücken der erzbischöflichen Angelegenheit von 1837. „Loë" — so das T. B. — „sah den König als entschieden übel berathen an und nicht aufgeklärt über den Zustand des Landes. Alles komme darauf an, die Jugend christlich und den Adel adelig zu erziehen. Man ernenne Erbschenken und Erblandhofmeister, aber was helfe das, wenn die Söhne des Adels »Erblandschafsköpfe« würden u. s. w." Den Sonntag, den 28. August, brachten wir in Marburg zu; die schöne „Elisabeth-" oder „Deutsche Haus-" Kirche fanden wir damals wüst und leer, innerlich und äußerlich vernachlässigt, rationalistische

Predigt und Lied, keine Liturgie. Als ich diese Kirche 1871 wieder besuchte, fand ich sie in allen diesen Beziehungen unter dem letzten Kurfürsten trefflich restauriert, aber diesen selbst vertrieben und das Land annektiert.

**T. B. 27. August.** „Es ist doch ganz unrichtig, wenn Stahl und Bichel (der Obergerichtsdirektor, der uns an diesem Tage in Marburg bewirtete) sagen: erst aus der inneren Gemeinschaft des Glaubens und Bekenntnisses heraus bilde sich die äußere Kirche, ihre Verfassung sei etwas sekundäres. Christus, seine Aemter, insbesondere sein Königthum, das Apostolat, das Lehramt, die Sakramente u. s. w. — — dies sind die Fundamente der Verfassung und etwas primäres, aus welchem Glaube und Bekenntniß der Individuen sich herausgebildet hat, — sich noch herausbildet und nun darauf beruht. Jenem Irrthum gegenüber haben die Puseyiten Recht und lehren wesentliche nöthige Wahrheit. Man mißversteht den Staat nicht blos, sondern auch die Kirche, wenn man sie einengt in die Grenzen einer Zeit. Ist denn die Gemeinschaft der jetzt auf Erden Lebenden die Kirche?"

Vierzehntes Kapitel.

# Ehereform.

## September 1842 bis 30. Mai 1844.

Am 2. September 1842 kamen wir über Kassel und Quedlinburg wieder in Berlin an, wo nun Leopolds und Otto wieder waren.

Am 8. September begannen in Savignys Amtswohnung die Sitzungen der Gesetzkommission unter seinem Vorsitz; ich hielt, wie nachher immer als Referent auch im Staatsrat und Staatsministerium, den ersten Vortrag in der Ehereformsache, — in allem neun Mitglieder, unter ihnen Grolman, — der Bruder meines Schwagers, von Anfang an ägriert und opponierend, — Eichmann und Bischof Neander.

**T. B. 10. September.** „Zeitungsnachrichten über die Dombaufeier in Köln am 4. d. M. — Der König spricht bei der Grundsteinlegung von den »schönsten Thoren der Welt«, die hier sich erheben würden, von deutscher Einigkeit und Frömmigkeit und vom Frieden der Confessionen, und dejeunirt darauf bei dem Juden Oppenheim. Auf der Gedenktafel: Anrufung der Heiligen, — in der Rede des Coadjutors Geißel (der des verdrängten Erzbischofs Amt verwaltete): der Fels Petri, das unblutige Opfer, die sieben Sakramente. So siegt äußerlich die römische Kirche. Der Coadjutor redet besser, als einer unserer Bischöfe gethan hätte. Der König und die Königin wohnen dem musikalischen Hochamte bei. Maaßlose Schmeichelei der Zeitungen: »die angebetete Königin, die Hochgefühle, welche die Allgewalt der demosthenischen Beredsamkeit des Königs erweckt, u. s. w.« Man verschweigt (höchst unschön), daß der König Protestant, die Königin übergetreten, und der Erzbischof verbannt ist.“

Bunsen schreibt über diese Feier, September 1842: „Der König hat wieder die Welt begeistert. Er ist unerschöpflich in Liebe und Güte und kühn. Nur er kann es wagen erst in die evangelische Kirche zu gehen und dann in das Hochamt, beides mit der Königin. Der Papst und die Elberfelder werden brummen."

**T. B. 10. September.** „Savigny sagte mir nach unserer Conferenz: er wisse nicht, wo und wie anfangen — nämlich überhaupt seine Thätigkeit als Gesetzgebungsminister — ich solle ihm einen Plan machen. Ich sagte ihm, seine ganze Stellung müsse erst eine andere werden, allenfalls durch Alvensleben. — Ich wünschte sehr aus diesem Ministerium nach Beendigung des Eherechts auszutreten. Für mich paßt ein Präsidium und eine oppositionelle Stellung. Ich fühle, daß mein Abend gekommen ist."

Der Minister Thile schreibt mir in einem Billet vom 14. September: „Wenn auf Männer wie Sie und Ihre Brüder im Kampfe des Lichts mit der Finsterniß — auch im Zeitungskampfe — nicht gezählt werden dürfte, dann wollten wir das Feld immerhin ganz und schmählich aufgeben."

Am 5. Oktober fand auf dem Schlosse in Berlin die Vermählung der Cousine des Königs, Tochter des alten Prinzen Wilhelm, Bruders Friedrich Wilhelms III, mit dem Kronprinzen von Baiern statt. Sie war später die dritte evangelische Königin von Baiern, was mein Vetter Wilhelm Raumer sehr schön fand. Im Oktober 1874 als Königin-Mutter von Baiern wurde sie katholisch.

Am 10. Oktober war in Kläden [dem Levetzowschen Gute in der Altmark] die Hochzeit meiner Nichte Bertha [ältesten Tochter von Wilhelm Gerlach] mit Wilhelm Kröcher, welcher meine Brüder Leopold und Otto, der das Paar traute, und meine Neffen Friedrich und Jakob, aber nicht meine Frau und ich beiwohnten.

Um diese Zeit kamen die provinzial-ständischen Ausschüsse in Berlin zusammen als Surrogat — oder Basis? — eines Gesamt-Parlaments der Monarchie. Der nachmalige Minister v. d. Heydt als Ausschußglied in Berlin besuchte mich auf Veranlassung unserer in Elberfeld gemachten Bekanntschaft. Die Liberalen arbeiteten in diesen Ausschüssen auf ein Reichsparlament hin, was 1847 zu stande kam.

**T. B. 21. Oktober.** „Savigny fragte mich, worin ich denn das Wesen der Ober-Gerichte setze, auf das ich soviel Werth lege, — ob gegen die Ueberweisung der Eximirten an Untergerichts-Collegia

so viel einzuwenden sein würde, — und was ich über die Patrimonial-Gerichte für Erfahrungen gemacht hätte? Ich setzte ihm den Zusammenhang unserer Landes-Justiz-Collegia, Stadtgerichte, Patrimonial-Gerichte und überhaupt unserer gegliederten Justiz mit der Landes-Verfassung und dem Ständethum auseinander und suchte zu zeigen, daß dies jetzt dem Parteiwesen und den Angriffen auf die Landes-Verfassung gegenüber von überwiegender Wichtigkeit sei, der alle andern etwaigen Vortheile weichen müßten; der Partei-Gesichtspunkt sei der wahre und praktische, was als Concession auch nur erscheinen könne sei gefährlich, besonders da die Regierung so schwach sei. Alles dies mundete ihm sehr wenig; er sprach von Unbefangenheit, Einführen dessen, was man für gut erkenne ohne solche Rücksichten u. s. w.

Nach den Zeitungen sind in diesen Tagen Unter den Linden in Berlin pommersche Landleute mit Bibeln, Buße predigend, aufgegriffen. — Mir schwebt ein Ideal vor eines modernen Johannes des Täufers, der die Welt und ihre Herrlichkeit kennt, ehrt und verschmäht und abwechselnd im Umgange mit den Großen der Erde und in den Gefängnissen sich befindet."

Unterm 28. Oktober schreibt mir Leopold aus Sanssouci: „Mit der Kirche geht der Herr seinen eigenen Weg. Wenn sie erst noch etwas mehr erstarkt sein wird, so wird Er schon für eine ihr zuträgliche Verfolgung sorgen. Wie merkwürdig ist wieder die Geschichte in Soldin mit dem dortigen Superintendenten, dem ehemaligen rationalistischen Frankfurter Divisions-Prediger Schulze. Diesen Mann fördert der treue HErr durch Steinwürfe und Büchsenschüsse des ungläubigen Pöbels. Vorher aber hatte er schon einen Missions-Verein errichtet. Wie treu wird Alles angeschrieben, was einer im Namen des Herrn thut, und wie gern werden die Sünden vergeben."

**T. B. 2. November.** „Leopold sagt, der König denke schon an nichts als an »Reichsstände in Brandenburg«; Alles gravitire nach der Revolution hin, der der König doch mit seinen Ministern nicht entgegentreten könne, da er mit ihnen gründlich uneins sei."

**T. B. 8. November.** „Minister Thile" (unter dem übermannenden Eindruck der schlechten Presse) „sagte mir: Schreiben Sie eine Zeitung! Ja, erwiderte ich, wenn Ew. Excellenz mir meine Cassation verschaffen. Heute hält Savigny dem Könige Immediat-Vortrag in der Ehesache. Wir — ich schließe mich mit ein — sind wohl nicht werth dieses großen Werks. Höhnisch aber treffend schreibt

die Leipziger Allg. Zeitung: »Während wir König Friedrich II. Denkmäler errichten und seine Werke herausgeben, können wir nicht seine Sünden gut machen.« Diese Zeitungen sind schwach, aber wir sind noch schwächer. — Beim Vortrage hat der König gefragt, ob ich in der Sache gearbeitet, und Savigny, verwundert wie er mir sagte über diese Frage, geantwortet, ich hätte die ganze Arbeit gemacht. Noch hält Savigny den Kopf oben."

**T. B. 21. November.** „Leopold kam Vormittag und erzählte, der König wolle morgen das Staatsministerium wegen Berufung der Reichsstände um Rath fragen. Der Prinz von Preußen habe den Ministern gesagt, er würde es für das größte Unglück halten, König zu werden; aber nach Gottes Willen sei er der Thronfolger und Vater des künftigen Königs; er müsse sich scharf dagegen erklären. Leopold war ganz voll davon, wie gefährlich schon dieser erste Schritt des Königs sei." — Er meinte wohl besonders wegen des konfusen Zustandes der in sich uneinigen Regierung.

**T. B. 19. November.** „Bülow — unser alter Freund — erzählte, daß Minister Eichhorn gesagt, man sei so gegen das Ehegesetz, weil man es für mein Werk halte; Leopold und ich seien so treffliche Leute — wenn wir uns nur der Paradoxen unter Umgebungen enthalten könnten, wo man uns nicht verstehe und wo zu Diskussionen keine Zeit sei." — 21. November. „Ich schrieb an General Thile, unsere Eherechtssache sei auch für die Presse entscheidend; sie sei des Königs und seines neuen Ministers Savigny Sache; weiche man, so sei dies ein ungeheurer Sieg der schlechten Presse, der die gute auf lange Zeit im Keim ersticke."

Tags darauf fing der Vortrag des Entwurfs im Staatsministerium an. Der Entwurf wollte seinem Inhalt nach erklärtermaßen kein genügendes System — weder kirchlich- und christlich- noch sonst-genügend — des Ehescheidungs-Rechts geben, sondern nur die gröbsten Skandale tilgen und unser Eherecht einigermaßen dem gemeinen deutschen nähern. Aber dies genügte, um die heftigste Opposition zu erregen, weil man weniger die einzelnen Satzungen, als die Prinzipien perhorreszierte, — worin man, den Standpunkt des Unglaubens und des preußischen Landrechts vorausgesetzt, auch vollkommen recht hatte. Ich war in einer Reihe von Sitzungen des Staatsministeriums Referent. In der ersten und auch später oft waren der König und der Prinz von Preußen gegenwärtig, außerdem fünfzehn Staats-

minister, inklusive des Exministers Rochow. Auch Duesberg, der nachherige Oberpräsident war zugegen.

Minister Thile gab mir noch vor der ersten Session Abschrift eines Schreibens, mit dem er meinen gestrigen Brief an ihn über die Ehereform sofort an den König eingesandt hatte. Alvensleben, der auch der Sitzung beiwohnte, hat zu Voß gesagt, mein Vortrag habe zu absichtlich geklungen, als wollte ich dem Könige zeigen, er sei in der Sache gefangen. Aber gegen Uhden, damals Kabinetsrat, hat der König sich beifällig grade über den Teil meines Vortrags geäußert, der auf die Presse und die öffentliche Meinung sich bezog.

Von dieser ersten Sitzung schreibt das T. B.: „Der Prinz sprach kein Wort. Der König war sehr ernst, würdevoll, königlich und fest auftretend, nicht anmaßend noch übergreifend auf Gebiete, die er nicht versteht. Alles sehr ermuthigend, aber kann man darauf rechnen? Das wahrscheinliche Ende ist mir jetzt eine sehr verstümmelte Maßregel." Diese Vermutung traf 1844 ein.

**T. B. 24. November.** „Kleines Diner bei Eichmanns, wo außer mir nur fünf Personen, darunter Thadden. Dieser klagte nachher über den Berliner Separatismus, der nicht einmal in einem solchen kleinen Kreise ein solides allgemeines Gespräch über das jetzt so anregende Ehegesetz aufkommen ließe." Thadden dachte wohl an die damals — ehe die Fragen von Union und Konfession Hauptsache wurden — so äußerst lebendigen Trieglaffer Konferenzen, wo wohl 30, 40, 50 Christen, verbunden im Glauben, mehrere Tage von Morgen bis Abend ausfüllten mit reichem, lehrreichem und kräftigendem Inhalt. Wie segensreich könnte, wenn auch nichts besonders pikantes oder interessantes oder überhaupt geistliches vorkäme, ein Theetisch, wie er überall zu haben wäre, sein, wenn wir unter dem offenen Auge Gottes, gesammelt im Herzen wären!

**B. T. 27. November. 1. Advent.** „Hassenpflug klagte, wie weltlich in Berlin die Gesellschaften geworden, noch 1838 sei Gesang und Schriftwort darin gewesen. — Meine Frau klagte, die Frauen würden immer mehr von den geselligen Gesprächen der Männer ausgeschlossen; es wäre besser, sie kämen in besonderen Kreisen zusammen." Es war dies eine Erschlaffung und Erkaltung; aber nicht allein dieses: mit Recht wendeten sich die Interessen der Christen mehr als früher den großen Fragen von der Kirche und dem Staate zu.

**T. B. 29. November.** „Zweite Staatsministerialsitzung, der König und der Prinz gegenwärtig. Ob gemeine Verbrechen Scheidungsgründe? General und Kriegsminister von Boyen fragte: wenn nun die Frau eines Offiziers stehle und die Kameraden auf Scheidung oder Abschiednehmen dringen? Der König heftig: Die Ehe eines Offiziers gehe seine Kameraden nichts an; er möge sich mit ihnen schießen, lasse er sich scheiden, so sei er ein Normal-Pinsel." — Die richtige Antwort ist: trennen quoad thorum et mensam — wozu das Eherecht genügende Formen zu gewähren hat, — aber nicht (quoad vinculum) scheiden. „Müffling (General und designierter Präsident des Staatsrats) ergoß sich in Klagen über einen Artikel, den Savigny für das Ehegesetz in die Staatszeitung hatte einrücken lassen, weil »er die Moralität des preußischen Volkes herabsetze« — und fürchtete Chikanen der Geistlichkeit bei den erweiterten Sühneversuchen. Der König mehrmals sehr stark: man solle doch nicht in Kirchenregiment und Seelsorge eingreifen, das wolle er nicht. Als der Prinz Bedenken dagegen erhob, daß eine wegen Ehebruchs des Mannes auf Scheidung klagende Frau persönlich vor Gericht solle erscheinen müssen, — der König: nach göttlichem Gesetz dürfe sie überhaupt nicht klagen, — auch hier ist Trennung das richtige Mittel, — »wenn es nun auch nachgelassen wird, so sei es doch nicht zu erleichtern.« Der König erwähnte dann skandalöse Scheidungen aus den höheren Ständen und sagte, er habe sich um die Sachen: Ehe, Seelsorge u. s. w. mehr bekümmert, als der Prinz; man wolle die Seelsorge vernichten; es sei den Leuten nicht genug, daß sie einschlafe, der Staat solle noch dagegen auftreten; unser Eherecht sei noch »drei Treppen unter alle Möglichkeit herabgesunken« u. s. w."

**Vom 30. November.** „Dritte Sitzung. Boyen: drei glorreiche Regierungen würden angeklagt (in dem Gesetzentwurf). Gegen die Strafen des Ehebruchs berief Boyen sich auf die Erzählung von der Ehebrecherin Ev. Joh. 8. — Der Prinz fand die Strafen des Ehebruchs, wie sie vorgeschlagen, sechs Wochen bis ein Jahr Gefängniß, zu gering; Ehebruch sei ja Meineid. Mir ließ das Ganze eine trübe Stimmung zurück. Savigny sagte zu mir traurig: Der König ist nicht Herr in seinem Hause."

**T. B. 1. Dezember.** „Otto erzählte aus seiner vorgestrigen Unterredung mit dem Könige, zu welcher ihn dieser durch mich hatte einladen lassen, der König habe gesagt: »Ich will die Kirche sich frei

entwickeln lassen; nicht einmal ein Kirchen-Gebäude will ich bauen«; — damit halten der König und Eichhorn sich hin."

**T. B. 3. Dezember.** „Ich studierte die Judensache. Man kann der Juden-Emancipation nur entgegentreten durch Christianisirung des Staates im Geist und in der Wahrheit."

**T. B. 6. Dezember.** „Staatsministerialsitzung (wegen des Ehegesetzes). Der König ging sehr ins Zeug für Kirchenfreiheit: »die Ehe der Ehebrecher sei eine verfluchte Verbindung; mit deren Einsegnung wolle man die Kirche besudeln«. Er fand die Ehebruchsstrafen viel zu milde — »das bestätige ich nicht« — und machte Savigny wegen des Ehegesetzes Complimente."

**T. B. 11. Dezember.** „Fast Alles mit Einschluß der »Wohlgesinnten« stimmt in das Geschrei gegen das Ehegesetz ein und das erste Wort aller, mit denen ich spreche, ist gewöhnlich: »Gelesen habe ich es nicht.« Es kann leicht fallen. Dann ist von uns ein Zeugniß abgelegt und — was vielleicht sehr wichtig ist — der König greift mit Händen, wie ohnmächtig er geworden ist."

Es wurde damals erzählt, in Breslau sei drei Abende hintereinander ein Theaterstück unter enormem Applaus aufgeführt worden, in welchem ein Liebhaber auf die Frage seiner Geliebten, ob er ihr auch treu bleiben werde, antwortet: Was werde ich nicht? Das neue Gesetz droht mir ja sonst Zuchthausstrafe an. Die Polizei habe einschreiten wollen, aber der Oberpräsident Merkel habe rescribiert, nur bestehenden, nicht künftigen Gesetzen sei man Achtung schuldig. Merkel ist einer der entschiedensten Gegner des Gesetzes vom Standpunkt der Religion Friedrichs II. aus.

**T. B. 13. Dezember.** „Letzte Staatsministerialsession. Bodelschwingh (jetzt Finanzminister) sprach sich sehr gut aus, es sei das antireligiöse Prinzip, was uns entgegenstehe u. s. w. Auch Thile ähnlich wie Bodelschwingh — unter Berufung auf die heilige Schrift." Thadden schreibt mir unterm 21. Dezember aus Trieglaff: „Ich kann der Ehe-Reform, wenn sie an unsern (den pommerschen) Landtag kommt, nur ein trauriges Schicksal vorhersagen. Wie soll eine Versammlung, von der etwa neunzig Procent täglich über das sechste Gebot spotten und von Herzen in der Komödie darüber lachen, dieser Sache fähig sein?"

Es hatte nun unser Entwurf — mit einigen, zwar nicht guten, aber doch die Hauptsache des Entwurfes nicht tief beschädigenden

ıderungen das Staatsministerium glücklich passiert und sollte nun den Staatsrat gelangen.

Leopold sagte damals mit Recht, das Staatsministerium sei n königliches Konseil, sondern ein Haufen vornehmer Beamten. Der ıatsrat dagegen gleiche mehr einem sehr unbehülflichen Parlamente.

**T. B. 18. Dezember.** „Savigny erzählte mir, der katholische opst Brinckmann habe seine Frau ersucht, ja ihren Mann zu ten, das heilsame Ehegesetz durchzuführen; ihm kämen in seiner aris sechsmal geschiedene Männer und Weiber vor."

Aufsehen machte der Verkehr, den der König mit auffallender ffentlichkeit mit dem ausländischen Demokraten Herwegh gepflogen, ı ihm zu imponieren und ihn zu bekehren, was aber mißlungen d von Herwegh so frech gemißbraucht worden war, daß der König ı polizeilich aus der Stadt schaffen lassen mußte. Eine Karrikatur lte den König dar mit der einen Hand ihm her mit der andern :g winkend: Herweg.

Prediger Arndt, von der (reformierten) Parochialkirche, der ıher die von meinem Bruder Otto zurückgewiesenen ehebrecherischen auungen vollzogen hatte, kam zu mir und sagte mir, er habe sich n überzeugt, daß Otto Recht habe.

**T. B. 10. Januar 1843.** „Minister Thile rief die beiden issions-Vereine (Heiden- und Juden-Missionsverein, von ersterem ır ich Mitglied) zusammen, damit sie den Cultusminister zu einer ier des 21. Januar in allen Kirchen veranlaßten, als des Tages ; Einzugs des ersten evangelischen Bischofs (des von Preußen und ıgland ernannten Alexander) in Jerusalem. Ich sprach Bedenken s gegen den hierin liegenden übermäßigen Accent." Es wurde aber ngemäß beschlossen und noch jetzt (1871) dauern diese Jahresfeiern ; 21. Januar fort.

**T. B. 14. Januar.** „Minister Thile rief mich im Staats- ıth hinaus. Der König hatte einen Artikel gegen den pantheistischen visions-Prediger Rupp aus der Elberfelder in die Staats-Zeitung ernehmen lassen, und da nun die Blätter sagten: die Preußische :gierung nehme Partei — befohlen zu antworten: Ja! die Partei r Wahrheit! — und nun, nachdem dies wieder bekämpft worden, ɔllte Thile noch einmal erwidern und hatte in der Staatsrathsfitzung : Erwiderung concipirt. Ich riet ab, vertheidigte aber des Königs ısicht von »Partei«, während Thile sagte: Partei ivolvire Leidenschaft

und Sünde." — Was ist klarer, als daß „Partei" einen nothwendigen respektabeln Rechtsbegriff bezeichnet? | Die Regierung wütenden Parteiangriffen bloßgestellt, — ihre Freunde desorganisiert und uneins, weil in solcher Begriffsverwirrung, — alles darauf eingerichtet, die Feinde zu reizen zu immer heftigeren Angriffen, die Freunde aber furchtsam und mutlos, und eine gute Presse unmöglich zu machen, — das sind die Folgen dieser antinomistischen Begriffsverwirrung. Partei involviert Leidenschaft und Sünde nur wie auch der Krieg und selbst der Prozeß.

Am 18. Januar 1843 begannen die Ehereform-Verhandlungen im Staatsrat.

Man stelle sich einen langen Saal vor, — starrend von Prinzen, Generalen, Ministern, Oberpräsidenten, Geheimräten und Galauniformen voll Gold- und Silberstickereien und Orden, zusammen etwa fünfzig Köpfe, — mich selbst als Referenten stehend neben dem Präsidialstuhl, oder wenn der König präsidierte neben seinem Sessel. Der Staatsrat enthielt die Keime der späteren Parteien, aufgehalten in ihrer Ausbildung durch schwerfällige Formen und durch Scheu schon vor dem Namen Partei und vorzüglich bei den Konservativen durch träge Abneigung gegen das schwere — und doch so edle schöne — Werk der Vereinigung Gleichgesinnter.

Anständiger ging es im Staatsrat her als in den späteren Parlamenten Preußens seit 1848, — auch wurden die Gesetze mit mehr Gründlichkeit formuliert. Aber Geist und Leben — freilich auch böser Geist — war mehr in diesen späteren Parlamenten.

In der ersten Sitzung war der König nicht anwesend.

**T. B. 18. Januar.** „Mein einleitender Vortrag dauerte zwei Stunden; Müffling, der präsidierte, sagte mir nachher, er sei grade recht, weder zu lang noch zu kurz gewesen. Ich verlas unter anderem die frechen Aeußerungen eines Kammergerichts-Assessors in einem öffentlichen Blatte über die Concubinen achtbarer Ehemänner und Familienväter, deren häusliches Glück durch sie nicht gestört werde. Auch sagte ich, wie wichtig es sei, daß die Ehe aufrecht und in Ehren gehalten würde für den Fall, daß Zeiten kämen, wo hohe und höchste Personen verderbliche Beispiele gäben. (Savigny sagte mir nachher, so etwas denke man wohl, man sage es aber nicht. Man ist aber verpflichtet es zu sagen, wo es not tut, und not tat es hier. Wie populär ist doch Schmeichelei.) Nach mir redete Savigny in seiner durchsichtigen Weise. Dann der Prinz: wo er vorbringen könne, was

er im Staats=Ministerium in der Minorität gesagt habe? Worauf Müffling: nachher in seiner Tour! Nun der lange Kleist, der das Wort nicht hatte, da erst der »Namens=Aufruf« bevorstand, in heftigem und gereiztem Tone: der Staatsrath sei, ohne die Minoritäts=Meinungen im Staats=Ministerio zu kennen, nicht informirt. Nun gab Müffling dem Prinzen das Wort" — gegen die gewöhnliche Ordnung des Namens=Aufrufs.

Der Namens=Aufruf bestand darin, daß der Staatssekretär bei wichtigen Sachen, wie diese, alle anwesenden Mitglieder, jeden mit seinem Namen, meist nach den Anfangsbuchstaben, aufrief, ob er reden wolle? Eine sehr seltsame Einrichtung dieser Namens=Aufruf! Daß der Prinz mit der Erklärung, im Staatsministerium in der Minorität gewesen zu sein, so hervortrat, und daß Kleist, ein Ultrakonservativer und Knabengespiele und Freund des Königs irregulär und heftig sich dem Prinzen anschloß, mußte als der erste Stoß, — und zwar als ein Stoß, den der König nicht ungern sah — gegen das Ehegesetz erscheinen. Der Prinz sagte nun: er sei in der Hauptsache, in der Hauptrichtung mit dem Gesetzentwurfe einverstanden, aber er gehe zu weit, — er sei wohl in zwei Gesetze zu zerlegen, — die öffentliche Meinung, die, wenn auch irrig, die Macht der Kirche scheue, müsse schonend aufgeklärt werden u. s. w.

In diese Opposition, welche die Farbe der Mäßigung trug, stimmten viele Mitglieder ein. Der Präsident Grolman aber griff den ganzen Entwurf an: auf das Prinzip komme es an; die eigentliche Frage sei, ob die Ehe ein kirchliches Institut sei, dies sei ein irriges und gefährliches Prinzip, welches der einleitenden Kabinetsordre vom 28. Februar 1842 und dem Entwurfe zum Grunde liege.

Leopold freute sich darüber, daß der Prinz schon von Besorgnissen vor der Macht der Kirche spreche, indem er daraus entnahm, wie die Kirche wachse und stark werde; ich warnte, sich dadurch nicht einschläfern zu lassen.

**T. B. 23. Januar.** „Vormittag zu Alvensleben, den ich dringend bat, sich mit uns zu verständigen in der Ehesache und, ehe dies geschehen, auch in den Details im Staatsrat nicht gegen uns zu stimmen."

**T. B. 24. Januar.** „Auf dem Kammergericht Unterredung mit Kleist. Er sagte, er werde gegen uns stimmen; er sei strenger als wir; er halte die Ehe für ein Sakrament u. s. w., aber man könne nicht so weit gehen; es stehe in den Landtagen und in der

öffentlichen Meinung die Autorität des Königs auf dem Spiele; wir hätten bei der Cabinetsordre vom 28. Februar v. J. stehen bleiben sollen: separatio quoad thorum et mensam und Freiheit, die Copulation zu versagen, — dies sei seine Meinung; er werde daher mit dem Prinzen stimmen und sich so des Königs gegen mich und Savigny annehmen u. s. w."

Am 25. Januar kam der König zuerst in diesen Eheverhandlungen in den Staatsrat. „Die revolutionäre Presse habe versucht, sagte er, das Gesetz zu Tode zu hetzen; von 1834—40 habe er den damaligen (Kamptzschen) Vorschlägen opponiert, den jetzigen dagegen seine Zustimmung, sie an Staatsrat und Stände vorzulegen, mit Freuden gegeben; die kirchliche Seite könne der Staat nicht machen, nur die bürgerliche; er wäre vielleicht nicht in den Staatsrat gekommen, wenn die Presse nicht soviel Schmutz aufgeregt hätte, bis man endlich so frech gewesen, das Konkubinat öffentlich anzupreisen; er komme hierher wie in ein Bad, die Sache von »edeln Männern« besprechen zu hören." — Duesberg, Eichhorn und andere legten gute Zeugnisse für den Entwurf ab, — Eichmann: die Ehe sei allerdings auch ein kirchliches Institut; ebenso Eichhorn, der mit Nachdruck für den Entwurf sprach, indem er sich sogar auf die Trauungsweigerungen berief, die „nicht bloß" von religiösen Ultras ausgingen. Er protestierte gegen die Anschuldigung von Glaubenszwang. Selbst Eichmann aber und Eichhorn deprezierten Vorwürfe an die Verfasser des Landrechts, weil sie dem damaligen Zeitgeiste gefolgt, — eine falsche frivole Entschuldigung! — Eichhorn suchte festen Fuß zu fassen auf dem „sittlich-religiösen Volksbewußtsein," demselben, das 1848 so unbarmherzig mit ihm abfuhr. — Der König nannte Eichhorns Rede „goldene Worte," aber Eichhorn habe seine Dialektik verschwendet; was über Glaubenszwang geschrieben werde, schreibe man wider besseres Wissen, „niemand glaube daran, außer etwa der Teil des Berliner Plebses, der vor zwei Jahren sich habe aufbinden lassen, er werde das Rasieren am Sonntage verbieten." — Außer den schon genannten nenne ich noch unter den in diesem Namensaufruf besonders hervorgetretenen Staatsratsmitgliedern als mehr oder minder entschiedene Freunde des Entwurfs: die Minister Thile und Bodelschwingh, den Staatssekretär nachherigen März-Minister Bornemann, den Geheimrat Matthis und den katholischen Geheimrat zur Mühlen; dagegen als Feinde des Entwurfs den Kriegsminister Boyen, den General

Müffling, den Präsidenten des Obertribunals Sack und meinen Chef, den Oberlandesgerichtspräsidenten Scheller in Frankfurt. Die beiden letzteren wünschten das Landrecht und den jetzigen Zustand fast unverändert beizubehalten.

Ich füge noch einige Kuriosa aus diesem Namensaufruf bei. „Der Oberpräsident von Schlesien Merkel — so erzählt mein Privatprotokoll — sagte: Christus sei gekommen das »Gesetz nicht zu binden, sondern zu lösen«, — er erzählte dann die Geschichte von der Ehebrecherin aus St. Johannes u. s. w. — In meinem Resümé nach dem Namensaufruf berichtigte ich, daß die Stelle in der Bergpredigt vielmehr laute: ich bin nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen — und daß die Erzählung von der Ehebrecherin den Strafen des Ehebruchs so wenig entgegenstehe, als die vom Schächer am Kreuz den Strafen des Diebstahls und des Mordes." Savigny erzählte mir nachher, Merkel habe gesagt, er werde nicht mehr in den Staatsrat kommen, wenn er dergleichen hören müsse.

Nach einer feindlichen Rede des Generals Aster erhob sich der König und sagte: er habe in der letzten Sitzung Dinge von dem Entwurfe behaupten hören, die er bei nochmaliger Lesung nicht darin gefunden: Abschaffung der von der evangelischen Kirche anerkannten Scheidungsgründe und Basierung des Entwurfs auf das Dogma. Werde dies nachgewiesen, so sei er betrogen und hebe die Sitzung auf. General Aster entschuldigte sich: er habe nicht den Entwurf gemeint, sondern dessen Motive.

Der Namensaufruf hatte vier Staatsratssitzungen ausgefüllt. Er schloß mit einem ausführlichen Resümé von mir, in welchem ich, was vorgekommen war, weitläufig durchging und dann mit einem Schlußdanke des Königs, in welchem er meine Schlußrede als „richtige Beleuchtung" des Gesetzes bezeichnete und sich noch einmal für das Gesetz aussprach. „Sechsundvierzig Jahre, sagte er, bin ich alt geworden ohne unser Eherecht loben zu hören," — erst seit einem Jahre höre er dies Lob aus „sehr respektabelen Quellen"(!!) Die öffentliche Meinung sei ins Auge zu fassen und zu leiten durch Gesetzgebung, namentlich durch dieses Gesetz. Dann werde man ein gutes Werk vollbringen im Blick auf die Vergangenheit, auf die Zukunft und auf künftige Jahrhunderte.

Am 25. Januar 1843, dem Tage, wo der König in der Ehesache zuerst im Staatsrate war, war Cour beim Könige, wo Graf

Arnim — nun Minister des Innern — mich bereden wollte, das Zensurpräsidium anzunehmen; um mir die richterliche Unabhängigkeit, auf der ich bestand, zu gewähren, wolle er einwilligen, daß die Zensurinstruktionen als Landesgesetze ergingen; das Prinzip der Regierung sei: die liberale Monarchie mit konsultativen Ständen. Ich erwiderte: ich sei gegen die ganze Maßregel, zumal die Regierung in sich uneins sei.

**T. B. 30. Januar.** „Zur Tafel beim Könige, das erste Mal seit April v. J. Nach der Tafel Conferenz wegen der Zensursachen; vorher erzählte der König, ein Mitglied des Staatsraths finde Bedenken gegen den Vorschlag des Königs, daß scheidungslustige Ehegatten zu einem Sühneversuch vor dem Consistorium sollten erscheinen müssen; darin liege »Gewissenszwang«, wenn man ein gutes Gewissen habe und zur Scheidung entschlossen sei. Worauf der König: »Nun dann können sie sich ja scheiden lassen.« Der Andere: »Ja, die Ermahnungen könnten aber doch Eindruck auf mich machen.« Der König: »Wir rühmen uns, daß bei uns allein das Wort walte« — »es ist,« setzte er für Savigny und mich hinzu, »um den Katzenjammer zu bekommen«."

**T. B. 2. Februar.** „Der König sprach mit mir über Kleists und Bernuths Einwände gegen den Ehegesetz-Entwurf. — — Ich sagte: wenn man die Sache durchsetzen wolle, so könne man es; es liefen Gerüchte um, der König wolle sie fallen lassen. Er stellte dies in Abrede. Ich riet zu rügen, daß immer vom Verwerfen der Stände die Rede sei, da sie doch nur zu begutachten hätten. Der König: »Sagen Sie das nur!« (was ich auch alsbald im Staatsrat tat)." Leopold schreibt mir in diesen Tagen: „Wie interessant ist Knesebecks Aeußerung im Staatsrath: »das Ehegesetz wird durch eine Allianz der Pietisten, der Katholiken und der Rheinländer gehalten«, — nun soll man nicht an den Fortschritt der Einen allgemeinen Kirche glauben!"

Am 11. Februar trat nun der Staatsrat nach beendigtem Namensaufruf in die ordentliche Beratung des Ehegesetzentwurfs in der Art ein, daß derselben einzelne Fragen, jede besonders, zum Grunde gelegt wurden.

**T. B. 11. Februar.** „Minister Eichhorn trug im Staatsrath sieben Vorstellungen von einer großen Zahl von Geistlichen aus Schlesien, Sachsen, Lausitz und Mark Brandenburg vor, die Reform fordern und Trauungs-Weigerungen in Aussicht stellen. Eichhorn trug kein Bedenken mit dem Dilemma: Civilehe oder Trauungs-

Weigerungen ins Feld zu rücken. Er geht hierin weiter als wir und bildet eine extrême droite, die wir leider selbst wären, wenn er nicht wäre. Er ist mir als Bekenner sehr ehrwürdig mit seinem Schleiermacherisch »religiös-sittlichen Volksbewußtsein«."

Civilehe galt damals noch für ein horrendum. 1834 war die preußische Regierung mit dem Papst darüber einig, sie als einen Skandal in den Rheinprovinzen zu beseitigen. 1859 wurde sie von Bethmann-Hollweg, damaligem Kultusminister, förmlich als Gesetzentwurf eingebracht, jedoch nur als fakultative. Ich schrieb dagegen eine „Warnung vor der Civilehe" — eine meiner gründlichsten und kräftigsten Abhandlungen; sie steht in der Ev. Kirchenzeitung, Aprilheft 1859.

**T. B. 12. Februar.** „Voß klagt, des Königs Ansehn gehe durch dieses Besuchen des Staatsraths zu Grunde, — man bietet ihm ins Angesicht Trotz. Scheller, der extremste Opponent, ist neulich nach der letzten Session noch zur Tafel befohlen worden."

Puchta, Professor juris in Berlin, und Leo in Halle schrieben in „fliegenden Blättern", die der erstere herausgab, für unsere Ehereform.

**T. B. 14. Februar.** „Leopold hat gestern Abend beim Könige gegessen. Nachdem dieser gesagt, es sei spät und er schläfrig, hat er ihn noch in die Thurmecke gerufen und gesagt: er werde das Ehegesetz unter keinen Umständen fallen lassen. Leopold hat über die falsche Stellung der Freunde des Königs geklagt, die allen Angriffen bloßgestellt, weder mit ihm noch unter sich verbunden und machtlos seien. Worauf der König: auch seine Judenideen sollen alle noch ausgeführt werden; diese Ideen gingen wesentlich dahin, den Juden als solchen, als quasi Corporation, Rechte einzuräumen, aber sie nicht den Christen gleich zu behandeln. — Ferner: was er weiter thun solle? ob denn Eichhorn und Savigny nicht die rechten Leute wären? Savigny habe im Staatsrath in der Ehesache kein unpassendes Wort geredet; er wünschte Leopolden die Empfindung mittheilen zu können, die er habe, wenn man ihn zum bloßen Ausführer der Beschlüsse seiner Minister machen wolle und ihn, wenn er seine Meinung äußere, für eigensinnig erkläre." —

„Leopold und ich besprachen 1. ein Schreiben an den König zur näheren Ausführung dieses gestrigen Gesprächs; 2. ob der König nicht behufs der Durchführung des Ehegesetzes Savigny auch das Mühlersche

Ministerium anvertrauen könne.“ — Mühler war in dieser Sache gleich Null; aber Savigny'n wollte Alvensleben durchaus nicht an Mühlers Stelle sehen.

In diesen Tagen erkrankte meine Frau gefährlich an einem nervös-gastrischen Fieber, das mitten in diesen Krisen, in denen ich so tief verwickelt war, für mich doppelt tiefschmerzlich und zerreißend war. Am 24. und 25. wurde ihr Tod für sehr nahe gehalten, auch von ihr selbst; sie bereitete sich darauf vor mit mir zusammen und war sehr gefaßt, gesammelt und ruhig unter der Pflege ihrer Schwestern Lucie und Marie. Von da an langsame Besserung, anfangs unter vielen Leiden, — viele Wochen lang, bis in den April, wo sie am 6. zuerst ausfuhr.

**T. B. 26. Februar. Sonntag.** „Hannchen (meine Schwägerin) kam aus der böhmischen Kirche und erzählte, wie Goßner gegen den am nächsten Dienstag bevorstehenden Maskenball des Königs heftig gepredigt hatte (ich war dazu auch eingeladen, hatte aber wegen der Krankheit meiner Frau abgesagt). »Ball sei gleich Baal, wer zusammen mit Andern beten wolle müsse Erlaubniß suchen, bekomme sie nicht und werde mit fünfzig Thalern oder Zuchthaus bestraft, — viele wollten liebe Kinder Gottes sein und machten so etwas mit u. s. w.« Der alte Prinz Wilhelm, Prinz Waldemar, General Thile, Cabinetsrath Uhden und Hassenpflug sind in der Kirche gegenwärtig gewesen. Leopold sagte, es würde viel Effect machen, wenn morgen in der Staatszeitung stünde, der König habe den Ball abgesagt und Goßner zum Hofprediger ernannt. Ein mir nahe stehender Mann, dessen Glauben und Glaubensleben ich als ein Muster für mich ehre, erzählte mir, er habe seine Schwester und Nichten voll von der schönen Predigt und beschäftigt mit ihren Ballanzügen gefunden.“

**T. B. 22. März.** „Minister Eichhorn, der sehr freundlich gegen Goßner gestimmt, hat Göschel erzählt, daß er Goßner kommen lassen und, als dieser zugestanden, wohl etwas zu viel gesagt zu haben, sich dies von ihm zu fernerem Gebrauch schriftlich geben lassen; aber in dem Schreiben hat Goßner das Wesentliche der Predigt wiederholt.“

**T. B. 21. März.** „Der Kaltsinn der Christen gegen die Lutheraner, gegen die Puseyiten und gegen den Erzbischof von Köln wirkt wie Blei auf inneres Leben und christliche Gemeinschaft; die Gesellschaften werden weltlich. Es ist nicht einmal von Ottos jetzt erschienenem Commentar zur Genesis irgend die Rede.“

Die Wahrheit ist, daß die christlichen Kreise, damals wie jetzt, dieser Konfusion gründlich in ihrem eignen Herzen und ihren Familien und geselligen Kreisen hätten ein Ende machen sollen. „Stellet euch nicht dieser Welt gleich, wie vorhin“ sagen St. Paulus und St. Petrus. Aber elfte und zwölfte Gebote sollen wir uns nicht ausdenken — es ist genug an den zehn.

**T. B. 29. März.** „Im Staatsrath wurde der das Ehe-Proceßverfahren regulirende Theil des Ehe-Gesetzes, nachdem er ohne bedeutende Aenderungen durchgegangen, beendigt, — für sich schon eine bedeutende Maßregel. Wir gingen zu den Scheidungs-Gründen über. Der Prinz machte wieder heftige Opposition; er sagte, das Gesetz habe von den Ständen nichts Gutes zu erwarten. Und als Eichhorn sagte: es habe Vorstellungen der Geistlichen für die Reform geregnet, erwiderte der Prinz, man habe ihm in Pommern, woher er eben komme, gesagt, diese Vorstellungen seien künstlich halb officiell und durch das Ausstreuen, der König wünsche sie, veranlaßt.“ — Die Sache war die, daß ich alle Geistliche, die ich erreichen konnte, an ihre heilige Pflicht, in diesem Sinne zu petitionieren, erinnert, auch darauf hingewiesen hatte, daß dies dem Könige in seinem guten Werke willkommen und förderlich sein würde, — der König hatte mit Recht geklagt, daß die Kirche sich nicht recht rege und die Petitionen nur vereinzelt seien. Besonders in Pommern hatte Thadden mich darin treulich unterstützt.

Am 3. April erging eine Kabinetsordre an Savigny, wodurch dieser beauftragt wird „den Geh. Ober-Justiz-Rath von Gerlach — — zur Erklärung aufzufordern, ob und in welcher Weise die in dem Bericht [des Bischofs Ritschl in Stettin] behaupteten Nachrichten und Aufforderungen von ihm ausgegangen sind, und ob namentlich die auf Meine Person sich beziehenden Aeußerungen dabey stattgefunden haben. Auch hat sich der von Gerlach darüber zu erklären, ob er derjenige ist, von welchem auch der Superintendent Mila in Cammin die von demselben angeführten Nachrichten empfangen zu haben angiebt.“ Am 4. April schrieb ich darauf an Se. Majestät: „Was ich in dieser Sache gethan, beschränkt sich auf Privat-Gespräche und Privat-Correspondenzen der vertraulichsten Art. Ich habe daher dem Staatsminister von Savigny die unterthänigste Bitte vortragen müssen, von einer amtlichen Befragung darüber abzustehn“ u. s. w., und bat um eine Audienz, die Tags darauf stattfand.

**T. B. 5. April.** „Ich war von 1/2 7 bis 8 Uhr beim Könige. Ich setzte ihm Alles, mein Verhältniß zu Thadden und Thaddens zur Pommerschen Kirche, auseinander und befriedigte ihn nach seinen Aeußerungen vollkommen. Er sprach davon, selbst im Staatsrathe eine Erklärung abzugeben. Auf etwas der Art, etwa durch Alvensleben, trug ich als nothwendig an. Er forderte mich auf, Alles, was ich ihm gesagt, auch dem Prinzen zu sagen."

**T. B. 10. April.** „Alvensleben erzählte, wie der König mit dem Prinzen hart aneinander gekommen wegen der Pommerschen Petitionen."

**T. B. 11. April.** „Ich bat den Prinzen um eine Audienz, die er mir sofort bewilligte; er war freundlich und erzählte mir die ganze Geschichte." Am 3. Mai erhielt ich die von mir inzwischen mehrfach urgierte Genugtuung durch Verlesen der Kabinetsordre vom 2. Mai im Staatsrat.*)

**T. B. 2. April. Sonntag.** „Nach Ottos Predigt ich zu Eichhorn, der sehr geneigt war, auf meinen Rath einzugehen, den Lutheranern statt formeller Anerkennung als einer Sekte allen Druck (Stolgebühren, Schulstrafen, Nichtanerkennung der von ihnen eingesegneten Ehen u. s. w.) möglichst abzunehmen, um so viel als möglich die wieder bevorstehende weitere Auswanderung zu verhindern. Er schilderte, in welcher Klemme er mit allen die Lutheraner schonenden Maßregeln dem Prinzen von Preußen, dem Grafen Arnim (Minister des Innern) und den Provinzialbehörden gegenüber sei."

**T. B. 7. Mai.** „Gespräch mit Leopold; ich sagte, es werde zu einer Constitution kommen, diese Ideen seien nun einmal in der Zeit; der König habe bewiesen, daß er diesem Strome nichts entgegen zu setzen habe. Worauf Leopold: »eine Constitution sei zu unpreußisch und erfordere ebenso viel Despotismus als le despotisme tout nu.« — — Aber es neigt schon Alles dahin; man lauscht auf Majoritäten im Staatsrath und auf den Landtagen und des Königs Ansehen sinkt zusehends. — — Bald wird man sagen: so kann es nicht bleiben, — und auf die Ausschüsse blicken. Ich warnte vor dem Verkennen der wahren Rechts- und Freiheits-Elemente, die im Liberalismus enthalten sind."

Am 13. Mai 1843 starb der alte liebe Baron Kottwitz. Am 16. wurde er begraben. „Ich sah", erzählt das T. B., „die Leiche in

*) Siehe Anlage V.

alten von 1819 wohl bekannten Stube." Ein königlicher Gala-
gen zog viel Volks an. — Otto hielt auf dem Kirchhofe in Sturm
d Kälte die Liturgie.

**T. B. 17. Mai.** „Im Staatsrath. Die Prinzen, alle Justiz-
äsidenten feindlich, von den Ministern zwei neutral, einer ein Gegner,
s soll aus dem Ehegesetz werden? — — Der türkische Gesandte
et den König in einer französischen Rede an und bleibt stecken. Der
inig, der vorher die Rede schriftlich erhalten, fährt fort, sie zu halten."
m 24. Mai. „Letzter Vortrag über das Ehegesetz in der Staats-
hsession 1842/43."

**T. B. 26. Mai.** „Ich sagte Savignyn meinen Vorsatz, um
ine Entlassung von hier zu bitten, sobald das Ehegesetz mein Bleiben
ht mehr erfordere. Er erwiderte, es sei ihm dies ganz unerwartet,
solle doch nicht so gehen, als wiche ich vor dem Widerspruch gegen
s Ehegesetz und gäbe dieses auf. Ich deutete auf die geringe
ffnung solider Legislation nach den bei dem Ehegesetz gemachten
fahrungen. Er: ob ich denn wünschte, wir hätten es nicht angefangen?
sprach von seiner und meiner Einigkeit im Ehegesetz. Ich erkannte
an und sagte, sie sei mir um so werther bei den sonstigen Ver-
iedenheiten mit ihm. Er: sie zeige, daß die sonstigen Verschieden-
ten mehr scheinbar als wirklich seien."

**T. B. 27. Mai.** „Im Staatsrath Beamten-Disciplin; der König
ngt besonders auf Entfernung der Beamten wegen Ehebruchs und
nlicher Vergehen. Dies — und das Ehegesetz wird mit Persönlich-
ten verhandelt, die selbst nicht frei von solchen Vergehen sind!
otestantischer Idealismus in Heuchelei übergehend, ähnlich wie der
ertriebene Realismus des römischen opus operatum als anderes
trem. ›Lasset uns knieen und niederfallen‹ — und Alles bleibt
hen; wir begeistern uns für Liturgie im Gottesdienst und kommen
nn sie vorbei ist."

Am 17. Juni kam ich offiziell um meine Entlassung von
rlin ein. Darauf erließ der König eine Kabinetsordre dahin, daß
nicht nach Frankfurt zurückgehen, sondern mir ein Chefpräsidium
geben werden solle, wie es meinen Wünschen und meinen Verhält-
sen entspreche.

Um diese Zeit verwarf der Rheinische Landtag das ihm vor-
egte Strafgesetzbuch unter malitiösem oppositionellem Pomp, — ein
ckelzug von Köln nach Düsseldorf, wo der Landtag tagte, — in der

Kölner Zeitung ein Haus zum Verkauf ausgeboten wegen der bevorstehenden Einführung des Strafgesetzbuches und dergleichen.

**T. B. 12. Juli.** „Banket von den Rheinischen Städten den Ständen in Düsseldorf gegeben, bei welchem nach der Spenerschen Zeitung der Vice-Landtagsmarschall mit seinem Protest gegen das Feiern der Ablehnung des Strafgesetzbuches ausgezischt und ausgepfiffen wird, so daß der Ober- und der Regierungs-Präsident und der Vice-Landtagsmarschall weggehen müssen."

**T. B. Trieglaff 9. Juli** enthält folgende Reflexionen, veranlaßt durch Ullmanns Schrift: „Reformatoren vor der Reformation." „Die alte Kirche brauchte den Bann gegen offenbare Sünder und Pönitenzen auf deren Bitte als Weg der Wieder-Aufnahme. Die Kirche des Mittelalters etablirte ein Pönitenz- und Ablaß-Forum, welches in die Tiefen des Herzens und ins Fegefeuer reichen soll. Jene, weil geistlicher, beschied sich, die Kirche nicht auf Erden abzurunden, fertig zu realisiren — sie überließ dem immer gegenwärtigen, bald wiederkommenden HErrn die Erforschung der Herzen und das Gericht. Dafür konnte sie das Gesetz, da wo es hingehört, im Vorhofe der Kirche wirklich realisiren. Die gesetzliche Ungeduld des Mittelalters vermengte die jeweilige Kirche mit der una catholica. Wir Protestanten haben weder das Eine noch das Andere, — das Gesetz auch im Vorhofe ist nicht mehr bei uns."

**T. B. Trieglaff 15. Juli.** „Ich war oft recht niedergeschlagen: der vergangene Frühling meines Lebens; keine Blüthen mehr; keine Ernte. Wieviel Hoffnungen hat der König verdorben! wieviel mehr meine Schuld! Der Gedanke an ein ganz neues Amt schwer zu ertragen. Müde — und doch nicht reif in die Scheunen gesammelt zu werden! Staatsrath, Savignysches Ministerium u. s. w. kommen mir recht klein vor. — — Marie Thadden (Moritz Blanckenburgs Braut) schwankend zwischen Pietismus und Kunst, geneigt Theater u. s. w. zu vertheidigen. Jettchen (Mariens Mutter, meine Schwägerin) will diese Fragen ganz ins Subjektive schieben, kann aber, wie sie sagt, nicht begreifen, wie es einem Christen nicht zur Sünde werde, an den Sünden der armen Schauspieler sich zu erlustigen; ob das Liebe sei?" Ferner 23. Juli: „Nachricht, daß der Prinz August am 19. in Bromberg gestorben. »Den«, sagt Thadden, »haben die Hofprediger auf ihrem Gewissen«, — einer hätte müssen auf dem Platze bleiben."

Das **T. B. vom 16. Juli** fragt auf Veranlassung einer Nagelschen Predigt in Batzwitz an diesem Tage: „Wann werden die Berliner Prediger auf der Kanzel so in den Staatsrath und auf die Hofbälle uns nachgehen, wie Nagel seinen Gemeinden in die Spinnstuben und auf die Gänseweide?"

Vom 24. bis 27. Juli fand in Trieglaff eine reichlich besuchte Prediger-Konferenz statt. Die 4 oder 3½ Tage waren — mit Pausen — ausgefüllt vom Morgen bis zum Abend mit Gebet, Gesang, der auch während der Mahlzeiten stattfand — alles so lebendig und erweckend, wie ich nie andere Konferenzen vor- oder nachher erlebt zu haben mir erinnere. Der Pietismus — ich bezeichne damit unser subjektives Christentum der zwanziger Jahre, welches doch sehr verschieden war von dem Pietismus des achtzehnten Jahrhunderts — also unser Pietismus stand 1843 in Pommern noch in schöner Blüte und kräftigem Wachstum, war aber doch schon im Begriff, munter einzugehen in die großen Fragen der Zeit: Kirche, Konfession, Luthertum, — auch Ehereform und Trauungsweigerungen, — und fing an, in ernster lernbegieriger Weise jenen Subjektivismus mit gesundem objektivem Inhalt zu durchdringen, — das „trennende Unionswerk" und das separierende und separierte Luthertum hatte noch nicht vermocht, störend — erkältend und verholzend — einzudringen in das unmittelbar-lebendige erfahrungsmäßige Bewußtsein der christlichen Gemeinschaft mit dem HErrn und untereinander. Weit ab freilich — weiter als recht war — stand uns die römische Kirche. Thadden hat später als Greis — 1866 — die Zeit dieser Konferenzen den „Höhepunkt seines Lebens" genannt. Die Ev. Kirchenzeitung enthält in ihrem Oktoberheft 1843 einen Artikel hierüber von mir, nämlich einen Vortrag,*) den ich am 27. Juli auf dieser Konferenz gehalten habe, überschrieben: „Ueber das Verhältniß der Prediger-Conferenzen zur Kirche", der gewissermaßen als eine Schilderung dieser Konferenz, wenigstens meiner Auffassung derselben und meiner Stimmung auf derselben, gelten kann. Ich füge nun noch Einzelheiten und Gleichzeitiges bei:

**T. B. 24. Juli.** „Besser" (damals Pastor in Wulkow, später separierter Lutheraner in Waldenburg) „erzählte, daß Otto sich um eine Pfarre im Oderbruch beworben und nach Wulkow geschrieben

*) Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs I. S. 93.

habe: man begeistere sich höchsten Orts nur für Unwichtiges; das reibe ihn auf; er halte es nicht mehr aus." (Es ist wohl anzunehmen, daß dieser herbe Schmerz zu seinem frühen Tode beigetragen hat, besonders nachdem er 1847 Hofprediger geworden war.) „Besser äußerte (in seiner aufgeregten Weise) gegen mich: nun würde der König noch einige Jahre regieren, die Conferenzen erstarken, dann der Prinz von Preußen zur Regierung kommen und unter seinem Druck die Kirche dann erst recht herrlich aufblühen." (!!)

Superintendent Maaß aus Colberg, der mit dem dort in Haft befindlichen Erzbischof Dunin abends Karten gespielt hatte, war uneingeladen gekommen; er nannte Thadden „Gnädiger Herr!" Daß solche Gäste, wie dieser Superintendent, und überhaupt differentierende, mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurden, und, wenn sie wollten, zu Worte kamen, verstand sich als christliches Decorum von selbst. — Adolf Zahn (damals Pastor in Hinterpommern), erklärte in der Konferenz: „Ich habe mir mein Christenthum in kümmerlicher Zeit aus Traktätchen zusammengelesen und kann mich nicht erheben zu der dogmatischen Schärfe und Bestimmtheit vieler meiner hier anwesenden lieben Amtsbrüder — —; sollte Pommern so lutherisch werden wie sie wollen, so müßte ich die Behörde um Versetzung in eine andere Provinz bitten." Dies wurde mit Liebe und Ehrfurcht von dem ernsten, schon alternden Manne aufgenommen. Sein Sohn, Domprediger in Halle, ist ein extremer Calvinist und Prädestinatianer, — er hat sich schroff tadelnd über mein intimes Verhältnis zu der Partei des „Zentrums" in unserm heutigen (1874) Parlamente öffentlich ausgesprochen. — „Knak (später Pastor an der Bethlehemskirche in Berlin) küßte und händedrückte sehr viel, was eine ernstgestimmte französische Schweizerin aus Schwirsen, die mit bei Tische war, als Spaßmachen auffaßte und nicht mit Knaks sonstigem tiefem Ernst zu vereinigen wußte. — Die Frauen saßen im Versammlungssaal am See hinter einem Schirm, unter ihnen meine Frau. — Hier ist der Pantheismus mächtig überwunden, ein geistlicher Frühling, wo Alles sproßt, von der Ceder bis zum Ysop."

Der König hatte die kirchliche Feier des Traktats von Verdun von 843, also vor 1000 Jahren, angeordnet, als des quasi Geburtstages von Deutschland, im Gegensatz von Frankreich und Italien. Ein Prediger beantragte Nichtfeier dieses Traktats, die schlechthin den dortigen Gemeinden nicht verständlich zu machen sei und daher Anl

und Kirche herabwürdige. Ähnlich hatte von Berlin aus unser Freund Lancizolle sich geäußert und zur Opposition aufgefordert. Aber diese Bedenken scheiterten an der fast ans Übertriebene grenzenden Pietät gegenüber kirchlichen und obrigkeitlichen Autoritäten, die in dieser Konferenz und den verwandten Kreisen herrschte. Am 6. August wurde Verdun in der Trieglaffer Kirche gefeiert. „Nagels Predigt über Verdun »beschämte«, sagt das T. B., meine Opposition dagegen. Er predigte über den langen Text im Deuteronomium [5. Mose 4]: »Gedenket der vorigen Tage« u. s. w. Die deutsche Geschichte: Tacitus, Ludwig der Fromme und seine Söhne, die Magyaren, Heinrich I. und Otto I., die Tataren und Herzog Heinrich, Wahlstadt, die Türken und die Türkenbetglocken, die Reformation und »steur des Papsts und der Türken Mord«, der dreißigjährige, siebenjährige und Franzosenkrieg — das Bauernedikt, auf das die Bauern undankbar und gedankenlos stolziren — Prediger Dummerts Amtsführung und die Gottlosigkeit derer, die er eingesegnet — Bußpredigt, anknüpfend an Israel — daß sie an Geldsammeln, Pfandbriefe, Butter, Wolle, Getreidepreise dächten, aber nicht an Gottes vorige Wohlthaten und künftige Gerichte — die früheren Erwartungen in Trieglaff, das man damals als einen halben Himmel angesehen, dagegen nun Erweckungen in Gützlaffshagen, wo sich Alles bis auf zehn Knechte und Mägde bekehrt habe" u. s. w. — Dies alles kam in der Predigt vor. Das T. B. schreibt weiter: „Der Herr war wahrhaftig in der Conferenz gegenwärtig, was aus der Schwachheit der Glieder fast noch mehr als aus ihrer Kraft erhellte."

Leopold schreibt mir, nachdem er vier Tage in Sanssouci gewesen, unterm 29. Juli aus Berlin: „Mein Aufenthalt in Sanssouci ist äußerlich vollständig erfolgreich gewesen, indem ich den König sehr viel allein und über Alles was ich wollte gesprochen habe: Verantwortlichkeit der Minister, Synoden, Presbyterien u. s. w. Aber dabei kommt garnichts heraus, das wird mir immer klarer. Mit Worten ist dem Herrn nicht beizukommen."

Unserer Wahl Feldners als Pastor in Rohrbeck stellten sich so viel Hindernisse entgegen, daß wir fast daran zweifelten, sie durchzusetzen. Sie hatten ihren Grund darin, daß er in Schlesien, besonders in Schreiberhau, sich als ein tüchtiger, eifriger Pastor bewährt hatte, der seiner Herde sich liebend im Einzelnen annahm, wovon ich selbst auf einer Reise dahin Zeuge gewesen war. Der Kern des Widerstandes der Regierung in Frankfurt war wohl deren Präsident; dies zeige, sagte

Leopold, „daß truth is always in the extreme" —; jener sehe ein, wie wichtig Feldners Anstellung in Rohrbeck sei. Die Regierung in Frankfurt wollte ihn nicht bestätigen, Leopold mußte mit dem Minister Eichhorn, ich mit dem Superintendenten Bieck und zusammen mit Leopold mit dem Oberpräsidenten Meding persönlich darüber verhandeln. Dieser suchte uns zu bereden von der Wahl abzustehen. Er teilte uns den Bericht der Regierung mit, der sehr feindlich gegen Feldner war. Aber wir überwanden, unter andern mit Hülfe Eichhorns, alle Hindernisse. Am 8. Oktober wurde Feldner den drei Gemeinden in unsern Beisein förmlich vorgestellt, ohne daß ein Widerspruch erfolgte. Er wurde für diese in seiner kurzen Amtsführung bis 1846 ein reicher Segen.

**T. B. September.** „Leopold sagte: wenn der König zu General Thile sagte: wir wollen alle Kähne an der Pommerschen Küste aufkaufen und damit England angreifen, so würde Thile remonstriren; wenn aber der König dabei bliebe, morgen anfangen Kähne zu kaufen. Thile sieht mich (nämlich Leopold) jetzt sehr gern bei sich und ist die Freundlichkeit selbst gegen mich, weil ich nicht mehr von Staatssachen mit ihm rede, die sind ihm langweilig und eklig."

In der Nacht vom 14. zum 15. September starb nach langen, schweren Leiden in Posen mein Schwager Grolman, 67 Jahre alt. Rappard schreibt mir unterm 20. September: „Der General hat doch noch manche tröstliche Aeußerungen gethan, welche den Kindern sehr lieb und werth sind, z. B. er hätte auf seinem Krankenlager erst vieles gelernt, was er nicht so gewußt habe; er habe sich auch Psalmen vorlesen lassen u. s. w."

**T. B. 17. u. 18. September.** „Am 17. — einem Sonntage — fand eine große Parade statt vor dem Könige und seinem Gast und Schwager, dem Kaiser Nikolaus. Goßner, den wir hörten, Otto und der Judenmissionar Pauli eiferten dagegen in ihren Predigten. Bei Goßners Predigt war Uhden, des Königs Cabinetsrath, zugegen. Soll dies Alles so neben einander fortgehen? Oder — was sollen die Prediger machen mit dieser ihnen in die Hände fallenden Macht, wenn die Kirche kein Regiment hat? Otto sagt, der Skandal sei grenzenlos gewesen. Tausende von Betrunkenen seien in die Stadt gekommen und die Soldaten hätten sich draußen betrunken während des Gottesdienstes. Uhden sagte nachher, der König habe die Parade am Sonntage nicht gewollt, aber den Tag vergessen und dann sei

s einmal eingerichtet gewesen." — Otto und noch vier Berliner
diger wandten sich wegen dieser Sache mit einer Vorstellung an den
nig und bekamen darauf nach einigen Wochen eine Kabinetsordre
r des Inhalts: der König habe die Vorstellung, welche durch die
einem militärischen Gottesdienst verbundene Parade veranlaßt sei,
alten. —

**T. B. 21. Oktober.** „In einer Gesellschaft bei uns, wo auch
vignys, erzählte General Thile: der König habe ihn auf meine
eglaffer Rede aufmerksam gemacht und gesagt, er habe noch nie
Begriff der Kirche so gut entwickelt gefunden, es bleibe aber die
ige unbeantwortet: Wo ist die Kirche? Die Antwort steht Matth. 28:
Iir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.
rum machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie« —"

Der Verein trat damals zusammen, der die St. Matthäikirche in
:lin durch Beiträge gegründet hat, an denen auch wir Brüder
nahmen.

**T. B. 30. Oktober.** „Leopold, der wieder einige Tage in
nsouci war, erzählte: Canitz — damals Gesandter in Wien —
e zum Könige gesagt, Friedrich Wilhelm I. habe mit dem Krückstock,
edrich II. mit dem Schwerte regiert, er — der jetzige König —
le mit dem Zauberstabe regieren; das gehe aber nicht; um Kohlen
dem Feuer zu holen, brauche man Zangen u. s. w." —

**T. B. 30. Oktober.** „Ich fand Savigny, als ich ihn besuchte,
los und in trübster Stimmung. Er hat in der Ehe-Reform-Sache
Muth verloren." — — Unter diesen Umständen wurde meine
llung im Savignyschen Ministerium immer unhaltbarer und uner-
zlicher und die laufenden legislativen Geschäfte des Staatsrats, an
chen ich teilnahm, boten mir keinen Ersatz.

**T. B. 7. Dezember.** „Zu Eichhorn, er spricht mit mir, wie
einem Vertrauten, bedauerte mein bevorstehendes Weggehen von
:, hielt mir meine Schroffheit in Censursachen vor, pries des Königs
ist und gute Absichten; man verstehe ihn nicht und widerstehe ihm
ner u. s. w."

**T. B. 20. Dezember.** „Ich fand in den Materialien zum
idrecht im Savignyschen Ministerium (sie sind später gedruckt worden),
: Suarez [einer der Verfasser des Landrechts] zu dem Titel von
Kirche mit großer Energie votirt: der erste durchaus festzuhaltende
z sei, daß es keine Kirche gebe; höchstens könne in der Lehre, in

theologicis eine gewisse unitas zugegeben werden, aber keine rechtliche; daher seien nur Orts-Gemeinden anzuerkennen; sonst falle man in alle Greuel der Hierarchie zurück." Die Märzrevolution von 1848 war doch nötig und ein Fortschritt; conf. Art. 15 der Verfassungsurkunde von 1850. Dieser Artikel 15 und Artikel 18 wurden 1875 wieder aufgehoben, um der Verfolgung der katholischen Kirche freie Bahn zu machen.

Am Schlusse des Jahres 1843 erschien in der Gesetzsammlung des Königs Patent, durch welches er den Schwanenorden „erneuert", als eine Gesellschaft für christliche Liebes- und Wohltätigkeits-Werke, als Erneuerung des Marienordens, den der Kurfürst Friedrich II. 1443 unter diesem Namen gestiftet hatte. Die Londoner „Times" schrieb hierüber: Glaube, reiner Glaube bleibe zwar die Grundlage; ohne ihn seien die Werke nichts; aber eben darum müsse, wo Werke, auch Glaube sein, wenn auch verhüllt. Dies sei der Gedanke des Königs von Preußen beim Kölner Dombau und auch beim Schwanenorden und auf diesen Gedanken führe die Beschaffenheit der Zeit, da doch einmal Protestanten und Katholiken friedlich zusammen leben müßten.

Ich und die Meinigen verlebten den Jahreswechsel in Wulkow bei Schenkendorfs. „Allgemeiner trauriger Eindruck des neuen Ordens," sagt das T. B. 31. Dezember, „ein Eindruck, der noch verstärkt wurde dadurch, daß das Patent seine wohlthätigen Bestrebungen als Beweise des Christenthums hervorhebt durch den Gegensatz: »nicht durch Bekenntnißstreit und äußere Geberden«." Der Schwanenorden leistete wenig und ist später, selbst seiner Existenz nach, wohl fast ganz vergessen. Und wieviel brennende Realitäten blieben in jammerhaftem Zustande liegen.

Die Ev. Kirchenzeitung 1844 schreibt: „Kaum war das Schwanen-Ordens-Patent erschienen, so erließ die Leipziger »Allgemeine Zeitung des Judenthums« eine vorläufige Aufforderung an die jüdischen Gemeinden Preußens zum Beitritt zu der Gesellschaft des Ordens." „Die Worte Sr. Majestät" — heißt es darin — „hätten in den Herzen seiner jüdischen Unterthanen ein lautes Echo gefunden, — mit Freuden schlössen sie sich dem Symbol des Glaubens an die Gewißheit des Sieges der thätigen Liebe an, die Zeit sei gekommen, wo, ohne daß das Individuum seine persönlichen Meinungen und Gedanken aufzugeben brauche, in der thätigen Liebe eine Verbrüderung hervor-

zubringen, der Drang der Menschenherzen sei." Es wird dann ausgeführt, daß Se. Majestät die Juden, wenn auch nicht genannt, doch mit gemeint habe und verheißen, daß nach den zu erwartenden weiteren Erlassen auch diese Aufforderung sich direkter gestalten werde.

Die Ev. Kirchenzeitung von 1843 enthält eine Reihe von Artikeln unter der Überschrift: „Die Preußische Eherechts-Reform", die größtenteils von Leopold sind. Und von mir — außer der oben schon erwähnten Trieglaffer Konferenzrede — noch folgende Artikel, auf welche ich, als sämtlich auf die brennenden Zeitfragen sich beziehend, besonderen Wert lege:

1. S. 441: „Ueber das Verhalten der Kirchenbehörden zur Eherechts-Reform."

2. S. 651: „Gedanken, veranlaßt durch die neue Schrift des Erzbischofs von Köln."

3. S. 665: „Ueber Orden der Geistlichen."

4. S. 699: „Das Recht des Staats und das Recht der Kirche an der Ehe."

5. S. 711: „Die Kirchen in Berlin und der Dom in Köln." Dieser Artikel geht besonders ausführlich in seinen Gegenstand ein.

**T. B. 3. Januar 1844.** „Im Staatsrath das Gewerbe-Polizei-Gesetz, welches die Zunft- und Bannrechte, wo sie noch bestehen, rücksichtslos aufhebt und andererseits die Zünfte als »Vereine« quasi restaurirt. Wir (als konservative Partei) konnten aus Mangel an Verständigung und Organisation nichts vorbringen. Der Grund-Gedanke des ersten Theils, die Aufhebung, ging stillschweigend durch. Selbst beim Namens-Aufruf schwieg alles bis auf Bodelschwingh, den Finanzminister, der sich stark dafür aussprach und bat, das Gesetz positiv und negativ — durch Schweigen — zu befördern. — Alvensleben geht nun ab, nachdem er noch die Abschiede an die Stände mit vollzogen, obschon der König von ihm sagt: »qu'il a grandi comme homme d'état.« Leopold bewundert, daß er es mit seiner beharrlichen Consequenz durchgesetzt, abzugehen ohne sich mit dem Könige zu brouilliren. Er hat sich erboten in Nothfällen für Thile ferner zu fungiren."

**T. B. 19. Januar.** „Alvensleben bleibt noch bis Ostern, weil der Minister des Auswärtigen von Bülow gesagt: die Diplomaten

steckten die Köpfe zusammen. Alvensleben hatte schon Quartier und Leute gekündigt."

Am 8. Januar fand in Rohrbeck die Einführung Feldners als Pfarrer in Leopolds, meiner und Ottos Gegenwart statt.

Heydler, unser Frankfurter Freund, schreibt mir, 10. Januar: „Es sei ihm klar geworden, daß im Aufrechthalten der bisherigen Union fortgehendes Unrecht liege, eine fortdauernde Sünde, nicht eine anfängliche, vergangene, im Wege der täglichen Buße und Vergebung zu überwindende Sünde, — der lebendig werdende Geist der Gemeinde werde nicht aufhören, dagegen zu zeugen, bis, nicht bloß faktisch und praktisch, sondern mit hellen klaren Worten, der Staat sich davon los sagt, wie feierlich auch zugleich das ganze königliche Haus sich dazu bekennen mag." — Vergleiche hiermit die von B. Hollweg präsidierte kirchliche Versammlung vom Oktober 1871 in Berlin und die seitdem immer weiter fortgeschrittene Zerrüttung des Rechtsbestandes der evangelischen Kirche und das Verschwinden der Geltung ihrer Bekenntnisse bis jetzt, 1875.

Es erschien nun auch Ottos Kommentar zum alten Testament — der Anfang, nachdem der zum neuen Testament vorangegangen war.

An Hengstenberg lieferte ich den Stoff zu seinem Vorwort für 1844, soweit es die Eherechtsreform betrifft. Der dieselbe behandelnde Abschnitt steht S. 42 und 43 des Jahrganges 1844.

Unser Ehegesetzentwurf lag nun, wie ihn der Staatsrat beschlossen, von mir neu redigiert und von der Gesetzkommission in dieser neuen Redaktion modifiziert und formuliert vor, — abgeschwächt zwar in manchen nicht unwichtigen Einzelheiten, aber doch viele Wesentlichkeiten unseres ursprünglichen Entwurfs enthaltend. Aber der ganze Zustand der Regierung und die Haltung des Königs und der leitenden Staatsmänner einerseits und die Kühnheit der Opposition, insbesondere der Presse und der Stände, andererseits, ließ wenig Raum für die Hoffnung übrig, daß die Reform wesentlich gelingen würde. 1844 sollten Provinzialsynoden und erst 1845 die Provinzialstände sich versammeln, welchen letzteren den Entwurf vorzulegen schon beschlossen war; es war schwer denkbar, daß die so beschaffene Regierung auch diesen Hindernissen gewachsen sein würde. Dazu kam, daß mein, als des Hauptarbeiters, Abgang von Berlin in die mir zugedachte Chefpräsidentenstelle nahe bevorstand. Unter diesen Umständen beschloß ich einen letzten, schon fast hoffnungslosen Versuch. Ich schrieb ein

Promemoria für den König nieder, welches die ganze Situation noch einmal zusammenfaßt, inklusive des Verhältnisses des Königs zu den Ständen und zu den Synoden, soweit es hierher gehört; — damals dachte man noch an Aufrechthaltung der ständischen Verfassung und konnte, so sehr auch die Regierung desorganisiert war, doch einen Umsturz wie den von 1848 noch nicht mit einiger Gewißheit vorhersehen. Am 15. Januar las Leopold in Vossens Gegenwart dem Könige das Promemoria vor, mit dem Leopold einverstanden war. —

**T. B. 15. Januar.** „Leopold kam nach dieser Vorlesung vom Könige. Diesen hatte der Gedanke des Promemoria: sich der Synoden zur Durchführung der Ehereform zu bedienen, lebhaft ergriffen. Er läßt nun das Promemoria durch Cabinets-Ordre dem Minister Eichhorn zugehen und mir sagen, ich solle es Savigny'n mitteilen. Bei der Stelle von der schwachen Haltung der Regierung hat er diese Schwäche in der Ehereformsache nicht zugeben wollen, worauf Voß: »Der Verfasser des Promemoria meint nicht bloß diese Sache, sondern die ganze Regierung«."

Ich hatte mit diesem Promemoria Savigny übergangen, weil ich Hindernisse von ihm fürchtete, was ihm nicht lieb war, wozu er mir aber „bei meinem unmittelbaren Verhältnisse zum Könige das Recht einräumte." Er hatte, als er mir dies sagte, das Promemoria für sich exzerpiert und es hatte gewirkt. Er ging auf alles ein und „war wie umgewandelt."

**T. B. 19. Januar.** „Abend bei Eichhorn. Er sagte, daß man die Reform des Eherechts nicht fallen lasse, müsse völlig feststehen. Der Oberpräsident von Westfalen, Vincke, habe gesagt: »Der westfälische Landtag werde dafür sein, ein Geistlicher müsse, wenn er nicht dafür sei, ein „kirchlicher Hundsfott" sein.« Er, Eichhorn, hoffe von den Ständen, — gewiß von der Kirche, das Beste." —

Otto wurde in diesen Tagen Konsistorialrat in Berlin, wo der Oberpräsident Meding noch Konsistorialpräsident war, und Bindewald wurde dem Minister Thile attachiert, worüber dieser sehr erfreut war. In dieser Zeit erzählte Otto, es werde nach wie vor mit Disziplinaruntersuchungen gegen die Trauungsweigerer vorgeschritten; gegen ihn selbst liege jetzt ein solcher Fall vor.

Unterm 4. Februar schreibt mir Bunsen aus London, nachdem er von Hollwegs und meinem Plan, zusammen nach England zu reisen, gehört hatte: „Vielleicht wissen Sie schon durch Freund Hollweg, mit

welchem Jubel ich die von ihm erhaltene Kunde Ihrer Hierherreise und ihres Zwecks (das Gerichtswesen in England kennen zu lernen) begrüßt habe. Es ist mir dies nicht allein Erfüllung vieljähriger Wünsche, sondern Gebets-Erhörung. Mein Geist ergrimmt, wenn ich von Nachahmung französischer Einrichtungen durch germanische Völker höre. England hat auch sein provinziales, insularisches Recht. Aber die germanische Grundidee ist gerettet und unendlich viel praktische Weisheit sichtbar, um die Institute älterer Phasen des Staatslebens auf die Gegenwart anzuwenden."

Diese Intimität — nach dem was durch Bunsen 1837 in der Kölner Sache geschehen war und was noch kommen sollte — ein Bußspiegel für mich!

**T. B. 2. März.** „Conferenz bei Eichhorn, dessen Geburtstag war, mit Savigny und Thile über mein Ehe-Gesetz-Promemoria an den König. Eichhorn und Thile sprachen viel Muth und Entschiedenheit aus: das Ehe-Gesetz dürfe durchaus nicht fallen; es sei Gewissens- und Ehrensache des Königs; Thile war sogar principaliter gegen Vorlegung an Stände und Synoden. Die Vorlegung an die gewählten Provinzial-Synoden wurde aufgegeben und von diesen drei Ministern Vorlegung an die Kreis-Synoden, d. h. an die gesammte Geistlichkeit, nach meinem Vorschlage beliebt. Otto findet auch dies sehr mißlich. Die drei Minister sprachen auch von der Sitzung des Staats-Ministeriums über die Consistorial-Reform." — (Es handelte sich um die Anstellung besonderer Konsistorialpräsidenten, die großenteils durchgeführt wurde.)

Veranlaßt durch Minister Mühlers Drängen, daß meiner interimistischen Vertretung in Frankfurt ein Ende gemacht werden müsse, — dem ich konstant die Erklärung entgegenstellte, daß ich jeden Augenblick bereit sei, nach Frankfurt zurückzugehen —, hatte ich am 9. März eine Audienz beim Könige, der aber hierüber als ihn nicht interessierend kein Wort sprach.

**T. B. 9. März.** „Der König war vertraulich und gnädig wie immer. Er sprach von der Nothwendigkeit, die Gerichte durch Oeffentlichkeit, förmliches zu Gericht sitzen und dergleichen zu reformiren. Worauf ich: dazu gehöre ein Justiz-Minister; Savigny habe die dazu nöthige Stellung nicht, auch sei das Land ihm fremd. Wenn nicht zugleich die bestehende Landes-Verfassung energisch anerkannt werde, so werde jede eingreifende Justizreform Revolution. — Dann

Ehesachen. Der König: er bleibe dabei, das Verfahren müsse zuerst reformiert werden, — gegen die Stände vollziehe er das Gesetz nicht, — das Materielle müsse stückweise, respective von der Kirche und von den Synoden reformirt werden; er habe dies noch Niemand gesagt, sage es mir zuerst. Ich vertheidigte unser bisheriges Verfahren und bat um Erlaubniß seine Aeußerungen Savigny mitzutheilen."

Leopold sagte noch denselben Abend, wir sollten sofort darauf eingehen. Er hatte recht; die Schlacht, schon vorher fast verzweifelt, war nun definitiv verloren; es galt einige Fragmente der geschlagenen Armee zu retten, was dann auch endlich gelang.

**T. B. 10. März.** „Zu Savigny, der außer sich war: Warum sagt er mir das nicht? und verlangte, ich sollte gleich des Königs Aeußerungen und meinen Plan, was nun zu thun sei, niederschreiben, was ich sofort am Nachmittag that."

**13. März.** „Voß sagte mir im Staatsrath, der König wolle mich morgen Abend 1/26 Uhr sprechen."

**14. März.** „Zu Alvensleben, den ich aufforderte, auf den neuen Plan einzugehen, ich hoffte doch, daß er ein Herz zur Sache habe, so wenig er uns auch unterstützte. Er ging darauf ein, der Staatsrath müsse die neue Verordnung redigiren, sonst könne er sie nicht contrasigniren. Den Abend desselben Tages ich zum Könige. Er ging auf die sofortige Ausführung des neuen Planes — eines nur die Prozedur in Ehesachen reformirenden Gesetzes — ein. Das ganze Gesetz sei besser, aber die Zeit sei nicht reif. Im Staatsrath seien die wichtigsten Sachen mit elenden, ganz geringen Majoritäten beschlossen worden. — Ich machte geltend, er möge doch an seine Freunde, an seine treuen Unterthanen denken und diese nicht vergessen über seinen Feinden. — Er versprach weiter, was der Staatsrath etwa im formellen Theile verdorben, aus eigener Macht herzustellen. Die materielle Reform sei stückweise anzufangen, frühestens in vier, spätestens in acht Jahren. Savigny und die Freunde der Reform hätten nur zu fordern, daß etwas, — aber nicht, daß es gleich — geschehe. Der Fürst müsse kein Herz und kein Gewissen im Leibe haben, der den jetzigen Zustand ruhig mit ansehe. Aber den acht Landtagen entgegen das Gesetz vollziehen, das müsse erst reiflich überlegt werden. Die Redaction des neuen Plans könne dem Staatsrath nicht entzogen werden. — Ich vom Schlosse zu Savigny, ihm dies Alles mitzutheilen."

In der Nacht vom 31. März zum 1. April starb der Oberlandesgerichtspräsident von Manteuffel in Magdeburg, und schon am 2. April erhielt ich ein Billet vom Minister Mühler, in welchem er mir die Stelle in Magdeburg oder nach meiner Wahl in Stettin oder Halberstadt anbot. Ich zweifelte anfänglich, ob ich nicht Stettin wählen sollte wegen der Nähe von Rohrbeck und der Pommerschen Verwandten. Mühler aber sagte, er sähe mich lieber in Magdeburg. So wählte ich dies.

**T. B. 6. April.** „Zum ersten Mal (als Frucht der neuen Regierung) in den drei Tagen vor Ostern kein Theater."

**T. B. 12. April.** „Ottos Geburtstag, der von dem gesegneten Fortgange des für die Droschkenkutscher eingerichteten Gottesdienstes unter Mitwirkung ihres jüdischen Fuhrherrn erzählte."

**T. B. 18. April.** „Hofball, — Leopold holte mich dahin ab und erzählte, wie das Consistorium in Eichhorns Auftrage ein Rescript an Otto erlassen, in welchem es diesen fast flehentlich bitte, des Friedens wegen, und da ja doch nun die Reform bevorstehe, einen Mann anderweit zu trauen, dessen Ehe nach siebenmonatlicher Dauer auf den Grund gegenseitiger Einwilligung und Kinderlosigkeit geschieden worden."

**T. B. 28. April.** „Ebenso hat ihn in derselben Angelegenheit und in derselben Richtung der Oberpräsident von Meding — damals zugleich noch Präsident des Consistoriums — in einer langen Unterredung ermahnt. Otto hat darauf seine Bereitwilligkeit erklärt, seine Stelle als Consistorialrath sich wieder abnehmen zu lassen, worauf Meding: Otto wisse ja, daß das doch nicht geschehe."

**T. B. 2. Mai.** „Otto erzählte, als er bei seiner Weigerung beharrt, habe Meding ihm im Namen Eichhorns eröffnet, gezwungen könne er nicht werden."

**T. B. 20. April.** „Rochow sagte mir, noch 1843 habe er an Bildung einer conservativen Partei aus Gleichgesinnten gedacht, aber Thile eigne sich nicht dazu und Alvensleben gehe nicht darauf ein."

Es wurde nun im Staatsministerium, wo ich wieder Referent, und später im Staatsrat an Abfassung der „Verordnung" — nicht mehr Gesetz — gearbeitet, welche nur noch die Ehe-Prozeßformen einigermaßen reformieren sollte. Es wurden der Verordnung, wie wir sie vorgelegt, schon im Staatsministerium einige Wunden beigebracht. Ich war nahe daran, an der ganzen Sache zu verzweifeln.

Alvensleben ging nun definitiv ab, statt seiner wurde Bodelwingh Kabinets- und statt dessen Flottwell (Oberpräsident in agdeburg) Finanzminister.

**T. B. 27. April.** „Ich erhielt meine Bestallung als Chefäsident. Aller Schmerz über die verlorenen Hoffnungen der letzten ei Jahre und über den trübseligen Zustand der christlichen Gemeinaften in Berlin wachten auf und überschatteten mich."

**T. B. 20. Mai.** „Noch einmal in Potsdam auf Veranlassung iner bevorstehenden Abreise nach England. Der König bei Tafel: er ıeide mir diese Reise nach England. Beim Caffee schilderten Cabinetsh Uhden und ich dem Könige die Gefahr, in der das Ehegesetz im ıatsrath immer noch schwebe. Der König rief Rochow heran und zog ı in das Gespräch. Dann rief er mich allein in sein Cabinet und ach von »offenbar übelm Willen« — von »Erscheinen im Staatsrath, ı er die (feindlichen) Vota selbst hören wolle — legte ich jetzt das setz den Ständen vor, so würfe ich es in einen Abgrund.« Dann er Synoden; sie seien »das rechte Gegengewicht gegen die »»trefflichen«« ediger-Conferenzen.« — — — Bindewald sagte, man müsse doch mer festhalten, daß der Kern der Opposition gegen die preußische gierung Feindschaft wider das Christenthum sei. Sehr wahr!"

**T. B. 11. Mai.** „Bei einem Diner bei Puchta sagte Twesten rofessor der Theologie in Berlin): wer beten könne, der glaube, her glaube der betende Rationalist mehr als der pantheistische Christ." eses Wort hat mich mit dem was strafendes darin ist von 1844 ; 1871 durch mein Leben begleitet. — „Denselben Tag Gesellschaft uns. Karoline Focke, jetzt separirte Lutheranerin, erzählte, es ʒen drei Kähne voll schlesischer und neumärkischer Lutheraner auf der ree, die nach Australien auswanderten; man möge doch endlich in ) gehen um des Königs und des Landes, nicht um der auswandernden theraner willen."

**T. B. 23. Mai.** „Gestern bei Eichhorn; er sagte, es sei jetzt ıe Uebergangs-, eine Gährungszeit; Hollweg (er war damals Professor Bonn) sei so unzufrieden, so muthlos und erkläre es für unmöglich, : schlechten Presse am Rhein entgegenzutreten; — man konsumire, inte Eichhorn, unnütz die Kräfte der Guten."

Am 28. Mai errichteten meine Frau und ich vor dem Kammerichtsrat Theremin unser Testament. Am 29. Mai referierte ich h einmal im Staatsrat über das Ehegesetz, welches zu den vorigen

Wunden noch eine davontrug. Am 30. Mai reiste ich nach England ab mit schwerem Herzen; Leopold meinte: zu ungelegener Zeit, — es waren aber einmal alle Vorbereitungen getroffen. Am letzten Abend vor der Abreise schrieb ich noch ein Gutachten für Savigny, wie er dem Könige raten solle unsern Entwurf aufrecht zu halten gegen etwaige Staatsrats-Vota. Das Ehegesetz war, als ich abreiste, noch nicht fertig, wurde es doch aber nun bald in zwei Staatsratssitzungen. Unterm 28. Juni, als ich schon seit Wochen in London war, wurde es vollzogen, ohne vorgängige Vorlegung an die Stände. Über den endlichen Verlauf der Ehereform, die Verhandlungen im Monat Juni 1844 im Staatsrat und Kabinet berichtete mir Savigny detailliert nach England.

Das Ehegesetz vom 28. Juni 1844 enthält wichtige und hochnötige Reformen der Prozedur, die auch heute (1871) noch segensreich wirken; — eine Hauptreform, daß die Ehesachen von den Untergerichten an die Obergerichte übergingen, wurde 1848/49 leider wieder rückgängig gemacht. Also vergeblich waren meine schweren Kampfesjahre März 1842 bis Mai 1844 in Berlin nicht, aber wie viel mehr hätte errungen werden sollen!

Quod vixi tege, — quod vivam rege!

Am 29. Mai fand auf dem Köthener Bahnhofe die Versammlung der „protestantischen oder Lichtfreunde" statt unter Uhlichs, Wislicenus', Sintenis' und vieler andrer Magdeburger und Hallischer Rationalisten Führung, welche zu den heftigen Kämpfen der nächsten Jahre zwischen ihnen und den gläubigen Gliedern der Evangelischen Kirche führte. Professor Guericke in Halle trat als Zeuge wider die Lichtfreunde auf und erfüllte mit seinen energischen Zeugnissen den Jahrgang 1844 der Ev. Kirchenzeitung.

In diesen letzten Tagen meines Aufenthalts in Berlin übertrug noch der König den Vortrag der Personalien der Justiz im Kabinet an Voß, also ein gutes Stück des Justiz-Ministeriums, welches nun unter Voß, Mühler und Savigny geteilt war, so daß keiner von ihnen die wichtige Stellung als Justizminister hatte.

---

Fünfzehntes Kapitel.

# Reise nach England
## 30. Mai bis 8. September 1844.

Am 30. Mai trat Ludwig von Gerlach seine etwa 3 Monate dauernde halbamtliche Reise nach England an, deren Hauptzweck — wie früher schon erwähnt — war, sich über das englische Recht und insbesondere über das englische Gerichtsverfahren zu unterrichten. Am 30. April und 20. Mai, wo er behufs seiner Meldung wegen Ernennung zum Chefpräsidenten, bezw. wegen seiner bevorstehenden Abreise nach England beim König in Potsdam zur Tafel war, sagte der König ihm, er lege viel Wert darauf, daß er nach England reise, und er solle O'Connel grüßen. Später — im Juli — ließ der König ihm durch Bunsen sagen, er solle sich Zeit nehmen zu gründlicher Information, namentlich über die entails — eine Art englischer Fideikommisse — und über die Formen des Parlaments im Hinblick auf künftige preußische Reichsstände.

Mit ihm reiste der Gerichtsassessor Bindewald, welcher damals im Thileschen Ministerium arbeitete. Über Halle, Naumburg, Frankfurt, Mainz, Koblenz, Köln und Ostende reisend, kamen beide am 5. Juni in London an.

„Bunsen" — der damalige preußische Gesandte in London — schreibt L. v. Gerlach „hatte mir, wie er überhaupt sehr gefällig und dienstfertig war, unversiegelte Empfehlungsschreiben an notable Personen mitgegeben, die uns sehr nützlich wurden. Folgende Hyperbeln (schmerzlich zu lesen nach seinem späteren Leben und nach seinem Tode) setzten mich, wenn ich die Briefe abgab, in einige Verlegenheit; sie charakterisieren mehr Bunsen als mich: »one of our first-rate statesmen, who

is one of the candidates for being minister of justice - a particular and confidential friend and companion of the King — his being in England is a matter of great importance for Prussia — he is the chief mover of the reform of our law of divorce and adviser of the King on these and other important matters — high conservative firm protestant — one of the eight great judges of Prussia«, und Bindewald: »confidential secretary of our prime minister.« Dies soll Thile sein."

Am 7. Juni beim Herausgehen aus dem Oberhause sah ich den Herzog von Wellington in seinen Wagen steigen; ich hatte ihn seit 1815 nicht gesehen, wo er (bei der Windmühle von Bry auf dem Schlachtfelde von Ligny) schwarz und in der Fülle seiner Kraft war; jetzt ist er ein Greis und ganz weiß. — [Die Reisenden wohnten während ihres Aufenthalts in England (bis zum 1. August) und in Schottland (bis zum 16. August) möglichst vielen Gerichtssitzungen bei, so mehreren gerichtlichen Oberhaus-Verhandlungen, den Assisen in Buckingham, York, Durham, Newcastle, den Quartalssitzungen der Friedensrichter in Winchester, Sitzungen des Londoner städtischen Kriminalgerichts Old Bayley, mehrerer Edinburger städtischer Bailie courts und eines small debt court in Glasgow.]

„Im Oberhause", so erzählt das T. B., „hörten wir an mehreren Tagen vor den (kommenden und hinausgehenden und zum Teil im Saal herumgehenden) Lords einen Prozeß verhandeln, mittelst dessen Sir Augustus d'Este (als Abkömmling aus dem Hause Braunschweig) und Mademoiselle d'Este, die Kinder des Herzogs von Sussex (Sohnes Königs Georgs III. aus einer zweifelhaften, jedenfalls von dem Vater des Herzogs nicht genehmigten Ehe) ihre Anerkennung als königlicher Prinz und Prinzessin vergeblich zu erstreiten versuchten (Sussex Peerage case). Es war pikant, zu sehen und zu hören, wie die Lords, vorzüglich Lord Brougham, einzudringen versuchten — angeblich um die Formalien der in Rom geschlossenen Ehe zu prüfen — in die Verfassung und Praxis der römischen Kirche im Wege eines überweitläufigen Zeugenverhörs, welchem als Sachverständige unter andern ein Jesuit und der Bischof — nachmaliger Erzbischof und Kardinal D. Wiseman unterworfen wurden und in welchem auch Napoleons I. Ehescheidung und zweite Ehe zur Erörterung gezogen wurde. Die Kläger wurden von den Lords einstimmig abgewiesen auf Grund des royal mariage act, der solche vom Könige nicht genehmigte Ehen für ungültig erklärt.

Aber Lord Brougham und mit ihm alle Whigs sagten, dieses Gesetz sei unsittlich und hätte nie ergehen sollen — womit auch der Tory Lord Lyndhurst übereinstimmte — das Parlament müsse also den Schaden, den es den Klägern thue, gut machen. Es wurde gesagt, die Kläger hätten ihre Abweisung vorhergesehen und den Proceß nur angefangen, um die Trauung festzustellen und dann von der Königin Pensionen zu erlangen, die dann das Parlament zu bewilligen hatte."

Am 3. Juli fuhren wir über Southampton, die Insel Wight und Portsmouth, wo wir Flotte und Dockyards besahen, zurück nach London.

In diesen Tagen notifizierte mir Sir W. Stoddart, ehemals Chief Justice der Insel Malta, daß die society for lawamendment — Präses Lord Brougham — mich zu ihrem Ehrenmitglied ernannt habe. Sir Robert Inglis sagte uns einmal, man müsse nicht sagen: »the Parliament-House« sondern »the Queens-Palace in which she allows her Lords and Commons to meet« Die jetzigen neuen Parlamentsgebäude existierten damals noch nicht. Am 4. Juli, wie auch an mehreren folgenden Tagen wohnten wir der Einleitung des Kriminalprozesses gegen den schon in Irland verhafteten Demagogen O'Connel »for conspiracy« bei und sahen dann mit an, wie der royal assent (diesmal nicht persönlich, — die Niederkunft der Königin war nahe —, sondern durch drei Lords, unter denen Lord Lyndhurst als Lord Kanzler und der Erzbischof von Canterbury als Kommissarien) zu einer Reihe von bills, die dadurch acts wurden, erteilt ward, mit allem altertümlichen Pomp und in altfranzösischen Worten: »la Reine le veult« und bei Steuer-bills: »la Reine remercie ses féaux sujets et le voeult aussi«.

Über die Assisen-Sitzungen teilt das T. B. mit: „Am 12. Juli fuhren wir auf der Bahn nach Buckingham, einer Stadt ungefähr zwölf deutsche Meilen von London entfernt, die etwa zur Hälfte dem Herzog von Buckingham gehörte. Der Gasthof, wo wir einkehrten, hieß Chandos arms (Wappen), — Chandos ist der Name der Familie des Herzogs. Wirthshausnamen von den Familien der Pairs entlehnt sind sehr gewöhnlich, ebenso Queens head als Wirthshausschild und Wirthshausname. Der Herzog hatte uns auf die Assisen Richter nach seinem nahe bei der Stadt Buckingham belegenen Schlosse Stowe eingeladen. Das Rathhaus der Stadt, in dessen großem Saale die Assisen gehalten wurden, fanden wir schon ganz voll Menschen. Baron

Alderson — einer der Oberrichter, ein hochkirchlicher Tory, uns als solcher schon von London her bekannt — saß an dem einen Ende des Saales auf einem Stuhl, der auf der erhöhten bench stand, in rother Robe mit schwarzem Ueberhang, Schuhen mit Schnallen, seidenen Strümpfen und einer Perücke. Er sah mit seinen großen, einfachen Gesichtszügen vortrefflich aus. Wir gaben unsere Karten ein; er ließ uns gleich neben sich Platz nehmen. Der sheriff der Grafschaft, der — schwarz mit blanken Knöpfen und Escarpins — neben ihm saß, etwas tiefer als der Richter, räumte mir seinen Platz ein. Der sheriff, dem sein Amt während des einen Jahres, in dem er es nur verwaltet, 2000 Pfund kostet, wird von der Krone ernannt und darf (bei Strafe) nicht ablehnen. Er figurirt nur; die Geschäfte, von denen er nichts versteht, besorgt der von ihm ernannte und besoldete deputy-sheriff (Vice-sheriff), der in der Regel von dem abgehenden auf den antretenden übergeht; der deputy ist ein Mann etwa wie unsere Kreissekretäre. Der sheriff macht die honneurs der Grafschaft und trägt die Kosten dieser honneurs und die der Geschäfte selbst. Große Ehre und große Last. — Es standen zwei poachers (Wilddiebe) Chandler und Keel vor Gericht, die am 2. d. Monats einen Waldwärter Leech erschlagen haben sollten. Die Advokaten, Ankläger und Vertheidiger behandelten den vorsitzenden Richter mit dem größten Respekt; sie ließen sich willig von ihm zurecht weisen; oft wird von ihnen hervorgehoben, daß sie »under his Lordships direction« sprächen; so belehrte auch der Richter beständig die Geschworenen. Einer der Oberrichter in London hatte mir gesagt, der Sinn des englischen Rechts sei, daß the judge gives the verdict — verum dictum — by the mouth of the jury, und das sah ich hier vor Augen; — ähnlich fiel mir ein, wie man sagen könnte, wenn die Königin noch nicht blos regnait, sondern auch noch wie ihre Vorfahren gouvernait, daß sie die Gesetze gab mit ihren lords by the mouth of the commons. — Baron Alderson schloß seine Anrede an die Geschworenen: »God grant, that you may come to a right conclusion.« Nachdem die Geschworenen, ohne den Saal zu verlassen, 5—10 Minuten die Köpfe zusammensteckend geflüstert, sprach ihr Vormann, wie immer, mit leiser Stimme wie ein bescheidener Untergebener zu seinem Vorgesetzten: »Chandler not guilty of murder, guilty of manslaughter (Todschlag). Keel not guilty.« Nun der Richter: »William Chandler! to my full satisfaction the jury have found« u. s. w. If murder, »it would have been my painful duty to pass on you sentence of death.«

Dann hielt er ihm alle gravierenden Umstände vor. Er habe, sagte er, den Getöteten »hurried in the presence of Almighty God without time for reflection or repentance to answer for those sins, wich he, like us all, may have committed in the flesh. Who can tell, welches Urteil ihn erwartet? — that is in the breast of his Almighty judge; if his soul be lost, remember that you must answer for it before that awful tribunal where you will witness his everlasting doom. Even now there is mercy for you; you have time for repentance; employ it to ask forgiveness of your Almighty judge; resign you to that mercy, to which you must resign him whose case is far worse; may God give his blessing — — und dann verurteilte er ihn zu 15 Jahr Transport beyond the seas. Die ganze Rede war sehr imponierend. Man vergleiche hiermit unsere heutigen Geschworenen-Gerichte!

Dann folgte eine Proklamation: wer noch Anklagen vorzubringen habe? — und da niemand auftrat, Entlassung der etwa noch übrigen Gefangenen. Daher die Bezeichnung dieser Schwurgerichte »goal delivery«, „Ausleerung des Gefängnisses". In Betreff des Baron Alderson wurde später in einer Glasgower Zeitung gefunden: er habe die Grand jury der Grafschaft Suffolk (im Osten Englands) so angeredet: „Vor einigen Tagen habe er auf seiner Rundreise in einer Stadt gefunden, was er hier, wie er fürchte, nicht finden werde, nämlich einen Ruhetag (in Ermangelung von Kriminalsachen). Vor der Stadt spazieren gehend habe er den Lord lieutenant (den ersten Friedensrichter und Kommandeur der Miliz der Grafschaft, — in Hampshire war es damals der Herzog von Wellington) mit den farmers und labourers cricket spielend angetroffen. Diese hätten den Lord lieutenant deshalb nicht minder geachtet, wohl aber mehr geliebt; — wenn das Beispiel dieses noble Earl mehr befolgt würde, so würde die Nation in einem besseren Zustande sein."

Am 20. Juli übersiedelte ich mit Bindewald nach York. Wir wohnten an demselben Nachmittage daselbst einer Gerichtssitzung bei. Dem Lord chief baron Sir Frederick Pollock, den wir schon von London kannten, und ebenso dem zweiten der circuit-Richter wurde von dem train bearer beim Herausgehen aus dem court house bis an des high sheriff's Wagen, in welchem er und der andere Richter, Creßwell, abfuhren, die Schleppe ihrer Roben nachgetragen, und den langsam bis in ihre Wohnung fahrenden Wagen begleiteten zu Fuß in bunten

Livreen die Leute des high sheriff's, etwa 20 in weißen seidenen Strümpfen mit Haarbeuteln und Stäben. Die Livreen mit reicher Stickerei, kurzen Beinkleidern u. s. w.; Hellebardiere und Musikanten; der Wagen fuhr im Schritt während die Musik spielte; die Richter waren an diesem als dem ersten Assisentage in roten Roben und Allonge-Perücken; Sir Frederick Pollock mit einer großen goldenen Kette im Wagen vorwärts, der high sheriff in Escarpins mit Haarbeutel und Degen rückwärts; vom Dach der Richterwohnung wehte eine Fahne wie vom Buckingham Palace oder Windsor Castle, wenn die Königin da ist; alles ebenso, wenn sie von ihrer Wohnung nach dem court house hinfuhren; einmal ließen sie mich eine solche Fahrt mitmachen, in gießendem Regen, das Gefolge inklusive der seidenen Strümpfe durchschritt langsam die kotigen Straßen von York und trug eine Fahne mit des sheriff's Wappen-Devise; auch die Livreen sind des high sheriff's, nicht etwa Staatslivreen. — Doch hatte das Ganze, als eingelebt und nicht prätentiös, nichts komödienhaftes. — York, sagt das heute von uns gekaufte York-guide-book, sei später nie wieder so blühend gewesen als unter dem Kaiser Septimius Severus; Ao. Dom. 272 sei Kaiser Constantin der Große hier geboren. — Am 21. Juli, Sonntag, holte uns der junge Pollock, „Marschall" seines Vaters, des Sir Frederick, den er von ihm sprechend »his lordschip« nannte und in der Konversation »my lord« anredete, zum Gottesdienst im Minster, der berühmten gothischen Kathedrale, ab, wo wir für uns bestimmte Sitze und auf dem Pulte vor uns eine deutsche Bibel fanden und mir auch noch ein griechisches neues Testament von einem Domherrn gegeben wurde. Man hat in diesen services durchaus den Eindruck einer betenden Versammlung. Wie schön die vielen Psalmen und lessons aus dem alten und neuen Testament! Man kommt zur rechten Zeit, geht nicht zu früh fort, plaudert nicht, sieht sich nicht um, kniet, steht, sitzt nach allseitig streng beobachteter Ordnung. Und nun das alles in dieser prächtigen Kathedrale, an und in der nichts verfallen ist. Keine herumstehende oder sich drängende Zuhörer. Aber kein Altar (der an Opfer erinnerte), kein Kreuz, kein Kruzifix, es ist als sähe man in einen leeren Raum; Anteil an dieser Schuld möchte ich nicht auf mir haben. Von einem Klingelbeutel oder ähnlichem habe ich nie eine Spur in England oder Schottland wahrgenommen; auch ist der bei uns übliche Segen aus 4. Mose 6 kein Teil der gottesdienstlichen Liturgie, wie er auch, soviel mir bekannt, in der römischen

Messe nicht vorkommt. Mit diesen Eindrücken kontrastierte widerlich der Eindruck mehrerer Gesellschaften bei anglikanischen Geistlichen, wo ein bis zum Anstößigen maßloser Luxus und Whistspielen uns entgegentrat.

Die oben beschriebenen pomphaften Förmlichkeiten, die die Rechtspflege von außen begleiten und die auch auf sehr seltsame Weise den Zivilprozeß durchdringen und noch mehr damals durchdrangen, wurden mir, wie auch sonst manches Ähnliche, von liberalisierenden Juristen vielfach bezeichnet als die greatest absurdities — ein Wort, das ich oft zu hören bekam —, welche sie sich schämten Fremde sehen zu lassen. Aber alles konkret-geschichtlich Erwachsene und alles Mysteriöse, wenn es handgreiflich in die Erscheinung tritt, hat eine Seite, die leicht an das Lächerliche grenzt, während doch tiefe Wahrheiten damit untrennbar verbunden sein können. Wie viel kurioses, unzweckmäßiges, widerliches enthält der Leib jedes Adamssohnes. Am 24. Juli übersiedelten wir mittelst des Bahnzuges, in welchem auch die beiden Richter waren (Sir Fr. Pollock mit Sohn und Tochter) und der ganze die Assisen begleitende Advokatenschwarm, nach Durham, einer kleinen, wie Halle kohlenduftigen, eng und schlecht gebauten Stadt, wo aber auf dem Berge eine majestätische, alt-romanische Kathedrale und das bischöfliche Schloß prangt, während wir, weil die Assisen alles erfüllten, in einem kleinen Häuschen herbergen mußten, dessen Besitzer Mr. Aires ein Kohlenarbeiter (pitman) — er Methodist, seine Frau Independentin — mir selbst die Stiefeln putzte, und aus welchem Bindewald sich nach einigem vergeblichem Widerstande von den bugs (Wanzen) hinausbeißen ließ, so daß ich nun allein dort wohnte. Der Bischof hatte bis vor kurzem pfalzgräfliche Rechte, und die commission der Assisenrichter erging in seinem Namen. Daher das alte sehr ansehnliche Schloß. Wir sahen den feierlichen Empfang der Richter durch den sheriff mit seinen Leuten, dann die Eröffnung der Assisen, und den andern Tag wohnten wir dem Assisen-Gottesdienste in der Kathedrale bei, — Pomp und Feierlichkeit bei alle dem wie in York. Der Text der Assisenpredigt war schön und sinnig aus Johann. 8, 15: „Ich richte niemand." Das Anthem war das „Hallelujah" aus Händels Messias. Wie oft und schön hört man in England die Psalmen ausgeführt durch den uralten Wechselgesang des chanting, so heute. Der junge Pollock vereidigte in der ersten Gerichtssitzung die Grand jurors, lauter gentlemen, heute unter ihnen ein Lord, — dies sei,

sagte er, sein einziges Amtsgeschäft als marshal seines Vaters. Der Lord chief baron Sir F. Pollock sah prächtig aus mit seiner langen Perücke, roten Robe, braungelbem und schwarzem Überwurf und goldener Kette.

Am 1. August verpflanzten wir uns mit der Bahn nach Newcastle, wo sie damals endete. Hier wieder die Eröffnung der Assisen, der Gottesdienst u. s. w., alles wie in York und Durham; ich wohnte der Gerichtssitzung vor dem zweiten Assisen-Richter, Creßwell, bei. Ich erwähne nur folgendes, was mir einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Es wurde eine »coroners inquisition« vorgelegt, d. i. eine Urkunde auf Pergament, enthaltend das Resultat der Untersuchung einer gefundenen Kindesleiche durch die coroners. Sie war mit den 15 schwarzen Siegeln der von den coroners zugezogenen Geschworenen, jurors, versehen. Das Resultat ging dahin, »that she« — das Mädchen — »brought forth alive, by the providence of God, the child alone and secretly, which child by the laws and customs of this realm was a bastard, and she, not having the fear of God before her eyes, but being moved and seduced by the instigation of the devil did make an assault, and cut the throat of the child then alive and then there being in the peace of God and of our Lady the Queen, against the peace of our said Lady the Queen, her crown and dignity. Welche tiefe Anschauung von Verbrechen und Kriminaljustiz und von dem Wesen der königlichen Majestät. Recht ist Gottes Wille, die Verletzung des Rechts Werk des Teufels, — die Königin, ihre Krone und Ehre die reale, leibliche Darstellung der Ehre Gottes, — Seine Würde und Ehre ihre Würde und Ehre, — das Verbrechen, wenn auch verübt gegen den armen Bastard, trifft empfindlich ihre Person, ihre Krone, ihre Ehre. — Vergleiche damit die anstößig dürren und profanen Formen unserer und der französischen Rechtspflege! —

[Über die Assisen-Sitzung in Liverpool wird am Schluß dieses Kapitels einiges mitgeteilt. Um das Leben, die Verhältnisse und die Quartalssitzungen der Friedensrichter kennen zu lernen, hatten die Reisenden sich von Mr. Justice Coleridge eine Empfehlung an Sir William Heathcote in Hursley Park bei Winchester geben lassen, wo des Protektors Oliver Cromwell Sohn Richard gelebt hat und begraben liegt.] Sir William war der chairman (Vorsitzende) der Friedensrichter in der Grafschaft Hampshire. Er war high church,

high Tory, Besitzer von 30 farms und Parlamentsmitglied. Wir machten gleich bei unserer Ankunft zum dinner 1/2 7 Uhr abends die Bekanntschaft seines Pastors (vicar) Mr. Keble, eines Freundes und Gesinnungsgenossen Puseys und Newmans*), des Verfassers eines in neunzig bis hundert Ausgaben verbreiteten Hymnbook's, — the Christian year — welches, wir, wie auch Bibel und common Prayerbook, gleich in meiner Logierstube fanden. — Coleridge bezeichnete den Rev. Mr. Keble als »a holy man«. Keble sei in Oxford sein Flurgenosse gewesen und schon damals in seinen Universitätsjahren hätten er, Coleridge und seine Freunde, »veneration mixed with love« vor ihm empfunden.

**T. B. 30. Juni, Sonntag.** „Die morning prayers in dem Flur oder Saal, alle knieend von Anfang bis Ende, acht bis zehn männliche, ebensoviel weibliche Dienstboten, blos die aus dem Hause, — kein Gesang, blos Gebete — das Bußgebet, das Vaterunser von allen mitgesprochen — sonst blos das Amen. So auch an den folgenden Tagen." — Mr. Keble sagte mir: was England braucht, das sind Mönche; die gentlemen-Geistlichen können nicht Schritt halten mit der wachsenden Bevölkerung und nicht eindringen in die untersten Stände. Ich fragte ihn, ob er hoffe, daß dergleichen zu stande kommen würde. »Why« — erwiderte er — »I am not oversanguine«; die Rede sei viel davon. Später — am 6. Juli — saß ich auf einem dinner beim Oberrichter Patteson neben seiner Nichte, einer Tochter des Oberrichters Coleridge und Patenkind des Vikars in Hursley, Mr. Keble. Ich teilte ihr die Ansicht des letzteren über die Mönche mit; sie kannte diese seine Ansicht und fragte mich, was ich davon hielte. Ich: ob sie glaube, daß dazu sich Männer finden würden? Sie: o, ja! — sie glaube z. B. ihr Bruder, der in Oxford studiere. Dann sprach sie den Wunsch nach soeurs de charité aus, die Orte besuchen könnten, wo ladies nicht wohl hin könnten. — — Den Mönchen, meinte sie, sei undeservedly viel Übles nachgesagt worden. — — Um 2 Uhr begaben wir uns durch den Park nach der von Sir William neu begründeten district church, die ihm 3500 Pfund gekostet hat, inwendig mit gebeiztem und gefirnißtem Holzwerk, so daß man den ganzen Dachstuhl sieht, was sich sehr gut ausnimmt, — in den vier Ecken die vier Wappen: 1. der Königin, 2. des Bischofs, inklusive

*) Newman ist später römisch-katholisch und Oratorianer geworden; er gilt für den bedeutendsten unter den Puseyiten und englischen Katholiken.

seines persönlichen, 3. Mr. Kebles und 4. des von Mr. Keble angestellten und unterhaltenen curate Mr. Wilson, des Hülfsgeistlichen. Den parish clerk, der bei diesem Nachmittags-Gottesdienst ohne Predigt die Gemeinde leitete, fanden wir den andern Tag auf einer von Sir Williams farms an der Dampfmaschine beim Bretterschneiden.

**1. Juli.** „Sir William sagte mir auf Befragen, beim Votiren gingen seine farmers mit ihm — sie wünschten dies, mehr als er, — thäten sie es nicht, so würde er sich wundern, es aber nicht ressentiren; das würden sie aber unter einander thun." Im Flur des Souterrains von Sir Williams Hause bemerkten wir 27 Glocken; jede war für Einen Dienstboten bestimmt und hatte einen besonderen für ihn bestimmten Klang, war auch mit einem Pendel versehen, der sich noch eine Zeit lang fort bewegte, um dem betreffenden Dienstboten, wenn er den Flur betrat, Gewißheit zu geben, daß er gemeint sei.

Am 1. Juli wohnten wir in Winchester der feierlichen Eröffnung der quarter sessions und ihrer Sitzung für die Polizei- und Verwaltungssachen (dem Grafschafts-Parlamente, wie sie es scherzhaft nennen) bei, zwanzig bis dreißig Friedensrichter unter Sir Williams Präsidium. Die Friedensrichter*) (magistrates) und diese ihre Quartalsessionen haben hauptsächlich die Funktionen unserer Polizei-Obrigkeiten, Landräte, Kreistage und Kreisgerichte, soweit diese Kriminal-Gerichte sind. Sir William wurde respektvoll als vornehmer Herr behandelt. — Dann auf Sir Williams Vorschlag in den evening service (3 Uhr nachmittags) in der schönen Kathedrale, Besichtigung derselben und des dabei befindlichen college, dessen Warden uns an einem hohen Giebel ein wohlerhaltenes Marienbild zeigte; es machte einen eignen Eindruck, als er mit besonderer Genugtuung sagte, daß es die Zerstörungen der Reformationszeit und der Zeit Cromwells überdauert habe. — Dann dinner mit den magistrates; Sir William zwischen Bindewald und mir präsidierend, toastete: »Her Majesty the Queen und His Majesty the King of Prussia«, und ich: »The gentlemen to these Quartal sessions assembled«. — Tags darauf, 2. Juli, wieder von Hursley nach Winchester, wo nun Sir William mit noch sechs magistrates auf der bench und mit Geschworenen und Advokaten in Perücken das Kriminal-Gericht der Quartal-Session (bis sieben Jahr Deportation

*) Bei dem Worte „Friedens"-Richter ist nicht an gütlichen Vergleich im Gegensatz zu Prozeß, sondern an Prozeß im Gegensatz zu gewalttätiger Selbsthülfe zu denken.

kompetent)*) abhielt. Wie ungeniert man mitten unter den vielen Formen verfährt, das trat hier hervor. Auf der bench saß neben Sir William rechts ich, links Bindewald und dann wieder zwischen zwei von den auf der bench sitzenden magistrates Sir Williams vierzehnjähriger Sohn, und von uns, so auf der bench sitzend, wurden im court vor allen Anwesenden während einer kleinen Pause sandwiches verspeist, die vor uns auf das Pult der bench gesetzt wurden. — Diese Justiz-Session ist in dem T. B. noch viel ausführlicher beschrieben, als das gestrige Grafschaftsparlament. Ich ziehe noch daraus aus, daß nach der Vereidigung der Grand jury der crier die Proklamation der Königin against vice and immorality verliest, „die so schön", sagt das T. B., „alle Obrigkeit auf Gott, »by whom Kings and Queens reign«, und alle Rechtspflege auf Sein Gesetz und Seinen Willen zurückführt." Es ist dies ein altes Formular; Sir William erzählte, ein farmer, der es 1837 nach dem Regierungsantritt gehört, habe gesagt: »The Queen must be a very good lady to tell us all these fine things.« Auf die Proklamation folgt dann der Ausruf des criers: »God save the Queen!« — Nicht reparierte oder schlecht reparierte Brücken oder Wege wurden in den Formen des Kriminalprozesses angeklagt und mit Geschworenen wie Verbrecher verurteilt (fined); diese Geldstrafe hat dann die schuldige parish zu zahlen. — [In London wohnten die Reisenden den gerichtlichen Verhandlungen in Old Bayley bei. Bei dem dinner während der Beratung der Geschworenen, zu dem sie von den beiden sheriffs von London eingeladen waren, wurde der erste Toast von einem Geistlichen auf »the church and the Queen« und dann von Justice Williams ein Toast auf Gerlach ausgebracht, wobei er auf den gemeinsamen Kampf Englands und Preußens 1815 Bezug nahm; the chaplains of the sheriffs waren bei der Gerichtsverhandlung — sie betraf einen Mord — gegenwärtig gewesen und der chaplain of New Gate, dem Kriminal-Gefängnis, hatte mit auf der Richterbank gesessen. In Edinburg wurden mehrere Bailie courts — ähnlich unsern Amtsgerichten — besucht, unter andern der court des Bailie Mack, vor dem ein Brautpaar erschien und eine Zivilehe einging, aber sofort dafür abgestraft wurde. Gerlach schreibt darüber:] „Die Anklage, die Vorladung, das Protokoll über die

*) Die Quartalsessionen haben auch eine, jedoch sehr beschränkte Zivil-Gerichtsbarkeit. — Gleichzeitig hielt in einer andern court ein anderer Friedensrichter in gleicher Weise Gericht.

Verhandlung, in welcher das Brautpaar pleaded guilty, worauf dann nur noch das Urteil, welches die Strafe ausspricht, zu folgen hatte, — alles dies war fertig und niedergeschrieben, ehe das Vergehn begangen und überhaupt irgend etwas geschehen war. Ich lasse Abschrift dieses Actenstücks folgen, welche ich sofort in der Gerichtsstube mit Erlaubnis des Richters nahm:

Council chamber.

Edinburgh 8. Aug. 1844. Unto the honorable the magistrates of Edinburgh the petition and complaint of Robert Lockhart Dymork Solicitor, Procurator fiscal of court for the public interest

Humbly showeth

that by act of the I. parliament of Charles II, d 34, entitled »Act against clandestine and unlawful marriages« it is statue and ordained, that what so ever person or persons shall here after marry or procure to be married in a clandestine and inorderly way or by jesuits priests or any other not authorised by this kirk that they shall be imprisoned for 3 months and beside their said imprisonment shall pay each nobleman 1000 £ scots, each barron or landed gentleman 1000 merks, each gentleman and burgess 500 £, each other person 100 merks,

that Frederick Beecher Rocke of Rockingham Hall near Crawley, Sussex, and Maria Amelia Bowles of Boulogne sur mer, France, both presently residing in Campbells Hotel, Princes street, Edinburgh, have contravened the said act in so far as upon the 8 day of August 1844 they did within the city chambers of Edinburgh marry or procure themselves to be married in a clandestine and inorderly way not authorized by the kirk by then and there declaring themselves married persons in presence of James Ogilvie Mack, one of the magistrates of Edinburgh.

May it therefore please your honors to grant warrant to officers of court to summon the said F. B. R. and M. A. B. to appear before you or any one or more of you, to answer hereto and summon witnesses for both parties: hereafter to fine and amerciate the said defenders in a sum not exceeding 100 merks scots payable to the complainer for the public interest and

in the event of non payment to grant warrant to officers of court to seize and apprehend the persons of the said defenders and to imprison them in the prison of Edinburgh until the said fine and expenses be paid, the period of imprisonment not exceeding 60 days. According to justice

R. L. Dymork Pt. (Procurator Fiscal).

At Edinburgh 8. August 1844

the Bailies having considered this petition and complaint grant warrant to officers of court to cite the therein named F. B. R. and M. A. B. to appear before any of the magistrates to answer to the same as also to cite witnesses for both parties

J. O. Mack B.

Eodem dic. Compeared the said F. B. R. and M. A. B. and the petition and complaint being read over to them they severally answered guilty.

F. B. Rocke.
Maria Amelia Bowles.
J. O. Mack B.

Was vor meinen Augen und Ohren geschah, war Folgendes: Das Brautpaar — der Mann, ein Engländer aus Sussex, begleitet von einigen männlichen, die Braut, eine Französin aus Boulogne sur mer, von einigen weiblichen Zeugen — trat in das Zimmer und setzte sich auf eine Bank vor dem Richterstuhl — einem Katheder, wie in einer Schulklasse — nieder. Befragt von dem darauf sitzenden Bailie, was sie wollten, sagte erst der Mann, dann die Braut: I declare this {man / woman} to be my {husband / wife}. Darauf sagte Bailie Mack: »It is scarcely fair« — nicht fein — »to bring this case before me being an office-bearer of the church« und fragte sie, ob sie wüßten, daß sie etwas strafbares getan. Sie verneigten sich zustimmend, — er las die betreffende Stelle aus einem alten Gesetze vor, welches eine Geldstrafe androht (in Merks), und fragte weiter »guilty«? — »Yes« und ob sie etwas dagegen zu erinnern hätten, daß sie hiernach bestraft würden. Wieder verneinende Zustimmung und die Bitte, ihnen die Verhandlung urkundlich auszufertigen, — was der Zweck des ganzen actus war. — Warum sie die kirchliche Einsegnung nicht gesucht, kam nicht zur Sprache und schien den Gerichtspersonen nicht bekannt zu sein. Der Prokurator fiscal sagte uns, solche Fälle kämen etwa jährlich

einmal vor (in Edinburg? — oder innerhalb seiner Wissenschaft?). — Die Zivilehe — d. h. die Unabhängigkeit der **Rechtsgültigkeit** der Ehe von irgend einer **kirchlichen** Handlung — consensus facit matrimonium — war das Recht, soviel ich weiß, des gesamten christlichen Abendlandes, wiewohl die kirchliche Einsegnung allgemein üblich war und deren Unterlassung auch wohl immer oder fast immer kirchliche Zensuren nach sich gezogen hätte. Erst im 16. Jahrhundert eiferten die Reformatoren, besonders Luther, gegen die „heimlichen Ehen" von dem Gesichtspunkte aus, daß sub specie des Sakraments die väterliche Einwilligung umgangen würde; und so führten die Protestanten als Bedingung der Gültigkeit der Ehe die kirchliche Einsegnung ein, das tridentinum aber die Erklärung coram parocho. In Schottland ist jedoch im Unterschiede von England das tridentinum nicht rezipiert; daher dieser Akt vor Bailie Mack und der Schmidt von Gretna Green an der englisch-schottischen Grenze, der einen Zeugen und Urkundenapparat bereit hielt. Das Motiv des Brautpaars kann irgend ein Ehehindernis, vielleicht aber auch nur irgend ein Konvenienzgrund — z. B. Umgehung der Verzögerung durch das Aufgebot — gewesen sein. So wird Mr. Macks Klage erklärlich, daß man ihn in einen, die Gesetze der Kirche verletzenden Akt verwickele, obwohl er ein Kirchenamt, vielleicht als Ältester, trage. Lord Justice clerc Hope, vor dem einige Tage nachher dieser Vorgang zur Sprache gebracht wurde, tadelte, daß die Gerichte sich darauf einließen und deutete an, es möge wohl um der fees (Sporteln) willen geschehen. Wenngleich hiernach die Zivilehe an sich nicht anstößig ist, — so ist doch, nachdem die kirchliche Einsegnung und ihre Notwendigkeit — Gott sei Dank — tief eingewurzelt ist in unsere Landessitten, der Versuch diese Sitte bis in ihre Fundamente zu erschüttern, — nur um Ehebrechern und Ungläubigen zu genügen —, ein so verderblicher Frevel, daß ihm auf alle Weise entgegen zu treten ist, wie ich dies zu tun versucht habe in dem Artikel „**Warnung wider die Civilehe**" S. 337 der Ev. Kirchenzeitung 1859, als damals — leider unter dem Ministerium Bethmann-Hollweg — das Vaterland von diesem Unheil bedroht wurde. Rechtsgültige Ehen einzugehen muß allerdings jedem möglich sein; aber diese Möglichkeit gewährt bei uns auch jetzt schon das Gesetz von 1847. — Noch viel nachdrücklicher trat ich 1874 gegen die Zivilehe auf in der Schrift: „**Die Civilehe und der Reichskanzler**", welche mir einen Kriminalprozeß vor dem Kreisgerichte in Wohlau zuzog, worauf der

König mir den von mir nachgesuchten Abschied aus seinem Dienst bewilligte. Ich wurde dann mit zweihundert Thalern bestraft.

[Während Gerlach so lebendige Eindrücke von der Art der englischen Rechtspflege in sich aufnahm, machte er zahlreiche Bekanntschaften von Juristen, Staatsmännern, Geistlichen und deren Familien, und wo er auch war — auf der Eisenbahn, auf Landsitzen, bei den dinners und in kleinen Kreisen, überall fand er in England, Schottland, Irland charakteristische Züge, Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen, die er nicht sowohl zu kritisieren als vielmehr — zu verstehen und zu verarbeiten bemüht war. Er erzählt:] Ich war am 15. Juni bei Mr. Lockhart, dem Schwiegersohn des Dichters Sir Walter Scott, einem Hochtory. Er erzählte mir, er sei Mitglied eines dining club, der alle Freitage sich versammle; kürzlich hätten aber drei Mitglieder dieses Klubs, die Oberrichter Coleridge und Patteson, sowie der Dean (Dechant) of Chichester erklärt, sie könnten aus religiösen Bedenken Freitags dinners nicht mehr mitmachen.

Die Tories waren damals an der Regierung; Sir Robert Peel Premier. Einen grellen Kontrast gegen unsere vielen toristischen, hochkirchlichen, zum Teil puseyitischen Bekanntschaften machte D. Lushington, ein Jurist, und Geistlicher- und Admiralitäts-Richter, bei dem wir am 16. Juni, einem Sonntag, einem family dinner beiwohnten. Er sagte uns, er sei ein staunch whig; alle großen liberalen Maßregeln, an die er sein Leben gesetzt und mit denen er anfangs in kleinen Minoritäten sich befunden, seien ganz oder beinah ganz durchgesetzt: die Abschaffung der Sklaverei, die Parlamentsreform, die Reform der Armengesetze, großenteils die Abschaffung der Todesstrafe; — die jetzige Gegenströmung werde bald überwunden sein. Er nahm Partei für die Königin Caroline und hatte 1821 ihre Leiche nach Braunschweig begleitet. Ihr Gemahl König Georg IV. sei ein ganz schlechter Mensch gewesen und habe die Zeugen in seinem Prozeß gegen sie bestochen; der Königin Verurteilung würde einen Aufstand zur Folge gehabt haben u. s. w. Es fand (wie überall, wiewohl manchmal sehr kurz), Tischgebet statt, durch seine Tochter, die er »his archbishop for the time being« nannte. Man läßt mich bei den dinners die Dame des Hauses führen; nur peers (mithin auch Bischöfen) gibt man den Rang vor mir. D. Lushington sagte mir, nachdem ich (22. Juni) seiner Rechtsprechung in Doctors commons (communitas Doctorum) als Richter des Bischofs von London in einer Ehesache beigewohnt hatte:

in England existierten Absurditäten ungestört bis sie galled the back. So habe der Duke of Cleveland das Recht ein Gefängniß zu halten, aber ohne die Pflicht für die Gefangenen zu sorgen, so daß sie verhungern könnten.

Am 18. Juni ein rout bei Mr. Gladstone, dem jetzigen (1871) Premier. Wir gingen um $10^1/_2$ abends hin und um $1^1/_2$ fort aus den gedrängt vollen Zimmern. Aber da erst kam H. von Thile, Sohn des Generals in Koblenz, Legationssekretär, Vertreter des noch in Deutschland weilenden Bunsen, jetzt (1871) Bismarcks Unterstaatssekretär, der uns in London sehr freundlich bemutterte. Ich erwähnte gegen Mr. Gladstone das Interesse, das seine Schriften (über Staatsreligion, Verhältnis von Kirche und Staat u. s. w.) in Deutschland fänden, wo dieselben Fragen schwebten, worauf er: in dem mehr spekulativen Deutschland müßten diese Fragen mehr Anklang finden, als hier in England. Ein junger Advokat und Parlamentsmitglied sagte mir: alles was ein political man tue, sei das Volk geneigt für wrong, dagegen alles, was ein Richter tue, für right zu halten; das Volk hinge an seinem common law, im Gegensatz zum statute law — an dem judge made law, das aus konkreten precedents sich entwickle, — während es in abstrakten Gesetzen bias (Nebenabsichten, Parteirichtungen) wittere; daher die Abneigung der Richter, abstrakte Rechtsfragen, not arising out of the facts, zu entscheiden.

Am 19. Juni um $^1/_2$8 dinner bei D. Howley, Erzbischof von Canterbury in Lambeth. Ich saß zwischen den Frauen der Bischöfe von Norwich und Worcester, diese uns gegenüber. — Alles mindestens das Doppelte von unseres Königs Tafel, — die ungeheure Halle — Silberservice — vierzehn (Bindewald hat achtzehn gezählt) Bediente zu zwanzig bis fünfundzwanzig Personen. Und mehrfach wurde mir die große Einfachheit des Erzbischofs gerühmt bei seinem hohen Rang (gleich nach den königlichen Prinzen) und großen Einkünften. Die Bischöfinnen, meine Nachbarinnen, bezeichneten ihre Männer gegen mich als »my bishop« — »my property«. Die von Worcester klagte mir, daß die bishopesses keinen Rang hätten; es wäre als ob sie gestorben wären. Ich bemerkte, es erkläre sich dies aus der vorreformatorischen Zeit, worauf sie: man habe ja so vieles reformiert, warum nicht auch dies? — Mrs. Howley zeigte mir nachher einen eleganten zum Herumdrehen eingerichteten Tisch, auf welchem unter Glas Mineralien und auf einem Baum ausgestopfte Vögel, — Holz,

Stein, Vögel, alles aus ihres Mannes, des Erzbischofs, Park zum Andenken für ihre Kinder. — Dann sagte sie: »you know we are like birds of passage« (Amtsbesitz im Gegensatz zu erblichem Besitz). In dem sehr eleganten drawing room das Porträt unseres Königs, das er dem Erzbischof geschenkt hat. — Der alte ehrwürdige milde Mann erzählte mir von seiner Jurisdiktion über die colonial bishoprics. Als wir die vielen Länder so durchgingen, war es mir als ob ich mit dem Papste spräche. König Friedrich Wilhelm IV. erwähnte die quasi-fürstliche Pracht von Lambeth — mir gegenüber immer mit Widerwillen im Gegensatz zu seinem Ideal von Bischöfen mit Einkünften wie die unserer Superintendenten. Andererseits nannte der König den Erzbischof von Canterbury den „best angezogenen" Mann in Europa. Als wir Mitternacht nach Hause kamen, besuchte uns — als zu einer passenden Besuchsstunde — unser junger Freund Mr. Acland um uns Rat zu geben für Oxford zu der morgen daselbst stattfindenden Universitätsfeierlichkeit. Mr. Acland, Sir Robert Inglis und Mr. Maurice, Prediger an Guys Hospital in Southwark, standen uns in bewußter Glaubensgemeinschaft in London am nächsten.

Nach Oxford fuhren wir am 20. Juni. Der irländische porter auf dem Bahnhofe in London, — nachdem er meinen sixpence erhalten hatte, sagte mir: »you are a Frenchman?« — und als ich sagte: »a subject of the King of Prussia« und er mir einen Eisenbahnwagen gezeigt hatte, in dem der König gefahren sei, sagte er: »he is a rogue«, und als ich ich ihn fragte, warum er ihn so nenne, sagte er: »because of his behaviour to the Poles who are of my religion.« Ich erklärte ihm den Unterschied von Russia und Prussia, der ihm neu war. — Sir Robert Inglis sagte mir in diesen Tagen mehrmals, gewissermaßen entschuldigend, wenn man nur meine Ankunft zu der heutigen commemoration eher gewußt hätte, so würde man mich zum Doctor gemacht haben. Wir sahen und hörten nachher in der Festlichkeit viele solche Promotionen mit an. — Placetne Doctores? placetne magistri (madjistrei)? — Ego (igo) promoveo (promovio) te (ti) in Doctorem juris (djureis) civilis (civileis) — so wurde das Latein ausgesprochen. Ich tröstete mich mit der Reflexion, daß diese Ehre mir leicht 100—200 Pfund gekostet haben würde. Bei meinem Präsidentenjubiläum 1869 gewährte die Fakultät in Halle sie mir gratis. — D. Pusey besuchte ich in den zwei Tagen, die ich in Oxford war, zweimal in seiner Studierstube in Christchurch college.

Seine Bekanntschaft hat einen tiefen Eindruck echter Katholicität auf mich gemacht, der mich durch mein ganzes ferneres Leben begleitet hat und noch begleitet. Er sagte sehr ernst von meinem Besuch, als ich äußerte, daß ich ihn wohl störte und dgl.: it is only once in life. Aber ich besuchte ihn 1852 noch einmal, als ich mit Vetter Carl Raumer, dem Minister, in Oxford war, in demselben Christchurch. Wer England kennen, lieben und bewundern will, der muß Oxford sehen.

Am 21. Juni in London bei Sir Rob. Inglis zu einem house of commons dinner, d. h. zu einem dinner, nach welchem man etwa 11 Uhr abends noch in das house of commons fährt, wie wir heute auch taten. D. Jelf, Schwestermann der Gräfin Reichenbach-Goschütz, und D. Blomfield, der Bischof von London, waren bei Sir Robert, D. Blomfield, wie Sir Robert mir vorher sagte, um mich kennen zu lernen. Sir Robert erzählte, dieser Bischof von London habe in seiner Diöcese 112 neue Kirchen zu stande gebracht und sei unausgesetzt in solchen Amts- und Liebeswerken tätig; von der Königin Anna (1701—14) an sei — hundert Jahre lang — bei sich verdoppelnder Bevölkerung kaum eine neue Kirche gebaut worden; die Konsekrationsliturgie sei beinahe verloren gewesen; man habe sie erst mühsam wieder aufsuchen müssen; »we were going to become a nation of heathen.«

Am 28. Juni dinierten wir bei dem Bischof von London in Fulham, dem Landsitze seiner Amts-Vorfahren seit sechshundert Jahren, wie er uns sagte. Es ging dabei ebenso prächtig her, wie bei den dinners der Lords und Gentlemen in London, u. a. sechs aufwartende Bediente für zwölf Personen. Wie mag der 1244 regierende Bischof in Fulham seine Gäste bewirtet haben? — Es kam bei Tische vor, daß es im Werke war, für die große Stadt Manchester ein neues Bistum zu errichten, daß aber die Vermehrung der Bank der Bischöfe im Oberhause um ein Mitglied auf Bedenken stieße; diesen Bedenken begegneten die kirchlichgesinnten Lords im Parlamente damit, daß sie einen Bischof, der nicht Pair sondern **nur** Bischof, mithin nur Diener der Kirche sei, für wünschenswerter als einen Lord Bishop erklärten, worauf die minderkirchlichen erklärten, daß gerade Nur-Bischöfe, als rücksichtslos nur kirchliche Interessen verfolgend, gefährlich seien. In demselben Sinne sagte Lord Monteagle, unser Mittischgast in Fulham, er finde diese Besorgnisse vor übergroßer Macht der Bischöfe sehr

begründet, als Christ könne man die Trennung der Kirche vom Staate wünschen, als Engländer müsse man sie fürchten; ein Bischof — — ja! schon ein reicher nobleman werde dadurch, daß er Pair sei, nicht mächtiger, sondern vielmehr beschränkt und zahm gemacht; ebenso würde Prinz Albert, der Gemahl der Königin, eben **weil** er irresponsible, sehr einflußreich und mächtig sein können.

Am 8. Juli waren wir in Eton und Windsor, einem grundcharakteristischen Mittelpunkte englischen Lebens, unten das reiche alte college, darüber auf dem hohen Ufer der Themse das mittelalterliche Schloß. Wir waren durch Mr. Justice Coleridge seinem Bruder, einem der master in Eton empfohlen, dessen Frau mir auf meine Frage nach dem Verhältnis der Königin zur Kirche sagte: »Why, that is the loose screw« — sie gehe zwar sonntäglich, aber nie zweimal, und nie an Wochentagen, außer an hohen Festen, in die Kirche, — täglichen Hausgottesdienst habe sie allerdings eingeführt. Das fand Mrs. Coleridge wenig. — Leopold, mein Bruder, sagte: er habe an keinem der Höfe, die er kenne — und deren waren viele — eine Spur von Tischgebet gefunden; den englischen Hof kannte er nicht aus eigener Anschauung.

Einer der Oberrichter, Mr. Coltman, ein Whig, sagte mir, als ich am 9. Juli bei ihm dinierte, Pairs in Vermögensverfall seien sehr selten (die Pairie ist nämlich als solche mit keiner Art von Besitz verbunden); die Familien wenden ihnen lieber zu, was sie können; arm seien Pairs wohl manchmal, — er verstehe darunter nur solche, die nicht mehr als jährlich 2000 bis 5000 Pfund hätten. Er nannte als Beispiel einen Lord Gifford, der auf dem Wege des law preferment eines bald verstorbenen Vaters neue Pairie geerbt habe. Dieser Lord Gifford ist mir immer wieder genannt worden, wenn ich nach diesem Verhältnisse fragte. [Von einer Unterhaltung mit einem der Oberrichter, dem oben erwähnten Baron Alderson, schreibt Gerlach:] Wir, Bindewald und ich, machten nach Beendigung der Sitzung noch einen Spaziergang mit Baron Alderson und seinem »marshal«, einem jungen Mann, der dem Richter zur Hand ist, oft sein Sohn oder Neffe, gleichsam als sein Zivil-Adjutant, ihm den Thee macht u. s. w., wie ich 1815 für Grolman in Belgien und Frankreich. Wir kamen an einem Kirchhof vorbei, der wie immer ohne Kreuze war. Ich fragte: Warum? worauf Baron Alderson, er wisse keinen andern Grund als weil die Papisten auf der einen Seite zu weit gegangen seien, so müsse

man auf der andern zu weit gehen. »Crosses would make people mad« sagte mir ein ähnlich gesinnter Engländer. So ist es mir auch schwer zu tragen gewesen, auf den anglikanischen Altären statt Kreuz oder Kruzifix immer ein aufgeschlagenes Buch mit den Ziffern I bis X (die zehn Gebote bedeutend) zu sehen. — Baron Alderson sagte auch, die members der Stadt Buckingham für das Unterhaus ernenne wesentlich der Herzog von Buckingham. Er, Alderson, könne in election bribery [Wähler=Bestechung] nichts unrechtes finden, — eine Stimme sei verkäuflich wie anderes Eigentum und es sei lächerlich, die Leute durch Gesetze zwingen zu wollen, frei zu sein. — [Gegen Abend nahmen die Reisenden an einem dinner teil, welches der Herzog von Buckingham anläßlich der Assisen in seinem außerordentlich prachtvollen Schlosse Stowe gab]. Bei der Tafel lange Reihe von Toasten und Toastreden, auf welche wie immer kein Gläseranstoßen sondern Beifallpochen und =trommeln*) folgte. In Baron Aldersons Toastrede kam ich als »distinguished judge« vor. Die Toastrede des Bischofs war sehr geistlich; er sprach von der Konfirmation (Firmung sagen die Römer), die er im Umherziehen erteilt habe.**) Hinter den grand jurors kam ich; der Herzog ließ sich zum Toast auf mich, wie ich hören konnte, die Materialien leise von Lord Brougham geben. Er erwähnte darin trial by jury als etwas, was besonderen Eindruck auf mich machen würde. Ich stand auf und sprach, zunächst mein scarcely english entschuldigend, von judge made law — Recht, das durch die Praxis der Richter sich feststellt —, welches ich als »a great blessing« empfahl, im Gegensatz zu abstract legislation and codification, dann wie wünschenswert more connection between England and Germany und daß es nicht die Schuld der English hospitality sei, wenn es daran noch fehle, — ziemlich lang. Ich hörte, wie Lord Brougham gegen seine Nachbarn mein Englisch lobte »not a word, which was not quite English«. Dann beantwortete Brougham, was ich gesagt, mit einer Rede, daß pure and firm administration of justice die Säule des Wohles von England sei, an Wichtigkeit nur der Kirche nachstehend. Zu Bindewald hat sein Nachbar gesagt, was ich vorgebracht (judge made law) sei gerade die Frage des Tages und

*) Es wird nicht während des Essens, sondern nach dem Essen getoastet.

**) Die anglikanische Konfirmation ist ein ausschließlich bischöflicher Akt und hat ganz die Natur der römischen Firmung, aber keine Ähnlichkeit mit unserer Konfirmation als Bedingung der ersten Kommunion der Jünglinge und Jungfrauen.

ein Protest gegen Lord Broughams Tendenzen gewesen. So hatte ich es auch gemeint und es genügte mir nicht, daß er zwar mein quite English (quite war Schmeichelei) anerkannte, auf diese mir wichtigen Gedanken aber sich nicht einließ. — Aus den Fenstern sah man auf einen großen Rasenplatz, auf welchem viele Hasen herumliefen und obschon es regnete Landleute tanzten; im Hintergrunde ein Zelt, in welchem, wie man mir sagte, die duchess saß. — Vor dem dessert erhob sich der Herzog und rief »Grace« (Dankgebet) und ein Geistlicher sprach ein sehr kurzes Gebet, während alles aufstand und sich gleich wieder setzte. — Tischgebete sind eigentlich in England allgemein, nur daß sie fast immer sehr kurz, oft sitzend, nie mit gefaltenen Händen, vor und mehr noch nach Tische vor dem dessert gehalten werden, — »God bless us these creatures for Christs sake« oder »Lord! make us thankful for these thy creatures for Christs sake!« — und oft zu fast nichts oder wirklich zu nichts zusammenschrumpfen. Mir sagt das römische Sichbekreuzigen bei Tisch sehr zu, — „sei unser Gast" ist sehr schön und tief, aber — so leichthin solches mysterium?*)

Nach der Tafel lud uns der mir bis dahin unbekannte Sir Harry Verney, auf Grund seiner bei Bunsen 1842 gemachten Bekanntschaft mit meinem Bruder Otto, nach seinem Besitztum Claydon ein, wo wir dann in derselben Nacht ankamen und drei Tage verweilten in einer christlichen Whig-liberal-low church-Familie, im Gegensatz von Stowe, Hursley, high church und Toryism; Bunsens Empfehlungen, die sich dann organisch fortpflanzten, hatten mich bis dahin fast ausschließlich in tory und high church Kreise, fast garnicht unter liberals geführt und garnicht unter römisch-katholische. Desto lieber war mir bei meiner später oft von Leopold mir vorgeworfenen „elenden Vielseitigkeit" das Ausruhen von London in diesem geistig und geistlich erquickenden Hause.

Sir Harry ist Sohn eines Generals, selbst Offizier und Gesandtschaftssekretär in München und Stuttgart gewesen, sein Familienname Calvert; — er ist jetzt (1844) baronet. — Gleich den andern Morgen Gebet auf den Knieen und eine Betrachtung über Bileam, nicht aus dem common prayer (wie in Hursley), sondern aus einem anderen Buche. Die drei Tage, die wir hier zubrachten, waren reichlich besetzt mit solchen family-prayers und schönen inhaltreichen, christlichen

*) Dieser Abschnitt Buckingham und Stowe ist sehr lang; er vieles mitteilen, was seiner Natur nach sich nicht auf diesen Tag allein !

Gesprächen, an denen insbesondere die Frau vom Hause — eine Schottin — lebendig teilnahm, ein eifriges Glied der schottischen secession church, — die das Jahr vorher entstanden war durch den Austritt eines sehr großen, vielleicht des lebendigsten Teils der schottischen (presbyterianischen) established church, wegen angeblicher Überspannung der Patronats- und staatlichen Regierungsrechte in Kirchensachen;*) aber sie nahm auch ohne Bedenken teil an anglikanischen Gottesdiensten, — und ebenso eine ältere Dame Mrs. Raffles, die Witwe des Eroberers und Gouverneurs von Java und Sumatra, durch welchen die jetzt wieder holländischen Kolonien in der Napoleonischen Zeit in die Hände Englands gekommen waren. An dem Sonntage, der einer der Tage unseres Aufenthalts in Claydon war, wohnten wir zwei Gottesdiensten in zwei zu Sir Harrys Besitztum gehörigen Kirchen bei**) und durchgingen mit ihm die Wohnungen (cottages) von etwa 10 seiner Tagelöhner, die in diesen ihm gehörigen cottages zur Miete wohnen und zu ihm nur in dem Verhältnis des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber ohne festeres Band stehen, und von zweien seiner farmers. Von Bauern, copyholders, überhaupt kleineren Grundbesitzern oder gar von einem Dorfe oder einer Dorfgemeinde sah ich keine Spur. Die besseren cottages, je mit einem sehr kleinen Garten, bringen fünf shilling Miete monatlich; sie bestehen aus einer Stube und einem oder zwei bedrooms, haben keine Küche und keinen Ofen; gekocht wird im Kamin in der Stube; alles, was der kleine Garten nicht bringt, müssen sie kaufen und wenn sie keine Arbeit haben, leiden sie Not. Wir kamen zur Zeit ihres Mittagessens: Schweinefleisch, pudding mit oder ohne Kirschen, Kohl, Kartoffeln, — doch sehr verschieden. Es sah bei allen diesen cottagers und farmers, die wir besuchten, sehr sonntäglich aus; christliche Bücher und Bilder, aufgeschlagene Bibeln; in einer cottage Bogatzkys Schatzkästlein in englischer Übersetzung; aus einer cottage war ein Sohn als Missionar auf einer Südseeinsel; bei einer dem dissent angehörigen farmer-family fanden wir Whitefields, des Methodistenführers, Lebensbeschreibung. — Die

*) Lady Verney schickte mir nachher nach London als Geschenk ein Exemplar einer im Sinne der seceders geschriebenen schottischen Kirchengeschichte.

**) Die Predigt des Pfarrers Mr. Freemante, der low church war, fing mit den Worten an: »The two great points in religion are decision and consistency.« Ich fragte Mrs. Raffles, ob sie glaube, daß die Arbeitsleute (labourers), die zahlreich in der Kirche waren, solche Worte: decision, consistency verständen. Sie antwortete: »I think not.«

beiden Frauen, besonders Lady Verney, waren sehr vertraut mit den theologischen Zuständen Deutschlands, Tholuck, Pusey u. s. w. Letztere ging mit mir tief darauf ein, so daß Mrs. Raffles sagte: Lady Verney sei noch nie von jemand so scharf crossexamined worden als von mir. — Gegenüber den schottischen und presbyterianischen seceder-Gesinnungen der Lady Verney rühmte Mrs. Raffles Puseys piety und spiritual-mindness. Unter noblemen und gentlemen — nicht so unter farmers — sei family-prayer allgemein; eine Ausnahme, wo es nicht stattfinde. Die Oberrichter Alderson, Erskine, Coleridge, Patteson besuchten täglich den morning-service in der Kirche, — die duchess of Sutherland halte selbst den täglichen evening-service in ihrem Hause; der Herzog sitze nur dabei — Sir Harrys Wappendevise ist »ung sent« (sent von sentir, Eine Religion) »ung soleil«. Sein Besitztum umfaßte drei manors (etwas unsern Rittergütern ähnliches); Grundherrn so groß wie er, seien in der Grafschaft nur noch etwa acht; aber der Herzog von Buckingham sei zehnmal so groß, als er. Sir Harry hatte im allgemeinen die Tendenzen und Meinungen der liberalen Whigs über free trade, poor-laws, game-laws, O'Connels Leistungen für Irland u. s. w., war auch durch diese Partei in das Parlament gewählt und durch die Gegenpartei wieder daraus verdrängt worden. Aber er sprach diese seine Meinungen mit christlichem Ernste und christlicher Mäßigung aus und zeigte mir mißbilligend ein liberales Pamphlet, wo er, Sir Harry, gepriesen wurde, daß er gewagt habe, die großen Mißstände als demoralisierend zu bekämpfen und den Vorschlag gemacht habe, die game-keeping land-lords die für die poachers erforderliche Gefängnißerweiterung auch bezahlen zu lassen, und dies alles in den quarter sessions of Buck i. e. Buckingham-shire, dem Hauptquartier der squirearchy und das landed blockheadism. — Er hatte einen sechsjährigen rotköpfigen Sohn und Erben Edmund, den es königlich amüsierte, daß er mehr Englisch wußte als ich und der darüber sehr vertraut mit mir wurde. Er kam schon am frühen Morgen auf mein Zimmer: »now I will teach you again. — You are fat round about. — Have you money? are you rich? my father has not money enough« —, Sir Harry meinte, er sage dies, weil er sich einmal etwas gewünscht und er, Sir Harry, gesagt habe, es sei dies zu teuer.

Ich füge noch ein für die weltumfassenden Beziehungen Englands charakteristisches Kuriosum bei. Mrs. Raffles, die in Asien viel von

Tigern beunruhigt worden und der ein Tiger einen ihrer Dienstboten wirklich geholt hatte — die Eingeborenen weigerten sich Jagd auf die Tiger zu machen, weil die Seelen ihrer verstorbenen Vorfahren in den Tigern leben könnten — erzählte mir: eine sehr reiche und sehr gottlose indische Fürstin, welche eine Person in einem Käfig hatte verhungern lassen, habe, selbst ohne alle Religion, reiche Vermächtnisse hinterlassen, um heidnische, muhammedanische, römisch-katholische und protestantische Gebete für sich halten zu lassen. Den Sohn und Erben dieser Dame, namens Dyce Sombre, habe eine Engländerin, Enkelin des Lord St. Vincent geheiratet. Jetzt wolle sie ihn für wahnsinnig erklären lassen, während er behaupte, er behandle und beschränke sie nur so, wie indische Männer ihren Weibern tun; er ist dann nach England gekommen, wo sie einen Prozeß auf Wahnsinn gegen ihn erhoben, den ich am 17. Juli in London von Lord Lyndhorst als commissioner in lunacy verhandeln hörte. Mr. Calvert, Bruder des Sir Harry Verney, plaidirte für die Frau. Die Sache wurde noch nicht entschieden.

Unser Rückweg führte uns wieder nach Buckingham, wohin wir mit Sir Harry ritten, und wo er uns einer interessanten Sitzung der guardians of the union for the poor — eine damals neue Einrichtung — deren einer er selbst war, beiwohnen ließ. Denselben Nachmittag waren wir wieder in London, 15. Juli, wo unsere sehnlich aus Deutschland erwarteten Briefe wegen des Westwindes nicht angekommen waren. Aus einem Briefe an meine Frau v. 16. Juli, nachdem ich von Buckingham, Stowe und Claydon erzählt: „Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes ist es, was den Charakter der Engländer so kräftig erhält. — Sehr merkwürdig ist mir der hohe Grad der Bildung der Frauen. Sie haben meist viel gelesen, es scheint manchmal mehr als die Männer; verstehen oft deutsch, französisch, italienisch; denken selbständig über Literatur, Politik, Religion; äußern darüber bestimmte Meinungen, ohne daß dies alles unweiblich erscheint; so die liebenswürdige Lady Verney," deren Schilderung wie oben folgt; „die geselligen Formen sind fein, aber doch ungenirt; so legen sich Damen ohne weiteres mit den Füßen auf das Sopha und von vielen Complimenten, verbindlichen Fragen, Nöthigen zum Essen u. s. w. ist keine Rede."

**T. B. 15. Juli.** „Es ist merkwürdig, wie gleichgültig alle Personen, die ich spreche, Zeitungs-Lob und Tadel behandeln, als etwas ganz in den untern Regionen vorgehendes, kaum des Lesens werth, — so heute Sir Harry Zeitungs-Artikel, die ihn als Parlaments-Candidaten

empfahlen." Sir William Heathcote sagte in Hursley: er glaube, daß die Zeitungen in England vor 200 Jahren viel mehr Einfluß ausgeübt hätten als jetzt.

Folgendes Gespräch hatte ich (nach dem T. B.) am 19. Juli, unserm letzten Tage in London, im Unterhause gegen Mitternacht, während wir den Verhandlungen beiwohnten, mit meinem liebenswürdigen, ernsten, forschenden Freunde, dem jungen M. Acland (aus Devonshire oder Somersetshire). Ich: Wer Autorität über die ihn wählenden Konstituenten habe, repräsentiere sie besser als wer von ihnen abhänge. Er: Es sei merkwürdig, wie wenig cleverness ohne character jetzt in England Einfluß verschaffe, jetzt weniger als sonst; auch daß die Oberrichter jetzt weniger Parteimenschen seien oder doch ihren Partei-Charakter in ihrem Amte mehr zurücktreten lassen, sei eine Folge des jetzigen higher tone of moral feeling. — Er fragte mich, wie ich glaube, daß folgendes Dilemma sich lösen werde: einerseits state-conscience, state-church, die nicht erlaube, Irrtum zu lehren und solche Lehre zu begünstigen, — andererseits die Notwendigkeit, für Kirche und Unterricht von römischen Katholiken und anderen dissenters zu sorgen. Ich: Die Lösung liege im Prinzip darin, daß die dissenters nicht bloße dissenters, sondern auch consenters seien, — condescendence selbst, also auch zu diesem gemischten con- und dissent, sei wesentlich christlich. Darum könne der evangelische Christ und also auch der evangelische Staat ohne compromise of principle für Unterricht der dissenters sorgen, auch ohne direkte Bekehrungsversuche. Er möge sich einmal dieselbe Frage angewendet auf eine gemischte Ehe beantworten. Er: Die gemischte Ehe sei kein normaler Zustand. — Er ließ sich indeß sagen und wurde nachdenklich. Er meinte, wenn auch die dissenters Wahrheit lehrten, so hätten sie doch kein divinely appointed ministry, — das war sein Hauptanstoß. — — Mir wurde dies Gespräch, als ich heute, Dezember 1871, in meinem Tagebuch darauf stieß, darum wichtig, weil der Gedanke, der dem zu Grunde liegt, was ich damals zu M. Acland sagte, mich durch mein ganzes Leben begleitet hat bis hinein in meine heutige Verbindung mit dem „schwarzen Zentrum" in dem Bismarckschen Reichstage. Mit welcher zarten Energie, man möchte sagen: Vorliebe, wird im neuen Testamente der unvollkommene, der angehende, der mit Un- und Wahn-Glaube vermengte Glaube behandelt, der verlorene Sohn, das Weib, das Seines Kleides Saum anrühren wollte, die Kananiterin, der barmherzige

und dankbare Samariter, die Hauptleute Cornelius und von Capernaum, St. Petrus u. s. w. — — — Ich begehre desgleichen zu tun.

Unterm 25. Juli erzählt das T. B. von den Gesprächen auf einem dinner bei dem dean of Durham Mr. Waddington, Vetter von Bunsens Frau: „Ich saß neben dem canon (Domherrn) Townsend. Er zu mir: in England sei alles frei; was nicht gegen das Gesetz, thue jeder nach Belieben; die Continental-Staaten sollten solche Freiheit nur versuchen; sie und ihre Unterthanen würden sich wohl dabei befinden; daher der friedliche Umgang der entgegengesetzten Parteien untereinander; »ich z. B. bin ein Tory, a bigot; der zweite Herr von Ihnen ist ein Advokat, ein Whig-radical, — Ihnen gegenüber Mr. Granger, Parlamentsglied für die Stadt Durham, ein ultra radical, den ich gern um seinen Sitz brächte,*) — und dann: der Bischof von Chester, der, weil er auch canon of Durham ist, hier Residenz hält, of course ein Tory, — ferner dort der Marquis of Londonderry**) a chief of the Tories — weiter: unser Wirth, der dean, ein Whig, — endlich D. Wellesley, ein Landpfarrer, Bruder des Herzogs von Wellington und diesem frappant ähnlich, ein Tory — —; und diese alle freundschaftlich um einen Tisch; man streitet nicht über Politik, — anders freilich war es zu Anfang der ersten französischen Revolution; da konnten Gegner nicht miteinander umgehen.« — Dann fragte er mich: »What is Prussia? Is Silesia part of Prussia? Have you in Prussia trial by jury? — Danach wurde ich immer wieder gefragt. — Was Frederic the Great a Protestant?« — Von der deutschen Neologie wußte er und hielt sie für ein großes Uebel***) — dann zu den anderen Herren: König Heinrich VIII. hätte, als er die gestohlenen (»stolen«) Kloster-Güter an Laien verliehen habe, die auf

*) Was er ihm nachher selbst sagte in meiner Gegenwart.

**) Er erinnerte sich Leopolds, mit dem er 1813/15 im Blücherschen Hauptquartier gewesen und lud uns nach Irland ein.

***) Das Quarterly Review sagte damals, ein Engländer würde eher unter Österreich und unter dem Papsttum leben können, als in Nord-Amerika und unter norddeutscher Theologie.

Bei einem Besuch, den ich dem canon Townsend machte, sagte er: die christlichen Mächte sollten ohne Rücksicht auf die Geistlichkeit ein Concil berufen und »scriptural religion« herstellen, so könne die Christenheit einig werden — und bedauerte, daß die englische Kirche nicht Wesley nach seinem dringenden Wunsche in ihrem Schooße festgehalten habe.

den Zehnten der Klöster haftende Pflicht, ihren vicars portionem congruam zu gewähren, vorbehalten sollen, und noch jetzt sollten die Bischöfe diese nie erloschene Pflicht gegen die Laien-Zehnt-Inhaber gerichtlich, zuletzt bei dem house of Lords, geltend machen; so wäre den Bedürfnissen der Kirche zu helfen. Befragt von ihm, hätten von zwölf Advokaten sechs und von vier Richtern zwei für das Fortbestehen dieses Rechts sich erklärt. — Ich sagte, die Bischöfe sollten diesen Anspruch an die Gewissen der Zehnt-Inhaber richten, worauf er: in Geldsachen habe man kein Gewissen. — Reden eigenthümlicher Art führte auch unser Wirth der dean: Beda und St. Cuthbert*) hätten durch ihre lächerlichen Wunder und Knochen das Stift so reich gemacht, — »je absurder desto einträglicher«, sagte er —, und König Heinrich VIII. habe noch einige Krümel (some crumbs) davon übrig gelassen, »von denen wir nun leben as well as we can«. Jene wären wohl wahrhaft fromme Männer gewesen und die Wunder ihnen nur angedichtet worden." Der Luxus dieses dinner, der allen Luxus übertraf, den wir in London erlebt hatten, kontrastrierte schreiend mit diesen crumbs, — und ebenso luxuriös waren die ferneren dinners, die wir bei diesen Domherrn mitmachten, bei Mr. Townsend und bei dem Bischof von Chester — D. Summer —, einem wie ich allgemein hörte, hochverehrten Geistlichen, demselben, der, wenn ich nicht irre (er oder sein Bruder, der damalige Bischof von Winchester), später Erzbischof von Canterbury wurde. — Vergleiche mit allem diesem unsere Domstifter und Domherrn, Brandenburg, Naumburg und Merseburg, — die englischen sind doch wenigstens noch Geistliche und jetzt (1871) wird in England ernstlich an Rekonstruktion und Neubelebung der Stifter und Domkapitel gedacht.

[Über seine ferneren Wahrnehmungen in Durham erzählt Gerlach:] Die Kohlenarbeiter in Durham und Umgegend waren in einem Streik begriffen. Die Zeitungen enthielten einen Erlaß des Lord Londonderry, in welchen er den shopkeepers „meiner" Stadt Seeham — so aristokratisch ist England — verbietet, den streikenden Kohlenarbeitern Kredit zu geben, bei Vermeidung des Verlustes seiner Kundschaft. Der sheriff sagte mir, Lord Londonderry habe Seeham erbaut und es gehöre ihm.

*) Die Heiligen von Northumberland. Beda venerabilis gestorben 735, — St. Cuthbert, sein Schüler. Mr. Townsend meinte, es ließe sich nachweisen, daß Bedas Gebeine, die in Durham aufbewahrt werden, echt seien. — Der dean bei jeder Gelegenheit: »I being a liberal« und dergleichen.

Diese Proklamation war an den Straßenecken angeschlagen mit einer Widerlegung im Sinne der Streiker.

Am 28. Juli, Sonntag, besuchte ich meine Wirtsleute während ihres Mittagessens, das sie eben mit einer cherry-tart beendigten. Er nimmt wider seiner Frau Willen an dem Streik teil und verteidigt ihn. Eine Hausfreundin, die mit bei Tische war, führte mich in eine independentische Sonntagsschule in einem Saal hinter ihrer, der Independenten, chapel. Sie meinte anfangs über die Straße würde ich wohl als gentleman mit ihr nicht gehen wollen und erbot sich, den superintendent der Schule zu holen, daß er mich hinführe. Dieser superintendent war ein Tapezierer und die Lehrer journeymen labourers, mechanics, Gehülfen von shopkeepers, junge Leute von 25 bis 30 Jahren. Ein mechanic sagte den Gesang vor und betete. Dann Gruppen von je vier Kindern mit je einem Lehrer oder Lehrerin, mehr Mädchen als Knaben. Es waren im ganzen einhundert Kinder, die teilnahmen, doch waren heute nicht so viele versammelt. Diese Gruppen lesen jede für sich in der Bibel, der Lehrer oder Lehrerin katechisiert dann seine Gruppe, halb laut, denn alle waren in einem Saale. Der superintendent gab mir eine Anzahl Bibelsprüche auf kleinen Pappzetteln, deren jedes Kind sonntäglich einen erhält. Dieser Art wird sonntäglich 1½ Stunden Vor- und 1½ Stunden Nachmittag Schule gehalten. — Mr. Townsend, dem ich meine Wahrnehmungen aus dieser Sonntagsschule erzählte, sagte, dergleichen seien in der Regel auch bei allen churches, im Gegensatz von independentischen und andern chapels; es sei eine Schande für die Geistlichen einer Kirche, bei welcher keine wäre; gentlemen und ladies unterrichteten darin, in den Städten diese mehr als jene. — Ob denn das in Deutschland nicht wäre? — Nachher sang meine Führerin bei meinem Wirt mit ihrem lover geistliche Lieder, aber nicht wie unsere Choräle, sondern mehr liederartig, was ich von meiner Stube aus hörte. Mrs. Aire sagte mir die Worte von einem dieser Lieder, das Sehnsucht nach dem Tode ausdrückte und anfing: »Vital spark of heavenly flame Quit, o quit this mortal frame« u. s. w. Nirgend tritt die Bildung von England einem mehr entgegen als in diesen lower classes mit ihrem gehaltenen sicheren bescheidenen Wesen. Und welcher Kontrast mit der prächtigen Kathedrale auf dem Berge, ihren Gottesdiensten und ihren canons, und die dinners dieser canons! — Durch solche Gegensätze mitten hindurch ist immer und immer wieder mein Leben geführt worden.

Denselben Sonntag wohnten wir noch dem evening service in der Domkirche bei in ihrem galilee, einem Vorbau am westlichen Giebel, bestehend aus lauter höchst zarten und graziösen von Säulen getragenen Bogen. Domherr Townsend las eine Predigt — aber sehr lebendig — ab*) über 1. Könige 17, 21 22. (— die Seele des todten Kindes, die auf Elias Gebete wieder zu ihm kommt —): „Den Leib haben wir mit den Pflanzen, den Instinkt mit den Thieren, die Seele mit Gott und Christo gemein; was der alles verachte, der seine Seele nicht achte, — alles was Gott dafür gethan, Christus gelitten, die Kirche an Sakramenten, Weissagungen, Lehren u. s. w. gespendet, von der Verheißung des Weibessamens an bis auf die Predigt, die ihr heute Abend in Durham Cathedral von mir hört." Er verglich das Warten der Seele, vor ihren ewigen Richter zu treten, mit dem Warten der prisoners, vor die jetzigen hiesigen Assisen gestellt zu werden. — Vormittag hatten wir einem Gottesdienste in einer Methodisten-Kapelle beigewohnt, der sich nicht wesentlich von den Gottesdiensten in solchen norddeutschen Evangelischen Kirchen unterschied, die sich rechtgläubiger Geistlicher und Gesangbücher erfreuen. Auch unser Wirt, Mr. Aire wohnte, wie wir nachher erfuhren, diesem Gottesdienste heute bei.

Am 29. Juli riet mir auf einem dinner bei Mr. Townsend, als das Gespräch auf den Streik kam, ein Tischgenosse, der General Sir Thomas Arbuthnot, doch dem großen öffentlichen meeting der streikenden pitmen beizuwohnen, welches morgen bei Newcastle (upon Tyne) stattfinden würde, und gab mir eine schriftliche Empfehlung an den Oberstleutnant Bradshaw, der die dort in barracks wohl wegen des meetings stationierten Truppen kommandierte und der uns orientieren und führen würde. So fuhren wir den andern Tag nach Newcastle, wo wir auf der Fahrt durch diese Stadt nach den barracks die Prozession der pitmen nach ihrem Versammlungsplatz schon in Bewegung fanden; ihre Fahnen und die Mauern der Stadt waren voll Inschriften, z. B. Bibelsprüche gegen die, welche den Armen ihr Brot nehmen, und: »If we keep the union field The tyrants will be forced to yield.« — »Peace, order!« Oberstleutnant Bradshaw empfing uns sehr

*) Im Gespräch verteidigte Townsend gegen mich das Ablesen der Predigten und bestritt, daß die Lebendigkeit oder der Ausdruck darunter litten. Mir ist oft der Eindruck, daß einem Prediger ein unerschöpflicher Redefluß zu Gebote stehe, unter der Predigt sehr unerbaulich und selbst peinlich gewesen.

freundlich, setzte uns in seiner Kaserne ein luncheon vor und führte uns dann nach dem Anger, wo das Meeting stattfand, er in Zivilkleidern. Auf einem Karren war mit Brettern eine mit Fahnen gezierte Plattform für die Redner errichtet. Wir gingen mitten in das Gedränge dieser Tausende (fünfzehn- bis zwanzigtausend sagte man) unzufriedener und notleidender Kohlenarbeiter hinein, wurden aber durchweg artig und ehrerbietig behandelt. »Make a road« erschallte es von der Plattform, »these are gentlemen.« Man wollte uns auf die Plattform hinaufnötigen, was ich aber ablehnte, um nicht als Begünstiger des Streiks zu erscheinen. Der wesentliche Inhalt der Reden war Rechtfertigung des Streiks und der Hoffnungen, die sie daran knüpften. Die Reden mußten wegen des stürmischen Wetters aus Leibeskräften geschrieen werden. Es wurde versichert, wenn sie aushielten, müßten die Herrn nachgeben; der Streik sei gerecht und notwendig, wenn sie nicht samt ihren Nachkommen in schmähliche Knechtschaft geraten wollten. Ein Redner sagte, Lord Londonderry, ihr Hauptgegner, solle verkleidet unter ihnen sein. Es stürmte und regnete; als einem Redner das Wetter einmal heftig in das Gesicht schlug, rief er: »Ladies and gentlemen« — es waren aber keine ladies und als gentlemen nur wir da — »this is a very fine day — is it not?« Es fiel kein einziges auch nur unanständiges Wort, kein Drängen, keine Ungeduld, alles völlig friedlich. Einer sagte: »They say, our opponents are glad that it rains during our meeting; so are we; then we are glad together.« Dem mayor von Newcastle wurde ein hurrah gebracht, weil er ihnen den Anger (common) zu dieser Versammlung eingeräumt hatte. Ein anderer sagte: bei Waterloo sei der Armee gesagt worden, daß England auf sie sehe; upon us looks posterity; er sage ihnen wie St. Paulus zu seinen Schiffsgenossen »except ye abide in the ship (in der strike-union) ye cannot be saved.« Auf dem Rückwege sagte uns einer, er wolle wie ein Engländer behandelt sein; wenn der Streik mißlinge, so wandere er aus. Sie wohnten großenteils als Mieter in Häusern, die dem Lord Londonderry gehörten; in *seinen* Straßenplakaten bedrohte er sie mit Hinauswerfen aus ihren Wohnungen. Oberstleutnant Bradshaw schien sich für sie zu interessieren; er erzählte uns, sie hätten einen attorney als Geschäftsführer, dem sie jährlich im ersten Jahre eintausend Pfund, jetzt fünfhundert, gäben. Ich bekam wieder lebendige Eindrücke einerseits von der Macht der großen Grundherrn, andrerseits von der tief in die

unterſten Klaſſen hinabreichenden engliſchen Bildung. — Ich lernte in Durham den barrister (Advokaten) Mr. Warren, den Novelſchreiber, kennen, der mir ſeinen »philosophical« novel: »Ten thousand a year« als lehrreich für das Studium des engliſchen Rechts empfahl. — An unſerm letzten Tage in Durham kam noch folgendes Kurioſum vor: an meiner Wohnung ging mitten auf dem Fahrwege ein Mann mit zwei Kindern im langſamen Schritt vorbei, indem er in wohlgeſetzten Phraſen ſeine Geſchichte erzählte, z. B.: »I was cast out of employment the 2. January, and since that time I go about from place to place, from town to town; it is a very painful thing to beg in the streets; but what can I do« u. ſ. w. Die Leute kamen aus den Häuſern und brachten ihm Geld.

Am 2. Auguſt auf einer stage coach outside durch das ſchöne ſüdliche Schottland, aber bei ſchon herbſtlichem Wetter, nach Edinburg, wo wir in der Abenddämmerung im Royal=Hotel ankamen. In meiner Stube fand ich eine Bibel in einer Reihe von Quartbänden mit dem Scottſchen Kommentar, und den andern Morgen laſen wir in einer Edinburger Zeitung, datirt vom 3. Sonnabend, es heiße, daß der König von Sachſen (der Schottland durchreiſt hatte) morgen, Sonntag, ſich einſchiffen wolle; man hoffe, daß dies nicht wahr ſei und daß der König die religiöſen Gefühle eines Volkes reſpektieren werde, das ihn freundlich empfangen habe. Wir nahmen eine hübſche möblierte Wohnung mit ſchöner Ausſicht, 127 Princes street, und machten, nachdem wir am 3. viele Beſuche gemacht und die Adreſſaten nicht gefunden, auch Merkwürdigkeiten beſehn, die Bekanntſchaft des berühmten Predigers D. Chalmers, der mir gleich ſagte: »your face is quite familiar to me«, in der Erinnerung, wie wir nachher feſtſtellten, an meinen Bruder Otto von 1842, — und des preußiſchen Konſuls, Mr. Gibſon Thomſon, der Weinhändler und treasurer of the city war und ſich unſrer, ſo lange wir in Edinburg waren, ſehr treu annahm.

**T. B. 4. Auguſt.** „Stiller Sonntag in der Stadt, wehmüthig erinnernd an den entgegengeſetzten Anblick von Berlin; Vormittags faſt kein cab in unſrer brillanten Princes street. Wir hörten eine free-church-Predigt, Mr. Guthrie, — langes Gebet, übergehend in Predigt,*) was nicht ſchön iſt; — unbedingte Autorität der Apoſtel: »I care not

*) »Praying outrinning into preaching wird von high churchmen als unſchicklich an low churchmen und dissenters getadelt."

for their successors, in whose writings there is as much trash as in those of the present day.« — Wenn die primitive church so behandelt wird, wo bleibt da das Neue Testament als Buch? Wie viel Licht gehörte dazu, es festzustellen! — Die Autorität der Apostel brachte er in Verbindung mit den vierzig Tagen nach der Auferstehung, wo der Herr so manches gelehrt haben werde, z. B. Kindertaufe, Verlegung des Sabbaths — (also Tradition). — — Um 2 Uhr Nachmittags in eine sehr kleine neuerbaute free-church, wo D. Chalmers predigte. Auch hier sehr langes Gebet, durchaus so vorgetragen, als ob er zu den Zuhörern redete. Text: Jeremias 23, 6: »Der HErr unsere Gerechtigkeit.« Rechtfertigung, ewiges Leben ist nicht so schlechthin Gnade; dabei käme das Gewissen nie zur Ruhe, das beständig Gottes Gerechtigkeit geltend macht und erst Friede hat, wenn es ein Recht hat. Dies der Grund aller Opfer und so vielen Aberglaubens in und außer der Christenheit. Gnade — ja! aber eine Gnade, die darin eben als überschwängliche Gnade sich zeigte, daß sie ein Recht zueignet, ein Recht, welches erkauft ist für einen vollgültigen Preis, nur nicht von uns selbst, sondern von Christo. Selbstgerechtigkeit ist das freche Opfer eines unreinen kranken Thieres mit Herausforderung der searching eyes of allseeing God, zufrieden damit zu sein, und Verschmähung der dargebotenen Gerechtigkeit, — des uns als Priestern zum Opfer zugeeigneten Lammes, würde das katholische Alterthum sagen. — Zuletzt gegen antinomism, Ziehung der Gnade auf Muthwillen; hier wurde er sehr beredt. Er schilderte den hl. Paulus als christlichen Helden, was er alles gethan und gelitten — u. a. zusammengebunden mit zwei Soldaten — ohne weich zu werden; aber Ziehen der Gnade auf Muthwillen, das habe ihn weich gemacht wie ein Weib und seine Thränen seien geflossen (Philipp. 3, 17 bis 21): »St. Paul weeping — a picturesque argument«. Er las die Predigt, wiewohl nicht Alles, und soll dies immer thun." 5. August. „Zu D. Chalmers zum breakfast in seinem niedlichen Hause, das er sich selbst gebaut, — family-prayer; — er las das Capitel von Sauls Tode: dann langes Gebet auf den Knieen mit Frau, Töchtern, Schwiegersohn und Gesinde; Thee, Kaffee, Eier und eine Fleischpastete. Er wußte sich Ottos, meines Bruders, nicht recht zu erinnern, wohl aber des Predigers Sydow, von dem er sehr anerkennend sprach. Er zu mir: »I shall ask you a very ignorant question: is the Prussian language so different from the German, that you need a

different translation of the Bible?« Die Frauen: »Are there political parties — is there popular election in Prussia?« Die disruption der schottischen Kirche von 1843 führte uns auf Kirche und Staat.*) Ich suchte zu zeigen, daß Ziel und völlige Freiheit der Kirche Herrschaft über den Staat involvire, dessen Beruf die Handhabung des Gesetzes Gottes, mithin nichts blos Aeußeres sei."**) — In einer Gesellschaft, großenteils Advokaten, hörte ich behaupten: bis zur Union (Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) habe Schottland keine Geschichte, es sei von einer Räuberbande bewohnt gewesen!! Seit sechzig Jahren sei der Aufschwung ungeheuer; Queen Mary aber — die von der Königin Elisabeth hingerichtete — sei noch immer dem Volke sehr bekannt und von ihm geliebt.

Ich hatte gegen den oben erwähnten Preußischen Konsul, Mr. Gibson Thomson, der zugleich Stadtkämmerer war und sich unserer sehr freundlich annahm, geäußert, daß ich wohl einmal einer Sitzung des Stadtrats, town-council, beiwohnen möchte. „Ich werde Sie hineinführen." „Sind denn diese Sitzungen öffentlich?" „Das nicht; aber niemand wird etwas dagegen haben, wenn Sie ihnen beiwohnen." — So führte er uns am 6. August hin; in einen langen Saal, den in der Länge ein Tisch fast ausfüllte und an dem zwanzig bis dreißig Ratsglieder saßen. Wir begrüßten den Lord Provost — Oberbürgermeister — einen Buchhändler, Black mit Namen, der my lord angeredet wurde. Die Sitzung begann mit einem wohl zehn Minuten langen Gebet, das ein Geistlicher der presbyterianischen Landeskirche, Mr. Glover (den der Turnus unter den Stadtgeistlichen heute zu dieser Funktion bestimmt hatte) sprach: „tiefe Beugung" — so sagt das T. B. — „vor dem Allmächtigen; Dank für Seine unverdiente Gnade; Berufung auf das Lamm Gottes, als den Versöhner der Welt; Vertrauen auf Sein Blut und Seine Gerechtigkeit; ein gutes Gewissen begründe keinen Anspruch auf Seligkeit, sei aber ein Siegel des Gnadenstandes; dann für die Kirche in der ganzen Welt, bis sie völlig Eine sein und Erkenntniß des HErrn die Erde bedecken werde, wie Wasser den Grund des Meeres, — für her majesty, the royal children, the Prince Consort, für dieses Council,

*) Familie, Staat ist der entfaltete Mensch selbst.

**) Richtiger drückt man sich aus, wenn man die Herrschaft über den Staat nicht der Kirche — dem in das Königreich des HErrn gesammelten Volke — sondern diesem Könige selbst vindiziert — gemäß Seinem Worte Matth. 28, 18.

möge jedes seiner Glieder eine Stimme hören »behind him: that way, and no other« — alles im Namen Jesu Christi.“ Wir nahmen in einem Fenster Platz und wurden weiter nicht beachtet. Außer uns waren nur noch einige reporters für Zeitungen zugegen, die an einem Tische nachschrieben. Die meisten Sachen wurden kurz, in einem anständigen Konversationstone abgemacht. Es kam vor, daß das town-council für eine Einwohnerin der Insel Madeira sich verwendet hatte bei dem auswärtigen Minister Grafen Aberdeen, weil sie, protestantisch geworden, verfolgt worden war; die Antwort des Ministers wurde verlesen. Mr. Thomson sagte uns, nur vier bis fünf Mitglieder gehörten dem establishment an; alle andern seien free church oder dissenters, der Lord Provost ein independent. Der Gegenstand, der am meisten und längsten die Versammlung beschäftigte, war die Frage, ob eine gewisse städtische Abgabe für Kirchenzwecke, an deren Legalität kein Zweifel war, die aber nicht erhoben worden war, hätte wieder ausgeschrieben werden sollen (wie auf den Antrag unseres Treasurer Thomson geschehen war), weil die established church jetzt ihrer bedürfe, nachdem die disruption die Einnahme aus den Kirchenstühlen vermindert habe. Die pekuniäre Frage trat dabei ganz in den Hintergrund. Ein exradikales Mitglied — so bezeichnete ihn uns Mr. G. Thomson — griff in einer Rede alle establishments heftig an, und rügte, daß Mr. Glover gebetet hatte for the church, which thou (God) hast established among us. Dies Gebet wurde von allen Seiten angegriffen. Einer sagte: wir glauben nicht, daß God, sondern daß man has established churches, — ein solches Gebet sei eine mockery. Ein anderer: er gehe immer vor dem Gebet hinaus, um nicht durch stillschweigende Gegenwart ein hypokrite zu werden. Mr. Glover sei in seinem Rechte; er folge seiner Überzeugung und beschäme die zwei Drittel des councils, die wider ihre Überzeugung dabei gegenwärtig blieben, — die Mehrheit müsse, wie in allen Dingen auch hierin der Minderheit vorgehen; worauf der Lord Provost: establishing by majority sei ebenso verwerflich als bei minority. Noch einer wünschte, daß, nachdem die disruption das Übel der establishments mehr ans Tageslicht gebracht, jedes Mitglied des councils selbst seine »supplications before the King of Kings« bringen möge. Ein churchman sagte: Mr. Glover sei mit Recht davon ausgegangen, daß sie alle als Glieder des council Patrone von established churches seien. »Oh« — riefen andere — »that will not do.« — Als einer wünschte,

daß das Parlament um separation of church and state angegangen würde, wurde erwidert: dann würde wohl die jetzige Generation hinsterben, ehe die Abgabe, welche die Diskussion veranlaßt hatte, beseitigt würde. Und als ein free churchman sagte: im Prinzip sei er nicht gegen establishments, — ein anderes Mitglied halblaut: ihn (der dies gesagt) gelüste wohl schon wieder nach den fleshpots (of Egypt). Noch einer schlug als Mittel die Abgabe los zu werden, den Verkauf des ganzen städtischen Patronats vor. Als nun endlich alle motions, amendements u. s. w. fallen gelassen waren, sagte einer: auch ohne Beschluß sei aller Vorteil der Diskussion auf seiner und seiner Freunde Seite; denn nicht ein einziger Grund sei vorgebracht worden, why establishments should exist. Und dies war nur allzu wahr, denn wirklich eingegangen in die tiefe und hochwichtige Frage war keiner. Der Kontrast des Gebets und der Debatte war tragisch. Aber doch war all dies Durcheinanderreden nicht frivol oder scoffing, sondern full of reverence für das, was sie für die wahre Kirche hielten; so war der Ton von allen Seiten. »To bring our common supplications befor the throne of Almighty God« so lautete die Sprache auch der Opponenten der establishments.

Ich übergehe schöne Aussichten, dinners, Merkwürdigkeiten (wie Holyrood, das Schloß der Königin Maria Stuart) und anderes, was wir sahen. — In den weitläufigen zu Holyrood gehörigen Umgebungen darf niemand wegen Schulden verhaftet werden (»it is the greatest absurdity« höre ich, wie damals so oft meine englischen Freunde sagen); darum wohnen viele Verschuldete dort. Sonntags, wo wegen Schulden überhaupt niemand verhaftet werden darf, gehen sie frei aus und in die Stadt. Der Erz-Whig Rutherford, Ex-Lordadvocate, bei dem wir am 7. August dinierten, sagte, es sei so in allen königlichen Schlössern und komme den wenigen zu statten, denen die Königin da zu wohnen erlaube.

Mr. Dundas, Advokat und sehr tory, der überaus freundlich unserer sich annahm, beschrieb uns wie tief der Jakobitismus im schottischen Volke Wurzeln gehabt und auch in der Religion diese jakobitischen Schotten den katholischen Stuarts näher sich gefühlt hätten als den Presbyterianern.

Am 8. August läuteten in Edinburg die Glocken wegen der Geburt des zweiten Sohnes der Königin, des jetzigen (1872) Herzogs von Edinburg. Mr. Thomson sah hierein ein sehr glückliches Ereignis;

25

die Succession des Königs von Hannover (des damaligen I Vaters des 1866 vertriebenen), meinte er, würde eine Rebelli anlaßt haben wegen der, wie man zu wissen meinte, Untaten, begangen habe.

Der Lord justice clerk Hope, einer der vornehmsten sch Richter, hatte uns nach Winton, seinem gemieteten Landsit geladen, nachdem er uns, als wir den Verhandlungen in seinem beiwohnten, kennen gelernt hatte, zum Sonnabend den 10. 2 »to stay over sunday.« Mr. Thomson hatte ihn uns geschild einen torystisch gesinnten, rücksichtslosen, sehr kenntnisreichen und jährigen Rival on the bar (d. i. als Advokat) des elegant ge Whig und free churchman Rutherford, der durch seine Pra dem court of sessions jährlich 7000 Pfund erwerbe; wir hat diesem letzteren am 7. August in seinem Landhause am Fir Forth bei Edinburg diniert; wir gingen also nun einem lehr Gegensatze entgegen. — Auf der Fahrt nach Winton sahe Weiber aus den norwegischen Dörfern am Firth, eigentümlich u gekleidet, die Fische zum Verkauf nach Edinburg trugen. Es uns gesagt, sie schlügen stark vor, bekämen dann ein niedriges und erwiderten landüblich darauf: »You are buying not only but mens lives,« nämlich die Lebensgefahr der Männer beim

Lord Hopes Familiendevise war ein Globus mit einem darunter: spes (hope) tamen infracta. Solche Devisen sind h die Familie Onslow hat: festina lente (on-slow); die F Verney: ver non semper floret. Es war ein für uns seh genehmer und fruchtbarer Aufenthalt — wir lernten eine nach A schottischen Low-lands schöne Gegend kennen, — etwa drei bi deutsche Meilen östlich von Edinburg, und sahen von höheren P am östlichen Himmel die Nordsee (German ocean nennen Engländer), — ferner Haddington, die Hauptstadt der Grafschaft Lothian) und Tynnigham, das sehr reiche und schöne Schlo Grafen Haddington, des damaligen nicht anwesenden Marinemin Vetters des Lord Hope, mit Einschluß seiner ganzen Wirtschaft b die Ställe hinab — und machten Bekanntschaft mit seinem verwalter und seinem Gärtner, was dann zu vielen lehrreichen Gesp über schottisches Landleben, Wirtschaften,*) Standesverhältnisse, S

*) Wir hörten, die Schotten glauben im farming den Engländern vo sein; in England sei noch viel patriarchalisches Wesen, z. B. keine leases (be

und Kirchen umsomehr führte, da unser Wirt sichtlich ein Bedürfnis hatte, über alles und jedes scharf und kritisch sich auszusprechen. — Er war Presbyterianer und Gegner der Oxforder „Ritualisten", wie man sie jetzt nennt, aber auch Gegner der free church in Schottland. Von den zwei Predigern, die wir vorigen Sonntag in Edinburg gehört, nannte er Mr. Guthrie einen buffoon, und D. Chalmers, meinte er, könnte nächsten Sonntag das Gegenteil von dem predigen, was wir vorigen Sonntag gehört hatten. Es gebe, sagte er, kein größeres Übel für die Kirche als assemblies of talking priests. Dagegen erklärte er für einen segensreichen Vorzug von Schottland vor England das seit der Reformation auf Abgaben vom Grundbesitz festbegründete Parochial-Schulsystem, welches allen Kindern Unterricht in den einfachen und biblischen Grundwahrheiten, wie der Katechismus sie enthalte, und den talentvolleren Kindern den Weg zu höherer Bildung sichere. Für dasselbe seien so gut als alle Parteien, weil es sich eben auf diese Religionswahrheiten beschränkt, über die man allgemein einig sei. Welch ein Gegensatz gegen das arme in wütende Parteiung jetzt zerrissene Deutschland. Diese Schulen stehen unter der kirksession und dem presbytery. — Von den Lehrern wird etwas Latein verlangt, — viele werden nachher Geistliche. Dies und daß die Lehrer Pensionäre aufnehmen, sieht man aber nicht gerne, weil man fürchtet, daß sie die armen Kinder vernachlässigen. So Lord Hope.

Alles Herumführen hatte noch am Sonnabend, dem Tage unserer Ankunft, vor dem späten aber einfachen dinner stattgefunden. — Vor dem breakfast und vor dem dinner kurze Gebete, — letztere durch den am dinner teilnehmenden minister (Geistlicher) von Haddington. — Es wurde die Geschichte einer Nonne aus dem vierzehnten Jahrhundert erzählt, die, als der ausgetretene Fluß Tyne bei Haddington ihr am Ufer gelegenes Kloster bedroht, an das Wasser getreten sei mit einem Marienbilde in der Hand und gedroht habe, es ins Wasser zu werfen, wenn nicht bald Hülfe käme. Bindewald erinnerte an Luthers Rede, daß er dem HErrn (im Gebete) „die Ohren gerieben," — ein junger deutsch sprechender Advokat Mr. Neaves aber, ein Tischgenosse, erklärte das Gebet der Nonne für »downrigth idolatry.« — Am andern Morgen, Sonntag, setzte Lord Hope als bekannt voraus, daß ich an dem family-prayer nicht würde teilnehmen wollen und verwies mich

Pachttermine), väterliches Verhältnis zum Vieh, zu viel Futter, zwei Pferde, wo eins ausreiche, — der Schotte dagegen sei hart gegen sein Vieh.

auf Lektüre im drawing-room. Als ich ihn eines andern belehrte, blieb er dabei, daß Bindewald es entschieden abgelehnt habe, — so hatte seine Tochter aus Mangel relativer Sprachkunde Bindewald mißverstanden, der gerade besonders erpicht darauf war; wir nahmen also teil. Lord Hope las aus dem Evangelium Johannes das Kapitel von Nikodemus vor, dann folgte ein von ihm aus einem Buche abgelesenes Gebet, bei dem alles kniete, mit besonderer Beziehung auf den Sonntag. Um 12 Uhr mittags Gottesdienst in der parish church, die Lord Hope als ein fair specimen of scottish parish churches bezeichnete — ganz schmucklos ohne Orgel, sehr schwacher Gesang, zwei förmliche Predigten, überlange freie Gebete. Ich verglich diese Landkirche mit der Trieglaffschen (damals Nagel Pastor), die den Vergleich aushält. — Lord Hope sagte, jeder der heute in der Kirche ist, könne lesen und schreiben, niemand denke an nachteiliges sich erheben über den Stand durch education, da außer den Elementen nur Religion der Inhalt des Unterrichts sei. Es beschäftigte mich während der Kirche der Gedanke, wie schwer doch die Schuld des mittelalterlichen Romanismus sei, daß er bei Christen, wie man sie hier täglich sieht, einen solchen Widerwillen — von dem die Kahlheit dieser Kirche zeugte — erregt hat gegen Opfer, Bilder, Episkopat, Orgel und so viele andere wahre und schöne Sachen.

Lord Hope und Mr. Neaves erklärten sich bestimmt gegen einen etwaigen Besuch unsererseits bei dem in Dublin verhafteten O'Connel: die irischen Blätter, meinten sie, würden einen solchen Besuch mißbrauchen.

Am 12. August verließen wir Winton und trafen auf dem Wege nach Edinburg in Porto bello — so benannt wegen Eroberung dieser spanisch-südamerikanischen Stadt — unsern Freund Mr. Dundas, der Protest einlegte gegen manches, was Lord Hope in seiner Weise uns gesagt hatte. Dundas sagte, Mrs. Hope, die, wie Bindewald gehört, ihren Mann mit »his lordship« bezeichnet hatte, sei von niederer Herkunft, aber sehr respektabel, — von welcher Herkunft wollte er nicht sagen. In Edinburg fanden wir keine Plätze in den Landkutschen, weil sie, als an diesem ersten Tage des grouse-schießens in den Hochlanden, alle voll waren, erreichten aber über Perth und vorbei an Birnamwood, dem Walde, der (siehe Shakespeares „Macbeth") nach Dunsinan-Schloß marschiert ist, noch an demselben Tage Dunkeld am Flusse Tay, mitten in den schönen romantisch [illegible] iden, leider bi

Regenwetter, das auch den andern Tag noch anhielt. Wir boten auf der stage coach outside dem Regen mit Erfolg trotz. So und zum Teil auf Booten über die Seen, einmal auch auf Ponies nach Callander, wo Nachtquartier, und über Loch Catherine am 14. August vormittags, über Berg und Tal, Wüste und Wasser an den schönen Loch Lomond. T. B. 13. August: Es ist auffallend, wie gebildet einem die Leute erscheinen, mit denen man in solchen Kutschen (parallel unsern ordinären Posten) und in den entsprechenden Wirtshäusern zusammen kommt, — wie fein sie miteinander umgehen (dies fiel mir auch 1868 in Paris unter den Droschkenkutschern auf), nichts unschickliches reden, — wovon sie alles sprechen, Literatur, Geschichte u. s. w. Haben sie gut und tüchtig gegessen und getrunken, so ist es nun abgemacht und niemand holt in den Coupés oder Landkutschen Pfeife, Zigarre, Buttersemmel, Schnapsflasche u. s. w. hervor, wie regelmäßig in Deutschland. Die Königin bezeichnete jeder in common conversation ohne Ziererei als her majesty. Diese Eindrücke mag man durch manche entgegengesetzte durchlöchern können. Im ganzen werden sie aber doch richtig sein.

Am See Loch Lomond in dem Dampfboot-Stationsgebäude ein gedruckter Anschlag, daß das Boot on every lawful morning (das heißt „nicht am Sonntag") gehe. Daß dieses law (Gesetz) das auf Sinai gegebene war, imponierte mir. Dieses Boot mit Namen water-witch hatte in der Konkurrenz mit einem andern dieses successive so herunter geboten, daß unsere fare nur einen shilling für die Person betrug, wofür das Boot erst an den top und dann an den bottom des Sees ging, sechzig englische Meilen, wie man mir sagte. — Ein Independent, der im Boote sich befand, ein Lieferant, wie Bindewald ermittelt hatte, sprach sich gegen mich voll Anerkennung der großen Erfolge der schottischen free church und gegen die establishments aus, indem er, nachdem er sorgfältig jedem etwaigen Mißverständnisse in Beziehung auf our good young queen vorgebeugt hatte, als Argument anführte, daß es ja auch gottlose Könige gebe. Dann über Dunbarton per Dampf über den Clyde-Strom nach der großen Handels- und Fabrikstadt Glasgow. Hier verließ mich Tags darauf, 15. August, Bindewald und reiste voraus nach Belfast in Irland. Den andern Tag, 16. August, schiffte ich mich auf einem großen Boot nach Dublin ein. Ich redete einen jungen Mann auf dem Verdeck englisch an; er merkte an meiner Aussprache, daß ich ein Deutscher war und

fragte, ob ich nicht Herr von Gerlach sei; er hatte meinen Namen in dem Büreau des Bootes gelesen. Es war ein Architekt, Sohn des berühmten Komponisten Karl Maria von Weber. Seine deutsche Haltungslosigkeit — „Gott bewahre", „verdammt", „verteufelt", eine Sprechweise, die ich lange nicht gehört hatte, fiel mir sehr unangenehm auf. Er ist nach England gekommen, die Leiche seines Vaters zu holen. — In dem Eßzimmer des Bootes war eine kleine Bibliothek mit zwei sehr abgenutzten Neuen Testamenten. Von Greenock an bei der Einfahrt in das Meer trat Regenwetter ein und die Küsten des festen Landes links und die Inseln rechts hüllten sich in Wolken. Ich hielt mich auf dem Deck mit dem Regenschirm so lange ich konnte. Gegen Abend aber wurde das Wetter immer stürmischer und kälter; das Boot schwankte sehr, die Wellen spritzten einem ins Gesicht und viele wurden seekrank; ich nicht. Ich lag dann in meinem Bett wie in einer Wiege, und wurde am andern Morgen 7 bis 8 Uhr von der hineinscheinenden Sonne aufgeweckt. Zwischen 10 und 11 liefen wir in die bay von Dublin ein, wo am Ufer Bindewald mich erwartete mit einem Briefe des oben erwähnten, uns persönlich nicht bekannten Grafen Haddington, mit dem er mir, auf Veranlassung seines Vetters, des Lord Hope, drei Empfehlungen an irische Richter übersandte. Von diesen Adressen fanden wir nur eine einheimisch, den Lord (chief justice of the Common Pleas) Doherty, der im Begriff war nach seinem Landsitze abzureisen, wohin er uns auf morgen (Sonntag) Mittag einlud. Er war vor zwei Jahren in Magdeburg, Berlin und Dresden gewesen und sprach die größte Bewunderung für den Dom in Magdeburg und die Berliner Bauwerke aus, gegen welche Dublin nicht aufkommen könne. Mit ihm in die Bank, das Irische Parlamentshaus, welches O'Connel meint, wenn er von dem (durch repeal of the Union) herzustellenden »Parliament in college green« spricht, welches green aber jetzt kein green mehr ist, sondern eine der lebhaftesten platzartigen gepflasterten Straßen vor der Bank und dem »College«, nämlich Trinity college, der protestantischen Irischen Universität, die von der Königin Elisabeth gestiftet und high tory ist. D. Wall zeigte uns durch Vermittelung des Lord Doherty, der ihn als einen grundgelehrten Mann beschrieb, das Universitätsgebäude und dessen Sammlungen. Ich fragte ihn: Trinity college sei also wohl gestiftet »as a bulwark against Popery?« »Exactly so« — antwortete er — aber man sagt das jetzt nicht mehr. Im Bank- (vormaligen Pa[illegible]ents-) Gebäude

erzählte uns Lord Doherty, ein Beamter der Bank habe ihn soeben daran erinnert, daß er, Doherty, eine Summe Geldes mit elfjährigen Zinsen in der Bank stehen habe; er habe es als einen Irrtum bestritten, der Beamte aber habe es ihm nachgewiesen und die elfjährigen Zinsen sofort ausgezahlt. Die sehr splendiden ehemaligen Parlamentssäle zeigten an ihren Wänden auf gewirkten Tapeten die Schlacht an der Boyne und den Entsatz von Londonderry, die Siege Englands über König Jakob II. Auf College green steht in Erz gegossen zu Pferde König Wilhelm III., der Sieger an der Boyne, mit der Inschrift: Cives Dublinenses ob religionem conservatam, libertatem restitutam u. s. w. und in der Nähe heißt eine Straße Nassau street, — so überall Erinnerungen an die Unterjochung einer Religion und eines Volkes durch das andere. Lord Doherty redete mich immer »Chancelor« an. — Wir dinierten im Gasthofe (Gresham hôtel) mit dem jungen Herrn von Weber. Er kramte den krudesten deutschen Rationalismus auf die geistloseste Weise aus und sagte dabei, er sei Katholik. Es war mir wieder ein niederschlagender Eindruck in Beziehung auf unser armes Vaterland, das als solches keine Kirche hat, sondern nur Parteien und keinen König, sondern nur Tyrannen, im guten griechischen Sinne der Wortes. So wächst Generation nach Generation auf; dieser junge Mann mag vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt sein. Nicht leicht kann selbst der ungläubigste Engländer ohne das bildende Bewußtsein der Existenz der Kirche Christi und ihrer Bekenntnisse sein.

Tags darauf (Sonntag) wohnten wir dem anglikanischen Gottesdienste in St. Patricks Cathedral bei und Nachmittags in Chapelizod, etwa eine Stunde von Dublin, einer Predigt des Temperance-Mönches Matthews, gehalten auf dem Baugerüst einer halbfertigen chapel behufs einer Sammlung für die Vollendung des Baues dieser Kapelle. Viele in dem versammelten Volke trugen repeal-Knöpfe an ihren Röcken mit O'Connels Kopf und den Worten: God save the Queen und repeal-Medaillen mit der Inschrift: »Remember the 30. May 1844, the day of the imprisonment of O'Connel; perseverance; no compromise!« Pater Matthews Text war Lucae 10, 23 bis 27. Keine Polemik, kein Romanismus; der Inhalt war: die Kirche das Haus Gottes; in ihr im Sakramente der HErr Selbst gegenwärtig, der Gesetzgeber, nicht wie in Salomons Tempel das bloße Gesetz und gesetzliche Embleme; dann umständlich: wie die Vorfahren Kathe-

dralen, Klöster, Kirchen gebaut haben, die jetzt der Epheu umgebe, während in Dublin Rechtspflege, Handel, Gewerbe Prachtgebäude hätten, aber keine Anspielung darauf, daß jetzt im Besitz der Kathedralen u. s. w. die Protestanten seien. In den Sammeltellern sah ich viele Goldsovereigns und Papier=Pfunde. Nach der Predigt hielt er draußen, auf einem kleinen Hügel stehend, vor einer großen Volksmenge eine tee-total-Rede. (Nicht etwa tea-Thee-total, — mit Thee hat der Name nichts zu tun.) Sein pledge, Verpflichtungsformel, verbietet alle intoxicating liquors, wie er sagte, und läßt keine Ausnahme zu, auch nicht nach Vorschrift der Ärzte, denen nicht zu trauen sei. Der tiefe geistliche Ernst der Rede stach bunt ab gegen die eingewebten Anekdoten, die oft Lachen erregten. Während unter der Predigt in der oben offenen Kapelle alles unbedeckt war, hatte man hier, genötigt durch das Gedränge, die Hüte auf, die aber abgenommen wurden, so oft der Mönch den Namen des HErrn aussprach. Es kam vor: wer durch sein Beispiel des Trinkens auch nur zwei miserable drunkards gemacht habe und mit ihnen vor Gottes Gericht würde treten müssen, der würde schwer zu tragen haben. Ferner: der Sohn des Herzogs von Norfolk habe vor zehn= bis dreißigtausend Menschen unter Tränen das pledge genommen. Und: nicht eine Sünde der Trunkenheit könne hinweg genommen werden durch das Blut aller Märtyrer, sondern allein durch das Blut JEsu Christi. Er beschrieb die Tore des Himmels, die vor, und die Tore der Hölle, die hinter dem Trunkenbold sich schlössen, — nicht ich, setzte er hinzu, schreibe ihm diese Grabschrift, sondern der heilige Paulus, der gesagt hat, daß kein Trunkenbold erwerben werde das Königreich Gottes. Dann wurde von der Menge das pledge genommen durch Niederknieen und Bekreuzen der Stirn. Um zu warnen vor dem Brechen des pledge erinnerte er an Judas Verrat, dann sprach er die Verpflichtungsworte vor, die Menge nach. Endlich: es möchten einige hier sein, die nur irisch sprächen; er sprach also die Worte noch einmal irisch vor; ich hörte aber keinen, der sie nachsprach.

Gegen Abend von Dublin mit der Bahn nach Kingston, einige deutsche Meilen von Dublin, von wo mittels cab nach Mount Eagle in Lord Dohertys wunderschön auf einem hohen Felsen, hart über der blauen See gelegenen Landsitz. Dinner. Ich erzählte von Pater Matthew, den man sehr anerkannte, ohne sich aber tief auf ihn einzulassen bei sherry (Xeres), champagne, claret (rotem französischem

Wein) und hock (Hochheimer). Es waren außer uns beiden keine weiteren Gäste da, als der Graf Kingston und dessen Schwager Mr. Webber, ein Advokat. Ich brachte die Warnungen der Herrn in Winton gegen einen Besuch bei O'Connel vor, — sie setzten mir aber, namentlich Lord Doherty, ein Hauptgegner O'Connels und im Parlament Hauptstütze der Regierung, ausführlich auseinander, daß ein Besuch von mir bei O'Connel ganz unverfänglich sei. — Wir waren bisher immer, seit wir in England waren, erste Klasse gefahren; diesen Abend aber fuhr Graf Kingston, ein vornehmer Herr, second class, also auch wir mit ihm. Im Gasthofe wollte mir Bindewald noch sehr angelegentlich den O'Connel-Besuch ausreden, da ich aber der irischen Meinung vor der schottischen den Vorzug gab, entschloß er sich, mich — seiner Bedenken ungeachtet — zu O'Connel zu begleiten.

Am andern Tage, 19. August, meldete sich bei uns als unser Führer, vermittelt durch den eben erwähnten Mr. Webber, ein Mr. Burke, ein attorney (nach dem gerichtlichen Sprachgebrauch in Deutschland: Prokurator, in Frankreich: avoué) kein Advokat, kein gentleman, sondern middle class, wie die farmer, vom geselligen Umgang mit gentlemen gewöhnlich ausgeschlossen. Ich fragte ihn: »Are you a Roman Catholik?« — »Yes and a repealer too« — so hatte ihn schon Mr. Webber, als deshalb für uns besonders passend, bezeichnet. Er suchte die Religionsfragen ganz zu trennen von der repeal-Frage; „ob jemand Katholik, Protestant oder Atheist sei, habe er mit seinem »maker« abzumachen"; die Zehnten sehen die repealer als Irisches Nationaleigentum an, das zu Nationalzwecken verwendet werden müsse; sei der Papst anderer Meinung, so würden sie ihm sagen: „Holy father, in geistlichen Dingen sind wir Dir untertan, weltliche sind nicht Deines Amts"; die irische Sprache sei nicht zu halten, sie möge untergehen; selbst mit Frankreich würden sie sich alliieren in dem Streit über Tangiers (in Marokko, wo eben kriegdrohende Streitigkeiten zwischen England und Frankreich schwebten); freilich würde Irland ein kleiner Staat sein, aber auch Holland und Belgien seien kleine Staaten; Belgien habe seine Revolution unter ähnlichen Umständen 1830 und 1831 gemacht; ein Schwert halte dann das andere in der Scheide.

Dann an dem Hause vorbei, wo der berühmte Wellington geboren (die Familie irisch seit dem 16. Jahrhundert); Burke sagte, die Irländer hielten ihn für einen recreant (Abtrünnigen), weil er nie nach Irland

komme und nichts davon wissen wolle, daß er ein Irländer sei. — Nach Richmond penitentiary (Zuchthaus). Wir wurden in den Garten geführt, wo wir einen Mr. Grey, einen sehr jungen Mann und, wie O'Connel, convicted (verurteilten) conspirator und in Haft, fanden, der mir sagte, er sei Protestant, früher ein medical man, jetzt ein litterary man und Mitarbeiter an einem repeal-Blatte; er war sehr begeistert für die repeal-Sache und bezeichnete, ebenso wie Burke, O'Connel als den »liberator«. Er sprach mit Indignation von der »packed« (künstlich zusammengebrachten) jury, die O'Connel verurteilt habe; sie habe aus Protestanten und Leuten bestanden, welche kurz vorher die Regierung gebeten hätten, O'Connel einzusperren. Er glaube, sagte er, das Oberhaus würde O'Connels writ of error (Appellation) verwerfen und die Regierung ihn auch nicht begnadigen; man habe den repealers, wenn sie einige Konzessionen machten, unter der Hand Begnadigung in Aussicht gestellt, aber sie hätten dies weit von sich gewiesen. Von dem Hause, welches vor uns stand und vom Garten aus wie ein Zuchthaus aussah, sagte er mit lächelnder Indignation, es enthalte zwei- bis dreihundert pickpockets (Taschendiebe). Endlich kam O'Connel selbst, auf unsere Anmeldung mittels Visitenkarten, die uns als prussian judges bezeichneten, in Überrock, Mütze mit breiter goldener Tresse, repeal-Knopf und buntem Schnupftuch in der äußeren Brusttasche, groß, stark, gesund, mit blühend roter Gesichtsfarbe, — aussehend wie ein Fünfziger, obschon er neunundsechzig Jahre alt ist*) — unserm Könige Friedrich Wilhelm IV. in der Tat, wie man mir vorher gesagt hatte, ähnlich — ohne Bart, mit falschen braunen Locken, denn er ist ganz kahl. Ich dankte ihm, daß er unsern Besuch angenommen habe. Er, französisch: ob ich vielleicht lieber französisch spreche; in Deutschland sei er nie gewesen; nur bis Lüttich sei er gekommen. Ich: jetzt zöge ich das Englische vor. Ich sagte, wir seien gekommen, nicht Meinungen auszutauschen, sondern zu hören und zu lernen, was er unerwidert ließ. Es kam in dem ganzen Gespräche keine politische oder auf seine jetzigen Umstände bezügliche Äußerung vor, außer etwa, daß er, als ich ihm mitteilte, ich hätte Pater Matthews gehört, sagte: er habe das pledge nicht genommen, weil der Arzt ihm geraten, etwas Wein zu trinken; er würde es aber noch vielleicht in der Weise nehmen: »abstinence till the repeal of

*) Nach Wageners Staatslexikon ist er 1775 geboren, von den Jesuiten zu St. Omer und Douay unterrichtet, und 1847 gestorben.

the union.« Er hatte eine höfliche, leichte, vornehme, ungezwungene Haltung, der eines großen Herrn ähnlich, der gewohnt ist, sich Fremde vorstellen zu lassen und kurze leichte Konversation mit ihnen zu machen. Er kam auf den Zweck unserer Reise und sagte: das englische Recht sei voller Fehler; der Hauptfehler sei der Mangel eines codex und die Macht der Richter, Recht zu machen*), die sich diese eifersüchtig nicht nehmen ließen; die Franzosen hätten und liebten ihren code. Als er zuerst Advokat geworden (called to the bar) sei die Masse der gedruckten reports (Rechtsfälle) noch mäßig gewesen; jetzt sei sie übermäßig und daher reiches Material für einen codex vorhanden; Bentham (ein flacher Utilitarier conf. Wageners Staatslexikon) habe das Rechte getroffen, nämlich, daß die Richter zwar jeden Rechtsfall entscheiden, die zweifelhaften aber der gesetzgebenden Behörde einberichten sollten. Es war eine eigene Empfindung dies, was sehr nach Suarez und unserm Allgemeinen Landrechte von 1794 schmeckte, hier hören zu müssen. — Seine Enkel kamen, zwei kleine Mädchen und ein Knabe, die er zärtlich liebkoste. — Wir waren herum um den Garten; ich gab die Hoffnung auf tiefere Gespräche auf und fürchtete andrerseits, daß **er** uns allergnädigst entlassen würde; ich verabschiedete mich daher nach etwa $^1/_2$ Stunde. Diese Zuchthaus-Gartenscene kontrastiert grell mit der dreitägigen kolossalen Feier seines hundertjährigen Geburtstages, die am 5. bis 7. d. M. (geschrieben 24. August 1875) so brillant, auf dem finstern Hintergrunde von Bismarcks Verfolgung der katholischen Kirche, in Dublin stattgefunden hat.

Nun fuhren wir nach einer repeal-Versammlung in conciliation hall. Burke verschaffte mir einen guten Platz zwischen zwei jungen Priestern, die wie Bauernsöhne aussahen, was die irischen römisch-katholischen Priester großenteils sein sollen, und lebhaften lautbeifällig klatschenden Anteil nahmen. An der vorderen Seite der Logen stand mit goldenen Buchstaben: »The man who commits crime gives strength to the enemy.« »Daniel O'Connel,« — der »liberator,« der diesen Ausspruch getan — und gegenüber auf einer weißen Decke: »Peace, perseverance.« Als wir eintraten in den gedrängt vollen Saal, eiferte eben ein junger Advokat lebhaft gestikulierend gegen die englischen Minister. Er griff besonders eine Bill an, welche, ohne vorgängige Kommunikation mit der römisch-katholischen Hierarchie,

*) Vgl. oben 12. Juli meine toast-Rede in Stowe S. 370.

Vermächtnisse zu katholisch-kirchlichen Zwecken beschränken sollte. „Wie würde indignant Exeter und pious London — gemeint waren die Bischöfe von Exeter und von London — gedonnert haben, wenn so rücksichtslos auch nur eine Nadel in ihren weitbauschigen Ärmeln (lawn sleeves) berührt worden wäre!“ Die Regierung verachte und vernachlässige Irland; statt dessen beschäftige sie sich mit Marocco, wo aber »the pamphleteering son of the Citizen King,« der Prinz von Joinville, Verfasser militärischer Pamphlets, der jetzt den Engländern mit einer Seemacht in Marokko gegenüberstehe, mit Worten sich nicht abspeisen lasse. Ferner: der englische Adel möge sich vorsehen; die Mittelklassen hätten in Belgien the repeal of the union (von Belgien und Holland) zu stande gebracht und ebenso die große Revolution in Frankreich; der Strom der französischen Geschichte sei über den Adel fortgerollt und habe nur hier und da ein chateau oder einen Chateaubriand stehen lassen. Diese und die folgenden Reden wurden großenteils von tremendous cheers begleitet. Besonders bewillkommt wurden Geschenke und Demonstrationen für repeal, die von Protestanten oder gar Orange-men kamen. Jede speziell römisch-katholische Tendenz wurde desavouiert und alle religiöse Antipathien wurden abgewiesen; »hereafter an awful tribunal will judge every one according to his works.« Ein Protestant pries die Toleranz von his holiness the Pope und strafte die Indezenz und die Exzesse englischer Protestanten in Rom. Einer sagte: »If a man wishes to obliterate his sins by charity oder to have masses said for his soul« — dann schreite Sir Robert Peel ein mit seiner charitable requests bill. — „Sir Robert habe zum cattle show in England einen bull aus Tamworth geschickt; hierher schicke er bullets (Flintenkugeln); er hätte uns unsere bull-headed countrymen (die irischen absentees) schicken sollen.“ — Einer wollte aus dem Buche Nehemia beweisen, daß die Katholiken Recht hätten, die Bibel denen nicht in die Hände zu geben, die sie nicht verstehen; aber der Vorsitzende unterbrach ihn, dies gehöre nicht hierher. — Einer: »I speak in a spirit of prophecy: the voice of Ireland will be heard as well as the canonade of Tangiers; France sympathises with us; — I say it not with exultation but full of sorrow and grief: either Ireland must have justice, or North Africa will be French and the Mediterranean a French lake.« — Ein Beitrag aus New-Orleans war zurückgewiesen worden, weil er von Ausdrücken begleitet gewesen, welche »her most gracious Majesty«

verletzte; nun war er wiedergekommen, unter Widerruf jener Ausdrücke, und wurde angenommen. Mein Totaleindruck war, die irische Frage ist ursprünglich eine Religionsfrage, das ist sie nicht mehr; natürlich macht sich daher die um der Religion willen unterdrückte Nationalität geltend, aber ohne Stütze in der Religion kann sie die Union nicht sprengen und, da sie ohne gebildete eigene Sprache und Literatur ist, des Aufgehens in die englische Literatur sich nicht erwehren. Kein irisches Wort wurde heute, so viel ich gehört, in dieser Versammlung gesprochen. — Ich kaufte noch O'Connels — ähnliches — Porträt.

Den folgenden Morgen, 20. August — vor zehn Jahren meines Bruders Wilhelm Todestag —, schifften wir uns nach Holyhead ein, von da weiter in einer Landkutsche, inside, 6—7 abends, über Chester nach Liverpool, wo wir den andern Morgen 5—6 ankamen.

Veranlaßt durch den irischen repeal beschäftigten mich auf der Reise von Dublin nach Liverpool Gedanken über „Nationalität", die das T. B. so wiedergiebt: „die Herstellung und Verklärung der Nationalitäten, die in den babylonischen und in den folgenden Weltreichen (diesen zugleich Vorbildern und Gegensätzen des wahren Weltreichs, des Königreichs Christi) absorbiert waren, ist das Werk des Christenthums, näher: der Reformation. Ausgebildet, wie sie jetzt sind, durch Sprache und Literatur, sind die Nationalitäten sehr wichtig. Sie machen der — wesentlich universalen — Kirche Gottes ihr erhabenes Amt streitig, Geist der Staaten zu sein. Deshalb ist gerade jetzt die Wahrheit so höchst bedeutend und praktisch, daß der Staat eher und mehr ist als die Nation, die aus dem Staate erst entsteht. Der Begriff Nation hat, wie alles bloße Naturthum, etwas nebelhaft verschwimmendes, was eben darum dem heutigen pantheistischen Zeitgeiste gemüthlich ist. Warum könnte nicht auch Wales, durch welches wir eben hindurchfuhren, seine repealers haben? Die irische Frage war lange eine wesentlich kirchliche. Dadurch, daß jetzt die Kirche ihren bestimmenden Einfluß auf die Staaten verliert, wird die irische Frage mehr eine nur nationale u. s. w."

Wir waren in Liverpool wieder fleißig in den Gerichtshöfen, in denen wir dieselben Circuit-Richter wiederfanden, die wir in Newcastle verlassen hatten: Sir Frederik Pollock und Sir Creßwell Creßwell (das erste Creßwell ist Vorname). Als ich am 21. August in des ersteren court — dem Crown court, d. h. Kriminal-Gericht — in gewohnter Weise neben dem high sheriff sitzend, den Kriminal-

Verhandlungen beiwohnte, sagte mir dieser, davon imponiert: »Nothing can be more perfect than the administration of justice in this country.« — Das oft lange Zeit ganz passive Verhalten des Richters — selbst in den police courts —, während Advokaten und Parteien materiell und clerk und crier (Gerichtsdiener) formell die Verhandlung leiten, nimmt sich sehr gut aus. Sir Fr. Pollock sagte von seinem Richterstuhl aus zu mir hingewandt, als ich neben ihm saß und er — nicht zufrieden mit den Fragen, welche die Advokaten an die Zeugen stellten — diese selbst befragt hatte: „Ich muß heute die Rolle des Advokaten spielen, I must do the counsels work". — Er sagte mir auch, er und Sir C. Creßwell hätten »three murders kept for you«, d. h. nicht verhandelt, damit ich den Verhandlungen beiwohnte.

Am 23. August kam einer dieser Fälle in Sir Fr. Pollocks court zur Verhandlung. Er stieß auf einen Zweifel, stand mitten in der Prozedur auf und sagte öffentlich, indem er das Verfahren unterbrach: „Ich wünsche zu wissen, was my brother Creßwell — welcher in dem benachbarten court für Zivilsachen zu Gericht saß — zu diesem Falle sagt", ging hinaus, kam nach kurzer Zeit wieder und sagte, Creßwell stimme ganz mit ihm überein, worauf die Prozedur fortging. Bei allen Förmlichkeiten kommen doch auch immer wieder solche Freiheiten vor. — An eben diesem Tage dinierten wir bei den beiden Assisen-Richtern in deren Wohnung, aber erst 8 Uhr abends, weil so spät erst Sir Fr. Pollock aus dem court gefahren kam, wiederum begleitet von den geputzten Leuten des sheriff in Escarpins und weißen Strümpfen zu Fuß in heftigem Regen, wie in York. — Schildkrötensuppe mit Punsch (Sir Frederik belehrte mich, daß man diese immer zweimal essen müsse, was bei andern Speisen nicht üblich sei) und grouses (Moorhühner). — Meinen Besuch bei O'Connel schien der chief baron Pollock nicht zu billigen. »If it was a fault«, sagte ich, »it was the fault of Lord Doherty«. »It was his fault« erwiderte accentuiert Pollock.

Am 24. August kam folgender Fall in Sir Fr. Pollocks court vor. Der Angeklagte, Aufseher in einer Fabrik in Manchester, hatte seine betrunkene Frau dergestalt mit Fußtritten gemißhandelt, daß sie davon gestorben war. Der Ankläger, prosecutor, war der Advokat-sergeant at law (serviens ad legem) Mr. Murphy, ein katholischer Irländer, von den Jesuiten erzogen, der aber im Gespräch mit mir über seinen eigenen Katholicismus viele Scherze machte; kein repealer

sondern tory. Er ließ sich sehr mit mir ein und machte mir viele lehrreiche Mitteilungen über englisches Recht. Der chief baron Pollock hatte seine große bis auf die Hüften hinabgehende Perücke auf, was erforderlich war, weil ein Todesurteil bevorstand. „Ich fürchte“ — so fing die Anrede des Anklägers an — „Sie werden sich genötigt fühlen (feel the necessity), den prisoner für schuldig zu erklären.“ — Die Tochter des prisoner wurde als Zeugin vernommen; sie sagte aus, er habe, bestürzt über seine Tat, für die Sterbende nach einem Geistlichen geschickt, »but he would not come.« Mr. Wilkins, der verteidigende Advokat, fragte die Tochter: »Was he, der Angeklagte, in the habit of reading to you (seine Kinder) and explaining the Bible as well as he could?« Antwort: »Yes.« — Der chief baron zu Murphy: „Brother Murphy! (Bruder, weil Pollock auch sergeant at law — Advokat erster Klasse — war, was alle Oberrichter sein müssen; man hört daher die Anrede »brother« in den Gerichtsverhandlungen sehr oft) es sei nicht nötig den medical man nach den Einzelheiten des Befundes, die so exceedingly painful and distressing seien, so genau auszufragen, da über die Ursache des Todes kein Zweifel sei.“ — So in zweifellosen Fällen; in zweifelhaften werden die Zeugen mit übertriebener Umständlichkeit ausgefragt. — Dann der Verteidiger Wilkins: »You (die Geschworenen) have in your homes all that can make these homes blessed, — he (der prisoner) sent his children to school at sunday, attended public worship, explained to them as well as he could the book which he had been taught to regard as the way to life« u. s. w. Ferner: er habe den clergyman gerufen to smooth her path, rapid as it might be, into the presence of omniscience, und sie habe vor ihrem Tode »thrice invoked a blessing upon his head.« Das Verdict war: nicht murder, sondern manslaughter. Diesen Wilkins hörte ich in einem andern Falle, wo ein Mädchen ihr uneheliches Kind ausgesetzt hatte, in folgender Art sprechen: »Let those, who make sin a jest, come here; let him (den unehelichen Vater), — I know not who he is — who brought this storm of shame upon this family by a practical proof of repentance appease the God he has offended.« Dann, von dem Bruder des Mädchens: »he never closed his eye in the evening, nor opened it in the morning without prayer, — — there is a majesty about virtue, which the coldest libertine must respect — fervent prayer — the consolations of heaven« u. s. w.

Und alles dies ist nicht etwa Abweichung vom Gerichtsstil, sondern der Gerichtsstil selbst.

Eben diesen Wilkins charakterisierte Mr. Warren (der Verfasser von 10000 a year) als einen leichten Gesellen, der nicht recht comme il faut sei und der bar keine Ehre mache. Desto stärker ist der Schluß von seinen Reden auf den Geist der englischen Gerichte.

Und nun vergleiche man damit die unsrigen! „Wenn ich als Präsident in solchem Tone“ — wie dieser Wilkins, oder wie Baron Alderson in Buckingham (conf. 12. Juli) — „im Amte reden wollte, so würde man sagen, ich mißbrauchte mein Amt, um meine religiösen Privatmeinungen geltend zu machen, — und zwar, sieht man bloß auf den Besitzstand, nicht mit Unrecht. In ganz Deutschland ist das establishment der christlichen Kirche auf Anerkennung dreier gleichberechtigter Confessionen hinabgesunken. Was da zu verwundern, daß nun auch die Juden sich eindrängen? Aber auch die Einzelstaaten Deutschlands entwachsen dem establishment der einzelnen Confessionen. In Sachsen ist der König katholisch, — in Preußen ⅓ der Unterthanen, und der König hört die Messe beim Kölner Dombaufest. Minister Eichhorn will den Staat christlich, aber nicht confessionell. Muß da nicht Rationalismus und Pantheismus eine ganz andere politische und daher auch kirchliche Stellung haben als hier in England? Bindewald sagt, was auch der König von Preußen persönlich sein mag, von wegen seines königlichen Amts ist er Rationalist.“ So das T. B. 1. September 1844. Bindewald greift vor; es wird so, aber es ist noch nicht so.

Dann kam in derselben Sitzung noch ein Fall wegen Raubmordes vor. Der Mord war erst am 14. August begangen und eine Manchester-Zeitung hatte eine Nachricht darüber, angeblich auf Grund von Mitteilungen von seiten der Polizei in Bristol, aufgenommen. Hierauf wurde ein Antrag gegründet, die Verhandlung auszusetzen, da der Zeitungsartikel — der dem Sir Fr. Pollock überreicht aber nicht verlesen wurde — geeignet sei, ein excitement zu erregen, welches nachteilig auf ein fair trial einwirken könnte. Wieder ging Pollock hinaus, »to confer with my brother Cresswell«, und kam bald wieder mit der Nachricht, daß brother Cresswell mit ihm — »or rather I with him« — dahin übereinstimmen, daß die Verhandlung auszusetzen sei, da der Zeitungsartikel Tatsachen enthalte »which ought to be forgotten«, wahrscheinlich eine vita mala ante acta des prisoners. Dann eifert

er gegen die Pflichtwidrigkeit der Polizei in Bristol; es müsse durchaus some person be brought to justice, wenn nicht ein unabwendbarer Zufall sich ergebe, der die Bekanntmachung dieser Nachrichten veranlaßt habe. Ein Advokat sagte mir: die Kosten dieser Vertagung würden ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund betragen, — diese Kosten, sagte Pollock, seien not for a moment to be regarded.

Endlich erwähne ich noch einen Fall wegen Mißhandlung einer Ehefrau durch ihren Mann. Der Verteidiger klagte die Frau der Lieblosigkeit gegen ihren Mann an; sie hatte ihre Eltern nicht, um ihm zu folgen, verlassen wollen und führte ihr aus dem Buche Ruth zu Gemüte: »where thou goest there shall I go, and where thou lodgest there shall I lodge, and thy people shall be my people and thy God shall be my God.«

Denselben Abend dinner an der Tafel der barrister (Advokaten), deren über hundert diesen circuit begleiten und, zum Teil vergeblich, sich Geschäfte der Gebühren wegen wünschen. — Klagen kann kein Arzt und kein Advokat auf sein Honorar, eben weil es ein Ehrengeschenk ist. Es ging in Adelphi hôtel sehr laut und lustig dabei zu; es wurde ein amerikanisches Getränk, sherry-cobbler,*) durch Strohhalme getrunken. Uns als Gästen (eines Advokaten King, dem der Irvingit Carlyle uns empfohlen und den Murphy einen radical nannte) wurde scherzhaft das Versprechen der secrecy abgenommen und zuletzt deutsch gesungen „Erlkönig", „Bekränzt mit Laub", und englisch (besonders der obige Mr. Wilkins) ein Lied mit dem Refrain: »What baron, or squire, or knight of the shire has half such a life as a holy friar«, — »Rule Britannia, Britannia rule the waves« — und stehend mit vielem Enthusiasmus »God save the Queen.« — Das Ganze war wenig anmutig.

Ein solicitor**) hatte mir heute als einem Prussian judge eine species facti (case) für einen Engländer, der deceased wifes sister heiraten wollte, unter Erbieten zu einem Honorar, zugehen lassen zur

*) Sherry = Xeres in Andalusien, Xereswein, — cobbler = Flicker, — ein Mischtrank. — Ich hielt eine Tischrede über die hohe Würde der bar und wider falsche Aufklärerei.

** Die Anwälte — die keine Advokaten und keine gentlemen sind und vor den großen Gerichtshöfen nicht reden dürfen — heißen in law: attorney und in equity: solicitor.

Manchester statt. Im Coupé ein Attorney, der die Abschaffung der Grand jury wünschte, die aus Lords und gentlemen, während die common jury aus middle class, farmers, shopkeepers u. s. w. besteht. Ich: ob er nicht in der Teilnahme der gentry an der Rechtspflege einen Vorteil erkenne? Er: nein! er sei nicht für political power of classes und überhaupt nicht für die englische Verfassung; er ziehe Verfassungen wie die österreichische oder russische vor: diese seien der göttlichen Einsetzung mehr gemäß und ihre Nachteile, Bedrückungen u. s. w. seien Leiden, welche die Menschen nach Gottes Willen zu tragen hätten. Ein solcher Engländer war mir noch nicht vorgekommen. Mr. Warren, der Tory, sprach uns in Liverpool mit schmerzlichem Bedauern von der »fading aristocracy of England.« Die nobility — er nannte unsern Wirt in Stowe, den Herzog von Buckingham — sei so verschuldet, daß viele upon nurse, auf einer von ihren Gläubigern bewilligten Kompetenz, säßen; sie machten zu viel Aufwand und verschmähten aus Adelstolz reiche Heiraten aus niederen Ständen; so drohe Reichtum und Macht aus ihren Händen zu entschwinden. Mr. Warren ist der Sohn eines Geistlichen in Manchester.

In Manchester sahen wir eine cotton-, eine cork- und eine Eisen-mill, wo das Eisen wie Suppe floß, alles in kolossalem Maßstabe. Um 9 Uhr abends mit der Bahn nach London, — nach des Grafen Kingston (vgl. 18. August) Vorbild in der zweiten Klasse, wo keine Polster, und Schlaf unmöglich, daher nur bis Stockport, von da wie sonst immer in der ersten Klasse bis London, wo wir am 27. August, ½6 morgens in unsern alten Quartier anlangten.

Tags darauf besuchten wir die Judenmissions-Anstalt in Palestine place, Bethnalgreen, welches König Friedrich Wilhelm IV. oft erwähnte, wenn er von der kirchlichen Verwahrlosung Berlins sprach. Ich besah en detail Kapelle, Schulen, Werkstätten und unterhielt mich mit den Judenknaben, etwa fünfzig bis sechzig, examinierte sie auch. Dann sangen sie Hymnen auf Israels Abfall und Bekehrung und Stellen aus dem Propheten Jesaias. T. B. 28. August: „Strauß (der Tübinger Bekämpfer des Christenthums) hat Recht, wenn er die heutigen Wunder größer nennt, als die Heilungen in Galiläa; aber er hat nicht Recht, wenn er dabei hauptsächlich die Eisenbahnen hervorhebt; — was wir heute hier sahen und hörten, sind die größeren Wunder."

Zuletzt sangen die Judenknaben God save the Queen, was uns noch von dem lautlärmenden Advokaten=dinner in Liverpool in den Ohren tönte. D. M'Caul selbst, der Vorsteher, war durchdrungen von den hohen nationalen Vorzügen des Volkes Israel im Königreiche JEsu Christi; er ist hoch=church und hoch=tory, so daß er kein Zutrauen zu der damaligen Tory-Regierung hatte und dunkel in die Zukunft sah. Er tadelte, daß diese Staatsmänner, namentlich Peel und Wellington, wesentlich dasselbe wie die Whigs täten und daß sie, wie auch wohl der König von Preußen (vgl. die Kölner Domfeier), sich einbildeten, sie ständen über den Konfessionen. Er wolle Biblical statesmen, wisse aber, wie er sagte, keine; nach biblischen Grundsätzen ebenso wie nach den Grundsätzen der Englischen Kirche seien Kirche und Staat eins, so unter Adam, Abraham u. s. w., die Einheit der gesamten christlichen Kirche sei nur eine innerliche (dies letztere halte ich für irrig und schriftwidrig). — Er war scharfer Gegner des Papsttums und meinte, Deutschland sei durch seinen Unglauben vorbereitet für eine Union mit Rom.*) — — D. M'Caul bewirtete uns in seiner in Palestine place belegenen Wohnung und führte uns überall umher. Er erzählte uns, daß er zugleich Professor am Kings College (der neuen Londoner Universität) sei, was ihn aber nur wenige Stunden wöchentlich koste, und Rektor (Pfarrer) eines Kirchspiels in der City, der keine Amtswohnung habe und ihm von dem Lord Mayor und den Aldermen darum verliehen worden sei, weil besonders viel Juden daselbst wohnen. Er war verheiratet und hatte zehn Kinder. —

Auf einem Omnibus outside zurück und vorbei an der neuen noch nicht fertigen Börse, vor welcher seit dem letzten 18. Juni (Waterloo) in Erz zu Pferde Wellington steht. Am Frontispiece der Statue ist eine Frau, die ein Füllhorn ausschüttet, und Repräsentanten vieler Völker, die sich herandrängen, und aus dem Psalm 24: »The earth is the Lords and the fulness theireof«, (die englische Übersetzung ist wörtlicher und schöner: »m'loah«, ihre Fülle); dies machte auf mich einen tiefen erhebenden Eindruck, nicht nur damals, sondern noch oft in der Erinnerung. — Diese Wahrheit sollten wir bei jeder Eisenbahn, Grube, Aktiengesellschaft u. s. w. empfinden.

---

*) Dies schreibe ich nieder 1872 Januar! mitten in den römischen Krisen in Bayern und Preußen und den noch schlimmeren der deutschen Evangelischen Kirchen, — und eben im Begriff, meine Verbindung mit dem „schwarzen Zentrum“ in Berlin fester zu machen.

In einer Gesellschaft bei Mr. Warren, 29. August, sagte mir ein conveyancer (etwa Notar) Mr. Smith, hier in England halte man Preußen für ein vorzüglich organisiertes Land: Gleichberechtigung der Religionen, Freiheit der religiösen Meinungen, treffliche Justiz, zweckmäßige Verwaltung, Staatsschule, Zentralisation u. s. w. — ein Ideal für England, welches »church ridden« sei und „keine Staatsschule zu stande bringen könne". Vergleiche, wohin diese Idealität uns jetzt, Januar 1872, geführt hat! Derselbe Smith meinte, als ich ihm Baron Aldersons schöne Urteilspublikation in Buckingham (12. Juli) erzählte, es möge dies doch wohl hypocrisy gewesen sein. — Es hat jemand gesagt, hypocrisy bezeichne den Sieg der Tugend über das Laster, — Voltaire: die Huldigung, die das Laster der Tugend darbringe. — Man widersprach ihm auch und ein anderer Gast sagte: freigeisterische Meinungen zu äußern würde man sich in England scheuen, um sich nicht moralisch verächtlich zu machen.

Am 30. August führte uns Mr. Warren, bei dem wir auch an diesem Tage dinierten, in den Inner Temple und erklärte uns die Verfassung der fünf Inns of court, Advokaten-Gesellschaften, nicht Korporationen, von denen zwei, je eine, diesen Inner und den Middle Temple, ehemaliges Tempelherrengut, besitzen, mit ihren Prachtbauten, und darin und sonst über kolossale Mittel disponieren. Inner Temple hatte soeben für 50000 Pfund die prächtige altertümliche Temple church restauriert. Warren meinte, bei Aufhebung des Ordens sei der Besitz an noblemen gelangt, welche die Advokaten darin unter ihren Schutz genommen, dann aber ausgestorben, in den innern Kriegen umgekommen oder den Konfiskationen verfallen seien, so daß die Advokaten im Besitz geblieben und endlich unter König Jakob I. damit beliehen worden seien. Wunderschön gelegen ist an der Themse der Garten des Inner Temple mit einer prachtvollen Aussicht auf London. Dieser Garten kommt als Scene in Shakespeares Heinrich VI. vor, — zu dieses Königs Zeit war von Tempelherren keine Rede mehr. Über die höchst eigentümliche Verfassung der Inns wäre viel zu sagen. Das Advokatenwesen (Zulassung, Disciplin, Ausbildung der künftigen Advokaten, Ausschluß von der Advokatur u. s. w.) wird oder wurde doch damals fast ohne Aufsicht und Kontrolle von diesen Inns selbst verwaltet.

Die folgenden Tage brachten wir großenteils mit dem irvingitischen Evangelisten Böhm zu, der viel zu erzählen wußte von den Fortschritten der Puseyiten, die, wie er mei[illegible] führten. E

erzählte von einer Familie, die durch den Übertritt einer fünfzehnjährigen Tochter hart betroffen worden sei, — in einer andern Familie seien zwei zehn- und elfjährige Knaben vom Romanismus ergriffen.

Der 1. September war unser letzter Sonntag in England. Ein heller milder Sommertag. T. B. „Im Omnibus nach London bridge, wo die Aussicht wieder prachtvoll war, und mit Böhm und Bindewald nach Guys Hospital. Herr Maurice predigte (im weiß und schwarzen surplice, Priesterrock im Gegensatz zum gown, schwarzen eigentlich Doctoren-Rock) über die heutige Epistel Galater 3, 16 und 17, in seiner tiefen, doch englischen matter of fact-Weise über den Glauben Abrahams. Er beschrieb, wie dieser Hirt sich gesehnt habe nach Gott, wie Gott sich ihm offenbart, Abraham Gott getraut und den Tag Christi gesehen habe, wie das Alles uns angehe, deren schwerere Unglaubenssünden und tiefere Sündenerkenntniß mehr Sehnsucht und Geneigtheit zu glauben und von ganzer Seele zu vertrauen wirken sollten, als Abraham hatte. Nach dem Gottesdienste begegneten wir ihm und seiner Frau und nahmen Abschied, wahrscheinlich auf immer." — Nachmittags auf dem Wege nach Holloway zu dem deutschen Prediger Menge, der daselbst ein Hospital für arme deutsche Kinder hat, stießen wir auf eine Straßenpredigt.

T. B. „Ein Mann, nach Kleidung, Händen und Bildung ein Handwerker, stand auf dem Bürgersteige hinter einem Stuhle, auf dessen Lehne er eine aufgeschlagene Bibel hielt und auf dessen Sitze ein aufgeschlagenes Methodisten-Gesangbuch lag. Nachher setzte sich noch einer der Zuhörer auf diesen Stuhl. Es standen etwa dreißig bis vierzig Menschen umher; Aufsehen erregte, so viel ich sehen konnte, die Sache nicht, die Leute aus den nächsten Häusern nahmen von den Fenstern aus Theil. Die Nachmittagssonne schien warm auf die kleine Versammlung. Der Prediger ermahnte zur Buße, warnte vor der Hölle, pries die freie Gnade JEsu Christi, malte die Seligkeit des Lebens im Glauben hier, und dort in der Herrlichkeit aus, strafte der Menschen Herzenshärtigkeit u. s. w. Wenn betende Worte vorkamen oder sonst bei eindringlichen Stellen sagten einige Zuhörer: Amen! Zuletzt stimmte er ein Lied aus dem Gesangbuche an; dieser Gesang, nicht choralartig, kam ohne Orgel nicht recht zu Stande. Nachher fragte ich einen der Zuhörer, wer dieser Mann sei. »Why« — sagte er — »a man like myself«. Es kam heraus: ein Drechsler. Gegen Abend waren die Straßen voll Kirchenbesucher, etwa wie in Berlin an

Sonntag-Vormittagen. Wir wohnten um $^1/_2 7$ Uhr dem Gottesdienst (Predigt) in einer Independenten-Capelle bei."

C. B. „Was ist klarer als die Pflicht der Kirche, wenn sie katholisch sein will (von den Laien bis zu den Bischöfen) Gemeinschaft anzuerkennen und zu suchen mit diesen Straßen- und Independenten-Predigern?"

In diesen Tagen stand im Morning Chronicle ein Artikel über die in Berlin stattgefundene Prediger-Konferenz, in welcher ihre und besonders meines Bruders Otto (der früher in London gewesen sei und in der Lutheran chapel in der Savoy gepredigt habe) hierarchische Tendenzen hervorgehoben wurden bei Gelegenheit seines Vortrages über Spezialbeichte. Böhm, der der Konferenz beigewohnt hatte, erzählte uns, daß auf derselben mein Bruder Leopold die Willigkeit der römischen Missionare, Märtyrer zu werden, anerkennend erwähnt habe.

Am 2. September wohnten wir noch im Oberhause der Verhandlung von O'Connels writ of error (Appellation) gegen das ihn verurteilende irische Urteil bei; die Sache hieß O'Connel versus the Queen. (O'Connel plaintiff in error, — the Queen defendent in error.) Baron Parke, einer der uns befreundeten Oberrichter, hatte gesagt, dieser Prozeß habe ganze Massen von »dormant law« — d. i. schlafendes, lange Zeit nicht praktisch und darum zweifelhaft gewordenes Recht — aufgestört.

Alle Oberrichter, die in London anwesend waren, erschienen in full dress — also mit Roben und langen Perücken, ich habe ihrer zehn gezählt, sie nahmen sich sehr ansehnlich aus — nur damit jeder ein Gutachten abgebe, nicht um zu entscheiden, wozu die Lords allein kompetent waren. Nur Lord Denman war undress, weil er peer und also mitentscheidender Richter war und daher nicht Gutachter sein konnte. Die uns bekannten Richter, sowie auch andere (peers) begrüßten uns freundlich mit shake hands. Der Lordkanzler (Lord Lyndhurst) saß full dress präsidierend auf dem Wollsack, mace (Scepter) und purse (Beutel, enthaltend das große Siegel) neben ihm, was aber nicht hinderte, daß andere peers, to shake hands und um mit ihm zu plaudern, an ihn herantraten, — so auch der Herzog von Cambridge, der alte Oheim der Königin, undress und in nichts von den übrigen Lords als Richter sich unterscheidend. Lord chief justice Tindal verlas das Gesamtgutachten der Richter, welches — gegen eine Minorität von zweien — auf Verwerfung der Appellation ging. Dann folgten

aber die Spezialvota, die in der Begründung auseinander gingen, jedes von den einzelnen Richtern selbst vorgetragen. Es handelte sich ausschließlich um Formalitäten der Anklage, z. B. ob die Worte »demonstration of physical force« und »intimidation« das O'Connel schuld gegebene Verbrechen hinlänglich bezeichne (**Wer** denn habe intimidiert werden sollen?) Die Sprache der Gutachten war: »Your lordships (das Oberhaus) have required the opinion of the judges« u. s. w. und wenn ein Richter von einem andern Richter sprach: »my humble opinion is« u. s. w. übereinstimmend mit, oder abweichend von »my brother x oder y«. Das Ende war, daß der Präses Lord Lyndhurst an her majestys judges seinen Dank aussprach und die weitere Verhandlung auf einen andern Tag verschob. — Der fernere Verlauf der Sache, den wir in England nicht mehr erlebten, war in der nächsten Sitzung, wie ich in Magdeburg am 11. September erfuhr, folgender: von den law-lords*) sprachen sich die beiden tory-lords Lyndhurst und Brougham gegen, aber die drei whig-lords Denman, Cottenham und Campbell, also die Mehrheit, für O'Connel aus. Es war nach der Stellung der Parteien mit Gewißheit zu erwarten, daß, wenn alle Lords und nicht bloß die law-lords stimmten, eine tory-Mehrheit gegen O'Connel sich ergeben würde. Da trat Lord Wharncliffe, selbst tory, namens des torystischen Ministeriums mit dem Antrage hervor, bei der Praxis, daß nur die law-lords Prozesse entschieden, stehen zu bleiben; es sei für die Regierung wichtiger, daß diese heilsame Praxis nicht verletzt, als daß O'Connel verurteilt würde. So wurde er freigesprochen, oder richtiger: das Urteil gegen ihn vernichtet. Der Liberalismus jubelte; Rheinische Blätter schrieben: in unserm Jahrhundert könne kein Unrecht mehr geschehen, und Hollweg schrieb mir unterm 8. September 1844: „Wie imposant wieder der neueste Vorgang im Oberhause, so unerfreulich er im Resultate sein mag. Ebenso respektabel als das rücksichtslose Festhalten der drei Lords an dem, was sie für Recht erkannten, ist die Empfehlung des Lord Wharncliffe, Präsidenten des Ministerrathes, an die nicht rechtsgelehrten Lords, sich der Stimmgebung zu enthalten, weil das Ansehen des Oberhauses ihm mehr galt, als der augenblickliche günstige Erfolg."

*) Es ist dies kein amtlicher oder gesetzlicher Charakter; sie unterscheiden sich als solche, die die höchsten Justizstellen bekleidet haben, von den andern Lords nur dadurch, daß ihnen nach der **Praxis** des Oberhauses die Entscheidung von Prozessen ausschließlich überlassen wird.

Wir dinierten an demselben Tage bei M'Caul in Palestine place, — außer mir, Bindewald und Böhm, und außer M'Cauls Frau noch eine Dame und Mr. Maitland, der Bibliothekar des Erzbischofs von Canterbury. Ich schreibe das Menu aus dem Tagebuche ab: 1. Suppe — ein Lachs — roast beef und mutton, dazu gekochte Hühner mit einer weißen Sauce — kleine Pasteten — ham — vegetables. 2. sweet meats — tart — jelly — cream — Käse mit Salat. 3. dessert (vorher gehen die ladies fort), Obst, kleine Kuchen, — Wein: sherry, port, — dies ein mäßiges dinner für wenige Personen bei einem Geistlichen, nicht zu vergleichen mit den dinners der Lords, Bischöfe und Domherren in London, Lambeth, Stowe, York und Durham.

Um Hollweg und sein noch heute (1872) für meine nächste Praxis wichtiges Verhältnis zu ihm zu charakterisieren, schreibe ich noch folgende Stelle aus demselben Briefe ab: „Wie Lancizolle stets mit Kolbenschlägen überzeugen will, so fällst Du mit dithyrambischer Gluth über Deinen Gegner her, dem über den Glanz der Vision das ruhige Denken vergeht, ohne welches sichere bleibende Ueberzeugung in irdischen Dingen“ — wie aber in nicht nur irdischen? — „doch nicht möglich ist. Wenn die Philosophen mit Recht sich in ihrem successiven abstrakten Denken schon des Wortes »Gott« gern enthalten, weil die Fülle dieser Einen Vorstellung jenes unmöglich macht, so fürchtest Du nicht, in die Entwickelung des Rechtsbegriffes den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs hineinzuziehen, so daß man mit Luther sagen möchte: »Von dem Geschrei zittert Schwell und Balken gar, das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebels war«.“ Das T. B. vom 11. September erinnert daran, daß vor Luther dies schon Jesaias Kap. 6 gesagt hat.

Nachdem wir noch den andern Tag die »Chinese exhibition« gesehen hatten, schifften wir uns um 9 Uhr abends am 3. September in dem Dampfer »the Countess of Lonsdale« nach Hamburg ein. Wir gingen sofort zu Bett, obgleich das Boot erst um 4 Uhr den andern Morgen abfuhr, wo wir aufstanden und im Halbdunkel des Tagesanbruchs vom Tower und dem East End von London Abschied nahmen. Wir hatten auf dieser Reise viel ungünstiges stürmisches Wetter; Bindewald und viele Passagiere wurden seekrank. Zu Bindewald sagte einer von der Schiffsmannschaft: unser einsilbiger, auf Fragen kaum antwortender Kapitän sei, wie auch mehrere von der Mannschaft, dissenter, gehe Sonntags dreimal in die Kirche; dafür

und für sein Boot interessiere er sich ausschließlich, — er, der Erzählende, sei aber ein churchman; dissent sei nicht wahr. — Und mir erzählte ein Passagier, er sei ein englischer Koch und reise zu seinem Herrn, Mr. Herrington; dieser gehöre zu der Familie der Stanleys und zwar zu denen älterer Linie; er würde daher Graf von Derby sein und dessen großen Besitz haben, wenn die Reformation ihn, da er katholisch, nicht darum gebracht hätte; da aber jetzt der Papismus so um sich greife, so hoffe sein Herr, wenn England erst ganz »popish« sein würde, Pairie und Güter wieder zu bekommen; er, der Koch, sei Protestant. So begleiteten uns englische Gegensätze bis Hamburg, wo wir erst am 6. September 11 Uhr abends ankamen. Am 7. September fuhren wir auf der Elbe weiter bis Hitzacker. Der Kondukteur bestritt, als Czech erwähnt wurde, die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe und mit lächelnder Sicherheit die Möglichkeit göttlicher Strafen. So blickte uns Deutschland an.

Am 8. September erreichten wir ½9 Uhr morgens Magdeburg, wo ich meine Frau, Jakob, meinen Bruder Leopold, seine Brigade revidierend, auf dem Fürstenwall fand, aber nicht Friedrich, der noch in Berlin war.

Diese meine englische Reise war, wie die rheinische 1842, zu kurz und meine Vorbereitung, obgleich wohl ein halbes bis ein Jahr lang, zu ungenügend, als daß ein tief eingehendes Urteil über englisches Recht dadurch hätte gewonnen werden können. Gleichwohl hat sie mir einen reichen Schatz von persönlichen, geselligen, gerichtlichen, politischen und kirchlichen Anschauungen verschafft, der in allen diesen Beziehungen mir sehr nützlich gewesen ist, den ich noch jetzt in meinem Greisenalter dankbar aufbewahre und von dem ich noch immer (1872) reichlichen Gebrauch mache.

---

Sechszehntes Kapitel.

# Die ersten Jahre in Magdeburg.
## September 1844 bis Ende 1845.

Wir fanden von England zurückgekehrt die Nachricht vor, daß während der Empfangsfeierlichkeiten bei Anwesenheit des Königs in Königsberg ein mir von Frankfurt bekannter Referendar Schade an einem öffentlichen Orte den König als einen Trunkenbold beschimpft habe und deshalb von einem Offizier, dem Leutnant Leithold, gefordert und erschossen und dann mit demonstrativem Pomp begraben worden war. Der Offizier wurde, wenn kein anderes Mittel war, die Majestät zu verteidigen, vielfach — auch von mir — in Schutz genommen als begriffen in einem gerechten Kriege, ebenso von meinen Schwägern Thadden und Senfft. Von andern gläubigen Leuten hörte man leider die konfusen Reden: „unrecht war es, aber tun mußte er es als Militär: Buße und Blut Christi wäscht dann alles ab."

Am 7. September starb in Königsberg i. Pr. unser treuer Freund der Oberst von Schmeling nach langen schweren Leiden, dem als Kadettenlehrer Thadden, wie er sagt, viel zu danken hat und an dessen einfältigem Glauben ich mich so oft gestärkt habe.

Am 10. September trat ich in Magdeburg mein Amt an. Am 27. September wurde mein Neffe Friedrich durch meinen Bruder in der Elisabethkirche in Berlin eingesegnet und empfingen wir und er am Sonntag den 30. September das heilige Abendmahl, zum ersten Mal aus meines Bruders Händen.

Die Neubesetzung des Justizministeriums stand bevor. Leopold sagte, der neue Minister müsse einer sein, den der König kenne, aber (wegen ihres Verhaltens in der Ehereformsache) nicht der lange Kleist

oder Eichmann. Nach einigen Wochen wurde Uhden Mühlers Nachfolger. Voß hatte im Kabinet den Vortrag in Justizsachen und er und Uhden sahen sich als eng alliiert an.

**T. B. 28. September.** „Savigny voll Freude über den wenigen Widerstand, den unser nun publicirtes Ehegesetz in der Praxis findet: dieser Weg sei doch der rechte gewesen. Er war in der Stimmung eines gemeinsam mit mir erfochtenen Sieges." — Aber nur ein kleiner Teil des Kampfpreises war gewonnen und auch dieser ging 1848/49 großenteils wieder verloren. Das Agitieren der kirchlichen Behörden und die douce violence von oben, beides in der Tendenz, meinen Bruder Otto zur Förderung der Einsegnung des Ehebruchs zu bestimmen, dauerte inzwischen fort.

**T. B. 22. November, Berlin.** „Man weiß nicht, was mit Otto anfangen. Er hat den Prediger Bräunig abgemahnt statt seiner den geschiedenen Puhlmann zu trauen und den Behörden, selbst dem Könige das Recht bestritten das Trauungsformular in der Liturgie in assistentia passiva zu verwandeln. Meding (damals Ober- und Konsisterial-Präsident in Berlin) hat in Sanssouci zu Leopold gesagt: Ottos Absetzung sei unmöglich, es sei sehr schlimm, daß man anerkenne, daß die römischen Priester solche Trauungen verweigern dürfen." — So tappte man ratlos hin und her. Göschel erzählte: zwei schlesische evangelische Superintendenten mit ihren Geistlichen hätten sich geweigert, geschiedene Katholiken zu trauen; das Konsistorium in Breslau und alle Räte im Justizministerium hätten für Zwang und Strafe gestimmt, — das Konsistorium besonders empört über das gemeinschaftliche Auftreten, — Minister Eichhorn für ein neues Gesetz. Ich schrieb hierüber einen Artikel für die Ev. Kirchenzeitung, derselbe zeigt, was damals noch verheißen war und gehofft wurde. Aber die Verheißungen blieben unerfüllt und die Hoffnungen wurden 1848 zu Schanden.

**T. B. 1. Oktober.** „Diner beim Könige im Schlosse in Berlin. Er sprach nur einige unbedeutende Worte mit mir: er beneide mir die englische Reise und dergleichen. Lord Palmerston im blauen Frack und Lady Palmerston waren da. Ich saß neben Oberst Hahn von der Artillerie; er sagte: die Tochter Tzechs (der auf den König geschossen) sei bei einem Prediger Vater für 800 Thaler Pension untergebracht, sei aber noch nicht zufrieden und führe anstößige Reden

über ihren Vater. Oberst Hahn setzte hinzu: für ein gutes Etablissement seiner Kinder gebe er auch sein Leben hin." —

Am 14. Dezember wurde Czech hingerichtet. Der König hatte noch meinen Bruder Otto hingeschickt und dieser ihn sehr verstockt gefunden. Otto predigte den nächsten Sonntag über diese Sache und wollte die Predigt drucken lassen, konnte aber das Zensur-Imprimatur nicht erlangen. Mußten nicht die Märztage kommen? Leopold schreibt mir um dieselbe Zeit: „Czechs Hinrichtung hat den König sehr afficirt, wobei er mir innig leid gethan hat. Es muß sehr schwer sein, Richter zu sein in eigener Sache. Dazu gehört ein starker Glaube an das Regieren von Gottes Gnaden, den unsere Zeit so vielfach erschüttert."

Am 15. Oktober, des Königs Geburtstag, wurde wie alljährlich in Magdeburg im Dom Gottesdienst gehalten. Prediger Thenne bewies in seiner Predigt die Unschicklichkeit einer Lobrede auf den König und hielt dann eine solche Lobrede: er sei ein „David", „ein Mann nach dem Herzen Gottes" u. s. w. Wie oft habe ich derartiges in meinem Leben anhören müssen! C. B.: „Hier grenzt τυράννις an Götzendienst."

Am 4. Oktober war in Trieglaff Moritz Blanckenburgs Hochzeit mit Marie Thadden. Am Hochzeitsabend ließ Thadden ein Feuerwerk abbrennen, — es war ein starker Wind, — die Leuchtkugeln, Raketen und Schwärmer zündeten, — das herrschaftliche Gehöft und sechs Bauernhöfe brannten ab — aber Haus, Kirche und Pfarre wurden gerettet; — der Schade 20—30000 Thaler. Otto Bismarck war sehr tätig unter den Rettenden.

Am 17. November wurde die Provinzialsynode in Magdeburg eröffnet. Generalsuperintendent Möller mahnte in der Eröffnungsrede zum Frieden, da doch alles auf Krieg ankam. Der Gustav-Adolf-Verein in Halle hatte Uhlich zum Vorsteher erwählt.

**C. B. 17. November.** „Wenn nun diese Partei in der Kirche herrscht und Gesetze giebt — was dann? — Gedanken, nach Süddeutschland, Schweiz, Frankreich zu reisen, um den römischen Katholicismus kennen zu lernen."

Um diese Zeit entstand der Ronge-Spektakel wegen des heiligen Rocks in Trier. Ronge selbst, ein römischer Priester, entpuppte sich später als ein ungläubiger Agitator in Staat und Kirche, der aber vom Liberalismus durch alle seine Schattierungen mit ungemessenem

Beifall überschüttet wurde, der ihm den Kopf verdrehte. Anfangs konnten selbst manche christliche Kreise der Versuchung nicht widerstehen, in ihm ein Werkzeug zu sehen, der römischen Kirche etwas anzuhaben.

Die Ev. Kirchenzeitung der zweiten Hälfte des Jahres 1844 enthält eine große Zahl von Erklärungen von Predigern gegen die „Protestantischen Lichtfreunde", wie sie sich selbst nannten, und deren Führer Uhlich, Wislicenus, König u. s. w. als Verleugner der wesentlichsten Grundlehren der evangelischen Kirche.

Am 21. November feierten Leopolds ihre silberne Hochzeit, ich war dazu und zu einer Staatsratssitzung in Berlin. Über die Provinzialsynode, die damals ebenso wie in Magdeburg auch in Berlin versammelt war, schreibt das T. B. 19. November: „Otto ist nicht hineingewählt. Sydow*) Assessor, d. h. Stellvertreter des Präses. Der Bischof Neander und Jonas beherrschten als Häupter einer kompakten Schleiermacherischen Mehrheit gegen eine rechtgläubige in sich zerrissene Minderheit die Synode, und präparirten mit Aussicht auf Erfolg Anträge auf Beseitigung der Symbole, des Königl. Kirchenregiments und der Konsistorialverfassung."

**T. B. 21. November.** „Leopold war beim Prinzen von Preußen; derselbe klagt, daß der König die Synoden ohne Berathung im Staatsministerium berufen habe."

**T. B. 22. November.** „Eichhorn warnt mich, mich nicht unpopulär zu machen, — »selbst unpopulär«, hätte ich in Leopolds Stil antworten können." — Vom 26. Magdeburg: „Der neue Ober- und Consistorial-Präsident Wedell kam zu mir und befragte mich über die kirchlichen Spaltungen; das Consistorium sei eigentlich gar keine kirchliche, sondern eine Staatsbehörde. Er fürchtet einen andern Consistorial-Präsidenten, namentlich, wie er geradezu aussprach, mich." Selbständige Consistorial-Präsidenten, die nicht zugleich Ober-Präsidenten, wünschte der König, — daher wurde es 1845 Göschel.

Von der Magdeburger Synode sagt das **T. B. 28. November:** „Man hat die Frage von den Symbolen in den Vordergrund gestellt, statt der Frage von der Wahrheit der Haupt- und Grundlehren, und dadurch die Gläubigen gespalten und rationalistische Majoritäten geschaffen."

*) Derselbe, den der König seinen Freund nannte und mit Otto nach England geschickt hatte.

**E. B. 30. November.** „Heubner — aus Wittenberg, der ehrwürdige Direktor des Seminars daselbst, Assessor der Synode — sagt: Wir haben die Bibel gerettet, aber die Kirche verloren.“ Zur näheren Charakteristik dieser Synode und der damaligen kirchlichen Partei-Gegensätze und -Kämpfe schreibe ich, was folgt, aus einem Artikel von mir in der Ev. Kirchenzeitung von 1846, überschrieben: „Die Partei der Ev. Kirchenzeitung“ her: „Auf der Synode von 1844 gruppiren die Synodalen sich nach den Parteien. Den $^{3}/_{18}$ Rechtgläubiger steht auf der äußersten Linken eine Gruppe von $^{4}/_{18}$ gegenüber, unter denen sich die Lichtfreunde befinden und denen sie den Lichtfreundcharakter aufgedrückt haben. Als dieses Sondern der Synodalen erfolgt war — so erzählt der Synodal-Bericht — ertönt ein Ruf der Liebe durch die Versammlung: Theure Brüder, ob wir uns gleich geschieden haben, lasset uns doch festhalten, daß wir nicht geschieden sind! Lasset uns Gott geloben, daß wir uns lieb behalten wollen. — Und aus einem Munde erscholl ein Amen, wie ein Lied im höheren Chor. Und beim Schlusse der Berathung fühlte der ganze Bruderverein in diesem großen erhebenden Augenblicke, was es heißt: »Ihr seid allzumal einer in Christo«.

„Es ist wahr“, fährt mein Kirchenzeitungs-Artikel fort, „daß wir alle Menschen lieben sollen, auch unsere Gegner; auch die Lichtfreunde. Aber — »meine Kindlein«, ruft der Jünger der Liebe aus, ruft er namentlich den lieben $^{3}/_{18}$ zu — »lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.« Auf der Synode kam es nicht auf Liebeserweisungen zwischen Gläubigen und Lichtfreunden an, nicht auf gutmüthige Herzensergießungen, sondern auf das Bekenntniß der Wahrheit. Die Synodalen waren recht eigentlich in statu confessionis, und dieser heiligen Pflicht des Bekennens die gemüthliche Gefühlsaufregung des »erhebenden Augenblicks« unterzuordnen, das wäre ein Werk selbstverleugnender, selbstaufopfernder Liebe gewesen. — Es ist doch in der That für die Lichtfreunde nicht leicht, sich in uns zu finden, wenn sie nun, was doch unumgänglich nöthig ist und auch wirklich geschehen ist und noch geschieht — von denselben Männern, die den Ruf der Liebe und Einheit ertönen ließen, für Irrlehrer und Abtrünnige erklärt und aus den Aemtern der Kirche hinausgewiesen werden. Was ist die Liebe anders als Selbstmittheilung; und wie kann der Christ sich selbst mittheilen, wenn er nicht das Herz seines Lebens, sein Bekenntniß mittheilt?“

**C. B. 15. Dezember.** „Ich schrieb für die Ev. Kirchenzeitung einen Artikel: »Ueber christliche Polemik«, der auch den Rock in Trier in seine Betrachtung zog. Ich hatte darin als analog dem Rocke in Trier den Saum des Kleides des Heilandes erwähnt, den das Weib berührte. Hengstenberg hat eine widerlegende Note beigefügt, in der er u. a. sagt: »Die Korrektheit der Vorstellungen des Weibes ist durch nichts verbürgt«." Das C. B. fährt fort: „Selbst meine alte Büchnersche Concordanz redet bei der Heilung durch Anrühren des Kleides des HErrn, Matthäi 9, 21, von Schwachheit mit Aberglauben vermischt, welcher bei dem Glauben sich eingefunden. Sind hier nicht wieder die Romanisten biblischer als die Protestanten*) — — Friedrich und Jakob gehen jetzt auf alle politischen und kirchlichen Fragen ein. Sie übersetzten heute das dies irae in Hexameter."

Ronge wurde um diese Zeit von seinen Kirchen-Oberen förmlich degradiert und exkommuniziert. — Der Lärm in seiner Sache nahm überhand. Pastor Besser schreibt mir am 30. November: „Der gebildete Pöbel wirft natürlich den Herrn Jesum sammt seinem Rock weg und die Lichtfreunde aller Gattungen jubiliren über die Entlarvung des Aberglaubens, worunter sie die Verhöhnung der kirchlichen Heiligthümer verstehen. Unser Wulkowscher Milchmann brachte aus Ruppin die Nachricht mit, es gehe eine Verfolgung gegen die Frommen los und »unse Preester is ok met mang«." — Ferner: „Was für ein Jammerbild ist die Berliner Synode gewesen!" — Und daß für ihn, Besser, ein „Wetter heran naht" wegen eines Aufgebots widerkirchlich Geschiedener, das er verweigern müsse. — Dagegen schreibt mir Thadden um dieselbe Zeit: „Nagel ist ganz erfüllt von dem Segen dieser Stettiner Synode zurückgekommen. Auch dem Bischof Ritschl, dem solche Gemeinschaft bisher wohl ganz unbekannt war, ist die Synode sehr gesegnet gewesen. Er hat sich bewegt darüber ausgesprochen."

Neujahr 1845 schrieb ich den Abschnitt über die Eherechtsreform in dem „Vorwort", welches Hengstenberg jährlich um diese Zeit seiner Ev. Kirchenzeitung vorsetzte, und welches man mit einer Thronrede verglich oder als Kapuzinade charakterisierte.

---

*) Wolfgang Menzel sagt von dieser Sache: „In Königsberg, Berlin, Breslau, Halle leugnete man die Gottheit Christi und seine historische Persönlichkeit. In Trier beugten sich alle Knie in Demuth vor der bloßen Hülle. Welche Rohheit der sogenannten Bildung dort und welche Zartheit der ungebildeten Menge hier!"

**C. B. Neujahr 1845.** „Mir tritt die Pflicht entgegen:

Macht daß es die Welt erfährt,
Oder Ihr seid Sein nicht werth. (Woltersdorf.)

— „erfährt", nämlich daß Ihr Jünger Jesu und Gegner der Lichtfreunde seid; dann würde die Misere bald aufhören, daß man nicht weiß, ob wir für die Jesuiten gegen die Lichtfreunde sind, oder für die Lichtfreunde gegen die Jesuiten." Ich schrieb einen Artikel für die Ev. Kirchenzeitung „Die Jesuiten", dessen Inhalt das C. B. 12. Januar dahin angiebt, „erst — nämlich ehe wir die Jesuiten angreifen — den eigenen Balken, nämlich Uhlich, der drucken läßt: er behalte das Symbolum bei, um sein Amt nicht zu verlieren, obschon dies Verfahren unwahr und unchristlich sei." Ist das nicht, was die Feinde der Jesuiten jesuitisch nennen? Daß sie ihre Verpflichtung auf das Symbolum apostolicum brachen, entschuldigten Uhlich und andere Lichtfreunde damit, daß es denen, die ihnen diese Verpflichtung auferlegt, damit kein Ernst gewesen sei, wie die Praxis des Kirchenregiments zeige. So Wislicenus, der in seiner Schrift „Ob Schrift, ob Geist?" dies zwar schmählich findet, aber seine Gegner auffordert einmal mit Ja oder Nein zu antworten: ob sie an die biblischen Wunder glauben? Worauf Guericke sofort in einem Gegenpamphlet: „Dreimal Ja!" antwortete.

**C. B. 16. März.** Palmsonntag. „Wislicenus Schrift: »Ob Schrift ob Geist?« wird in Beschlag genommen, während hier in Magdeburg die Lichtfreunde, protestantische und römische, von den Zeitungen durch unbeschränkte Oeffentlichkeit und vom Magistrat durch Einräumung von Lokalen begünstigt werden."

**C. B. 18. März.** „Thadden schreibt, daß nur gegen seinen und Herrn von Puttkamers (später Schwiegervater des Fürsten Bismarck) Widerspruch der Pommersche Provinziallandtag eine Petition votirt habe, welche einen Protest gegen das Ehereformgesetz von 1844 und gegen die Kirchenzucht, welche die gläubigen Prediger wollen, enthält. Den Gesammtsinn der Petition giebt Thadden dahin an: der König soll es wissen, daß das ganze Land seiner Begünstigung der pietistischen Tendenzen müde ist."

„Wenn nun", so das C. B., „Kirche, Gottesdienst, Dogma, den Majoritäten der Gemeinden und der Synoden anheimfallen, wohin begeben wir uns dann?"

Meine damalige Stellung zu bezeichnen, lege ich der Kürze halber das Konzept eines Briefes an Hollweg vom 7. März bei, der nicht abgegangen zu sein scheint:

„So stark der Magnet ist, lieber Hollweg, den Du mir vorhältst, so wird er mich doch schwerlich nach Berlin ziehen, aber sehr gern käme ich mit Dir etwa auf Deiner Rückreise auf ein paar Tage in Halle zusammen, wohin Du Lancizolle mitbringen müßtest, wenn Dir zwei Lancizolles nicht zu viel sind, denn Lancizolle als Gattungsbegriff aufgefaßt, muß ich mich auch darunter rechnen.

Allerdings bilden die Kirchensachen den Vordergrund; ich habe aber keinen großen Trieb, viel darüber zu reden; ich finde wenig Sympathie unter meinen protestantischen Freunden; der Herr muß Seine Wege erst noch deutlicher kund machen. Unser (fleischlicher) Idealismus und Antinomismus muß erst noch mehr durch Wislicenus und Consorten, Ronge, Czerski, zu einer ehrlichen Insolvenzerklärung gedrängt werden, während wir überall den Romanismus die großen Interessen des Reiches Gottes verteidigen lassen: in Polen, in Frankreich, die Kirchenfreiheit gegen Kaiser Nikolaus und die Liberalen, — in der Schweiz das Christenthum gegen die Radikalen, — in Köln 1837 (allerdings in Allianz mit Otto*) die Ehe gegen den Staat, — in Trier, in Breslau, in Posen 1844 die Anbetung Jesu Christi (denn davon ist eigentlich die Rede) gegen Ronge, Sintenis u. s. w. — in Irland die protestantische Obrigkeit von Gottes Gnaden und zugleich die Katholicität der Kirche gegen romanistische Demagogen u. s. w. Bis dies Alles sich noch mehr entwickelt haben wird, muß ich den Verdacht des Romanismus ruhig ertragen, zumal er unter solchen Umständen nicht ganz unbegründet ist, und mich inzwischen immer tiefer in die Wahrheit aller Wahrheiten, das versöhnende Opfer Jesu Christi, zu versenken suchen, die Wahrheit, welche die Reformation ins hellste Licht gestellt hat, die aber, durch das Verwandeln der Grundsubstanz aller Religion, des Opfers, in Bild und Idee, durch Idealis- und Antinomismus noch weit mehr, als durch Werkheiligkeit verdunkelt wird. Jetzt beschäftigt es mich sehr, daß Hengstenberg (Januarheft 45) sagt: Die „Korrektheit" der Vorstellungen des Weibes, welches des Heilandes Saum berührte, sei noch nicht „verbürgt." Aehnlich mein Bruder Otto.

*) Es ist ein katholischer Regierungsrat Otto gemeint.

Dagegen disputirte ich allerdings gern mit Dir über Jurisprudenz, zumal Du, selbst in einem Briefe an Johannes, mir nur aphorismenartige Ansichten zugestehst, was ich insofern einräume, als ich kein Gelehrter bin. Der Glaube eines Kindes ist aber auch System. England hat mich zu römischen Rechtsstudien getrieben; da stoße ich auf Niebuhr, der die Geschichte der drei ersten Jahrhunderte Roms mit der Leidenschaftlichkeit eines politischen Pamphletisten schreibt, und einen Commentar zu dem Savignyschen Worte „Unbefangenheit" liefert, — und auf Puchta, der die Irrlehre: deus absens in jure zu einem elegant vorgetragenen System ausbildet („die natürliche Entstehung des Rechts, bei welcher der eigentliche (!) Schöpfer sich verbirgt" heißt es Seite 23 der Institutionen, — ich, und mit mir selbst die heidnischen römischen Juristen amendiren: „verbirgt" in „offenbart" — „rerum divinarum atque etc.") und der besonders dadurch lehrreich ist, daß er auch sofort in die weitere pantheistische Irrlehre fällt, als sei der Staat aus dem Volk hervorgegangen, da es doch umgekehrt ist; — wo kein deus praesens, da ist nothwendig Pantheismus; denn inquietum est cor nostrum donec requiescat in te sagt bekanntlich St. Augustinus.

Puchta hat übrigens die große Tugend, nie langweilig zu sein, eine unvergleichliche ja nothwendige Eigenschaft eines Buches für einen Laien.

Ich wünschte sehr, daß Du, ehe wir uns sähen, meine Abhandlung „Ueber Vererbung des Grund=Eigenthums in England" läsest, die in Savignys Händen ist und die er Dir mittheilen wird.

Schreibe diese Ergießungen Deiner bekannten Eigenschaft zu, aus einem Felsen beim leisesten Anpochen Wasser=Quellen sich ergießen zu machen. Behalte lieb Deinen von Dir so verschiedenen und Dir deshalb so anhangenden L. v. G."

Leopold schreibt mir in diesen Tagen: „Der König will die Generalstände, d. h. alle acht Landtage versammeln und der Prinz von Preußen will dagegen einen Quasi=Protest einlegen.*) Und ich sitze zwischen den beiden aufeinander sehr aufgebrachten Brüdern. Die Minister sind sehr schwach und inkonsequent. Sie verkriechen sich hinter dévouement und Fatalismus, wenn auch christlichem. Um im Amt

---

*) Der Prinz wurde damals mit Recht als der Gegner alles Liberalismus in der großen inneren und äußeren Politik angesehen. Den kirchlichen und christlichen Tendenzen des Königs, mit denen die Ehereform eng zusammenhing, stand der Prinz opponierend gegenüber.

zu bleiben, usurpiren sie das Recht, zu gehorchen.“ Ferner schreibt er am 23. Januar: „Hier nähert sich jetzt alles einer Krisis, nämlich den Generalständen. Der König scheint entschlossen und eine Fraktion seiner Minister mit ihm. Einigkeit des Ministeriums hält man nicht für nöthig, auch nicht bestimmte Vorlagen an die Stände. So sieht man nicht, daß überall, wo leerer Raum und wo Konfusion ist, nothwendig der Liberalismus eindringen wird. Man vergißt, daß Oesterreich und Rußland leicht die Rolle übernehmen könnten, die Preußen und Oesterreich dem deutschen Konstitutionalismus gegenüber gespielt haben und spielen (nämlich ihn quasi mit Gewalt nieder zu halten; 1848 stand das Einrücken der Russen nahe bevor). Ich halte die Generalstände für begründet in unserm Staatsrecht, für möglich und eventualiter für nöthig. Doch sorgfältig hätte der Konstitutionalismus von ihnen abgehalten werden müssen, was auch sehr gut möglich war und noch ist; dazu gehört aber Einheit, Energie und Konsequenz.“ — Man sieht hier das ferne Wetterleuchten und hört den noch schwachen Donner der Katastrophe von 1848. Am 22. März schreibt Leopold über denselben Gegenstand: „Man ist hier auf dem Punkt, ein großes Experiment ohne alle Ausrüstung zu machen. Vom Könige bis auf alle seine Minister ist auch nicht ein einziger, der es nur der Mühe werth hielte, die Kosten zu überschlagen und sich nach Beistand umzusehen. Man könnte noch immer die ganze konstitutionelle Bewegung aufhalten ohne alle Gefahr. Man könnte aber auch nach den Hauptideen des Königs vorwärts gehen, auch wieder ohne alle Gefahr, wenn man sich nur entschließen wollte, solide und ordentlich zu regieren.“ — Ich war über diese Dinge mit Leopold gründlich einig. Aber daß gerade Einheit, Energie und Konsequenz quite out of question war, das hätten wir eher und bestimmter einsehen und higher ground nehmen sollen, hoch über dem preußischen Königtum, an der Spitze der großen Gegensätze des Jahrhunderts. Unterm 7. Februar schreibt mir Leopold: „Bedenke, daß die Opposition gegen Friedrich Wilhelm IV. eine Opposition gegen das Reich Gottes ist (doch die Opposition nicht, welche gegen sein, des Königs, Fleisch gerichtet ist und seinen Geist frei machen will; hier ist der »ground« Leopolds nicht high genug), wovon ich mich täglich mehr überzeuge.“

Jetzt (Februar 1872) sind diese großen Gegensätze — „ist der Herr Gott oder ist die Welt, ist Baal Gott?“ im offenen alle Welt erfüllenden Streite gegen einander und dieser Charakter der Zeit sollte

Männer in ihrer vollen Kraft mit tätiger Kampfesfreudigkeit erfüllen, ähnlich der Stimmung, in der der junge Offizier in den Krieg zieht, der endlich nach einem faulen Frieden ausbricht.

Der König hatte mir, als ich in England war, durch Savigny aufgetragen, Ermittelungen über entails (Vinkulierung des Grundeigentums) zu machen. Ich vertiefte mich so viel ich konnte — doch natürlich sehr ungenügend — und schrieb eine Abhandlung darüber, die ich amtlich an Savigny, als den Gesetzgebungsminister einreichte. Sie ist in der Zeitschrift „Janus" abgedruckt, die Professor Huber damals in Berlin herausgab. Savigny und sein Rat Zettwach, mein ehemaliger Kollege, urteilten darüber: „Sehr interessant, aber auf unsere Verhältnisse durchaus nicht anwendbar." Voß und Leopold tadelten mich als „nicht treu, hold und gewärtig", daß ich auf des Königs Absichten, die auf eine preußische Pärie, ein Oberhaus u. s. w. hinausliefen, nicht mehr eingegangen sei und der König war auch nicht mit mir zufrieden. Es war mir völlig unzweifelhaft, daß ich nur leeres Stroh gedroschen und wohl noch überdies Schaden getan hätte, wenn ich dem Könige Veranlassung gegeben hätte, in — namentlich damals — für ihn völlig unausführbaren phantastischen Projekten sich zu verlieren.

**T. B. 29. März.** „Mir schwebt ein Ideal vor von stillem Anschauen des Wesens und Wirkens Gottes in seiner gesammten Kirche — von einem ruhigen, liebenden, demüthigen Ergreifen der Katholicität schon heute — ohne viel Streit für das Papstthum, sicher und fest in Gott — und getrost in der Burg der Kirche unter allen Brandungen der Zeit —, dabei echt protestantisch: sola fide — und dieses Panier unsern Antinomisten vorhaltend zu ihrer Beschämung. Herr! Laß uns, so oft wir dessen bedürfen, Deine Wunder recht konkret, wenn auch nicht handgreiflich, sehen!" Nur werde, setze ich 1872 hinzu, nicht vergessen, was Luther in seiner berühmten Vorrede zur Epistel an die Römer mit Feuerworten lehrt, daß fides nunquam est sola. Das Nathusiussche Volksblatt hat in den 1860er Jahren einmal trefflich nachgewiesen, wie reich an guten Werken der Schächer am Kreuz gewesen ist. Das geringste gute Werk — „ein Trunk Wassers an einen Durstigen ist, so weit es gut — ein Werk Gottes, also verdienstlich und helfend zur ewigen Seligkeit."

Den 7. und 8. April visitierte ich in Wanzleben mit meinem Kollegen Rathmann, der Irvingianer war, und wohnte bei dem

dortigen Kreisgerichtsdirektor Nöldechen. Das T. B. schreibt davon: Heute und den andern Tag sehr reelle Gespräche über Gesetz und Evangelium, Symbol u. s. w. mit dem lieben, mystisch-antinomistisch widerstrebenden Rathmann und dem feinen, hörbegierigen, immer wieder anknüpfenden Nöldechen, bei dem wir die Nacht zubrachten. Diese nähere Bekanntschaft führte 1852—53 dahin, daß ich Nöldechen meinem Vetter Carl Raumer, dem damaligen Kultusminister, zum Konsistorialdirektor in Magdeburg vorschlug, was er dann auch wurde.

**T. B. 13. April.** „Rappards auf Pinne als Manuscript gedruckter Briefwechsel mit seinem Nachbar, dem Convertiten Haza (Stiefsohn von Adam Müller) über das Primat des Papstes enthält folgende Aeußerung Hazas, die mich frappirte: »Ich glaube, Sie selbst würden erschrecken, wenn Sie einmal eines schönen Morgens die Nachricht in den Zeitungen läsen, daß der Papst protestantisch geworden, denn ohne es zu wollen und ohne sich dessen bewußt zu werden, würde Ihr erster Gedanke sein: jetzt ist es mit der christlichen Kirche aus, nun wird alles drunter und drüber gehen und wir haben nicht einmal die Hoffnung mehr, daß wir wieder katholisch werden können«."

**T. B. 14. April.** „Es ist merkwürdig, wie alles was man den Jesuiten vorwirft, die negativen Protestanten trifft: Pelagianismus — laxe Lehre von der Sünde — schlaffe Disciplin — leichte Sünden-Vergebung — reservatio mentalis (Uhlichs, David Schulzens, Schleiermachers) Aussprechen des apostolischen Symbolums ohne daran zu glauben — der die Mittel heiligende Zweck — Geringachtung des heiligen Paulus und heiligen Augustinus u. s. w., Tendenz, das Christenthum zeitgemäß einzurichten."

**T. B. 21. Mai.** „Hassenpflug erzählte mir in Berlin, wo ich vom 19. bis 24. war, die Staatsrathsdebatten über die Lutheraner (Hassenpflug selbst Mitglied des Staatsraths) in acht Sitzungen, die unter heftigem Widerspruch des Prinzen von Preußen ihre Anerkennung dem Antrage des Ministers Eichhorn gemäß veranlaßten," so wie sie nachher in der Generalkonzession vom 23. Juli 1845 ausgesprochen ist und jetzt noch gilt.

**T. B. 22. Mai.** „Von den beiden Justiz-Ministern hat jetzt Savigny ein Gutachten abgegeben für die Absetzung Ottos, — Uhden gegen diese, wegen seiner Trauungs-Weigerungen." Ein rechtes Bild der damaligen Regierung — zwei Minister in demselben

Justizdepartement, beide Vertraute des Königs, der eine a, der andere non a — der König wollend und auch nicht wollend, zwischen ihnen — Savigny gegen des Königs und meine (Savignys bis vor einem Jahre vertrauten Rates) Tendenzen — alles in dieser einen hochwichtigen Lebensfrage: ob die Kirche den Ehebruch einsegnen dürfe. Und eben dieser Savigny sollte das große schwere Werk der Ehereform durchkämpfen und war eben noch damit beschäftigt.

**T. B. 23. Mai.** „Wilhelm Raumer wüthete gegen die Jesuiten, die ich vertheidigte, und sagte: ich hätte durch Begünstigung der lutherischen Separation zuerst an der Landeskirche gerüttelt, indem ich den Leuten diese Ideen in den Kopf gesetzt hätte — nun stürze sie, in der Lutheraner-Freiheit, in Ronge u. s. w. unaufhaltsam nach. — Wie allein stand ich noch 1840 mit meinem Dringen auf bloße Duldung der Lutheraner! — Savigny pries sehr Göschels Staatsraths-Rede für die Lutheraner am 19. April, dem Jahrestage der Protestation in Speier, welche einen großen Eindruck gemacht habe, selbst auf Patow. Göschel selbst erzählte: seine Erwähnung, daß er auf einem Wollboden dem Lutheraner-Gottesdienste beigewohnt, habe eine Sensation erregende Bewegung des Königs veranlaßt. Die absolutistischen Gegenreden des Prinzen hätten Eichhorn krank gemacht, — und die Anerkennung sei gegen den Wunsch des Königs erfolgt. —

Unser Pastor Feldner erzählte, in der Gegend von Rohrbeck unterscheide das Landvolk schon zwischen den Unirten und Lutheranern: de ollen un de nien Prediger."

Am 24. Mai nach dem abgebrannten Trieglaff, wo unter andern Otto Bismarck war, den ich, so viel ich mich erinnere, damals und dort zuerst gesehen habe. Er erzählte, so das T. B.: „Herr von Bülow-Kummerow (eine pommersche landwirthschaftlich-ständische Notabilität) habe vor einigen Monaten an den König geschrieben, er möge doch Thile, Eichhorn und mich aus seiner Nähe entfernen, weil das Volk uns nicht liebe." — Bülow-Kummerow versammelte im August 1848 in der schlimmsten Revolutionszeit in Berlin das später viel genannte „Junkerparlament" auf der Basis: Verteidigung der Interessen des Eigentums mit Vermeidung aller Politik. Ich trat auf: „umgekehrt! nicht die Front, sondern den Rücken gegen den Mist und nicht den Rücken, sondern die Front gegen den Feind." Und dieses Motto prävalierte.

**T. B. 25. Mai.** „Mittag in Cardemin, Moritz Blanckenburgs Geburtstag; das neue Haus des jungen Ehepaares. | Gespräch mit Otto Bismarck über Staatsreligion. Thadden sagt, Bismarck sei ein Pantheist.“ Ich habe die Erinnerung von den damaligen Gesprächen mit Bismarck, daß er immer gegen den christlichen Glauben sprach, aber wie einer, der die eigenen Gedanken los werden will und sich freuen würde, widerlegt zu werden.| „Abendstunde in Moritzens Stube; das Kapitel der Apostelgeschichte von Simon Magus und dem Kämmerer aus Mohrenland. Moritzens Gebet mit spezieller Beziehung darauf.“

Sonst, 1825/29, nannten sich hier Gutsherrn und Pastoren „Brüderchen“. Jetzt schrieb Pastor Nagel an Thadden Billets über Pfarrrechte: „Ew. Hochwohlgeboren“.

Unterm 29. Mai hat das **T. B.** folgende juristische Gedanken: „Das Privatrecht (jus Quiritum) ist das weibliche, innerliche, unter religiösen Einflüssen (Numa, Egeria) stehende Element Roms, befreite den abstrakten Menschen von dem heidnischen Götzenthum und dem damit verbundenen starren Staatsthum. So befreit auch das Christenthum das Individuum, den Menschen als solchen; aber der christliche Staat, als die Wahrheit aus Gott, soll das Individuum wieder in sich aufnehmen, indem es das Privatrecht wieder erhebt in das öffentliche und heilige Recht, wo nichts umkommt, sondern erst recht vollendet wird; Christus ist das Ende des Gesetzes — Deo servire libertas — fides, feudalismus.“

**T. B. 30. Mai.** „Jus civile, jus gentium — letzteres im Gegensatz zu ersterem, vollendete die abstrakte, private Natur des römischen Rechts. Dieser Gegensatz ist der Ausfluß des Berufs des römischen Reichs als Weltreichs. Jetzt ist die Kirche das Weltreich, die fünfte Monarchie. Ihr Recht — obschon auch Gegensatz der nationalen Rechte — ist darum doch nicht abstrakt, sondern höchst konkret. Die Kirche in evangelisch-katholischer Fassung pflegt und vollendet die Individualität. Vergleiche law und equity in England. Jus gentium und equity haben, obschon abstrakte Tendenzen, doch zugleich eine historische Basis.“

**T. B. 30. Mai.** „Nach Schwirsen zu Graf Wartensleben, Thaddens Vetter. | Graf Wartensleben äußerte, sekundirt von Otto Bismarck, Furcht vor Hierarchie.“ — Dies liest sich kurios (1872) wo der Fürst Reichskanzler Bismarck eben mit dem Schulaufsichts-Gesetz

auf die römische Kirche losstürmt. — „Es war von der Macht des Papstthums — Rock in Trier — die Rede gewesen. Thadden sagte auf dem Rückwege: »Die evangelische Kirche wird durch Wunder regiert«."

**T. B. 31. Mai.** „Mit Bismarck Erneuerung des Schwirsenschen Gesprächs. Auf Marie (die junge Frau von Blanckenburg) hatten Bismarcks Einwürfe Eindruck gemacht: der Prediger stelle sich zwischen Gott und mich u. s. w. und: einerseits lehren die Prediger, die Unbußfertigen sollen wegbleiben vom Sakramente und andererseits zwingen sie sie dazu durch Androhung der Versagung des kirchlichen Begräbnisses."

**T. B. 3. Juni.** „Mittag Cardemin, unter dem Zelte; Frau von Puttkamer, Hans Kleists Halbschwester, mit ihrer Tochter Johanna (später Frau von Bismarck)."

In Berlin erfuhr ich am 4. Juni, daß Göschel Konsistorial-Präsident in Magdeburg, Karl Raumer Regierungs-Präsident in Köln und Eichmann Oberpräsident in Koblenz geworden. Göschel erzählte mir, er habe Thile gefragt: warum nicht lieber mich, statt ihn, Göschel? worauf Thile: man könne nicht gleich mit einem Mann von so bestimmter Richtung hervortreten. Thile fand ich forciert mutig: den Kopf müsse man oben behalten; man habe nun den Rheinischen Beobachter (ein konservatives Blatt) zu stande gebracht und werde in Schlesien ein (freilich katholisches) gründen; daß Städte die Rongeaner mit Geld und Lokalen unterstützen dürfen, sei dem Allg. Landrecht gemäß, wie man nach gründlicher Erwägung angenommen; neu, wie ich hervorhob, sei dies allerdings, aber es müsse auch neues unter der Sonne geschehen, wie schon Salomo gesagt habe. Strange language!

**T. B. 22. Juni** erzählt, daß, als der König nach Danzig gekommen, er sich die Erlaubniß Rongescher Gottesdienste in einer Hospital-Kirche habe abdringen lassen „zur allgemeinen Freude", und daß der „Rheinische Beobachter", dessen Gründung Minister Thile als ein Verwaltungs-Resultat ansah, für Ronge schreibt und seine Sekte beifällig die „Kirche der gemischten Ehen" nennt. „Wo ist eine Staatsbehörde, wo eine Kirchenbehörde" — so das T. B. von diesem Tage — „die offen und ehrlich den HErrn bekennt und deshalb Seine Schmach trägt? Nur Papst und Jesuiten! Wie ungerecht, dies den Lichtfreunden nicht zu Gute zu rechnen!" Und: „Des Königs Regierung

und meine Schuld dabei (weil ich zwar gekämpft für die gute Sache des HErrn, aber doch sehr unvollkommen gekämpft hatte), die mir tief in das Gewissen geht, hat mir die Unzuverlässigkeit des nebelhaften subjektivistischen Protestantismus erst recht klar gemacht." Ferner: „August Kröcher [Schwager der ältesten Tochter Bertha und des jüngsten Sohnes Jakob von Wilhelm von Gerlach] zu mir: Würden Sie Protestant werden, wenn Sie katholisch wären? — ich nicht, setzte er hinzu."

**T. B. 29. Juni.** „Eingabe mehrerer hundert Magdeburger an den General-Superintendenten Möller zur Zeit der Synode 1844, worunter zwanzig bis dreißig Stadtverordnete und vierzig bis fünfzig Kirchenväter: man möge den Gemeinden die Kirchengewalt überlassen, damit sie den Rationalismus einführen, das »Paulusthum« aber und das apostolische Symbolum abschaffen könnten und völlige Toleranz gestatten, aber den Zeloten die Controvers-Predigten bei strenger Strafe verbieten. Und welche Antwort", so fragt die Schrift, die dies mittheilt, „folgte hierauf? Keine!" Der Konsistorialrat Mänß erzählte mir nachher, der Minister Eichhorn habe der Magdeburger Regierung aufgegeben, den Bittstellern zu antworten: die Kirche, obschon der Entwickelung bedürftig, habe einen historischen Bestand, sie könnten ja austreten und besondere Gemeinschaften formieren. Der Oberpräsident Wedell habe aber, weil er aus dieser letzten Weisung neue Unruhen und Spaltungen befürchtet, veranlaßt, daß sie garkeinen Bescheid bekommen, worüber Eichhorn nun sehr unzufrieden sei.

**T. B. 6. Juli.** „Schmerzliches Gefühl innerer Einsamkeit im heutigen zerrütteten Protestantismus, Sehnsucht nach zündenden Kohlen. Die Zeitungen voll von Nachrichten, wie in Schlesien den Rongeanern die evangelischen Kirchen eingeräumt werden."

Ich war in dieser Zeit, im Einverständnis mit Minister Uhden und Graf Voß, mit einem Plan beschäftigt, die Untergerichte (mit Ausnahme derer der großen Städte, die besonders zu behandeln) in Einzelrichter aufzulösen und diese dann periodisch zu Kollegien für die zur kollegialischen Behandlung geeigneten Sachen zusammentreten zu lassen; in dieses System sollten auch die Patrimonial-Gerichte, auf deren Erhaltung als wesentlichen Bestandteilen unseres Ständewesens es abgesehen war, eintreten. In Wanzleben, wo Nöldechen Direktor, sollte angefangen werden — daher wurde der Plan „Wanzleber Plan" genannt, namentlich im Justiz-Ministerio. Rappard nannte ihn

einen „Sommernachtstraum“ und behielt mit diesem Witze recht; die Sache wurde, ohne daß etwas wesentliches zu stande gebracht wurde, hingeschleppt bis die Märzrevolution von 1848 dem Uhdenschen Ministerium und ihr ein Ende machte. Bismarck interessierte sich dafür an der Spitze der Jerichower Ritterschaft für Schönhausen.

Um diese Zeit wurde als Minister des Innern Bodelschwingh Nachfolger des Grafen Arnim und als auswärtiger Minister General Canitz Nachfolger Bülows.

Leopold schrieb mir unterm 24. Juli aus Rohrbeck: „Pastor Feldners Amtsführung übertrifft alle meine Erwartung, ich war mit ihm auf einem Prediger-Convent in Röhrichen und auf einem Bibelkränzchen in Königsberg. Alles war sehr tüchtig, gesund und nicht antinomistisch. So ist er in allen Dingen sehr praktisch, von Natur strenge, durch die Gnade sehr milde und frei vom Richten.*) Seine Predigten sind ein Gespräch mit der Gemeinde. In der Katechisation, die alle vier Wochen nach der Predigt ist, antworten die Bauern und auch die Frauen. Die ganze Gegend hat er aufmelirt, dabei interessirt er sich für Alles — für Landwirthschaft, für die Gegend — und hat immer scharf das Evangelium im Auge. Bei einem Enthaltsamkeitsfest, das auf dem Wall (einem kleinen Wäldchen) gefeiert wurde, waren acht Prediger im Talar, die alle Ansprachen hielten und tausend Menschen. „Wir hatten“ — sagte der Bauer Sasse — „im Dorfe keene Melk, keen Water und keen Bier“; die Brunnen waren erschöpft. Auch Kähne (der Stadtrichter in Schönfließ, unser Justitiar), der Landrath, Stubenrauch (unser Pächter) und Alle loben den Eindruck und die Ordnung und sind davon imponirt.“

**T. B. 21. Juli.** „Wedell, der als Consistorial-Präsident abging, sagte mir: man habe den Rongeschen die Kirchen öffnen müssen. Die Versammlungen unter freiem Himmel seien polizeilich gefährlich geworden; im Winter seien sie unthunlich; Militär zu gebrauchen in Kirchensachen habe der Minister Eichhorn und die anderen Minister sich nicht entschließen können. — Ich erinnerte ihn an die Lutheraner-Verfolgungen in den dreißiger Jahren, gegen die sich in den Ministerien keine Stimme erhoben und die man unbedenklich mit militärischer Gewalt aus ihren Kirchen vertrieben habe.“

*) Er trat viele Jahre später in Elberfeld zu den separierten Lutheranern über.

**T. B. 26. Juli.** „General Voß erzählte, der König sei vorgestern von einer Deputation auf dem Bahnhof in Halle für Wislicenus sehr zudringlich (von Schwetschke und Konsorten) angetreten, aber sehr ausfallend geworden, »der Teufel solle dreinschlagen« u. s. w."

**T. B. 4. August.** „Alvensleben, bei dem ich mit unserm Voß in Erxleben war, lächelte, daß gegenüber den bevorstehenden Krisen wir (Uhden, Voß und ich) uns mit Untergerichts-Organisationen beschäftigten. Aber so sehr es bergab geht, vor dem Umsturz kommt doch erst österreichische — russische?! suzerainité." — Diese kam zwar nicht, aber schlimmer als sie, der März 1848. — Alvensleben erzählte ferner als etwas neues, daß man jetzt von der Königin Theetisch aufstehe und sich verneige: der Dampfzug gehe ab.

**T. B. 6. August.** „Herr von Florencourt, ein Radikaler, hält in Naumburg einem Lichtfreund-Convent die Lüge und Heuchelei der Lichtfreunde vor und bekommt dafür beinahe Prügel unter des alten Jahn und Uhlichs Auspicien." — Florencourt, der Bruder der Frau des späteren Ministers Westphalen, war völlig ungläubig, wurde aber auf dem Wege der Ehrlichkeit konservativ, gläubig, Redakteur des zuerst Tippelskirchschen, hernach Florencourtschen und Nathusiusschen „Volksblatts" und endlich katholisch.

Unterm 15. August ließ eine Anzahl von Männern, u. a. die Bischöfe Eylert, selbst Draesecke und der Spitalprediger Lisco einen Protest gegen die, welche Zeugnis gegen die Lichtfreunde abgelegt hatten, besonders gegen die Ev. Kirchenzeitung ausgehen, der weithin und auf lange Zeit viel Aufsehen und Redens machte und den Hengstenberg ausführlich beantwortete. Diese Männer, großenteils Geistliche, meist wohl Schleiermacherianer, wollten sich nicht den Lichtfreunden selbst anschließen und wurden im Gegensatz zu diesen „Dämmerfreunde" genannt. Lisco, den wir in den zwanziger Jahren als Wahrheitszeugen ehrten, war Vater des Predigers Lisco, der jetzt (1872) öffentlich zusammen mit Sydow aufgetreten ist als Leugner des Symbolum Apostolicum. Der alte Lisco hatte den Religionsunterricht der Berliner Missionszöglinge abgegeben, nachdem Bedenken gegen ihn wegen des Dämmer-Protestes entstanden waren, und soll sich dann in einer Predigt zu allen christlichen Wahrheiten bekannt haben, aber ohne den Protest zu bereuen.

**T. B. 9. August.** „In Halberstadt verschmähte in diesen Tagen Ronge und sein Geselle Kerbler, zwei ihnen geöffnete Kirchen als

zu klein und predigten auf dem Domplatz: »Rom muß fallen« — während ein evangelischer Geistlicher im Ornat zugegen war."

**T. B. 3. September.** „Die Zeitungen brachten des Königs Entscheidung über meines Bruders Otto Trauungs-Weigerungen: „die Gewissensfreiheit der Geistlichen sei ebensowohl zu respektiren, wie die der Heirathslustigen" — also: Pilatus —, was ist Wahrheit — und nicht die Ehe, sondern Ottos Meinung von der Ehe wurde respektirt."

Als Probe, wie in meinem Herzen unter diesen kirchlichen Wirren die Gedanken sich unter einander verklagten und entschuldigten, schreibe ich folgendes aus dem T. B. 15. September ab: „Ich fand in der Ev. Kirchenzeitung von 1831 Ottos Beweis, daß Schleiermachers Vertheidigung eines Geistlichen, der das Symbolum am Altar abliest, trotzdem er nicht daran glaubt, ganz jesuitisch sei. Sie ist auch wirklich so frech, wie die Erklärungen der heutigen Lichtfreunde. Aber glaubt Otto das? Glaube ich es? Beurtheilen wir Schleiermacher wie den Jesuiten Escobar? Nein! trotz der schlagendsten Gründe. So sind wir Jesuiten des Idealismus. Wie wahr ist es, wenn die Lichtfreunde uns zurufen: „Ihr seid Kinder der Zeit wie wir und täuscht Euch nur, wenn Ihr sprecht: wir glauben. Und doch! — Hilf Herr, unserm Unglauben."

**T. B. 20. September,** meiner lieben Luise Geburtstag: „Ich fühle mich oft selig und dankbar, daß der Herr mir erlaubt und gebietet, **alle** seine Glieder zu lieben, ohne Unterschied der Parteien und Confessionen; sollte ich nun nicht selig und dankbar sein — im Glauben und Nichtschauen —, daß ich dies Alles in der Hoffnung habe, wenn auch nicht im Besitz? Ist nicht aller Gottesdienst Opfer, Opfer des Liebsten?"

Schmieder schrieb damals eine Abhandlung: „Geist der unirten Kirche." Er sagt darin: „das Gesetz mit allen seinen Konsequenzen, Strafe, Buße, Gewissensangst sei entschwunden aus dem Bewußtsein der Zeit und der kahle Zweifel an die Stelle getreten; dieser Zustand erfordere eine andere Predigt als die des 16. Jahrhunderts von Ergreifung des Heils; Christus in Seiner Fülle müsse gepredigt werden, so daß Passion und Auferstehung die Mitte seines Lebens sei." Ich schrieb ihm hierauf: „also die Kirche! — also Revision unseres Verhältnisses zu Rom."

**T. B. 24. September.** „Idealistischer Jesuitismus! Gegen den Bilderdienst des russischen Kaisers und den Uebertritt seiner preußischen

und protestantischen Gemahlin zur griechischen Kirche erhebt sich keine protestantische Stimme. Desto mehr aber gegen die Pilgerfahrt nach Trier, weil es damit ernstlich gemeint ist. Gegen das tote Ceremonien-Wesen rationalistischer Prediger, die das Credo ablesen, taufen, christliche Feste feiern, erhebt sich zwar der selbst ungläubige Florencourt, aber die Lichtfreunde und selbst Schleiermacher haben nichts dagegen; — so duldet man auch die Kommunionen Unbußfertiger. — Und im Wesentlichen strafe ich mich durch Alles dies mit. Der Papst ist jetzt der Hauptverteidiger der Grundlagen des Protestantismus. Von vielen Gläubigen hört man: Uhlich sei doch ein ehrlicher Mann, obgleich er heuchlerisch mit dem Credo am Altar einen Buchstabendienst treibt, der Alles übertrifft, was man in dieser Hinsicht dem Romanismus vorwerfen kann."

Uhlich, noch vor Göschels Antritt vom Konsistorio bestätigt, wurde, nachdem Göschel dennoch, aber vergeblich dagegen angekämpft, am 2. Oktober in die hiesige Pfarrkirche zu St. Katharinen eingeführt und hielt am 5., dem Erntedankfest, seine Antrittspredigt daselbst.

**T. B. 10. Oktober.** „Thadden schreibt, ich solle ja zu seiner Predigerkonferenz kommen und ihnen, Thaddens, begreiflich machen, daß ich den Aberglauben doch auch für ein Laster halte*), — kaum könnten meine nächsten Freunde meine Sprache über Jesuiten, Papstthum u. s. w. verstehen —, ich solle doch meinen Nächsten, nicht meinen Fernsten lieben, — von mir gälte: vom Himmel fordert er die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust, doch alle Näh' und alle Ferne befriedigt nicht die Triebe seiner Brust u. s. w.**) — Meine Gedanken hierbei waren: »doch ach, schon in des Lebens Mitte verlieren die Begleiter sich«, es gehört zum zweiten Lebenshalbjahrhundert, daß auch Thadden nicht mehr mit mir geht — dazu muß ich ja sagen: die Gemeinschaft bleibt in Gott, und — »über ein Kleines!« — — Wie wollte ich mich eines pietistischen Konventikels

*) Ähnlich Rappard und mein Bruder Leopold, nicht aber Otto, der geltend machte, daß, wenn ich mit Römisch-Katholischen zusammen wäre, ich nach der anderen Seite mich ausspräche, — — natürlich! weil ich Frieden und Einheit aller Christen erstrebte.

**) Thadden befand sich damals zwischen dem erlöschenden Pietismus hinter ihm und dem separierten Luthertum vor ihm, in das er 1849 zugleich mit seiner zweiten Ehe eintrat. Verlassen hat er mich zuletzt doch nicht; er ist heute, 2. März 1872, nachdem ich mit der schwarzen Fraktion mich befreundet, mir näher als je.

freuen, wo man nach vier Tassen Caffee aus einem Loth mit den Tagelöhnern sänge: Steur des Papsts und Türken Mord — ohne zu fragen, ob der Papst türkisch oder der Türke päpstlich ist, wohl aber: ob Tanzen oder Schwarzsaueressen größere Sünde sei — — jedoch! wo ist ein solches Konventikel?"*)

**T. B. 14. Oktober.** „Prediger-Versammlung bei uns (die seit mehreren Monaten und dann längere Jahre hindurch regelmäßig in unserem Hause stattfand), sieben Prediger und drei Laien. Ich hielt einen Vortrag über Staat und Kirche und landesherrliches Kirchenregiment durch Konsistorien, worin dieses im Princip gerechtfertigt wurde, weil alles Fleisch, also auch die Kirche, so weit sie fleischlich, von Rechts wegen dem Gesetz unterworfen sei."

Was am 2. Oktober 1845 zwischen dem Könige und dem Berliner Magistrate (Oberbürgermeister Krausnick) verhandelt worden, ergibt das beiliegende Zeitungsblatt**) in extenso. „Zu großer Eifer," „zu enge Auffassung", „die zu treuen", diese Äußerungen haben gegenüber den so stark auftretenden Rationalisten gewiß einen sehr üblen Eindruck gemacht und „das Gestalten der Kirche durch sich selbst" — während gerade, was dies Selbst sei, streitig war — und das „Zurückgeben der Kirchengewalt in die rechten Hände" — ohne daß jemand sagen konnte, welche Hände die rechten waren, — solche Reden konnten nur konfus machen. Zunächst lenkten sie den König selbst von seinen nächsten Amtspflichten ab, — wie auch das „beleidigte" Ablehnen des Wortes „Partei" (während die Gläubigen wirklich eine noch dazu kleine Partei — die „kleine Herde" — bildeten) geeignet war, ihm und seinen Getreuen ihre schweren Parteipflichten aus den Augen zu rücken.

**T. B. 18. Oktober.** „Uhlich machte mir als nunmehr Magdeburger Prediger seinen Antrittsbesuch." Er war Prediger in Anhalt, als der damalige Herzog von Anhalt-Köthen samt seiner Gemahlin, einer natürlichen Tochter König Friedrich Wilhelms II. (Gräfin Brandenburg) — in Paris katholisch wurden. Uhlich schrieb gegen diese Konversion, und diese Schrift — so ist mir erzählt worden — gefiel dem König Friedrich Wilhelm III., der unzufrieden war mit dem Übertritt seiner natürlichen Schwester, so daß er ihn zu einer

*) Etwas karrikierte Züge aus der hinterpommerschen Kirchengeschichte von 1820—1830, die aber 1845 schon längst der Vergangenheit angehörten.

**) Siehe Anlage Nr. VI.

guten preußischen Anstellung empfahl. So kam er nach **Pömmelte** und 1845 nach Magdeburg. Das T. B. fährt fort: „Ich sagte ihm bei seinem Besuch, daß ich ihn zuerst in Berlin als einen Missionsfreund hätte nennen hören, und suchte ihm seinem Anspruch auf Toleranz den Rationalisten gegenüber zu zeigen, daß die Rationalisten sich ebenso exclusiv gegen uns verhalten, als wir gegen sie. Das sei ihm, sagte er, »zu dialektisch«. Dann über sein unredliches Bekennen dessen, was er nicht glaube, auf der Kanzel und am Altar. Er: das sei ein schmerzlicher Punkt. Nicht blos schmerzlich, sagte ich, er treffe das Gewissen. Ob er glaube, daß Christus gestorben und auferstanden? Er: in wiefern gestorben oder scheintodt — lasse er dahin gestellt sein. Er hoffe, die Kirche werde sich ändern: das Begünstigen der Orthodoxie führe zur Heuchelei. Ich: der Heuchelei möge er doch dadurch entgegenwirken, daß er sie nicht mehr — am Altar, besonders an hohen Festen — selbst treibe u. s. w. — Er war gehalten wie ein Machthaber, der als solcher einer schweren Verantwortung sich bewußt ist, und sagte zuletzt, er hoffe, daß auch diese Stunde an ihm nicht werde verloren sein."

**T. B. 28. Oktober.** „Jakob erzählt: Professor **Wohlfart** beweise ihnen jetzt, daß die Lehre von der Erbsünde Unsinn sei; der Ton sei auf dem Gymnasium (Domschule) so, daß die Schüler sich rühmen bei der Durchreise des Königs den Hut nicht abgenommen zu haben; einer hat neulich gesagt, der König sei immer betrunken, worauf ihm Jakob eine Ohrfeige gibt. Friedrich und Jakob sagen, diese Stimmung sei allgemein."

**T. B. September.** „Ich hatte an **Voß** geschrieben, mit dem Wanzleber Plan (Sommernachtstraum) würde ich mich nur kompromittiren. Er antwortet, dies sei ohne Grund, und bittet, die mißlaunigen Aeußerungen und schiefen Gesichter wegzulassen." Ach! wie viel Grund hatten sie! Anfang November zitierte mich Minister **Uhden** in dieser Angelegenheit nach Berlin, über welche die Aktenstücke mit einigen Briefen Bismarcks*) sich reichlich in meinem Nachlasse finden werden. Oberlandesgerichtsrat **Rathmann** und Kreisgerichtsdirektor **Nöldechen** kamen mir dahin nach. Ich übergehe hier diese Verhandlungen, an denen Uhden und Voß lebhaften Anteil

*) [Zwei Briefe Bismarcks vom 24. Februar 1846 und vom 26. März 1847 sind im Bismarck-Jahrbuch Bd. 3, S. 34—38 abgedruckt.]

nahmen und die sich bis in den März 1848 hinzogen, wo der Traum entflog und ein schreckliches Erwachen folgte.

Unterwegs erzählte der Diplomat Rudolf Sydow, der mit Bunsen in den dreißiger Jahren in Rom gewesen war, wie das T. B. vom 4. November mitteilt: „Die Gräfin Neal sei damals mit einem todtkranken katholischen Bedienten nach Rom gekommen; auf Sydows Veranlassung habe ein Jesuit seiner treulich und mit Lebensgefahr sich angenommen bis er gestorben sei. Sydow habe dies gegen den Kardinal Capaccini rühmend anerkannt, dieser aber erwidert: Mà è gesuita, die Pointe liegt in dem mà. Man hörte damals öfters, die Jesuiten seien in der römischen Kirche, was bei uns die Pietisten. —

**T. B. 10. November.** „Ich mit Rudolf Sydow zur Tafel in Sanssouci. Beim Caffee der König mit Sydow in der embrasure eines Fensters. — Der König griff die Verfassungslosigkeit und den Territorialismus des Lutherthums an und strich die reformierte Kirche heraus. Sydow sagte mir nachher, er habe die beste Sache sehr schlecht vertheidigt. Der König hörte, wie ich mit Oberst Willisen über Bunsens neues Buch: »Die Kirche der Zukunft« sprach, mischte sich ein und sagte: Leopold habe das Buch »burschikos« genannt. Ich: »Sehr leicht ist es wirklich.« Der König: »Das Schwere kommt nach in der Ausführung.« Ich: »Das Priesterthum der Christen verbännt er in Selbstverantwortlichkeit.« Er: »Das ist eine große Wahrheit!« — Ich: »Und die Lehre von der Rechtfertigung in: innere Gesinnung.« Der König ärgerlich: »Rechtgläubig genug ist er, dafür stehe ich Ihnen*), nur freilich will er die Leute nicht fressen.« Ich: »Davon suche ich auch fern zu bleiben.« Dann noch sehr lange mit ihm allein im Cabinet. Es kam u. a. folgendes vor: Ich: wie wichtig es sei, daß, nachdem Uhlich siegreich in die Katharinen-Kirche in Magdeburg eingezogen, nun nicht auch noch Erler daselbst Superintendent würde (was der König auf Andringen schon nachzugeben im Begriff war). Der König: er habe Erlern Versprechungen als Bedingung vorgeschrieben, dahin, daß er in seiner ganzen Amtsführung, namentlich in der Kinderlehre, den Lehren der Kirche treu bleiben wolle, Versprechungen, die er hoffentlich nicht geben werde. Dann: wie er einen vom König von Württemberg angeregten Evangelischen Kirchen-Convent »zu einer National-Synode zu instradiren« vorhabe. Ich:

*) Man darf hoffen, daß der König Bunsens Schriften nicht las.

das nächste Bedürfniß sei innerer Krieg — nur innerhalb der Parteien seien lebendige Organisations=Keime — das Abflachen und Beschwichtigen sei der Tod dieser Keime. Worauf er: der Rock, der Ort wandeln den Mann. Senffts Kanäle (er rieselte damals in Preußen) seien freilich ohne Wasser nichts, aber sie seien immer bereit für das Wasser; ein Lutheraner wisse »nicht rechts, nicht links, nicht vorne, nicht hinten,« so tief und liebenswürdig er auch sei, die Reformirten seien bei flacherer Gesinnung praktisch. — In diesem Gedanken liegt manches wahre. — Er erinnerte mich, halb strafend, daran, daß ich ein Reformirter sei. — Die festeren Formen, die Knox aus Genf gebracht, »der übrigens das Hängen reichlich verdient habe,« hätten die Schotten zu Christen gemacht, die bis dahin »nur ein Haufe wüster Gesindels gewesen.« Ich wies vergeblich auf die Entstehung dieser Genfer Formen aus einer in Lehre und Glauben fest in sich geschlossenen und ausschließenden Partei hin. Ferner sagte er: die Rongeaner hätten ihr Handwerk schlecht verstanden; hätten sie sich in Utrecht die (jansenistische) Ordination geholt (das hat 1873 »Bischof« Reinckens getan) und dann die Maske abgeworfen, so hätten sie $^3/_4$ des katholischen Deutschlands gewonnen und Frankreich und Spanien erschüttert. Ich betonte stark, daß man sie in den gewöhnlichen polizeilichen Schranken hätte halten sollen und wie Unrecht das Oeffnen der Rathhäuser, Gymnasien und Evangelischen Kirchen sei, was er schweigend, halbbeifällig anhörte. — Dann sagte er: die materielle Ehereform sei nicht zeitgemäß; von der Kirche und den Synoden sei das Weitere zu erwarten. Ich sprach den Wunsch aus, daß die Cabinetsordre, mittels deren der König meinen Bruder Otto als Trauungsweigerer geschützt hatte, das Recht der Kirche anerkannt und sich nicht auf das bloße Landrecht bezogen hätte. Er: »Sie gründet sich allerdings auf das Landrecht. Ich trage Stiefeln und Sporen, reite auf die Revüen und wenn etwas nicht recht ist, schimpfe und fluche ich; — ich kann nicht Bischof sein.« — Von unserem »Wanzleber Plan« sprach er mit »Entzücken«."

———

Siebzehntes Kapitel.

# Lichtfreunde.

## 1846.

**T. B. 14. Januar 1846.** „Göschel, der in Berlin gewesen, erzählt: Minister Eichhorn habe ermahnt, sachte zu gehen, abzuwarten, Zeit zu gewinnen. — Erlers Bestätigung zum Superintendenten wolle man der bevorstehenden Landes-Synode überweisen. Thile hat zu Göschel gesagt: sie seien im Cabinet keine Theologen. Man hofft guter Wahlen zur Synode sicher zu sein, will aber kein Bekenntniß als Grundlage der Fähigkeit zum Eintritt fordern. Göschel hat Hollweg (als Glied der Conferenz, welche die Synode vorbereiten soll) gefragt, ob in der Conferenz gebetet werde, worauf Hollweg: »Nein! das sei unmöglich«. Snethlage, der Hofprediger, will die Augustana festhalten, warnt aber vor Eingehen auf deren theologischen Inhalt. In welch ein Labyrinth von Jesuitismus verwickeln wir uns! Ich hoffe, die Lichtfreunde werden allen diesen Künsten ein Ende machen. — — Eine andere Nachricht sagt, die erste Sitzung der Conferenz sei mit Gebet begonnen und die letzte damit geschlossen worden."

Es war im vorigen Jahre den Provinziallandtagen ein seit Jahrzehnten vorbereiteter Entwurf eines Strafgesetzbuches für das ganze Land vorgelegt worden, der in der beliebten kodifikatorischen Form die Welt von vorn anfing. Der Rheinische Landtag hatte ihn, zum Teil aus sehr guten Gründen, abgelehnt unter dem Zujauchzen der liberalen Partei. Nun fing man an, zunächst im Savignyschen Ministerium, ihn in derselben kodifikatorischen Weise umzuarbeiten. Savigny war so wenig Staatsmann und so wenig der Mann lebendiger

Rechtsprinzipien, daß er nicht dahin gelangte, einen Widerstand gegen dieses geistlose Kodifizieren auch nur zu versuchen und doch war er das Haupt der historischen Juristenschule. Man — und namentlich er selbst — kodifizierte weiter bis der März 1848 kam und alle diese Vorarbeiten im Abgrunde der Revolution versanken.

Im Januar 1846 hatte ich eine Abhandlung geschrieben gegen das Kodifizieren und wie man die Ablehnung eines Entwurfs zum Strafgesetzbuch von seiten des Rheinischen Landtags, ohne die Autorität des Königs zu schädigen, behandeln solle. Lancizolle besorgte für mich den Abdruck in Berlin; der Zensor fand Bedenken und schickte sie an Meding als Oberpräsidenten und dieser an Rochow als Präsidenten des Staatsrates, weil ich dessen Mitglied war.

**T. B. 16. Januar.** „Leopold schrieb mir: Rochow habe vorgestern an Voß geschrieben, er wolle, aufgefordert von beiden Cabinets-Ministern (Thile, Bodelschwingh) und beiden Justiz-Ministern (Savigny, Uhden) zum Könige, ihn zu bitten mir seinen Wunsch auszudrücken, meine Schrift nicht zu publicieren. Leopold hat gebeten, den König aus dem Spiel zu lassen, er wolle an mich schreiben." Das tat er nun und riet mir als seine, Vossens und Lancizolles Meinung: nachgeben! während sie gleichzeitig den Weiterdruck sistierten. „Ich", so das **T. B. 18. Januar,** „schrieb an Leopold und Lancizolle, sie sollten die Schrift sogleich erscheinen lassen, ehe weitere Hindernisse einträten; — wenn der König mir den Mund verbiete, würde ich den Abschied nehmen. — Ich darf mich keiner Gelegenheit entziehen, den Dienst zu verlassen." — Mir fiel Leopolds Rede ein, als Senfft (in seinem Streit mit seinem Pastor Meinhoff in Gramenz wegen einer Pfarrwiese in den dreißiger Jahren) meinte: „durch Nachgeben an Meinhoff könne er sein Vermögen verlieren"; — Leopold sagte damals: „eine bessere Gelegenheit sein Vermögen zu verlieren als diese gebe es nicht." — „Im Laufe der Woche" — so fährt das T. B. fort — „Briefe von Leopold und Voß, die mir mein unrichtiges Verhältniß zum Könige und mein mich bei allen Gelegenheiten compromittirt glauben vorwarfen." Ich erwiderte darauf ausführlich beiden, wie ich ein Recht gehabt zu erwarten, daß Voß sich zu mir bekennen würde, wie dieses Nichtbekennen, diese haltungslose Inkonsequenz allen Dienst des Königs lähme und genau dasselbe sei, was wir dem Könige vorwürfen, während das, was wir täten, einen viel schwereren Vorwurf gegen

uns begründe: Zählen der Feinde statt Zählen der Freunde, — wie bei so unmannhaftem Benehmen unsererseits selbst des Königs Herumtappen bis nach Schön und Herwegh hin als einigermaßen entschuldigt erscheine u. s. w. — Ich wies alle Mittelwege ab und bestand auf Publikation und öffentliche Annonce der Schrift, die dann auch erfolgte. Am 23. Januar schickte mir Leopold meine Exemplare und er und Voß schrieben, meine Vorwürfe seien gerecht; dies seien endlich gute und treffende Ermahnungen, statt der schiefen Gesichter und des Achselzuckens u. s. w. — Die „schiefen Gesichter und das Achselzucken" waren aber doch eigentlich identisch mit den „guten treffenden Ermahnungen."

Leopold accentuierte in dieser Zeit beständig den Roi et naturel maître, der im ganzen und großen wegen seines christlichen Bekenntnisses angefochten werde und dem man nicht schroff opponieren dürfe, — ich dagegen, daß wir, gerade um ihm zu helfen und ihn fest zu machen, selbst fest sein und gemeinsam wie ein Mann feststehen müssen auf den ewigen Gottes- und Rechtswahrheiten, indem gerade dies der einzige Weg sei, ihn zu retten aus der gefährlichen Schwäche und Konfusion seiner Regierung. Vergleiche was 1848 geschah. — — „Das Ganze ließ mir einen erneuten Eindruck politischer Hoffnungslosigkeit, unter solchen Umständen etwas auszurichten, zurück und eines Abschnittes in meinem Leben, — — nun Front nach der Ewigkeit!"

Wer in den jetzigen 1870er Jahren, an die heutige Preßfreiheit gewöhnt, diese meine Schrift liest, wird sie völlig unschuldig und diesen Spektakel darüber in den höchsten Sphären sehr verwunderlich finden. Die Sache endete mit folgender Kabinetsordre:

> „Der Präsident des Staatsraths hat Klage bei Mir geführt über die Publikation Ihrer Schrift »Die fernere Behandlung der Revision des Preußischen Strafrechts«. Ich habe davon Veranlassung genommen, Mich genau nach den Vorgängen zu erkundigen und zu Meinem Bedauern in Erfahrung gebracht, daß Sie, nach vorher eingeholtem Rathe bei dem Minister von Rochow, seinen wohlgemeinten und völlig motivirten Rath unberücksichtigt gelassen haben. Dies ist Mir um so unangenehmer bei einem Manne und hochgestellten Staatsdiener, für dessen seltene Gaben, dessen Geschäfts- und Gesinnungstüchtigkeit Ich so hohe Achtung hege und dem Ich mit besonderer Neigung

zugethan bin. Ich kann Ihnen den Ausdruck Meiner Unzufriedenheit darüber nicht vorenthalten. Meine genaue Kenntniß von Ihrem Charakter und ächtem Patriotismus berechtigen Mich aber auch zu der willkommenen Aussicht, daß es nur dieses Ausspruchs Meiner Ansicht bedarf, um Sie Aehnliches in der Zukunft vermeiden zu lassen und so Ihre Eigenschaften immer ersprießlicher für Meinen Dienst und für das Vaterland zu machen, das mehr wie je Männer wie Sie bedarf, um den Kampf der Meinungen zu erfreulicher Lösung zu führen.

Berlin, den 20. Februar 1846.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Oberlandesgerichts-Präsidenten
von Gerlach zu Magdeburg."

Dabei ist zu bemerken, daß ich keinen Rat bei Rochow eingeholt und keinen von ihm erhalten, überhaupt kein Wort mit ihm gesprochen hatte. Da ich die Publikation durchgesetzt, so konnte ich nun die Kabinetsordre über mich ergehen lassen. Leopold schrieb: die Kabinetsordre sei »de main de maître«, d. h. vom Könige selbst verfaßt." —

**T. B. 3. Februar.** „Minister Bodelschwingh (den Leopold unter die »pietistischen« und wegen ihres Pietismus verhaßten und den König verhaßt machenden Minister zählt) bringt nach der Vossischen Zeitung im Freiwilligen-Verein einen Toast aus auf den Kriegsminister Boyen als »den in ganz Europa verehrten Mann, der den Fortschritt repräsentirt im Rathe des Königs«. Wie wenig kostet uns das Verleugnen!" Siehe oben 1843/44 wie Boyen damals zum Verdrusse des Königs die Eherechtsreform zu hindern suchte. —

„Am 19. März 1846 erzählte", nach dem T. B., „die Vossische Zeitung, daß man auf dem Landwehrfeste am 17. (wo Bodelschwingh und Boyen) mit stürmischem Beifall Boyens Lied gesungen habe: »Allein der Hohenzoller spricht, erfülle deine Bürgerpflicht, nach deinem Glauben frag' ich nicht«."

Am 18. Februar wurde — wohl im ganzen Lande — Luthers dreihundertjähriger Todestag feierlich begangen mit vielen lärmenden und zum Teil lichtfreundlichen Demonstrationen; hier in Magdeburg mit Aufzug der Gewerke auf dem Markte und mit Singen von Chorälen, — in Quedlinburg sang man: „Ein feste Burg ist unser Gott" unter Weglassung des Verses: „Fragst du wer der ist? Er

heißet Jesus Christ, Der Herr Zebaoth Und ist kein andrer Gott, Das Feld muß er behalten." Das T. B. erzählt aus Wittenberg, wo die Feier im Beisein des Königs stattfand, „Schmieder habe den König nebst Gefolge am 19. Februar in Luthers Stube geführt und gesagt: hier habe vor dreihundert Jahren Luthers Wittwe die Todesnachricht erhalten; auch jetzt flehe eine Wittwe des Königs Schutz an. Darauf, von Schmieder nicht erkannt, der Prinz Karl: »Welche Wittwe?« Schmieder: »Die Kirche«. Der Prinz: »J, die hat Vertheidiger genug«." — In Dresden wurde auf dem Theater Lessings das Christentum frech verleugnender „Nathan der Weise" aufgeführt. Die separierten Lutheraner feierten nicht mit; auch ich nahm nicht Teil an der hiesigen Feier. —

Polen wurde unruhig. Galizien erhob sich in blutigem Aufruhr; die Insurgenten bemächtigten sich Krakaus, das der Wiener Kongreß zu einer Republik gemacht hatte. Das Ende war, daß Krakau mit Zustimmung Preußens und Rußlands österreichisch wurde. Leopold sah sehr schwarz: „Schwere Kämpfe", schreibt er am 10. Februar, „stehen uns mit ziemlicher Gewißheit in Jahr und Tag bevor", und am 22.: „Alle beschwichtigten, verdeckten, verheuchelten Gegensätze werden bald grell hervortreten; ein solcher ist der Gegensatz von Polen und Deutschen im Großherzogthum Posen, den man, wie der Vogel Strauß, ignorirt hat und der nun kraß ausbricht; am Rhein bahnen sich ähnliche Dinge an."

**T. B. 5. März.** „Solbrig*) (ein lieber, gläubiger Oberlandes-Gerichts-Assessor, der zugleich Glied des Konsistoriums war,) sagte mir, der König habe in einer Cabinetsordre ausgesprochen, er wünsche dem Magdeburger Magistrat durch Bestätigung Erlers (des Rationalistenführers) als Superintendenten nachgeben zu können und in einer anderen Cabinetsordre vom Tage darauf: es sollten keine andern Superintendenten vorgeschlagen werden als solche, die auf dem Boden der Kirche stehen." Der König hat einmal gesagt: Konsequenz sei die

*) Dieser Solbrig hatte zur Lutherfeier am 18. Februar „Lutherlieder" mit einer christlichen Vorrede drucken lassen. Nun schreibe ich an Bülow unter Übersendung dieser Lieder am 9. März: „Du siehst daraus, was für eine Art von Consistorial-Assessoren aus Göschels und meinen Händen hervorgehen. Göscheln in seinem Amt zu sehen ist Freude und Erbauung. Die Kirche hat in ihm Hegel, Göthe und selbst Dante überwunden. Aber man trägt schwere Lasten mit ihm, wenn man sich, wie man doch muß, in ihn hineinversetzt."

elendeste aller Tugenden.' Dies bon mot ist ihm teuer zu stehen' gekommen.

**C. B. 6. März.** „Göschel erzählte: Eichhorn habe auf die Beschwerde des hiesigen Magistrats über Reinhards (des entschiedenst-gläubigen der hiesigen Prediger, gestorben am 12. März 1846) Predigten an das Consistorium rescribirt, die christlichen Prediger seien von der Polemik gegen die Lichtfreunde abzumahnen. Dies schlug Göscheln sehr nieder."

**C. B. 22. März.** „Göschel nach Berlin wegen Erler. Er meint, wenn dies mißlinge, so vermöge er auch gegen Wislicenus nichts und sei hier unnütz. General-Superintendent Möller meint: Wislicenus möge von einem weltlichen Gerichte abgesetzt werden; Sache der Kirche und ihrer Behörden sei das nicht. Wie entnervend ist dieser Antinomismus! Wie erstickt er die zarten Keime des Evangeliums. 1806, 1846 — ist es nicht schmachvoller, wenn Uhlich und Ronge, als wenn Napoleon Deutschland besiegt? Ist nicht Deutschland 1846 tiefer, hoffnungsloser zerrissen als 1806?"

**C. B. 30. März.** „Göschel von Berlin zurück. Er ist beim Könige gewesen und hat ihm die mathematische Gleichstellung der Gnadauer und der Lichtfreunde geklagt, für die Bodelschwingh schwärmt (dieser schloß die Laien von der Gnadauer Konferenz aus, davon war die Rede). Der König hat Göscheln Recht gegeben und gesagt, er möge machen, daß die Gnadauer selbst sich an ihn wendeten. Nun findet Göschel hier in Magdeburg ein Rescript von Eichhorn: dem Staate gelten die einen so viel als die andern. — Ferner der König zu Göschel: nun da das Consistorium sich gegen Erlers Confirmation ausgesprochen, habe er kein Bedenken mehr, sie zu versagen; als aber das Consistorium dafür gewesen, habe er nicht eingreifen, sondern lieber die Frage an die Landessynode weisen wollen. Er, der König, sei nicht das Kirchenregiment. Eichhorn dagegen hat geeifert gegen die Schroffheit der Gegensätze; man müsse besonders das dogmatische Gebiet vermeiden. Eichhorns Ton gegen Göschel ist direct tadelnd, amtlich unzufrieden und heftig gewesen, ganz anders als bisher; nun da Göschel den Bericht des Consistoriums gegen Erler nicht verhindert, werde er vielleicht die Sache an die Synode bringen. Dann — hat Göschel erwidert — werde er nicht Cosistorial-Präsident bleiben. Der König drängt auf ein Religions-Gesetz, das Freiheit aller Sekten und Parteien proklamiren soll, welche »Ehrfurcht

gegen den Staat« lehren u. s. w. (wie im Landrecht)." — — 1847 wurde dieses Vorhaben quasi ausgeführt.

Leopold wurde in dieser Zeit auf viele Wochen, vielleicht auf Monate dem in Berlin zu seiner Ausbildung anwesenden, wißbegierigen Kronprinzen von Bayern beigegeben, dem nachherigen König Max II., einem Neffen der Königin Elisabeth. Leopold klagte, daß er für diese zeitraubende Funktion zwanzig Jahre zu alt sei.

**T. B. 31. März.** „Nach Berlin zu Jakobs Einsegnung. Den Abend waren wir bei Leopolds. Dieser erzählte, daß in den Galizischen Unruhen 800 Edelleute erschlagen sein sollten und sagte, es tauche hier ein ganz neues Element der Auflösung auf, der Communismus, der Krieg der Armen gegen die Reichen."

**T. B. 1. April.** „Jakobs Einsegnung. Rothe (Ottos Hausprediger) hielt die Rede und examinirte. Dann ließ Otto das Credo hersagen und das: »Ich entsage dem Teufel u. s. w.« auch von Jakob. Dieser sagte neulich, wie man denn versprechen könne, nicht mehr zu sündigen, da man doch wisse, daß man es nicht halten werde. — Otto bei Tisch: Minister Bodelschwingh habe neulich von ihm gesagt, er sei »ein stolzer Priester.« Otto tadelte Rothens neulich in der Ev. Kirchenzeitung ausgesprochene Tendenz, unwürdigen Confirmanden Gelübde und Abendmahl zu erlassen resp. zu versagen; damit verliere die Kirche ihren Einfluß auf Millionen, wie bei den englischen Dissenters; es sei ein falscher Gesichtspunkt, auf solchen Wegen Ehre und Würde der Kirche und des Sakraments zu wahren; so rede die heilige Schrift nie; jetzt besonders sei dies gefährlich; die ganze Schleiermachersche Schule werde einstimmen u. s. w." Ferner finde ich in diesen Ostertagen, die auf Jakobs erste Communion folgen, nachstehendes in meinem T. B.: „Beda venerabilis, Abt im nördlichen England 674—735, Verfasser der historia ecclesiastica Britonum, erzählt: The venerable Boisil of Melrose, believing he had but a week to live, proposed to his young friend St. Cuthbert (der auch Bedas Freund war) to devote this week with him to the perusal of John the Evangelist. »I have a copy — he said — containing seven sheets; we can with Gods help read one every day and meditate thereon as we are able.« They did so and accomplished the task; for they sought only that simple faith which works by love and did not handle profound questions. After these seven days of

study Boisil died of his discase and entered into the joys of eternal light."

Am 5. April, als am Palmsonntag, ging Jakob in der Elisabethkirche zur Kommunion, ich mit, das zweite Mal aus Ottos Hand.

Brief von Moritz von Blanckenburg an mich, Cardemin 1. April: „Nagel (der Trieglaffsche von Thaddens sehr verehrte Pastor) ist, wie er sagt, in der Unionsfrage weiter vorgeschritten und sein Gewissen hat ihn so gedrängt, daß er in einem äußerst scharfen Schreiben beim Consistorio eingekommen ist; er fordert 1. Rückgabe seines Unions-Reverses, 2. daß man öffentlich und unumwunden erkläre, seine Gemeinden seien nie und nirgend der Union beigetreten und seien noch, was sie immer gewesen, lutherisch; ferner, daß er vom Augenblick des Schreibens an die Agende in keiner Weise mehr gebrauchen würde, auch nicht in irgendwie veränderter Gestalt, da sie, wenn auch schön, doch Fahne der Königlich Preußischen Union und diese ihm gleich Sünde sei. Er fordert hierauf ein deutliches Ja oder Nein, widrigenfalls er sich als zu den Breslauern gedrängt und gestoßen ansehe. — Dann kommt eine »wunderschöne« Stelle: daß ihm vor den Breslauern graue." — Dann schildert Moritz seine eigene „peinliche Konfusion" und die eingetretene „babylonische Verwirrung"; „aber ich würde mich nie zu den Breslauern hindrängen lassen" — was er später aber doch tat. „Unter dem königlichen Bischofthum" — fährt Moritz fort — „wird es wohl bei der Armseligkeit der jetzigen Geistlichen am besten sein; — soll ich mich unter gänzliches Priesterregiment begeben, so will ich lieber katholisch werden, als Breslauisch, als unirt-presbyterialisch, als Ruppisch, als neukatholisch."

Daß wir sonntäglich Eine Kirche bekennen, von dieser Gotteswahrheit macht der Brief keinen Gebrauch.

**C. B. 6. April.** „Otto konnte den Skandal der Maßregeln in Betreff der Deutschkatholiken nicht grell genug schildern. Meding, der Oberpräsident, bahne ihnen nach Anleitung der über sie ergangenen Cabinetsordres den Weg in die Parkkirche in Frankfurt a. O. Wo Ehehindernisse vorhanden, laufe man zu den Deutschkatholiken. So entstehen zahlreiche Concubinate. — Leopold klagte, daß Thadden und Senfft I, mein Schwager, ihn in dem wichtigen Zeugnisse im Stich ließen, das in dem Nichtbesuch des Theaters liege, indem Mariechen Blanckenburg, Hedwig, Moritzens Schwester und die Fräuleins Senfft es besuchten; es kribble dem König, daß Leopold es nicht thue;

auch ich solle statt an seiner Frau und Töchtern über das »wie« zu kritteln, zuerst sorgen, daß das »daß« zu Stande komme. — Das Theater sei skandalöser als je; der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz habe neulich über Tafel zu ihm, Leopold, gesagt: »Ich beschwöre Sie, die Cerito zu hören«, darüber allgemeines Aufsehen und Gelächter. Seitdem verschone ihn der Kronprinz von Bayern mit dem Theater. Diesen hat Leopold abgehalten, die Versammlung der Deutschkatholiken zu besuchen, und als Leopold neulich entdeckte, daß der Kronprinz die Balletproben besuche, hat er die Königin aufgefordert, und zwar mit Erfolg, ihn, ihres Bruders Sohn, davon zurückzuhalten."

„Erhalte sie uns zum christlichen Vorbilde" heißt es im Kirchengebete der königlichen Liturgie aus den zwanziger Jahren. Gewissenhafte Geistliche sagten damals: „Setze und erhalte." Jetzt, 1872, höre ich seit vielen Jahren nichts mehr von solcher Gewissenhaftigkeit.

Brief Leopolds vom 16. April an mich nach Rohrbeck: „Vorgestern starb die Prinzeß Wilhelm (geb. Prinzessin von Hessen-Homburg — ihr Einzug in Berlin ist eine meiner lebhaften Knabenerinnerungen). Sie starb mit großer Ergebung und Fassung, umringt von ihren fünf knieenden Kindern und ihrem Gemahl. »Betet für mich, jetzt gehe ich hinüber«, sagte sie, nachdem sie den Arzt gefragt hatte, ob man an Schwäche sterben könne. Die Prinzessinnen beteten laut. — »Jetzt röchle ich schon, gute Nacht, lebt wohl!« — So starb sie. Sie war noch körperlich und geistig eine deutsche Fürstin und Frau, die letzte Autorität in der königlichen Familie, die den Herrn treu gesucht hat." — Eine dieser betenden Prinzessinnen wurde die Gemahlin des Kronprinzen von Baiern.

In demselben Briefe tadelt Leopold mich, daß ich ihn gefragt, ob er nicht nach Rohrbeck kommen und bei seinem Kronprinzen sich vertreten lassen könne, da er doch „den Erben der Wittelsbacher und Pfalzgrafen nicht schlecht behandeln dürfe, um so weniger, da er bei Hofe beobachte, wie alle diese mittelalterlichen Verhältnisse herunterkommen, der stolze Gehorsam, der adlige Dienst, — wie die altfürstlichen Häuser sinken und sich in reiche Genußmenschen verwandeln, denen es nicht mehr sauer wird in »Hitz und in Kälte«, wie dem Kaiser in Bürgers Abt von St. Gallen, und wie die heutige Christenheit unfähig ist, etwas an ihre Stelle zu setzen."

Um diese Zeit erregten Thierschs „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus" in unsern Kreisen gerechte Bewunderung.

„Das ist echte Katholicität!" schreibt Leopold in dem oben allegierten Briefe. Thiersch wurde später Irvingit.

Am 22. April zur Tafel im Stadtschloß in Potsdam, ohne Damen. **T. B.** „Ich saß zwischen Humboldt, dieser wie fast immer dem Könige gegenüber, und Carl Röder, den größten Gegensätzen. Humboldts table talk: er habe noch 1790 Burke, Sheridan und Fox im Parlamente reden hören, — Sibirien sei eine Fortsetzung der Hasenheide bei Berlin. Graf Königsmark sagte vom Sohn des Prinzen von Preußen, er habe wenig Ausdauer und keine Lust zum tanzen, fechten, reiten, voltigiren — — Ostern habe er nicht mit Eier suchen wollen, weil ihm dies zu kindisch geschienen. — Der König mitten unter einer Menge Garde du Corps- und Husaren-Offiziere zu mir: »Ihr Bruder wird ja jetzt ein vollendeter Hofmann, grand amateur der Cerito — unästhetische Seele!« Dann zum König in sein Cabinet: er sei was die Codification betreffe ganz meiner Meinung, sehe auch in den »sogenannten Cabinetsordres« nichts, was dem von mir in meiner Schrift über Codification empfohlenen Wege entgegenstehe. »Aber was will ich machen? Ich bin kein studirter Jurist und wenn mir Savigny und Uhden jenen Weg rathen!« — Alles sei gewaltig gegen mich aufgebracht gewesen, auch die sonst meiner Meinung seien, und Rochow behaupte, ich hätte ihn ausdrücklich um Rath gefragt und er habe alle seine Staatsraths-Präsidial-Autorität in die Wagschale contra gelegt, wovon ich mir nichts erinnere. Ich berief mich auf die Tendenzen der von ihm, dem Könige, gewährten Preßfreiheit und auf Vossens Billigung. Er stimmte in allem bei und gab mir Recht. Er kam dann auf Magdeburg und sprach sich sehr stark gegen die Regierung aus, die seinen Befehlen zuwider Uhlich eingeführt — er meinte wohl bestätigt — habe; — »sie vergessen, daß sie (die Regierung) meine Diener sind; in der Justiz ist das freilich anders; so geht es, wenn ich, wie jetzt, mit meinen Dienern einig bin — wie erst, wenn ich uneinig mit ihnen wäre?« Der Magistrat in Magdeburg — der Oberbürgermeister Franke an der Spitze — habe mit dem Verlust der Anhänglichkeit der Stadt Magdeburg gedroht, wenn er, der König, Erler nicht als Superintendent »konfirmire«. Mit dieser Drohung verglich er die Drohung gewisser deutscher antipolnischer Vereine im Großherzogthum Posen, »die ihn bei Verlust der Liebe der Deutschen zur Mißhandlung und Vertilgung des Polonismus drängten, worauf er aber nicht eingehen werde«. Ich traf dann bei der Rück-

fahrt nach Berlin mit dem Könige, Humboldt, Röder und einigen andern Gefolge auf dem Bahnhof zusammen. Des Königs Prachtwagen fehlte. — »Ich habe damit«, sagte er zu mir, »Ehre bei Ihnen einlegen wollen«, so fuhren wir in einem gewöhnlichen Coupé alle zusammen. Humboldt las bis es dunkel wurde unterwegs aus einer Correspondenz Ludwigs XVIII. aus der Zeit 1801/4 vor."

Die aufrührerischen Bewegungen der Polen hatten auch das Großherzogtum Posen ergriffen und da deshalb politische Kriminal-Prozesse bevorstanden, so improvisierte man ein Ausnahme-Gesetz für die Berliner Kriminalgerichte, welches datirt vom 17. Juli 1846 in der Gesetzsammlung zu lesen ist. Es enthält im Wesentlichen die Einführung des französischen Kriminal-Prozesses und war daher das Gegenteil der Tendenzen der vertrauten Ratgeber des Königs in Justizsachen, Vossens, der in diesen Sachen den Vortrag im Kabinet hatte, und Uhdens, des verwaltenden Justizministers, denen diese ganz exceptionelle Maßregel über den Kopf weg beschlossen wurde, noch dazu ohne Stände und ohne Staatsrat. Voß hatte mir das Projekt des Gesetzes zur Begutachtung geschickt.

Voß schrieb mir am 12. Juli: er sei dadurch, daß er übergangen worden, aufs äußerste kompromittiert und habe seinen Abschied gefordert. Er bekam ihn aber nicht.

**T. B. 6. Mai** erwähnt schon das von mir für Voß niedergeschriebene Gutachten und nennt die Maßregel „höchst gefährlich", aber „vielleicht führen so schnelle Siege des Liberalismus dahin, daß eine Krisis eintritt, so lange noch Kräfte da sind." — Doch „wie lächerlich nimmt sich mein fein angelegter und sorgfältig durchdachter Wanzleber »Sommernachtstraum« aus gegen diesen französischen Mauerbrecher." Ich schrieb später an Voß, dies sei eine grobe und gefährliche Ungerechtigkeit gegen die inkriminierten Polen, ein Prozeß eigens eingeführt nach den danach zu bestrafenden Verbrechen und mit Rücksicht auf das Verbrechen, der, statt der bis dahin geltenden poena extraordinaria und absolutio ab instantia, die er beseitige, zur Todesstrafe führen könne. Dem müsse Voß auf alle Weise widerstehen.

Leopold schreibt Berlin 8. Mai: „Das ist eine traurige Geschichte und ein Zeichen der hier herrschenden völligen Principlosigkeit. Deine hoffnungsvolle Desperation zu theilen, habe ich schon lange Lust; aber ich glaube, daß das nicht erlaubt ist und daß es gegen den Amtseid läuft." — „Vielleicht", bemerkt hierzu das T. B. vom

9. Mai „gegen den Amtseid eines vertrauten Ministers des Königs, aber nicht gegen den meinigen". | Daß ich damals mit eventueller Hoffnung einen 18. Brumaire in mein Bewußtsein aufnahm, hat mit bewirkt, daß ich über den 18. März 1848 nicht verzagte, sondern den Kopf über Wasser behielt. | Der Brief Leopolds fährt fort: „Alvensleben war am Mittwoch hier und sehr frischen Geistes. Wie schade, daß dieser eminente bon sens aller Positivität ermangelt, so wie die großartigen Ideen des Königs aller Fähigkeit der Einführung in die Wirklichkeit. — Am Ende kommt die Krisis und findet uns im Amte alt und stumpf, so daß uns nichts übrig bleibt, als uns, wie die alten römischen Senatoren von den Galliern, tot schlagen zu lassen. — Wir gehen einem Premier-Ministerium Bodelschwingh entgegen und werden mit ihm sonderbare Dinge erleben. Niemand will dies, Bodelschwingh selbst nicht, am wenigsten der König, und doch wird es geschehen. Duesberg, Kühne, Patow werden die andern Minister sein. Thile ist körperlich sehr herunter; Voß der letzte Rest der sogen. »brandenburgischen Partei« fällt" u. s. w.

**T. B. 11. Mai.** „Ich schüttete noch einmal gegen Leopold mein politisches Herz aus in Vorwürfen, daß er und Voß dem Könige keine Männer geboten, sondern nur Weisheit, genug um die Höfe von Lissabon bis Petersburg damit zu versorgen. Seit 1840, vielleicht seit den Julitagen 1830 hätten reguläre Parteiversammlungen stattfinden sollen, womöglich mit Gebet eröffnet." Er antwortet Berliner Schloß 18. Mai: „Deine Vorwürfe treffen mich und auch Voß, aber an einer andern Stelle. Richtig ist es, wenn Du sagst: »eure Haut und eure ganze Persönlichkeit habt ihr nicht zu Markte getragen und eingesetzt«, — die Welt hätten wir damit nicht erobert, wie Du weiter sagst, aber das Gewissen freier erhalten. Entschuldigungen lassen sich anführen: die Persönlichkeit des Königs, unsere Unerfahrenheit u. s. w., aber sie reichen nicht aus." Siehe da Leopolds Wahrheitsliebe, Bescheidenheit und liebenswürdige Kindlichkeit.

Der König ließ mir in dieser Zeit durch Leopold seine langen zwei Aufsätze über Kirchen-Verfassung*) zur Begutachtung zugehen. Er wiederholte darin immer wieder: das königliche territorialistische Quasi-Episkopat ist mir ein Greuel; ich bin inzwischen passiv; warte bis die gesetzmäßigen Organe der Kirche meine Ideen

*) Siehe Anlagen VII und VIII.

annehmen u. s. w. Darüber geschah nichts, bis sein Kultusminister Graf Schwerin 1848 die gesetzmäßigen Organe in der wüsten Menge suchte.

In den Aufsätzen des Königs fanden Leopold und Otto viel schönes und wahres. Aber wohin hat dies alles geführt? Und wie steht es nun 1872?

Mein Gutachten darüber ließ ich, ehe es an den König gelangte, im Konzept Leopold zugehen, der es billigte und kritisierte. Ich habe es danach ergänzt.

**T. B. 1. Juni.** „Ich las mit meiner Frau Thierschs Buch [vergl. S. 444], sehr erweckend und schön, aber es fehlt darin die reine Lehre vom Staate und in der Vergleichung der heutigen Zustände mit denen der apostolischen Kirche ist die wesentliche Verschiedenheit nicht beachtet, welche aus der Aufnahme der Staaten und Nationen als solcher in den Leib der Kirche folgt. Objectiv, nach Beruf, Umfang u. s. w. ist die heutige Kirche herrlicher als die apostolische. Der Herr spricht Johann. 14, 6: »Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun die ich thue und wird größere denn diese thun; denn ich gehe zum Vater.« Wie übel, daß dieser biblische Gedanke mit den sich daran knüpfenden Weissagungen jetzt so zurücktritt."

Die Generalsynode wurde um diese Zeit in Berlin eröffnet. Eichhorn Präses, Bischof Neander Vize-Präses, — Göschel, Stahl, Thadden u. s. w. Mitglieder.

**T. B. 7. Juni.** „Adressen an die Synodalen aus den Städten der Provinz Sachsen, Magdeburg an der Spitze, den christlichen Glauben abzuschaffen und die Kirche dem Pöbel zu übergeben, veranlaßt durch des Königs Wort: die Kirche müsse aus sich selbst sich gestalten, — wobei im Dunklen blieb, was das »Selbst« der Kirche sei." Ich schrieb hierüber zwei Artikel in die Ev. Kirchenzeitung „Ueber Kirchen-Verfassung" und „Die Gestaltung der Kirche durch sich Selbst." Über letzteren Artikel schrieb mir Hengstenberg: „Ihr Aufsatz wird wie der Blitz einschlagen, ich lasse 50 Exemplare unter die Synodalen vertheilen, unter denen nur wenige den rechten christlichen Muth und die geziemende Stellung haben. Alles will kapituliren; es sind nur wenige, denen das halbe Wesen nicht imponirt. Es ist ein Jammer anzusehn. Ich fürchte bei Ihrem Aufsatz gar sehr die Censur."

Leopold schreibt mir, Neues Palais 12. Juni: „Dem Kronprinzen von Bayern habe ich seinen mangelnden Beruf, die Confessionen zu vereinigen, nach Kräften und ich glaube überzeugend zu zeigen versucht und ihm dafür echte Katholicität gepredigt; er faßte es besser auf als ich erwartete, doch mehr vom konservativen als christlichen Standpunkt." — Im Jahre 1871/72 nahmen die römisch-katholischen „Historisch-Politischen Blätter" an, dieser Kronprinz habe als König Max II. diese Tendenz in Gemeinschaft mit Döllinger und anderen verfolgt und so habe Döllinger den Weg in seine jetzige Exkommunikation schon damals betreten.

Als charakteristisch und damit nicht immer von mir die Rede sei schreibe ich aus dem eben erwähnten Briefe Leopolds weiter ab: „Der König thut mir innig leid, bald wird er ganz verlassen sein; aber es ist ihm nur so weit zu helfen, als er es fühlt. Es ist doch sonderbar, wie fast alle großen Herren jetzt ohne wirkliche Vertraute sind. — Was deine »sonderbaren« Dir durch den Kopf fahrenden Dinge betrifft, so sind sie mir nur zu verständlich. — Egoistische faule Stagnation ist noch schlimmer als pseudophilanthropische Revolution. — (Ich schalte in Leopolds Brief ein: Mit der ganzen Stadt brennen auch viele kaum erträgliche Schmutzwinkel ab, — wo Kirche und Christentum untergehen, fällt auch mancher Aberglaube — die Ehescheidung macht den ehelichen Zänkereien ein Ende.) — Gottes Wege sind nicht unsere Wege heißt **auch**: daß das, was mit Unrecht geschieht, gerecht ist für den, der es leidet. — Mich mußt Du nicht als Staatsmann ansehen, sondern als eine Mischung von Privatmann und Hausdiener — (aber sollte er das sein?). — Es gereicht mir zur besonderen Freude, daß wir — Du und ich — in den letzten Monaten uns wieder so viel näher gekommen sind." In einem späteren Brief antwortete er mir auf meinen Vorwurf, daß er und Voß dem Könige nicht von Anfang an als Parteiführer gegenüber gestanden und ihm so imponiert hätten (wie die Liberalen ihm imponieren), daß sie mich mit meinen vielen öffentlichen Zeugnissen in die Stellung eines Sonderlings oder Narren hinabgedrückt hätten: „daß wir Dich zum Narren verurtheilt, paßt weder auf mich noch Voß, noch Uhden, noch den König, noch Thile. Wo bleibt also Dein »ihr«? Deine besten Freunde — Göschel, Goetze — können sich nicht so davon freisprechen wie wir. Aber etwas wahres bleibt doch daran. Ich sehe jedoch darin noch keinen Vorwurf. Cato von Utica war auch seiner Zeit ein Narr und

doch als Römer vortrefflich; Kassandra in Troja auch. Wäre es nicht möglich, daß wir — das ist ein ziemlich weitläufiges »wir« — in unserer Zeit als Narren dastehen müssen, d. h. als solche, die man nicht begreifen will oder kann? Wenn ich sehe, wie so viele Dinge, die doch wahrlich wahr sind, für Thorheit gelten, so kommt mir dieser Gedanke oft. Ich konnte die letzten Jahre nicht mit Grolman sprechen ohne die Empfindung: das muß er alles für Narrheit halten. Auch das ist übermüthig auszurufen: le jour viendra! — Hier braucht er nicht zu kommen. Wenn ich viele unserer Freunde in hohen Aemtern sehe, so werfe ich mir die Frage auf: ist das ein Vorzug, was sie mehr dazu befähigt als mich? Und die Antwort ist ohne Neid oder Eitelkeit: nein! — was ich bis in die Details ausführen könnte. Hätte z. B. der König mich zum auswärtigen Minister gemacht, so hätte ich schon bei den Verhandlungen über Polen, die ich ganz genau kenne, den Abschied genommen. Wenn Du aber Justizminister werden solltest, so würde ich mit den andern sagen: das wird nicht lange gehen, was kein Tadel zu sein brauchte. Aus Oxenstierns »Non credis, mi fili, quam parva sapientia mundus regitur« folgt, daß die vera sapientia oft zum Regieren unbrauchbar ist." — — Alles schön, antworte ich, aber meine Vorwürfe, die diesen Brief veranlaßt — so sage ich heute 1872 — bleiben doch stehen. Er redet von sapientia, aber Charakter, Totalität der Persönlichkeit und Lebenshaltung kommen auch in Betracht. Konnte denn der König Minister ernennen und entlassen wie er wollte?

Mein die weitläufigen königlichen Aufsätze begutachtendes Schreiben ging am 10. Juni an den König ab. — Es enthält eine scharfe Kritik der bisherigen Kirchenregierung des Königs und einen Plan, was er nun zu tun habe. Leopold schreibt mir darüber, Neues Palais 18. Juni: „Gestern bin ich dazu gekommen Dein Schreiben dem Könige vorzulesen. Der zustimmende Theil gefiel ihm sehr, sogar in seiner überschwänglichen Weise. Der ermahnende Theil machte ihn sehr ernst; man sah wie er ihn traf. Der Herr wolle seinen Segen geben. Meine politische Desperation habe ich wieder einmal scharf ausgesprochen. Wir sind einmal wieder in einer stagnirenden Krisis, was eigentlich eine Contradictio in adjecto ist. Ob am Ende noch der morsche Staat durch die schwache Kirche gestützt werden wird?"

In diesen Tagen starb Papst Gregor XVI., der dem König Friedrich Wilhelm III. gegenüber gestanden in dem Kampfe der Erz-

bischöfe 1837/40 und Pius IX. succedierte. Über seinen Regierungsantritt macht Leopold in einem Brief vom 2. August folgende Bemerkung: „ich trete der »bigotten Vorstadt« von Rom, die wahrscheinlich auch die Jesuiten auf ihrer Seite hat bei, die den neuen Papst Pio nono einen papa giacobino nennt. Der vicarius Christi sollte doch nicht mit einer Amnestie beginnen, die das Gegentheil einer Begnadigung ist." — Leopold meint: sie sei viel mehr ein furchtsames Weichen vor der Revolution.

Zur Charakteristik unserer Rohrbecker und Neumärkischen Verhältnisse: Leopold schreibt mir, 28. Juli, Berlin: „Was wird aus unserer Zeit werden? Auf dem Lande ein immer zunehmender Wohlstand. Die Güter fangen nun auch an zu rentieren. Viele Besitzer erübrigen jährlich bedeutende Summen und nun die hohen Preise. — Und dabei keine Spur von Adel; nirgends ist das Vermögen ein trust for public purposes; nicht einmal zu der Idee eines Familien-Vermögens schwingen sich diese cultivateurs à beaux noms jetzt auf. Im Königsberger Missionsbericht ist kein einziger beitragender Edelmann."

**T. B. 5. August.** „Moritz [Blanckenburg], Marie [seine Frau], Fräulein Puttkamer, Otto Bismarck und Wangemann waren bei mir, kommend aus dem Harz, und wohnten bei mir. (Meine Frau war verreist.)" Marie sehnte sich damals nach Bildung, Kunst, ausgezeichneten Leuten, Geist u. s. w., hinaus aus dem pommerschen Pietismus und Konventikelwesen.

**T. B. 8. August.** „Nach Berlin, auf der Bahn von Genthin O. Bismarck, welcher erzählte, es habe einer meiner Untergebenen, feindlich lobend, gesagt: ich setzte alles durch, ihnen bliebe kein Trost, als mich Nero zu nennen." Vom **9. August**, Sonntag: „Göschel und Thadden sind imponirt von dem vielen christlichen, das man von Einzelnen auf der Synode höre. Thadden sagt, die Synode sei die beste Gesellschaft, in die man in Berlin gehen könne. — Diner im Mielenzschen Saale: Thadden, Marie Blanckenburg, Otto Bismarck, Leopold, ich und andere. Leopold lernte Bismarck hier zuerst kennen. — Bismarck sagte zu Leopold, die Damen, Marie und Frl. Puttkamer, seien noch unschlüssig, ob sie den Abend in die Oper oder zu Stahls gehen sollten." (Leopold merkte, daß die Verlobung Bismarcks mit Frl. Puttkamer bevorstehe und tadelte mich, daß ich es nicht auch gemerkt hätte.)

**C. B. 10. August.** „In Charlottenhof im Garten bei Sanssouci zur Tafel im Freien. Es kam eine Depesche von Carl Raumer, jetzt Regierungs-Präsident in Köln, über einen dort stattgefundenen Krawall, bei dem Velleitäten einer National-Garde aufgetaucht waren, weil statt des in den Casernen consignirten Militärs Bürger mit weißen Binden das Volk zu beruhigen versucht hatten. Nach der Tafel sagte der König zu Kleist (dem Langen), Leopold und mir allein: er habe geglaubt, den Synodalschlüssen die Bestätigung versagen zu müssen, jetzt besorge er dies nicht mehr — man verständige sich, indem man sich kennen lerne, — Eichhorns Weisheit und Liebe u. s. w. Wir sprachen dagegen — inclusive Kleist, was etwas unheimlich war.*) (Kleist hatte als Geheimer Justizrat im Justizministerium wegen des französierenden Kriminalgesetzes den Abschied gefordert, ließ sich aber später damit abfinden, daß er Tribunals-Vizepräsident wurde.) „Wir sagten, es sei dies ein getünchter unwahret Friede, der die Wunde der Kirche überdecke und verbittere anstatt sie zu heilen, — die Synode sei an sich selbst schon unkirchlich — Krausnick, der Berliner Oberbürgermeister, »der Ew. Majestät ins Angesicht seinen Unglauben ausgesprochen hat«, sei als kirchlich gesinntes Mitglied einberufen und ohne Widerspruch als vollberechtigt und ebenbürtig anerkannt**) u. s. w. Worauf der König zu mir: »Nun Sie wollen solche wohl aus der Synode hinausdrängen? Die Lehrdifferenzen erledigen sich von selbst, aber die Kirchenverfassung findet sich nicht von selbst, wie Sie annehmen.« — »Ich danke Gott, daß ich nicht Ihre Ansichten habe«, auf dem bisherigen Wege seien wir in den jetzigen abscheulichen Zustand gerathen; jetzt werde es leicht sein, Leute wie Wislicenus zu beseitigen; das Ordinationsformular beseitige sie ipso facto." — Das Ordinationsformular von Nitzsch („Nitzschenum" statt „Nicänum" wurde gewitzelt), das an Stelle der beseitigten schärferen Symbole treten sollte, konnte noch viel weniger als diese ipso facto jemand ausschließen. — „Ich bat dringend andere, namentlich Göschel,

*) Meine ganze Aktion in dieser Zeit ging auf Sprengung der Synode und dann auf Nichtbestätigung ihrer Schlüsse; letztere wurde erreicht.

**) Der Modus war der, daß die Oberpräsidenten „kirchlich gesinnte" Personen bezeichneten, aus denen dann die Provinzialsynoden wählten. Krausnick war von Meding als „kirchlich gesinnt" bezeichnet und dann hatte die Provinzialsynode ihn in die Landessynode gewählt, welche Wahl [illegible]e Meding, damals Ober- und Konsistorial-Präsident, gegen Otto als „[illegible]tlich" tadelte.

r mich zu dieser Berufung autorisirt hatte und der auch jene Ansicht ım Verkleben der Wunde der Kirche ausgesprochen hatte, zu hören, s einen Mann, dem der König selbst ein so hohes Kirchenamt anrtraut hatte, der auf dem Vorposten stehe und auf diesem Posten die Virkungen auszukosten habe. — Man sah dem König an, wie er nerlich voll Unwillens war. Es hatte etwas schneidendes, daß wir ei Mann dem Einen gegenüberstanden. Ich stärkte mich durch den lick auf die Kirche Gottes. — Nachher rief mich der König in sein abinet, was mich sehr freute, da die Unterredung, wenn auch keine :ene, doch ein harter Conflict gewesen war. Im Cabinet war esentlich von Justizsachen die Rede. Er klagte über die Gerichte. . a. sagte er, als das Attentat auf »seine miserable Person« (1844) :macht worden, habe ein gewisser Lüning sich so darüber gefreut, daß sich besoffen und im Rausch die schändlichsten Reden ausgestoßen ıbe; er sei aber freigesprochen worden. — Als Leopold und ich dann ırch den Garten von Sanssouci nach dem Bahnhof fuhren, sagte eopold: »wie es uns wohl sein würde, wenn wir einmal keinen önig mehr hätten, mit dem man sprechen könnte«." Er überlebte :n König bekanntlich nur um wenige Tage.

**T. B. 11. August.** „Ich besuchte in Berlin meinen Vetter riedrich Raumer, dessen Frau und Tochter sehr für den neuen apa giacobino waren und klagten, daß sein Porträt noch nicht zu ıben sei." — Als ich im Jahre 1871 den Professor Alban Stolz ı Freiburg besuchte, gab mir dieser eine von ihm verfaßte Flugschrift ır den Infallibilitätsbeschluß des vatikanischen Konzils von 1870, in elcher er sagt, daß der Papst nicht infallibel in der Kirchen:egierung sei, gehe ja daraus hervor, daß eben dieser Pius IX. m Anfange seiner Regierung so regiert habe, daß er gemeint habe, : müsse es im Interesse der Kirche mit den Radikalen halten, worauf ınn die Ermordung seines Ministers Grafen Rossi und seine heimliche lucht aus Rom gefolgt sei, 1849.

Das T. B. vom 11. August fährt fort: „Göschel erzählte, der ischof Neander habe in der Synode gesagt, man rede von fundamental«, ob denn der 2. Artikel der Augustana [Lehre von der :rbsünde] fundamental sei? — den er dann höhnend verlesen. Worauf litzsch: »Ja!«; worauf Eichhorn, er müsse dringend daran erinnern, ıß solche Fragen hier ganz ausgeschlossen bleiben müßten. Bei einer ndern Gelegenheit habe Eichhorn gesagt, es komme hier nur auf

eine äußere, nicht auf eine innere Vereinigung an. Thadden hat neulich eine Rede gehalten gegen falsche trennende und für wahre Union, aber Eichhorn hat diese Rede als »maßlosen Angriff auf die Union« scharf zurückgewiesen." Der König hatte Leopold und mich mit den Synodalen noch einmal eingeladen, Leopold es aber absagen müssen, weil er zum Exerzieren nach Köpenick mußte, und ich, weil ich zu meiner Frau nach Eger reiste. Es war mir nicht lieb, wegen des gestrigen Konflikts.

Am 21. August besah ich in Naumburg das Grab meiner ersten Frau. T. B.: „Mir dämmerte die Möglichkeit eines andern Lebenslaufes seit 1826, ihrem Todesjahre, auf, ohne Evangelische Kirchenzeitung, ohne Politik, ohne Hallesche Händel und Ehegesetz, ohne Audienzen bei Kronprinz und König, pietistisch und sinnig."

T. B. 23. August. „Die Präsidentin Göschel von Berlin in Magdeburg ankommend erzählt, Goßner habe heftig gegen die Synode gepredigt, Hollweg, unter den Zuhörern gewesen, habe ihn zu einem Widerruf bestimmen wollen, Göschel aber habe meinen Neffen Kirsch hingeschickt, um dagegen zu wirken."

T. B. 31. August. „Göschel theilt Folgendes mit: er sei mit Sartorius, dem Generalsuperintendenten in Königsberg, bei Goßner gewesen; dieser, in der Meinung, S. und G. wollten sich Lob holen für ihre Minoritäts-Vota auf der Synode, habe gesagt: das genüge nicht, sie hätten nicht »sitzen« sollen, »wo die Spötter sitzen«." Eine Rede von Thadden, auf der Synode gehalten am 23. Juli, referiert die „Darmstädter Kirchenzeitung" vom 23. August, aus welcher das T. B. sie abschreibt, wie folgt: „Seine Provinz," so sprach der bekannte gastfreundliche Gutsherr, in dessen Hause jährlich eine Conferenz streng lutherischer Prediger sich versammelt, der aber mit der begeistertsten Vorliebe für das Lutherthum die feinste Weltsitte des Edelmannes, den geistreichen Witz eines viel belesenen Litteraten, ja! den sprudelnden Humor eines muthwilligen Weltkindes, aber auch, was am meisten für ihn einnimmt, die gutmüthigste Freundlichkeit gegen die direktesten Gegner seiner „Exclusivität" verbindet, — „seine Provinz sei ein ganz und echt lutherisches Land, — daher ihnen in der Union nicht recht wohl sei; wenn er prahlen wollte, könnte er sagen, es sei eine kleine Partei, um sich dann die Verheißung anzueignen: »Fürchte dich nicht, du kleine Heerde«, oder um mit Gideon zu sprechen: »Des Volks ist noch zu viel«, — aber so prahlen dürfe er ni [illegible] Partei sei nicht

klein und ein gewisser Conservatismus, der die ganze Provinz durchdringe, führe ihr immer neuen Zuwachs zu. — Ich bestreite es nicht", sagte er, „daß unsere Gegend etwas engherzig ist, wir sind nicht so klug, wie unsere Gegner, exclusiv — für manchen eine langweilige Classe von Menschen — aber der Kern ist gesund. Wir fürchten, daß uns in der unirten Kirche einmal das ganze Christenthum wie ein Aal durch die Hand schlüpfen werde. Darum lieben wir den alten lutherischen Dom mit seinen Zacken und Spitzen; darum schätzen wir das alte Konkrete gegenüber einem blauen Dunst, von dem man nicht weiß, was daraus wird." — Der leibhaftige Thadden!

**T. B. 6. September.** „Ich schrieb an den König, er möge doch ja die Synodalbeschlüsse nicht bestätigen."

**T. B. 7. September.** „Gustav Adolfs-Versammlung in Berlin. Rupp (der Königsberger »Bewußtseins-Entwickler« — so nannten sich die lichtfreundlichen Prediger) ausvotirt mit einer kleinen Majorität. Jonas, Sydow stimmen für ihn; die Majorität kriecht vor den Fürsten. Die Lichtfreunde Uhlich, David Schulz, Wechsler, Krause, Suckow u. s. w. führen das große Wort. Schwetschke, Schwarz scheiden wegen Rupps Zurückweisung aus, selbst die Staatszeitung spricht von dem berühmten Redner Uhlich; bei Kroll Gesundheit auf Krausnick: »den freimüthigen Bekenner der Wahrheit«, endlich wird in der Gustav Adolf-Versammlung eine politische Rede gehalten, Preußen müsse auch noch constitutionell werden, worauf Lärm entsteht und man sich in Verwirrung trennt." — Der 18. März 1848 klopft an.

Um diese Zeit drang ein — erst vom Ober-Zensur-Gericht zum Druck verstatteter — Artikel der Vossischen Zeitung in den König, sich bald auszusprechen über die Synodalschlüsse, sonst werde das evangelische Deutschland — wie England — sich in Sekten zersplittern oder katholisch werden unter dem durch seinen Liberalismus so anziehenden jetzigen Papste (Pio nono).

Leopold schreibt an mich Berlin 18. September: „Auf den König haben unsere Reden in Charlottenhof doch Eindruck gemacht. Ich habe ihn noch brieflich auf die Gefahr der Bestätigung der Synodalbeschlüsse aufmerksam gemacht. Er hat mir geantwortet und will jedenfalls die drei katholischen Symbole, aber zugleich mit der Formel der Synode bei der Ordination festhalten." — Leopold und Hengstenberg ermahnten nun zum Schreiben gegen die Synode, so entstand

mein oben erwähnter Artikel — abgedruckt im Oktoberheft der Ev. Kirchenzeitung: „Die Landessynode und das Bekenntniß." Man dachte nun, um dem durch Identifikation mit der Synode sehr kompromittierten Eichhorn zu Hülfe zu kommen, an Errichtung eines Ober-Konsistoriums. „Götze" — schrieb mir Leopold — „ist der beste Präsident dazu. Er ist mir doch wieder sehr werth geworden."

Derselbe in einem Briefe vom 25. September, nachdem er mit seiner Frau und seinen Töchtern eine Reise an den Rhein und durch Süd- und Mitteldeutschland gemacht hatte: „Meine Reise hat mir gezeigt, daß wir Preußen entschieden gesunken sind, weil wir den Krieg gegen den Constitutionalismus nicht mitgemacht haben. Dieser Krieg hat in Baiern, Sachsen, Hannover, Kurhessen — ich glaube selbst in Darmstadt und Baden — gute Früchte getragen. Er hat Männer und Ideen gebracht, ja! den Glauben an Gott wieder erweckt, wie das Jahr 1813. — Hieraus folgt, daß ich mehr als je für Generalstände bin, wenn man mir auch sagt, sie führen zur Constitution. Wer diese nicht will, mag sie in den Ständen bekämpfen. Es wäre eine unverdiente Gnade Gottes, wenn uns dieser Kampf würde vor eingeführter Constitution." — Das ist high ground; — das und so vieles andere in Leopold ist grundverschieden von dem, was Wagener 1848 als Charakter der konservativen Partei bezeichnete: „das was man hat, möglichst langsam zu verlieren wünschen." Aber Leopold legte das angebissene Butterbrot gern wieder auf die Schüssel. Hätte er solche Gedanken ausgedacht und ausgelebt, so wäre er ein mächtiger Staatsmann und Parteihaupt geworden und ich sein Schildknappe, — er gleichviel, ob als „Hausdiener" des Königs, oder auch nicht.

Um diese Zeit erkrankte meine Schwägerin Thadden an einem gastrisch-nervösen Fieber; auf immer schlimmere Nachrichten reisten meine Frau und ich hin und kamen am 2. Oktober abends in Zimmerhausen an. Den andern Tag nach Trieglaff; sie war so gut als aufgegeben. Am Donnerstag hatte sie mit ihrem Manne und drei Kindern (Marie, Reinhold und Gerhard) das heilige Abendmahl empfangen. Am 4. — dem Jahrestage der Hochzeit von Moritz Blanckenburg und Marie und des Trieglaffer Feuers — morgens halb acht Uhr — an einem Sonntage — starb sie. Thadden, Senfft, ich, meine Frau und deren Schwester Lucie waren in der Nacht vor ihrem Tode abwechselnd bei ihr. Die Nacht verbrachte sie teils unterbrochen schlafend, teils in leichten Fieber-Delirien, war aber,

so oft sie angeredet wurde oder sich sammelte, wieder bei vollem Bewußtsein — dann sprach sie Selbstdemütigung und dankbares Vertrauen auf des HErrn unverdiente Gnade aus. Einmal: „Mariechen, ist Otto Bismarck hier?" Und als diese es verneinte, sagte sie mit Beziehung auf eine Duellgeschichte, die Bismarck eben hatte: „Nun dann schreibe ihm — es ist ja schrecklich — ob er im Duell bleibt oder der Andere, das ist ganz gleich, — er mag es immer Pietismus nennen, daraus mache ich mir nichts." — Senfft sagte ihr Lieder- und Psalmen-Verse vor. — Sie erkannte jeden, der sie anredete. Ich zu ihr, — ihre zuckende Hand in der meinigen: „Leidest Du sehr?" Sie: „Nein, das müßte ich lügen, wenn ich das sagte. Ich kann nur sagen, ich bin der Herrlichkeit nicht wert, die an uns soll geoffenbart werden, das behält jetzt die Oberhand — ich kann es dem Herrn nicht genug danken — doch kann es noch anders werden — ach! mein eigenliebiges — — ich bin eigentlich nicht wert von geistlichen Dingen zu reden, wenn Er es aber gibt, so muß man nichts tun, als es dankbar annehmen"; alles in kurzen abgebrochenen Sätzen, — kein Schmerz, keine Klage, nur einmal: „Ich muß so viel an das Sterben denken." Ganz zuletzt, während eines Gebets von Prediger Nagel, der mit uns am Bett kniete, ging der Atem aus, noch ehe das Gebet zu Ende war. Gleich nachher der Sonntagsgottesdienst und die Abkündigung ihres Todes in der Kirche. Sie war mir seit 1819 eine treue Freundin, der ich viel, **sehr** viel verdanke und in Ewigkeit verdanken werde. — —

Noch am Todestage kam Bismarck. **T. B. 4. Oktober.** „Moritz sagt von B., von dem Senfft sehr eingenommen ist: er forsche beständig und wolle gern glauben, könne aber nicht. B. sagte: Staat und Kirche müßten ganz von einander getrennt werden. Ich hatte viele tief eingehende Gespräche mit ihm." Er hat nachher von mir gesagt, mit mir disputiere es sich gut; wenn man mir nicht weiter widerspreche, so käme ich einem zu Hülfe und widerspreche mir selbst. Ich vergleiche hiermit folgende Stelle aus Bismarcks mich so scharf persiflierender Zivilehe-Rede im Abgeordnetenhause vom 7. Dezember 1873: „Der Herr Vorredner hat mich damals (vor 1866) oft überzeugt und es trat dann ein kurzer Moment ein, wo wir gleicher Ansicht waren. Aber dann habe ich immer den Eindruck gehabt, daß es ihm unbehaglich war mit irgend jemand gleiche Ansicht zu hegen — es trat das Bedürfnis bei ihm ein zu modificieren und neue Seiten

zur Diskussion zu stellen, und so sind wir nie lange einer Meinung geblieben, — wie reiche Leute, Gründer und andre sich den Luxus erlauben können etwa einen Wagen, ein Haus ganz für sich zu haben, wie es kein anderer hat." Mir scheint es so unnatürlich nicht, daß eine gefundene Wahrheit reizt, weiter vorzudringen; denn die Wahrheit ist unendlich schön, süß und nahrhaft.

„Den Abend dieses Tages Senffts Abendstunde", fährt das T. B. fort, „wie in alten Zeiten sehr voll." Am 6. Oktober das Begräbnis, nach ihrer Anordnung, — auf dem grünen Sarge (Hoffnung) eine rote Bibel (Blut der Versöhnung) und sieben Lichter (Himmelslicht). — Am Grabe, als alles vorbei, langes, lautes, kniendes Gebet des Vahnerower Vorarbeiters Carl Schmidt. — Nagel sagte: „Wenn der König heute die Synodalschlüsse bestätigt, so läßt man sich alles gefallen; man ist durch die Union so gewöhnt an das Zurechtlegen, daß man auch dies sich zurechtlegen wird."

Im Oktober bekam Marie, Moritzens Frau, eine heftige Gehirnentzündung und Nervenfieber, welche Krankheit nach furchtbaren Leiden am 10. November in Cardemin ihrem Leben ein Ende machte, — ein schwerer neuer Schlag für Moritz und Thadden. Sie hinterließ eine einzige Tochter, Magdalene, ein Jahr alt, später Frau von Roon. — Thadden hatte nun innerhalb dreier Monate seinen Sohn Adolf, seine Frau und seine Tochter, die einzige, verloren.

Brief von Leopold vom 16. November: „Der Prinz von Preußen erzählte mir, daß er Dich in Magdeburg gesprochen und war sehr unwillig, daß der König die Synodalschlüsse nicht bestätigt hat." — „Wer hat das nun wieder dem Könige in die Ohren geblasen?" hat er zu Leopold gesagt.

Um diese Zeit wurde der seit 1815 bestehende Freistaat Krakau von Rußland, Preußen und Österreich als Herd revolutionärer Umtriebe unterdrückt und an Österreich überwiesen unter den Protesten Frankreichs und Englands; „ein krampfhafter Akt", sagte Leopold, „aktiv und passiv und daher ein übles Symptom". Es war der erste derartige Bruch der Verträge von 1815 und es wurde nachmals den Mächten der heiligen Allianz von seiten des Liberalismus vielfach vorgeworfen, daß sie selbst damit die Revolutionszeit (1848 und seitdem) eingeleitet hätten.

Am 3. Dezember ging ich nach Berlin auf des Königs gegen Leopold ausgesprochenen Befehl, daß ich den Staatsrat-

Verhandlungen über das vom Könige sogenannte „Toleranz-Gesetz“ beiwohnen solle.

Am ersten Verhandlungstage, dem 5. Dezember, war Diner beim Könige an mehreren Tischen, ich an dem wo auch Humboldt und Savigny saßen. Bei Gelegenheit des Madeira-Weins sagte Humboldt: madeira heiße im Portugiesischen Holz; ein spanischer Mönch, bei dem er am Orinoco eingekehrt, habe keinen andern als Madeira-Wein gehabt und Bedenken getragen, diesen vermeintlichen „Holz“-Wein in der Messe zu gebrauchen. (Madera, auf spanisch: Zimmerholz, Bauholz. Die Messe erfordert Traubenwein, im Gegensatz zu Getränken aus Baumfrüchten.) Worauf ich: dann komme wohl madeira her vom lateinischen materies, was Bauholz bedeute. Humboldt widersprach; materies bedeute wohl Rohstoff, aber nicht gerade Bauholz. Tags darauf teilte mir Savigny folgendes Billet Humboldts an ihn mit, von dem als charakteristisch für Humboldt ich mir damals Abschrift nahm:

„An Minister von Savigny. — Da ich nicht die Wohnung des Herrn Präsidenten von Gerlach weiß und doch den Ausdruck meiner Reue gern anbringen möchte, so bitte ich Sie, verehrungswertheste Excellenz, dem scharfsinnigen mir sehr überlegenen Kämpfer gewogentlichst in meinem Namen zu sagen, daß ich vollkommen Unrecht gehabt habe. Es ist im Portugiesischen zwischen lenha und madeira allerdings der ursprüngliche Unterschied, daß ersteres Wort Holz im allgemeinen, aber madeira mehr verarbeitetes Holz bedeutet. Dies rechtfertigt vollkommen die von Herrn von Gerlach behauptete Etymologie, da im Vitruv, Columella und Cäsar materiem caedere für Bauholz fällen zu Brücken und Häusern gebraucht wird. Ich habe den großen Fehler (neben mehreren anderen) immer am zähesten über das zu streiten, was ich am wenigsten gründlich weiß. Die Insel bleibt also ächt materialistisch. Der Name Bauholz-Wein, vino de Madera, schreckte einen spanischen Mönch, bei dem ich am Orinoco einkehrte und der keinen andern Wein hatte, ab, Messe zu lesen. Er glaubte, es sey ein Holzwein, wohl aus dem Stamme eines Palmenbaums, also nicht der Traubenwein, den die Kirche vorschreibt. Daß eine Insel Madera heiße, wußte er nicht. Ich werde morgen mein Unrecht in Charlottenburg verkündigen, was außer dem Scheine der

Tugend auch den Vortheil bringt, daß man dann von dem Unrechthaben als von dem seltneren Falle spricht. Ew. Excellenz nehmen, wie Ihr talentvoller Freund, wohl mit gütiger Nachsicht diese Zeilen auf.

Mit alter Verehrung Ew. Excellenz ganz gehorsamster
A. Humboldt.

Berlin, 5. Dec. (1846) Abends.

Meine Verehrung auch der liebenswürdigen Ministerin."

Ich übergehe die am 5. Dezember begonnenen Staatsrats-Verhandlungen und den weiteren Verlauf dieser interessanten Sache, um darauf nach dem Erscheinen des Gesetzes vom 30. März 1847 im Zusammenhange einzugehen.

Ich schalte hier folgenden Inhalt des **C. B. 5. Dezember** ein, den ich für Leopold niederschrieb und von dem er sich, nachdem ich es ihm vorgelesen, eine Abschrift nahm: „Leopold macht Besser, Nagel und Consorten zum Vorwurf, daß sie nicht das Falsche der Union aus dem Wahren darin bekämpfen, sondern die Union selbst eine Lüge nennen. — Aber der Hergang ist doch folgender: Die Union fängt 1817 an mit einem oberflächlichen, leichtsinnigen, christlichen Wohlmeinen, welchem damals nur die Rationalisten, Schleiermacher u. s. w. opponiren, die Gläubigen dagegen zufallen und Unionsreverse ausstellen. Jene opponirten wegen der mit der Union in Verbindung stehenden Agende und gegen diese wegen ihres orthodoxen Inhalts. Das kirchliche Bewußtsein erwacht, die kirchlichen Kämpfe beginnen, das unirende Kirchen-Regiment hält sich zum Theil neutral, zum Theil neigt es zum Unglauben. Die jetzt, 1846, lutherisch gesinnten Christen vertiefen sich in die Dogmen und in die Rechte der Confessionen. Sie dringen darauf, daß die Unirenden, die sich in die widersprechendsten haltlosesten Erklärungen verlieren, endlich sagen, was sie eigentlich wollen. Sie können aber kein irgend ernstliches oder thatsächliches Bekenntniß auch nur zu dem Consensus der Confessionen erlangen. Ueberall ist das unirende Kirchen-Regiment auf Neutralität, Halbheit und Umgehung des »Ja oder Nein?« gerichtet. Die Confessionellen werden immer entschiedener confessionell. Sie vertiefen sich in Reaction gegen die abplattenden Unirenden und gegen deren Verbindung mit den Ungläubigen, und in die Mystik der Unterscheidungslehren. Zugleich wachsen die Ideen von Kirche und Kirchenfreiheit. Die Verfolgung gegen die Lutheraner bricht 1833—35 aus,

während von oben die schönste Freundschaft mit dem Unglauben besteht. Der Polizei-Commissar in Breslau sagt: wenn es der König besiehlt, werde ich Jude und Türke. Die Separation trennt eng verbundene Brüder. Die Gewissen werden wach und sind unter mancher intellektueller Confusion in trüber Gährung. Die Separirten drängen die Gemeinden: »Ihr habt kein Bekenntniß, Eure Prediger verrathen die Kirche!« Diese suchen Rath und Hülfe bei den Behörden, — Sympathien bei der Ev. Kirchenzeitung — vergebens! In Berlin gehen die christlichen Theetische ein, für welche Leopold die Privilegien der Jünger von Emmaus (»brannte nicht unser Herz in uns«) in Anspruch nahm. Alle Leiden, Kämpfe, Irrsale, Siege der Separirten finden in Berlin, dem christlichen Berlin, dem Mittelpunkte des Echtesten in der Union keine Brüderlichkeit, kein Mitgefühl, keinen eingehenden Rath, kaum Recensenten, — meist nur ennuyirte Gesichter. Die Gewissensspannung, die Trennung der Zusammengehörigen, die Verwirrung steigt immer mehr. Aus Sachsen, Franken, von Dänemark her wird die confessionelle Bruderhand geboten, die das unirende Berlin nicht hat. Endlich werden in der Landes-Synode unter den Auspicien des unirenden Königs, unter heftiger Mitwirkung des unirenden Cultusministers, im Namen der Union und von der Partei der Union, die Symbole mit Einschluß des Apostolikums mit Füßen getreten — und nun wird einem armen, vereinzelten Landprediger das Kunststück zugemuthet, zu probiren aus der Union Wahrheit zu extrahiren, um günstigsten Falles eine beifällige Recension eines klugen Berliners zu erlangen (der doch lieber selbst erst das Kunststück versuchen, jedoch zuvor erst einiges Capital von Leiden und Aufopferung, nicht bloß von Scharfsinn daran setzen sollte), dagegen aber seinen confessionellen Brüdern nah und fern unverständlich und verdächtig zu werden, — nun soll es nach alle dem revolutionär sein, wenn sie im äußersten Gewissensdrang die Union als Lüge bezeichnen. Der HErr redet von solchen, die Andern unerträgliche Lasten binden, die sie selber nicht mit einem Finger anrühren."

**T. B. 7. Dezember.** „Ich besuchte Matthis (damals Rat im Ministerium des Innern für Polizeisachen, später Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats), er sagte, es sei noch nie so arg gewesen als jetzt, nicht blos mit Litteratur habe man zu thun, sondern der herrschende Geist der Bürgerschaften aller großen Städte — Berlin, Königsberg, Breslau, Magdeburg, Köln — mache Opposition, man

bearbeite die Casernen mit den scheußlichsten revolutionären Schriften, was er sehr detaillirte."

Am 9. Dezember wieder im Staatsrat eine Rede von mir in der Tendenz, vor voreiliger Anerkennung von Dissidenten zu warnen. Ich erlangte eine starke Minorität. Der König war gegenwärtig und sprach sich nachher gegen Leopold sehr beifällig über diese meine Rede aus, die auch — wie der König gesagt hat — Humboldt sehr gefallen habe, und als Leopold erwiderte, ich hätte gerade geglaubt, dem Könige mißfallen zu haben, sagte er: „gerade das Gegenteil!" er sei vielmehr ganz meiner Meinung; ich solle nur bald eine Eingabe an ihn einsenden, damit er sie „gegen seine Herren" (die Minister) brauchen könne, um seine eigenen Argumente zu stärken. Ich war nach Magdeburg zurückgefahren; der König setzte Leopolden auseinander, ich könnte ja recht gut zur nächsten Staatsratssitzung wieder nach Berlin kommen; ich brauchte ja hin und zurück nur einen Tag. — Zettwach hingegen, ebenfalls Mitglied des Staatsrats, mein ehemaliger Kollege im Savignyschen Ministerium, sagte mir: ich hätte durch diese Rede bewiesen, daß ich kein Bedenken trage im Staatsrat Dinge zu sagen, die den Absichten des Königs direkt entgegen seien. So unverständlich war der König, — eine Hauptursache seiner Unpopularität.

Moritz schreibt von Zimmerhausen 17. Dezember: „Ich möchte stets Gott loben für seine Barmherzigkeit, daß Er mir Otto Bismarcks Herz so recht geschenkt hat in diesen Trauertagen als Frucht, als erste Freudenernte der Thränensaat. Ich habe einen Brief bekommen, daß gerade Mariechens Tod ihn eigentlich herumgeholt hat. Der HErr ist ihm darin zu mächtig geworden. Er ist niedergestürzt, hat seine Sünde bekannt und spricht nun: ich glaube, hilf meinem Unglauben. Nun ist er freilich wie Nikodemus, der bei der Nacht kommt, und darum müssen wir schonend mit ihm verfahren; aber ich bitte auch Dich, diese Menschenseele nicht zu vergessen. Eine Glaubensstärkung ist mir sein Bekenntniß gewesen, wie noch nichts auf Erden, ein Trost in meiner Trauer und Hoffnung erregend, daß Gott doch die ernstlichen Gebete erhört, — ach! Er regiert die Herzen wie Wasserbäche."

Thadden schreibt unter dem 5. Januar 1847, nachdem er in Reinfeld gewesen, dem Gute seines Freundes Puttkamer: „Mit unserm Otto Bismarck geht es vorwärts, — tragt doch diese zarte Frucht des 4. October und 10. November, ich rede thörlich! recht auf

Eurem Herzen." Im Januar verlobte sich Otto Bismarck mit Johanna Puttkamer.

**L. B. 19. Dezember.** „Ich sandte mein Schreiben an den König, worin ich meine Staatsrathsrede wiederhole und sein Toleranz-Patent kritisire, und einige Tage darauf an Hengstenberg meinen Ev. Kirchenzeitungs-Artikel „Der Scheideweg", der die Uhlichsche Sache zur Krisis treiben soll." Luther sagt einmal: wie ein gesunder Leib Unrat, so müsse die Kirche Ketzer von sich lassen. Leopold schreibt 21. Dezember: „daß Voß das eben erwähnte Schreiben an den König demselben in Uhdens und Stolbergs Gegenwart vorgelesen und daß der König nochmaligen Vortrag der Sache durch Thile — in Bodelschwinghs Gegenwart — befohlen habe; nach des Königs Aeußerungen werde dasselbe nicht ohne Wirkung bleiben." Aber Leopold ist, was die Wirkung betrifft, anderer Meinung: „es kommt" — schreibt er — „dabei garnichts heraus, als daß Bodelschwingh, Thile und Uhden wüthend auf Dich werden, daß Du ihnen unnütze Geschäfte zuziehst, da sie ohnehin keine Zeit haben. Ich sehe nicht, wo das hinaus soll."

**L. B. 28. Dezember.** „Leopold erzählte, als Hengstenberg seinem christlich gesinnten Schuster droht, ihn wegen immer wieder zu enger Stiefeln abzuschaffen, habe dieser geantwortet: »Ach! lieber Herr Professor! bedenken Sie, wie viel mehr die lieben Märtyrer erduldet haben!«

„Wegscheiders in Halle Jubiläum, — kein Orden, aber die Fakultät und der größeste Theil des protestantischen Deutschlands gratulirt, — Schreiben von Eichhorn: »Pflichttreue«, aber »Wegscheiders Geist den theologischen Entwicklungen der Gegenwart nicht genügend.« So die Zeitungen. Ist dies Bekennen? oder Verleugnen? Beides!" —

Erschütternd sprechen sich die schneidenden Gegensätze, welche damals die Kirche zerrissen, in folgenden Versen aus (Radikale Lieder von D. Gollenberger, Leipzig 1847), die ein Kandidaten-Examen darstellen:

„Glaubst Du an Christus den Gottessohn,
Der erhöht zu des Vaters Thron,
An Macht und Ehre dem Vater gleich,
Lebt und herrschet in Seinem Reich?"
„Nein! vom Heidentume bin ich frei,
Treibe nicht Götzendienerei."

„Glaubst Du, daß der Herr Jesus Christ
Wirklich am Kreuze gestorben ist,
Und erlöst aus des Todes Banden
Am dritten Tag wieder auferstanden?"
　„Nein! solcher Unsinn mich nicht mehr geniert,
　Habe umsonst nicht Physik studiert."

„Glaubst Du an den dreieinigen Gott,
Der aus der Sünde Elend und Tod
Uns nach Seinem ewigen Rat
Erlöset und geheiliget hat?"
　„Nein! von allen den Dingen keins,
　Streitet ja wider das Einmaleins."

„Glaubst Du, daß der Mensch ist verderbt
Durch die Sünde, die fort sich erbt?
Daß von Natur die böse Lust
Wurzelt und wirkt in des Menschen Brust?"
　„Nein! ich liebe die Menschheit zu sehr,
　Glaube nicht an diese scheußliche Lehr."

„Glaubst Du, daß durch den Glauben allein
Wir einst nun werden selig sein?
Daß nur der Glaube an Jesum Christ
Unserer Seligkeit Bürgschaft ist?"
　„Nein! ich tue ja meine Pflicht,
　Brauche drum zur Seligkeit andre nicht."

„Hältst Du die Bibel an jedem Ort
Für des lebendigen Gottes Wort,
Der durch des heiligen Geistes Tat
Darin sich offenbaret hat?"
　„Nein! denn die Bibel enthält genug
　Unsinn und allerlei Lug und Trug."

Achtzehntes Kapitel.

# Der Vereinigte Landtag.

## Anfang des Jahres 1847.

Um diese Zeit war Charles Böhm — ein „Evangelist" der Irvingianer — wochenlang unser Gast und Hausgenosse. Er malte, ohne Erfolg, meine Frau. Er meinte die Versicherung von Gott zu haben, daß er nicht sterben, sondern die Wiederkunft des Herrn erleben werde. — Die erhabenen katholischen Anschauungen dieser Partei — damals in hohem Tone (in zu hohem, fand ich schon zu jener Zeit) in einem in London als Manuskript gedrucktem Aufrufe „an alle Könige und Bischöfe der Welt" ausgesprochen — im Gegensatz zu allem sektierischen, bloß konfessionellem, subjektivistischem Wesen und auch zu römischer Ausschließlichkeit, — sprachen mich sehr an. Den kirchlich indifferenten, subjektivistischen Christen in England, den »Evangelicals« geben die dortigen Irvingiten Schuld, das Reich der Herrlichkeit sei ihnen »a mob of happy ghosts, sitting on white clouds and singing psalms,« und einem der gesagt hatte: »Ah! there are precious souls in Falmouth!« setzten sie entgegen: »Are not all souls in Falmouth precious?« — Aber ihre 12 Schotten, als „Apostel" erneuernd das Ur-Apostolat und ausgesondert als solche durch „Propheten", die mit „Zungen" redeten, imponierten mir nicht, und es ist mir noch unfaßlich, wie der treffliche Thiersch, der so eminent christlich besonnen ist, von ihnen hat gewonnen werden und so der evangelischen Kirche relativ hat verloren gehen können. In den kritischen Jahren 1870/71 hat Thiersch wie wenige trefflich und wie es einem Wahrheitszeugen geziemt gepredigt gegen die Sünden und Irrtümer, denen die norddeutschen Kirchen, berauscht durch das „goldene Kalb des Erfolges," so jämmerlich Raum gegeben haben.

Auch Rathmann, damals der einzige meiner Räte, mit dem ich mich im Glauben eng verbrüdert wußte, mein Adjutant für die Verwaltungssachen und auf meinen Dienstreisen, namentlich in Sachen des „Sommernachtstraums," ist noch 1848 in Berlin Irvingit geworden und bis an seinen Tod 1875 geblieben.

Leopold schreibt mir vom 1. Februar aus Berlin: „Hier sind die Ständischen Angelegenheiten ihrem Abschluß nahe. Das ist fast ebenso wichtig, wie der Ausbruch eines Krieges, ja! es ist ein Krieg. Aber das schlimmste ist, daß man ungerüstet hineingeht, ohne Ministerium, ohne Ueberschlag der Kosten, ohne Recognoscirung der Gegner u. s. w. Dennoch glaube ich, daß es so sein muß. Denn was soll aus diesem progress of misgovernment werden, wenn nicht neue Kräfte aufkommen und die Willkür nicht durch Furcht und Bedürfniß gezügelt wird. Bei dieser Ansicht sehe ich, ohne die Gefahr zu verkennen, die Sache mit einer Art von Ruhe kommen."

Am 3. Februar war ich wieder im Staatsrat wegen des Toleranzedikts. An demselben Tage erschienen die ständischen Gesetze — eine Staatsverfassung für Preußen: Vereinigter Landtag bestehend aus einer Herren-Kurie und einer Drei-Stände-Kurie, und aus den ständischen Vereinigten Ausschüssen — eine Konstitution, welche nach dreizehn Monaten in den Berliner Märztagen 1848 ohne Weiteres bei Seite geworfen wurde. Die Königin war gefährlich krank. — „Kein Wunder," witzelten die Berliner, „bei der elenden Konstitution."

**T. B. 4. Februar.** „Um acht Uhr Abends zum Könige — wo für ihn ein Armstuhl und vor ihm ein Pult mit Zeitungen und Papieren" (so auch später immer an den vertraulichen Theeabenden, auch wenn Damen gegenwärtig, was heute nicht der Fall war, auf dem Pult Schreib- und Zeichen-Material, der König gewöhnlich zeichnend), außer Leopold und mir noch gegenwärtig: Thile, Anton Stolberg, Uhden, dann Dr. von Stosch, der Leibarzt der Königin, Brauchitsch, Graf Dönhoff, Graf Pückler, — ängstliche Stimmung, gebrochnes Gespräch, erinnernd an den Abend des 3. Oktober vor Jettens [Frau von Thaddens] Tode in Trieglaff. — Der König zerstreut; einmal: »mir ist so angst, ich kann kaum athmen, ich muß wieder hin«, und ging fort zur Königin. Gespräch zwischen Stolberg und Thile: ob in solchen Fällen der Arzt dem Kranken oder den Angehörigen den Tod anzukündigen habe, in des Königs Wieder-Gegenwart fortgesetzt. Der König ließ sich dann den officiellen Artikel

über die Ständischen Gesetze aus der Staatszeitung durch Brauchitsch vorlesen und hielt sich mit besonderem Interesse bei dem langen Verzeichniß des Herrenstandes auf. Zu Thile sagte er, er möchte wohl wissen, wieviel »Wähler« nun wären, — verhältnißmäßig wohl mehr als in Frankreich."

Am 10. Februar war ich wieder von Magdeburg aus im Staatsrat, wo der König nicht gegenwärtig und lebhafte Debatten über das Toleranzedikt.

**T. B. 10. Februar.** „Zu Hengstenberg, den ich zur Verbrüderung mit den »exklusiven Lutheranern« unter Nagels Führung ermahnte, worauf er auch einging. Hengstenberg sagte, Strauß habe erzählt, Ottos Ernennung zum Hofprediger an Stelle des verstorbenen Theremin werde nun erfolgen (sie war schon Monate lang im Werke, allein weder der König noch Otto hatte ein rechtes Herz dazu), der König habe gefürchtet, Otto werde ihm Strafpredigten halten und gesagt, das werde er nicht leiden; er wolle auf der Kanzel weder gelobt noch getadelt werden. — Den Abend wieder beim Könige — nur Massow, Voß, Leopold, Brauchitsch — der König auffallend heiter, da die Königin in der Besserung. Er fing an, »wir hätten ja schöne »»besogne«« im Staatsrat gemacht — er sei ernstlich böse — es sei ja wie in Krähwinkel.« Als er einmal hinausging, machte Voß mir Vorwürfe, daß ich diese Rede so hätte hingehen lassen und fing selbst wieder davon an, worauf der König: er meine, daß wir nicht fertig geworden. — Loses Gespräch. Der König erzählte, Wöniger, ein Litterat, habe die Aufführung der Antigone bei Hofe »modern-heidnischen Hofkatholicismus« genannt. Worauf ich: mir gefalle die Antigone wegen ihrer correcten Ansichten über Codification. Dann äußerte der König, es seien nach amtlichen Ermittelungen nur 150 Deutschkatholiken in Berlin. Worauf ich: so etwas sollte amtlich bekannt gemacht werden. Der König: das befehle er ja seit 7 Jahren, er habe mit seinem Zorn gedroht — es sei »als ob man auf altes Rindsleder« einschlüge. Brauchitsch las ab und zu aus Willibald Alexis' Novelle: »Die Hosen des Herrn von Bredow« vor."

Am 12. Februar vollzogen Leopold und ich des neuen Pastors für Rohrbeck — Dressel — Vokation, an Feldners Stelle, der einen Ruf nach Elberfeld angenommen hatte. Dressels Wahl geschah hauptsächlich auf Grund der Empfehlung meines Bruders Otto. Er war bis dahin Prediger in Friedersdorf, dem Marwitzschen Gute bei

Küstrin, und schien daselbst mit vielem Erfolg gewirkt zu haben. „Abend bei Leopold" — heißt es im T. B. weiter — „mit den Predigern Nagel, Besser und Feldner. Wie voll und saftig haben diese Lutheraner die Kirche aufgefaßt; ich erfreute und erbaute mich daran und suchte aus ihnen, Leopold und Hengstenberg Eins zu machen. — Otto sagt, er könne nicht Lutheraner werden; das will ich auch nicht; vielleicht ist es gut, daß Otto reformirter Hofprediger wird. — Nagel gab mir seine und seiner Brüder petition of rights an den König zur Begutachtung. Nagel sagte, die Synode hätte sollen das Bekenntniß als feststehend ansehen und fragen: Was wird aus der Union? Sie hat es aber umgekehrt gemacht."

**T. B. 18. Februar.** „In Magdeburg Deputation von hundert lichtfreundlichen Weibern bei Göschel: »Gewissensfreiheit — finstrer Katholicismus — sie seien durch Uhlich besser geworden.« Eine Controlleurfrau führt das Wort." **T. B. 25. Februar.** „Der Regierungs-Vice-Präsident von Borries erzählte in einer Gesellschaft bei uns, die katholische Geistlichkeit in München bete für einen »hochgestellten Mann, der durch Fleischeslüste in Geistesverwirrung verfallen«, es heiße nämlich, der König (Halbbruder unserer Königin) wolle die spanische Tänzerin Lola Montez heirathen; sie mache bekannt: man möge sie doch mit den vielen Bittschriften verschonen (so einflußreich war sie); das Ministerium Abel gehe deswegen ab. Man witzelt wegen Abels katholischer Festigkeit: »Abel ist indeclinabel«, — »Lola contra Loyola«."

**T. B. 26. Februar.** „Otto Bismarck schrieb, daß er versuchen werde, das Land Jerichow nach meinem „Sommernachtstraum" zu organisiren. Thadden schrieb, daß er in Trieglaff bei Mondlicht einen in die kleine grüne Stube einbrechenden Dieb ertappt, den Stock auf ihm zerschlagen und ihn eingefangen habe."

**T. B. 3. März.** „Die Zeitungen erzählen die Absetzung von Philipps, Görres, Lassaulx", alles katholische Professoren an der Universität München, wegen ihrer Sympathien contra Lola mit Abel. Die Lichtfreunde, z. B. die Magdeburger Zeitung, sind auf des Königs und der Lola Seite, — ich fürchte auch viele andere Protestanten. Guido Görres schrieb mir darüber: „Die Universität München wird gänzlich ruinirt. Aufs Beste paßt dazu, daß die spanische Schlange (Lola) nun wirklich in den Grafenstand (als Gräfin Landsfeld) erhoben ist." Ferner: „Böhm kam und blieb bis zum 8. März; zeichnete

Friedrich für mich zu meinem Geburtstag, unähnlich. Seine Eingabe an den König, — englisch — hinweisend auf die Wunder in the West of Scotland — ohne Beglaubigung. Er dringt auf leibhaftiges, Autorität anerkennendes, von Aemtern und Männern, als Organen des heiligen Geistes (»Aposteln«) geleitetes Christenthum, mit reeller Beichte, Sünden-Vergebung, Heiligung u. s. w. — die Kirche gleich »Gemeine der Getauften«, — Taufe wahrhaftige Ueberwindung der Sünde und Wiedergeburt; — die Reformation habe allen Accent auf die Lehre gelegt, da doch nichts so klar sei, als daß der Herr zum Bau der Kirche Aemter und Männer gegeben. Dann eilt er — somewhat slightingly, wie ich ihm vorwerfe — über die Jahrhunderte von 100 n. Chr. bis 1847 hinweg. Bei seiner Zuversicht, nicht zu sterben sondern die παρουσια zu erleben, ist mir nicht wohl zu Muthe. Mein Weg ist safer, dem Herrn auf die Hand sehen, was er gethan hat und thut, und — katholisch »Ja« sagen zu allen Thaten des Geistes und Aeußerungen lebendigen Glaubens." Ferner: „Abend bei Rathmanns; seine innige Betrachtungen über Sünde und Versöhnung, und »Gott hat Ihn dargestellt als einen Gnadenstuhl in Seinem Blut«. Als ich sagte, von eigentlicher »Selbstgerechtigkeit« fühlte ich mich nicht angefochten, sondern von pantheistischem Leugnen der Sünde, sagte Böhm: je tiefer Erkenntniß und Erfahrung, desto kräftiger und abscheulicher der Irrthum; gegen solche Anfechtungen sei das rechte Mittel Anbetung, wovon wir wenig wüßten. Als er auf Wunder drang als Beweise, daß der HErr in unserer Mitte, erwiderte ich, er könne auf dem Domplatz in Magdeburg den Dom sehen, ein größeres Wunder, als die Römer gesehen hätten, an die Paulus schrieb."

**T. B. 9. März.** „Ein Pastor aus dem Anhaltischen war hier; er sagte, die Union habe in dem reformirten Anhalt-Dessau aus der lutherischen Kirche Luthers Katechismus, das Lied »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« und die Beichte und aus der reformirten Kirche das Bußgebet beim Eingang des Gottesdienstes und im heiligen Abendmahl die Worte »den wahren Leib und Blut als Seelenspeise« beseitigt und lauter wässerigen Rationalismus in Liturgie, Liedern u. s. w. substituirt, so daß nun die Landleute im benachbarten preußischen Sachsen sich über die Unwissenheit der Anhaltiner wunderten, die nichts wüßten von Katechismus, zehn Geboten u. s. w. Er hat vor Jahren dagegen geschrieben, ist aber deswegen suspendirt worden und hat versprechen müssen, die neuen Bücher nicht anzugreifen; jetzt sticht

ihn das Gewissen und er sucht ein Unterkommen in einer Preußischen Pfarre." --

**T. B. 16. März.** „Ich zu Leopold, für Lancizolle, (der über die ständischen Institutionen schreiben wollte), wie verkehrt die damals kursirenden konservativen Redensarten über diese Institutionen als ein »freiwilliges Geschenk« des Königs seien: als freiwillig und Geschenk taugten sie nichts, und soweit sie etwas taugten, seien sie nicht freiwillig und nicht Geschenk."

**T. B. 17. März.** „Ich bei Minister Uhden über bevorstehende Legislation die Patrimonial-Gerichte betreffend; ich: seine Mittheilungen könnten mich bestimmen, mich an den König zu wenden. Worauf er, erregt: »Ja, aber dann muß ich bitten mit meiner Zuziehung. Ich bin doch einmal Minister und habe mich nicht dazu gedrängt; hat der König kein Zutrauen zu mir, so mag er Sie dazu machen.« Ich: das Alles möge er dem Könige sagen." Eine Probe der Irregularität von meiner und zum Teil auch Leopolds Stellung. Diese Scene wiederholte sich: T. B. 10. Januar 1848. „Uhden sagte mir, wenn ich, bei meiner einflußreichen Stellung, mit dem Könige hinter seinem Rücken verkehre, so könne er als Minister, was er ja nie hätte werden wollen, sich nicht halten. Er wollte mich bestimmen, nur schriftlich an den König mich zu wenden, was ich ablehnte. (Es war wieder vom »Sommernachtstraum« — Erhaltung der Patrimonial-Gerichte — die Rede.) Er jammerte über Bodelschwinghs Absolutismus und daß er im Cabinet Niemand habe. Ich: gegen alles dieses sei gemeinschaftliches Handeln das einzige Mittel."

**T. B. 23. März.** „Göschel und Tholuck kühl und kritteind über des baierischen Exministers Abel und Konsorten gutes Zeugniß gegen den Lola-Skandal. Der „Rheinische Beobachter" — Organ der Preußischen Regierung und des gemäßigten protestantischen Kirchenthums — ist voll des anstößigen Jubels über die schöne neue Zeit in Baiern. Der so christliche Schubert in München erklärt in den Zeitungen, er freue sich noch bei voller Kraft dies Morgenroth erlebt zu haben. So alle Zeitungen. Das Feuilleton des „Rheinischen Beobachters" erzählt beifällig scherzend die geniale Liederlichkeit der Lola. Diese schreibt frech-klagende Briefe an die „Débats" und an die „Times" über die Verfolgung von Seiten der Jesuiten, denen sie ausgesetzt sei." — „Darin" (in den Lolawirren, schrieb mir Leopold)

„sehen kurzsichtige Diplomaten den Sturz des Ultramontanismus, der doch offenbar neuen Siegen entgegen geht."

**T. B. 28. März.** „Bei den vielen Uebertritten zur römischen Kirche in England (Newmann, Ward, Oakeley) prüfte ich mich; ich könnte zu einem selbst öffentlichen Bruch mit der Landeskirche getrieben werden, aber nicht zum Papismus. Wir vergessen zu oft das wahre historische Menschenthum der Kirche. »Wahrer Mensch und Gott.« Er ist ubique. Mir bleibt die Glaubens- und Liebes- — die durch das Haupt vermittelte — Gemeinschaft mit den Römern. Ich gestehe, daß die Gefahr des Wind- und Nebelthums hier nahe ist und sehne mich herzlich nach Leibhaftigkeit. Aber nicht ich, der HErr selbst führt mich in diese gefährliche Luft- und Nebel-Region." — Ferner: „Treffliche geharnischte Artikel Leos in dem Tippelskirchschen „Volksblatt für Stadt und Land" (für welche ich ihm dankte) für Abel und gegen den entsetzlichen Zeitungs-Skandal in der Münchener Lola-Sache."

Am 29. März nach Erxleben, wo bei Alvensleben [dem früheren Finanzminister] eine ritterschaftliche Versammlung in Sachen meines von dem Justizministerio allerdings sehr verstümmelten „Sommernachtstraums", für den Alvensleben und Bismarck sich interessierten. Unterwegs fiel mir aufs Herz, daß ich in allen meinen Staatsrats- und Kabinetskämpfen gegen die gefährlichen Verkehrtheiten des Toleranz-Edikts-Entwurfs doch eine große Gefahr zu bekämpfen versäumt hatte, nämlich die Gefahr, daß Vätern die schrankenlose Macht eingeräumt würde, ihren unmündigen Kindern Taufe, christlichen Unterricht und Konfirmation zu entziehen. Alvensleben gab dieser meiner Auffassung Recht, wollte sich aber bei dem Schritte nicht beteiligen, den ich noch beabsichtigte, weil er dadurch nur des Königs Widerspruch reizen würde. Ich ließ, nach Magdeburg zurückgekehrt, noch eine ausdrückliche Warnung an den König (Abschriften an Uhden und Leopold) abgehen. Allein es war zu spät, das Edikt stand nach einigen Tagen in der Gesetzsammlung. Die Wunde meines Gewissens über diese Versäumnis meiner heiligen Amtspflicht ist noch jetzt nicht ganz vernarbt. — Das Nähere über das Toleranz-Edikt siehe unten.

Ich schrieb in diesen Tagen noch einen Artikel in die Ev. Kirchenzeitung in Sachen der Synode, der zur fleißigen und munteren Fortsetzung des Kampfes auffordert, unter dem Titel: „Die Gefahr der Kirche."

**T. B. 9. April.** „Den Abend kam Hollweg; er ganz ein Exemplar der Mehrheit der Synode, — gegen die Ev. Kirchenzeitung — für Julius Müller", der für die Synodalbeschlüsse geschrieben hat, „ohne Sympathie für Abel und Lassaulx, — an der Augustana krittelnd. Vielleicht wird er Consistorial-Präsident in Breslau."

**T. B. 12. April.** „Gestern in Berlin des Königs Thronrede an den nun versammelten Vereinigten Landtag, seine anticonstitutionelle, ständische Politik verkündend, stehend mit aufgehobener Hand: »Ich und mein Haus wollen dem HErrn dienen. Von einer Schwäche weiß ich mich frei, der: um Volksgunst zu buhlen«." — Die Worte der Thronrede über Konstitutionalismus waren: „Keiner Macht der Erde soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, grade bei uns so mächtige Verhältniß in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln, und ich werde nun und nimmermehr zugeben, daß sich zwischen unsern Herrgott und uns ein beschriebenes Blatt als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen." Gegen diese heilige Beteuerung: nie solle ein Blatt Papier zwischen ihn und sein Volk treten, stand in den fünfziger Jahren höhnend ein linker Deputierter im Abgeordnetenhause auf und sagte an jene Worte erinnernd und die Verfassungs-Urkunde von 1850 hochhebend: „Hier halte ich dies Papier in meiner Hand."

[Der Oberlehrer] Heydler übersetzte des Königs Rede vom 11. April 1847 ins Lateinische.

Leo schreibt in der Ev. Kirchenzeitung [1847 in seinem Aufsatz: „Das Christenthum und das deutsche Volk" S. 918] von dieser Rede: „Wer aber wissen will, wie tief, wie kraftvoll lebendig noch im deutschen Volke die Verbindung ist mit christlich-sittlichem Denken, den verweisen wir auf den Eindruck, den das Bekenntniß unseres Herrn und Königs hervorgebracht hat, — dies: »Ich und mein Haus wir wollen dem HErrn dienen«, hat mächtiger, nachhaltiger die Geister geschüttelt, als Alles, was man nachher aus demselben Lokale vom Shylockschen Rechtsboden aus gehört hat; und dagegen die judenfreundlichen Debatten des Landtages haben weit und breit einen fast unüberwindlichen Ekel selbst unter übrigens Gleichgesinnten zur Folge gehabt."

Leopold schreibt mir, Berlin, 13. April: „Die Rede des Königs schlägt allen liberalen Ideen etwas stark ins Gesicht, ist aber doch sehr schön. Du übernimmst wieder die wohlfeile Rolle der

Kassandra und sprichst vom 18. Brumaire. Gieb doch das ein für alle Male auf. Man vergißt die Hauptsache über den Nebensachen; sonst würde man für solch eine Rede sich begeistern." Aber Kassandra behielt bekanntlich Recht und der 18. Brumaire trat am 9. November 1848, als Graf Brandenburg Berlin besetzte, wirklich ein; — der 18. Brumaire coincidirte auch kalendermäßig mit dem 9. November. Die Hauptsache war 1847, daß wir uns als Partei organisierten und rüsteten, um als treue, holde und gewärtige Lehnsmannschaft dem bedrängten Könige am 18. Brumaire Zuzug leisten zu können. Aber gerade dies unterblieb. Das Bewundern seiner Reden machte die Sachen nur schlimmer. Leopold schreibt ferner: „Wir reden von der von Gott eingesetzten Obrigkeit und können nicht einmal diesen König als fait accompli nehmen." Aber gerade seine Unzuverlässigkeit hätten wir, — wie Alvensleben insofern mit Recht tat —, als fait accompli nehmen und auf dieser Basis dem fait s'accomplissant vom 18. März entgegentreten sollen.

Es wurde erzählt, jemand habe, in Berlin zum Landtage erschienen, geklagt, er wolle so gern den Mantel nach dem Winde hängen, aber er könne durchaus nicht in Erfahrung bringen, woher der Wind komme.

**T. B. 16. April.** „Mit Göschel in Emden bei Graf Schulenburg, wo Alvensleben mit einem Briefe von Gneisenau, dem Sohn des Helden von 1813/15, über das siegreiche Vordringen der Liberalen auf dem Landtage und die Rathlosigkeit der Conservativen, welche vergeblich versuchten bei Voß eine Partei zu organisiren,*) — des Königs Süßigkeiten an den liberalen Saucken-Tarputschen, der nun wie ein Pfau umhergehe u. s. w."

**T. B. 17. April. Magdeburg.** „Thadden erzählte, Bodelschwingh habe auf des Prinzen von Preußen Soirée ihn, Thadden, gefragt, er werde doch dem Könige treu bleiben? — Schön sei des Königs Rede gewesen, ob klug, sei eine andere Frage."

**T. B. 19. April.** „Der König macht den Rheinischen Deputirten Complimente über ihre politische Bildung. »Demgemäß«, sagt die liberale Magdeburger Zeitung, »hätten sie sich nun an die Spitze der Opposition gestellt«. Ferner erfuhr man, Graf Schwerin habe

*) Wenn man schon auf dem Schlachtfelde und im Feuer ist, ist es zu spät, Truppen auszuheben und einzuexerzieren, Magazine anzulegen u. s. w.

erzählt, die Rheinländer und die Preußen — 200 Deputirte — hätten, weil beleidigt durch des Königs Rede, abreisen wollen; er habe sie als Mirabeau davon abgehalten. Er werde nun, meinte man, den Dank des Königs ernten, weil er den Landtag zusammengehalten habe. Darauf erfolgte die Adresse auf des Königs Rede, deren Politik opponirend — ein Sieg der Liberalen."

**L. B. 16. Mai.** (Nach Uhlichs Suspension, die vom Konsistorium beschlossen, von Berlin aus sistiert wurde — Erlasse des Königs und Eichhorns): „Weder der König noch Eichhorn bekennen, beide wollen nur »Bekenntniß und kirchliche Ordnung« als Gesetz aufrecht erhalten wissen, solch Gesetzthum, ohne zu bekennen, erklären die Lichtfreunde mit Recht für unevangelisch. Uhlich nennt die Masse der sich accomodirenden Geistlichen »Heuchler«, der König und Eichhorn bezeichnen sie in ihren Erlassen als »ehrenwerthe, wackre Männer«." Ferner: „Der Fürstbischof von Breslau excommunizirt in den würdigsten Formen den Fürsten Hatzfeld, einen schlesischen Magnaten, weil er bei Lebzeiten seiner geschiedenen Frau wieder geheirathet hat. Solche Glaubensstärkungen gewährt die römische Kirche jetzt oft." — Ferner: „Leo schreibt im Rheinischen Beobachter, Preußen von ständischen Majoritäten regiert würde nicht mehr Preußen sein, sondern Hansemannien oder Gervinien. — Leider kommt Leo über den Absolutismus nicht hinaus."*)

Leopold schreibt mir aus Berlin, 12. Mai: „Die constitutionelle Ziererei des Vereinigten Landtages und das angeblich eloquente Gewäsch imponirt vielen Leuten. Bodelschwingh kommt mir vor wie ein Feldherr, der gut reitet, den Degen gut führt, Wunden nicht scheut, aber alle Schlachten verliert." Er wirft mir in demselben Briefe vor, daß ich mit meiner Vielseitigkeit den Leuten den Mut genommen habe, die Hardenberg-Steinsche Zeit revolutionär zu nennen; denn die meisten Menschen haben nur Mut in der Einseitigkeit. Ich erwidere: darum ist aber auch auf die meisten Menschen kein Verlaß sondern nur auf die „kleine Herde", die der ganzen Wahrheit von Herzen anhängt.

Thadden, selbst Deputierter, schreibt mir aus Berlin, 16. Mai: „Die Krone wird durch den Kot geschleift, so drückte sich nach der gestrigen Sitzung ein Mitglied aus und das war auch bei mir die

*) Und da ich am 6. Mai 1872 dies schreibe, frage ich: Was ist Preußen, regiert von deutschen Kopfzahl-Majoritäten?

schmerzliche Stimmung." Und das T. B. 20. Mai bestätigt dies: „Alvensleben kam von Berlin und erzählte, die Agitation und das tumultuarische Wesen im Landtage sei viel ärger, als es in den Zeitungen erscheine und der Eindruck sehr tief, die Regierung ganz rathlos. (Wie wenig, sagt das T. B., würde solcher Lärm schaden, wenn eine Regierung ihm gegenüber stände!) Rußland und Oesterreich verfeinde man sich. Savigny sitze schweigend da; Uhden zeige sich sehr schwach, Eichhorn sei wegen seines unerträglich langen Redens fast ausgepocht worden; Canitz habe unbegreiflicher Weise gesagt, er habe nichts gegen Petitionen in auswärtigen Angelegenheiten, worauf Rochow als Vorsitzender: nun, so bitte er sich die von ihm zurückgegebenen wieder aus, welcher Scene Bodelschwingh mit allen Gesten der äußersten Agitation beigewohnt habe. — Der Prinz von Preußen habe ihm (Alvensleben) heute in Potsdam auf dem Bahnhof in Gegenwart aller Prinzen gesagt: wäre er König, so wäre Canitz heute nicht mehr Minister. — Der König habe bei Eröffnung des Landtages zu den Provinzial-Landtags-Marschällen gesagt: er habe jetzt Minister, die nach seinem Willen handeln (also ein serviles Ministerium, sagte Alvensleben), so sei es nicht immer gewesen; — zehnmal habe er, Alvensleben, den König vor dem unbedachten Anerkennen der Versprechungen von 1820 gewarnt, da er sie doch nicht halten werde" u. s. w. Es war nämlich 1815 durch eine Verordnung vom 22. Mai „eine Volksrepräsentation" gewählt aus den „zeitgemäß" einzurichtenden „Provinzialständen", und 1820 durch Verordnung vom 17. Januar weiter verheißen worden, keine „Staatsschulden" ohne „Zuziehung und Garantie der künftigen Reichsständischen Versammlung" zu kontrahieren. Schwer oder vielmehr unmöglich war es, dem Liberalismus nachzuweisen, daß die Provinzialstände von 1823 zeitgemäß eingerichtet und daß der Vereinigte Landtag die verheißene reichsständische Versammlung sei, — noch ganz abgesehen von der Frage, welche rechtliche Wirkung einseitige legislative Verheißungen an sich und welche Geltung sie gegenüber dem bis dahin geltenden Rechte haben, namentlich, ob dieses Recht weg-„verheißen" werden könne. Die liberale Mehrheit erkannte unter diesen Umständen das ganze Werk des 3. Februar 1847 nicht an.

**T. B. 20. Mai.** „Herr von Sauckens Rede, daß die Begeisterung von 1813 auf die Gesetzgebung von 1807 bis 1812 sich gegründet, — worauf Otto Bismarck erwiderte: »Nein, sondern auf die

Reaktion gegen Napoleons Druck«, ihm aber replicirt wurde, damals habe er, Bismarck, noch nicht gelebt." Bismarck trat sehr scharf auf für christlichen Staat, gegen Juden u. s. w.

**T. B. 1. Juni.** „Niemand tritt auf dem Landtage mit gesunder Doktrin auf. Aber mich macht der Landtag nicht muthlos. Nur der König von Preußen und zwar nur ein sehr begabter König, kann den preußischen Staat zu Grunde richten."

**T. B. 3. Juni.** „Auf dem Vereinigten Landtage bekennen die Katholiken: Fürst Radziwil, Brüggemann, Graf Galen, Graf Meerfeld viel treuer und runder als die Unsrigen, namentlich in der Judenfrage, wo das ekelhafteste Zeug zu Tage kommt. — Alle Conservativen fliehen den »Rechtsboden«, auf welchem die Liberalen dreist Posto fassen, indem sie die liberalen Gesetze von 1807—20 als Recht schlechthin dreist voraussetzen und niemand ihnen das wahre Recht, oder auch nur die Huldigungs-Reversalien von 1798 oder die Privilegien der Städte gegen die Juden entgegen hält. »Patriotismus als Laster« tritt einem in dem Lügen, Heucheln und Schmeicheln dieser hochherzigen Redner recht widrig entgegen." —

Thadden schreibt mir Berlin 12. Juni: „Freund und Feind haben mir das Zeugniß gegeben, daß ich den Gegnern und zwar den Rädelsführern Hansemann, Vincke und Auerswald so grob gekommen bin, wie kein anderer. Mit Bismarck will ich mich natürlich nicht messen, der in den letzten Sitzungen wieder ganz vortreffliche Sachen gesagt hat, doch in meinem Namen mit, was ich mehrmals dadurch praktisch gemacht habe, daß ich vor der Tribüne vorbeigehend mich zu ihm setzte und ihm die Hand drückte. Das aber wird meinem Vortrage so leicht keiner angemerkt haben, wie sehr ich — der ich nach wie vor Nichtredner bin, denn es war Bileams Eselin die sprach — im stillen Kämmerlein unter heißem Gebet nach schlafloser Nacht um ein recht scharfes Wort gefleht habe. Canitz war natürlich über meinen Vortrag sehr erfreut, ganz besonders aber Bodelschwingh, wie ich durch seinen Bruder, den Präsidenten, weiß. Ich hoffe, daß Du mich wieder wenigstens für ehrlich hiernach erklären wirst, — mir war selbst vorher zu Muthe als müßte mir der Scharfrichter meinen Degen entzweibrechen." Er fügt noch bei, daß Prinz Friedrich ihm gratuliert und daß er bei Prinz Albrecht zu Mittag in einem kleinen Kreise etwas dreist kleine Vorträge über Politik gehalten habe.

Einige Tage später schreibt Thadden: „Gestern bekannte Otto Bismarck wieder in einer Perlenschnur von schönen und scharfen Gedanken seinen Glauben, »die letzten werden die ersten sein.« O. Bismarck bekommt jetzt den Zunamen: der Dinckenbeißer." Und unterm 21. Juni: „Gestern war ich mit einer Anzahl conservativer Mitglieder des Landtages beim Könige in Versailles [Anspielung auf die Oktober-Tage 1789 in Versailles] — der ganze Hof, viele Fremde, Diner, Theater, Souper, Schrippenfest — das: Oh Richard oh! mon roi, l'univers t'abandonne klang unhörbar, aber mir vernehmlich durch." In einem andern Briefe schreibt mir Thadden: „Der Prinz von Preußen sagte mir im Vorbeigehen: »ich habe mich sehr gefreut, Sie haben Ihnen doch einige Mal tüchtig die Wahrheit gesagt.« Er meinte besonders meinen kleinen Vortrag über ständischen Einfluß auf Krieg und Frieden." Moritz Blanckenburg schreibt mir um diese Zeit aus Zimmerhausen: Bei O. Bismarcks Judenrede vom christlichen Staat ist Dir gewiß Dein Gespräch mit ihm eingefallen, 21. Mai 1845, in Cardemin in der blauen Stube, über die Frage, ob und welche Religion der Staat haben soll —, wo Otto damals redete wie Dincke jetzt. Da habe ich nichts zu sagen als: »danket dem Herrn für seine Güte und für die Wunder, die er an den Menschenkindern thut«." — Leopold dagegen hält in einem gleichzeitigen Briefe „den Landtag nicht für eine unglückliche Phase unseres Landes." „Der König" — schreibt er — „hat einen nothwendigen gerechten Krieg angefangen, mit schlechten Truppen und unerfahrenen, ungeschickten Feldherren. Warum soll man bei seiner immer noch sehr großen Macht an dem Erfolg verzweifeln? Viele Täuschung zerfällt, vieles wird klar; man braucht Menschen und sieht ein, daß man nicht mit jedem regieren kann." Aber man sah nicht ein, es wurde nicht klar, die Täuschung zerfiel nicht und die Truppen blieben schlecht und die Feldherren unerfahren und ungeschickt.

**T. B. Juni.** „Plan eine conservative Zeitung durch Wagener schreiben zu lassen, weßhalb dieser nach Berlin." Erster Keim der Kreuzzeitung! Wagener seit dem März in Magdeburg beim Oberlandesgericht und Konsistorium. In dieses war um diese Zeit Konsistorialrat Sack eingetreten, gegen Göschels Wunsch, da Sack entschieden reformiert und uniert ist. Das T. B. sagt von ihm: „Ich gewinne D. Sack als einen Theologen und Christen aus Einem Stück sehr lieb; so daß Göschel mich damit neckt." —

Ich schrieb um jene Zeit in die Ev. Kirchenzeitung über „Die Gefahr der Kirche“ und über „Die Unfehlbarkeit der Kirche.“ Für den letzten Aufsatz erntete ich so viel Beifall von Thadden, Leopold, Rappard, Heydler, Hengstenberg, daß ich mich fragen mußte: „Habe ich denn etwas unkatholisches geschrieben?“ Dieser Artikel ist einer von denen, die am tiefsten in meine Grund-Überzeugungen eingehen.

Ich komme nun zurück auf das Toleranz-Edikt. Es war eine grundkonfuse Geschichte, so konfuse, daß sie auch den Staatsrat und seine Parteien und die Umgebungen des Königs konfus machte. Der König wollte eine Konzession nach der Richtung des Liberalismus hin machen, — das war die Gefahr, welche bekämpft werden mußte; von der andern Seite kam es darauf an, solchen, die aus den anerkannten Kirchen austräten, den état civil, die Beglaubigung ihrer Geburten, Heiraten und Sterbefälle zu gewähren. Für die Juden wurde ein besonderes Gesetz vorbereitet, welches unterm 23. Juli 1847 erschienen ist und welchem der an sich richtige Gedanke des Königs zum Grunde lag, den Juden als Juden Rechte einzuräumen, was aber gerade der gleichmachende Liberalismus nicht wollte. Auf die Juden bezog sich also das Toleranz-Edikt nicht und ebensowenig auf die separierten Lutheraner, für welche durch ihre Generalkonzession von 1845 schon gesorgt war. — Die Konzession (nach der Richtung des Liberalismus hin), das üble und gefährliche der ganzen Maßregel, wurde unter den Gesichtspunkt gebracht: „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ sei schon nach dem Allg. Landrecht gewährt, nun solle „die Freiheit der Vereinigung zu gemeinsamem Gottesdienste und Bekenntnisse“ hinzutreten. Dies wurde in einem königlichen „Patente“, welches als solches der Beratung des Staatsrats entzogen blieb, ausgesprochen und dann später mit einem Auszuge aus dem Landrechte in der Gesetzsammlung publiziert. Es wurde jedoch vorgängige „Genehmigung der Sekten von Seiten des Staats“ vorbehalten, mithin insofern nichts gewährt, als was das Landrecht gewährt hatte. Aber daß auf diese Weise die Aussprüche des Landrechts, die auf seichter Aufklärerei und Feindschaft wider die Kirche beruhen, feierlich und ohne alle Not aus dem Munde des als Finsterling befeindeten Königs neu proklamiert wurden, war doch sehr geeignet, die Kirche und das Ansehen des Königs zu schädigen, besonders da niemand dadurch befriedigt wurde.

Neu dagegen war, was das Patent ferner sagte, daß nämlich, wenn eine „neue Religionsgesellschaft in Lehre und Bekenntnis“ mit einer „anerkannten christlichen Religionspartei wesentlich übereinstimme und ein eingerichtetes Kirchenministerium habe,“ derselben „bei Genehmigung der Gesellschaft“ zugleich die Berechtigung zugestanden werden solle, in den Landesteilen deutschen Rechts, wie unsere Pfarrer Amtshandlungen vorzunehmen und Kirchenbücher zu führen.

Hiergegen war meine Opposition im Staatsrate gerichtet, die dem anwesenden Könige nicht mißfiel, wie oben erzählt wurde, aber doch erfolglos blieb, weil Eichhorn sagte, er bedürfe einer solchen Satzung. Ich führte nämlich aus, daß, da solche neue Gesellschaften — außer den schon speziell abgefundenen Lutheranern — nicht existierten und vielleicht nie existieren würden, es nicht ratsam sei, für den ungewissen Fall, daß sie je existieren würden, ihnen Versprechungen zu machen und daß es viel ratsamer sei, das nötige zu bestimmen, wenn sie entstünden und genehmigt würden. Die ganze Klausel ist denn auch wirklich nie praktisch geworden. Man meinte aber diese Verheißung würde Effekt machen. Ich fürchtete nun, daß man — um dem lächerlichen Resultat, daß man einen Schuß in die Lüfte getan, zu entgehen — sich beeilen würde, voreilig die Verheißung zu realisieren, indem man Deutschkatholiken, Ruppianern, Ulichianern u. s. w. die Genehmigung entgegen trüge.

Diese Besorgnis lag um so näher, als der wirklich dem Staatsrate zur Begutachtung vorgelegte Entwurf einer „Verordnung“*) (der zweite Teil der ganzen Maßregel) sich ausschließlich auf diese nicht existierenden, erst bloß möglicherweise zu genehmigenden orthodoxen Dissidenten bezog. Gegen diesen so beschaffenen Entwurf machte ich geltend, daß er ebenfalls zunächst unpraktisch sei und das wirkliche Bedürfnis, den wirklich vorhandenen Dissidenten einen état civil zu gewähren, nicht befriedige. Dies war so evident, daß ich damit durchdrang dahin, daß Patent und Verordnung in Beziehung auf den état civil für auch anwendbar auf die nicht genehmigten Ausgetretenen erklärt und in diesem Sinne umgearbeitet wurde. So lautend hat nun die Verordnung das wirkliche Bedürfnis befriedigt. Aber in dieser, nun im wesentlichen überwundenen Verwirrung wurden die großen

*) Patent und Verordnung zusammen wurde im gemeinen Sprachgebrauch als „das Toleranz-Edikt“ bezeichnet.

Fragen vom Eide und von der Fähigkeit der nicht genehmigten Dissidenten zu Ämtern, zu Vormundschaften, zur Standschaft und von den Grenzen der väterlichen Gewalt solcher Dissidenten gegenüber ihren so sehr schutzbedürftigen Kindern. u. s. w. ganz mit Stillschweigen übergangen. Hier trifft mich der oben eingeräumte Vorwurf, daß ich diese Fragen im Staatsrate garnicht und zuletzt erst, als es zu spät war, beim Könige und beim Justizminister angeregt habe. Freilich lag die Gefahr nahe, daß der konfus gemachte Staatsrat sie im übelsten Sinne entschieden hätte, wie ja auch gleichzeitig mit dem Patent und der Verordnung eine Kabinetsordre — nicht ein Gesetz — bekannt gemacht wurde, welche aussprach, daß der Beitritt zu einer nicht genehmigten Religionsgesellschaft nicht ohne weiteres den „Verlust der bürgerlichen Rechte und Ehre" zur Folge haben und insbesondere kein Militär- oder Zivilbeamter bloß deshalb in den mit seinem Amte verbundenen Rechten eine Schmälerung erleiden solle, sofern nicht das Amt selbst, z. B. bei Schullehrern, durch eine bestimmte Konfession bedingt sei.

So flüchtig und ungenügend — denn was sind „bürgerliche Rechte und Ehren?" — wurden nach Form und Inhalt diese hochwichtigen Fragen damals behandelt unter dem Drucke der Tendenz, dem revolutionären Liberalismus Konzessionen zu machen. Es versteht sich, daß solches Retirieren den Feind nur zu immer dreisteren Angriffen reizte, nicht aber ihn beruhigte oder befriedigte.

Ende Juni wurde, ohne irgend wesentliche Erfolge der Regierung, vielmehr mit wesentlich verringertem Ansehen derselben, ohne nennenswerte Anfänge einer handlungsfähigen Parteibildung, der erste Vereinigte Landtag geschlossen.

Leopold schreibt mir Berlin 24. Juli, nachdem er in Sandow die Landtagsverhandlungen gelesen hatte: „Welche schwache Macht sind diese gegen den Thron angehenden Oppositionsmänner, und doch haben sie sich so breit machen können! Während ihres Zusammenseins war man imponirt, man sprach von coups d'état. Jetzt wo sie auseinander sind, hat man wieder meines Erachtens viel zu viel Courage. Ein Fürst Dolgoruki sagte von Rußland »le désordre et la confusion est l'élément dans lequel nous existons.« Unser Element ist ein Commißabsolutismus. Sobald wir diesen verlassen, irren wir wie betrunken umher, bald nach dieser Seite fallend, bald nach jener." — Und da sollte Kassandra nicht Recht behalten?

**T. B. 30. Juni.** „Mit den Oberlandesgerichtsrath Rathmann und Herrn von Bismarck nach Erxleben, wo bei Alvensleben mein »Sommernachtstraum« — von Rathmann in Minister Uhdens Auftrage — berathen wurde, nachdem Rathmann gestern darüber auf dem Genthiner Bahnhofe mit der Jerichower Ritterschaft berathen hatte. — Bismarck erzählte, mehrere Patrone des beabsichtigten conservativen Blattes hätten bei Leopold nicht einmal zusammen kommen wollen wegen Leopolds pietistischen Rufes. Auch Bismarck hielt das Vermeiden jeden Scheins und Rufs des Pietismus für nöthig, so sehr ich ihm das Beispiel der Ev. Kirchenzeitung dagegen anführte." (Gemeint war bei dieser Anführung: zu zeigen, wie gerade offene Entschiedenheit den Gegnern gegenüber Erfolg verspräche.) —

„Herr von Nathusius-Hundisburg erzählte, über die Aeußerung Bodelschwinghs, die Minister klebten nicht an ihren Plätzen, witzele man in Berlin, das sei wahr, aber Pech hätten die Minister doch." Vom 1. Juli: „Zurück nach Magdeburg, wo Rathmann, Bismarck und Wagener bei uns aßen. Wagener erzählte sehr beifällig Carlyles (des Irvingiten-Apostels) Antwort an eines süddeutschen römisch-katholischen Bischofs Tafel auf die Aeußerung: der Protestantismus müsse zurück wie der verlorene Sohn — »Ja! aber zurück in des Vaters Haus, wo der ältere Bruder darüber sehr unzufrieden war«." [11. Juli:] „Ueberall fließen die vom Landtage heimkehrenden liberalen Deputirten mit den Lichtfreunden zusammen und werden fetirt, wie andrerseits die Katholiken des Landtages mit den Conservativen zusammenfließen."]

**T. B. 19. Juli.** „Mit Göschel nach Erxleben, wo bei Alvensleben ein gedrucktes Circular, in welchem Fürst Radziwil, O. Bismarck und Herr von Werdeck zur Zeichnung von Actien zu einer »ständischen Zeitung« auf der Basis religiöser Neutralität auffordern. Göschel, der begeisterte Verehrer von Goethe und jetzt als Consistorial-Präsident Vorkämpfer gegen Uhlich, bejahte meine Frage, ob nicht Goethe, wenn jetzt in Magdeburg, zu Uhlich stehen würde."

Das T. B. erzählt ein Wort Alvenslebens: des Königs Regierungs-Ideal sei, in aller Ruhe einige geistreiche Gedanken fallen zu lassen, welche dann begeisterte Diener auszuführen sich drängten. Aber solche Diener fehlten eben, opponirende Diener wären die Regel.

Leo schreibt mir, Halle 19. August, im Rückblick auf den Landtag: „Die Phrasen der beredtesten Glieder des Landtages sind nun alle verklungen und vergessen und haben ihren Lohn dahin. Die Wahrheiten aber, die Thadden den Leuten an den Kopf geworfen hat, sind Nüsse, die man Anfangs als zu hart bei Seite geworfen hat, die man aber immer wieder unter den Stühlen hervorsucht und denkt, es wäre doch eine Schande, wenn ich sie nicht knacken sollte! — und so hört man links und rechts immer noch davon reden und knacken. Manchem thun die Zähne weh und er wirft sie dreimal und viermal weg und holt sie wieder, zum größten Aerger des breiten Geschlechts der Zahnlosen, die mitleidig die Achseln zucken, was man sich mit solchem Zeuge so viel Mühe gebe!" —

Neunzehntes Kapitel.

# Reise in die Schweiz.

## 23. August bis 1. Oktober 1847.

Reisegefährten: Thadden, Hans Kleist, Gerhard Thadden und Kandidat Pannwitz.

Ich bat Leopold um einen ausführlichen orientierenden Brief und freue mich daraus abzuschreiben, damit nicht immer von mir die Rede sei. Die Schweizer Angelegenheiten, der Sonderbund, dessen und Neuenburgs Fall waren die Einleitung zu den Pariser Februar- und den Berliner März-Tagen 1848, — also Leser! aufgemerkt!

Unterm 3. Oktober schrieb mir Leopold aus Rohrbeck: „Ich habe mir die größeste Mühe gegeben dem Könige und Canitz zu beweisen, daß es der größeste politische Fehler wäre, in der Schweiz den kirchlichen Gegensatz mit dem politischen identificiren zu lassen; ich habe aber tauben Ohren gepredigt.“

Leopold schrieb mir: „Berlin 21. August. Die diplomatische Behandlung der schweizer Angelegenheiten ist unbegreiflich gedankenlos. Der König hat keinen Sinn dafür und Canitz noch weniger. Sydow'n (damals preußischer Gesandter in der Schweiz) habe ich nach Kräften gepredigt. Mir scheint die ganze Geschichte in der Auflösung begriffen. Die einzigen Haltpunkte sind in der Kirche; denn die Republiken sind dem Liberalismus und Communismus noch weniger gewachsen, als die Monarchien. Im Sonderbunde*) giebt die römische Kirche

*) Die katholischen Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Wallis, Freiburg und Luzern hatten ihrer sieben einen Sonderbund gegen die übrige Schweiz geschlossen. Der Sonderbund war wesentlich defensiv und begünstigt von Frankreich, Österreich, Rußland und Preußen gegen Lord Palmerston (Lord Firebrand).

einen Haltpunkt und Oesterreich hat sich doch einigermaßen der Sache angenommen; in der protestantischen Schweiz fehlt auch dies. Genf ist durch die ihm in Wien 1815 willkürlich zugewiesenen katholischen Unterthanen gänzlich ruinirt,*) indem diese mit den Radicalen Partei machen. Waadt ist nie stark gewesen, da es an dem Abfall von Bern laborirt.**) In Zürich ist ein quasi Gleichgewicht und Stadt Basel hält sich, da es von dem radicalen Basel-Land getrennt ist. | Was wäre einfacher, als daß Preußen einen protestantischen Sonderbund organisirte, der sich dann mit dem katholischen Sonderbunde alliirte. An so etwas verzweifelt man aber, und mir scheint es doch sehr leicht bei dem vielen vorhandenen Stoff. »Man kann sich doch nicht mit den Jesuiten verbinden,« ist die alberne Antwort; das wird man ohne politische Selbständigkeit jetzt mehr thun müssen, als dann. — Die Jesuiten sind als Erzieher gewiß sehr schlecht und sehr äußerlich, schon weil sie in dieser Beziehung stets von allen weltlichen Leuten, z. B. von Friedrich II., anerkannt worden. Turnen, Tanzen, Reiten, Junkerthum um der Welt zu gefallen und dann ein auswendiger Buchstabendienst, — genau das Ideal vieler österreichischer lüderlicher Cavaliers; die Anerkennung der Kirche versteht sich von selbst, ebenso aber, daß man dabei thut, wozu einem die böse Lust treibt. Predige nur überall Katholicität und Toleranz, wenn es auch nicht möglich ist sich zu einer solchen, wie die des Apostels Paulus, zu erheben. Der Irvingismus fängt nun auch an Terrain zu gewinnen. Wie schön ist das, was diese Männer über die Bedürfnisse der Kirche und ihren jetzigen Zustand sagen, aber wie verkehrt dagegen ihr Apostolat! Wann werden diese Schafe ohne Hirten gesammelt werden? — Gieb nur mit Jesuitismus und Katholicismus keinen Anstoß, es ist jetzt nicht an der Zeit, die Leute konfus zu machen. Ich möchte Dich mit einigen an der römischen Kirche irre gewordenen Puseyiten zusammenbringen. — Friedrich und Jakob müssen meines Erachtens dahin geführt werden zu erkennen, was wir an unserer Obrigkeit haben." — Auf diese ein Vierteljahrhundert alte Predigt Leopolds möchte ich heute, 13. Mai

*) Betonung der Konfessionsunterschiede hatte auf dem Wiener Kongreß 1814/15 für veraltete Torheit gegolten.

**) Die Waadt war bis zur großen französischen Revolution ebenso wie Aargau bernisches Untertanenland. Genf und Neuenburg gehörten damals überhaupt nicht zur Schweiz. Bis ins 16. Jahrhundert war die Stadt savoyisch, da wurde sie von Bern erobert.

1872 erwidern: Aber wenn nun durch Anstoß und Ärgernis — „es muß ja Ärgernis kommen," Matth. 18, 7 — hindurch der gerade und einzige Weg zur Klarheit und Einigung führt? Nicht die haben nach dem Umsturz von 1848 die rettende Reaktion gemacht, die mit kritikloser Pietät der Regierung bis 1848 gegenüber gestanden hatten.

Über die Jesuiten, ihren Charakter und ihre Geschichte habe ich mich in der letzten Zeit, seit alle Zeitungen von ihnen voll sind, so viel ich konnte, wiewohl noch unvollkommen, informiert. Mein Resultat ist bis jetzt, daß die obigen harten Urteile nicht ohne allen Grund sind, daß ihnen aber die glänzendsten und glaubhaftesten Zeugnisse überwältigend gegenüberstehen. Der Widerspruch löst sich, wenn man Zeiten und Orte unterscheidet und nicht einzelne Wahrnehmungen dadurch unwahr macht, daß man sie verallgemeinert.

Wir hatten uns reichlich mit Empfehlungen versehen und machten viele Bekanntschaften; mitten hindurch durch lehrreiche Gegensätze — wie meine Führung immer — ging unser Weg durch Protestanten und Katholiken; — zunächst in Leipzig, Erlangen (Vetter Karl Raumer und die Seinigen), Nürnberg, Augsburg, München — wo die Protestanten nicht Lola-begeistert waren, aber doch kühl gegen des um der Wahrheit willen gestürzten Abel Zeugnis. / In München traten wir in das Zentrum der Katholiken ein: Görres Vater und Sohn, D. Ringseis, die Professoren Philipps, Lassaulx und Windischmann, der Erzbischof Graf Reisach — gegenüber dem damals noch nicht irvingitischen Professor Thiersch junior und anderen.

**T. B. 31. August.** „Lassaulx beschrieb uns das Lola-Pereat der Studenten, den König zu ihr durch die schimpfende plebs hindurchgehend — die Lola an ihrem Fenster Champagner trinkend, die Gläser hinunter werfend, eine Pistole in der Hand, die ihr Liebhaber, der Lieutenant Nußbaum ihr wegreißt." Der weitere Verlauf der Lola-Affaire war 1848 folgender: die Tumulte, namentlich die von der Studentenverbindung Allemannia veranlaßten (die sich zum Schutz der Lola aus einer Anzahl Studenten gegen die Mehrzahl derselben gebildet hatte) nahmen im Winter 1848 überhand als heftige Reaktion gegen die Lola, liberal gefärbt. Der König wurde persönlich insultiert und endlich genötigt das Lola-Ministerium zu entlassen und die Lola Landes zu verweisen, deren Wohnung nach dem Eintreffen der Nachricht von der Pariser Februar-Revolution endlich demoliert wurde. Der König gestaltete nun die Verfassung des Landes im revolutionär-

konstitutionellem Sinne um, dankte aber bald darauf ab am 20. März 1848 mit der Erklärung: „Eine neue Richtung hat begonnen," worauf am 22. der neue Landtag vom neuen Könige Max II., umgeben von dem nunmehrigen Anti-Lola-Ministerium, eröffnet wurde mit dem Ausspruche: „Ich bin stolz, mich einen konstitutionellen König zu nennen," — vier Tage nach dem Berliner 18. und 19. März. — Eine Monarchie ist doch ein fester Bau, daß sie solche Stöße aushält.

Eine besondere Begeisterung für den Papst Pius IX. trat natürlich 1847 in München uns nicht entgegen. Von dem demokratischen Prediger Ventura, der damals unter den Augen des liberalisierenden Papstes sein Wesen trieb — er war Jesuit gewesen, dann Theatiner geworden — sagte uns der eifrig katholische Konvertit Philipps, der ihn gehört hatte: eine solche Macht der Predigt, dabei voll patristischer Gelehrsamkeit, sei ihm noch nicht vorgekommen. Den Papst suchte man (natürlich ohne Begeisterung für ihn, wogegen die heutige 1870—72 starke Begeisterung seltsam kontrastiert) zu entschuldigen mit politischer Unerfahrenheit und dem Drängen der Mächte auf Reformen im Kirchenstaate.!

Über Augsburg, Lindau, Konstanz nach Schaffhausen, wo am Rheinfall am 3. September „Radowitz — so das T. B. — mit seinem Sohne Clemens, gealtert; er freue sich, sagte er, über jedes weiße Haar, das er bekomme; die Zeit sollte uns belehren, Gott allein anzubeten, man könne aus allem einen Fetisch machen, wir hätten Götzendienst mit der Krone getrieben." (Ich hoffe, daß gegen diese Anklage diese Aufzeichnungen mich verteidigen werden.) „Von Boudiren (er meint, er sei nicht unzufrieden mit etwaiger Vernachlässigung von seiten des Königs) sei er weit entfernt; er möchte, wenn er so erscheine, gleich Extrapost nach Berlin nehmen. Pius IX., als Fürst vom Papste zu unterscheiden, ergreife die Idee der italienischen Nationalität, wie wir längst die der deutschen Nationalität hätten ergreifen sollen. Denn nicht an Beckerath und Auerswald krankten wir, sondern an Kamptz und Wittgenstein. In Beckerath, Auerswald und Genossen meinten die gemäßigten badischen Liberalen »das Wort gefunden« zu haben, auf dem sie Posto fassen könnten. Die Jesuiten hätte man nicht repristiniren sollen; immer habe die Kirche für neue Bedürfnisse neue Organe getrieben, so z. B. im dreizehnten Jahrhundert die Bettelmönche" — und, setzte ich hinzu, im sechszehnten die Protestanten. Man sah, daß sein Konservatismus nicht bombenfest geblieben war

gegenüber der anstürmenden Revolution und dem schwachen Widerstande der preußischen Regierung, die ihn in Frankfurt a. M. hatte sitzen lassen, wie Leopold und mich 1840/41 in Frankfurt a. O. „Auf meine Aufforderung“ — so fährt das T. B. fort — „mir das möglichst schlechte von den Schweizer Ultramontanen zu sagen, sagte er: »Sie sind nicht das, wofür ihre Gegner sie halten, nicht so katholisch und nicht so thätig«.“ — Radowitz sagte, seine Frau werde „saugrob“, wenn einer Thaddens Landtagsreden nicht bewundere. — Auf dem Wege nach Zürich in Bülach ein „strußisch“ gesinnter Wirt (d. h. radikal, von dem widerchristlichen Theologen Strauß, dessen Berufung nach Zürich 1839 die dortige Revolution veranlaßt hatte). Dieser Wirt sagte von Neuenburg, dessen Politik natürlich die Berliner war, es sei schistemilianisch (juste milieu).

**T. B. 4. September.** „In Zürich erzählte uns der ultra-conservative zürcherische Oberst Nüschler, der General des Sonderbundes Salis-Soglio, ein graubündener Edelmann, Protestant, habe das Ziel, daß Katholiken und Protestanten unter der Fahne des Kreuzes gemeinschaftlich das positive Christenthum vertheidigten. — Frau von Sydow fanden wir in Herlibach am See, so gut als ganz katholisch. (Sie trat bald nachher, ohne ihren Mann, förmlich über.) Sie sprach aus, wie sie in Brüssel, wo ihr Mann Gesandter, mitten in ihren geselligen Pflichten an dem Glöckchen des heiligen Sakraments auf der Straße sich gestärkt, und wie herrlich es sei, Alles was im Protestantismus erforscht und erkrittelt werde, im ruhigen Besitz zu haben und nun sich Liebeswerken zu widmen. Den andern Sonntag, mit mir allein, schüttete sie ihr römisch-katholisches Herz ganz aus; sie bedürfe des geweihten Priesters, des Opfers, der Gewißheit; Entschließungen habe sie noch nicht gefaßt. Ich wies vom Romanismus ab auf wahre Katholicität hin, welche auch die christliche reformierte Predigt mit Lob und Dank genieße, wie ich sie heute Vormittag vom Antistes Füßli in Neumünster gehört hatte. Sie drückte mir für meine Annäherung dankend die Hand.“

**T. B. 6. September.** „Ueber den Albis, Cappel, wo Zwingli in der Schlacht gefallen, und Zug (alter Witz: welches ist das ungesundeste Land? »Schwyz, so nahe bei Zug!«) nach Luzern, dem politischen und militärischen Mittelpunkte des Sonderbundes. Ich noch denselben Abend zu dem Schultheiß Siegwart Müller, dem ersten Staatsmann des Sonderbundes. Ich fand ihn in einer ganz kleinen schlecht möblirten

Stube, er war fest, aber nicht ohne Besorgniß eines schlimmen Ausgangs, eine andere Lösung als durch Krieg sei nicht denkbar. Ich hatte im Gasthof einen Artikel im Journal des Débats gelesen: »die radikalen Regierungen der Schweiz zerfallen mit den Klubs« — das, sagte er, sei Wunsch der französischen Regierung, aber nicht wahr; vielmehr seien die Regierungen abhängig von den Klubs; die Sache des Sonderbundes bestehe in Verständigung der katholischen und der reformirten Kirche, darauf werde aber protestantischerseits von den Staatsmännern nicht eingegangen, um nicht ihren Einfluß in ihren Kantonen zu verlieren. Den Sonderbund aufzugeben sei unmöglich, es wäre dies ein Sichergeben an die Feinde, welche nicht Freiheit, sondern das Gegentheil von Freiheit wollten, nämlich Herrschaft der radikalisirten Majorität ohne Rechtsschranke. In Luzern sei unter dem früheren radikalen Regimente die Geistlichkeit selbst in tiefen Verfall gerathen, da habe man keinen andern Ausweg gehabt, als die Bildung der Priester den Jesuiten zu übergeben (deren Austreibung jetzt die radikalisirenden Kantone forderten); die Jesuiten seien weit entfernt davon, in Politik sich einzumischen, was auch kein katholischer Kanton dulden würde; das Jesuiten-Geschrei sei auch veraltet, man schreie jetzt wider den Sonderbund und für die Centralisation." —

Wir besahen nun die gesamte Urschweiz, namentlich die vier Waldstädte — außer Luzern: Schwyz, Uri, Unterwalden, den alten Kern der Schweiz und jetzt Kern des Sonderbundes, einschließlich der uralten, reichen jetzt unter Schwyz mediatisierten Benediktiner-Abtei Einsiedeln, und suchten in das Parteiwesen in politischer und kirchlicher Beziehung einzudringen, wie es nach Unterschied der Stände mannigfach sich gruppierte: conservativ, zentralistisch-liberal, — in Schwyz „Hörner" und „Klauen" — Jesuiten für die höheren, Kapuziner für die niederen Stände. Wir fanden meist alles sonderbündisch, so auch entschieden „Seine hochfürstliche Gnaden" den Abt von Einsiedeln, den ich besuchte, und selbst den Alt-Landammann von Schwyz Nazar Reding, der mir den Ehrendegen zeigte, der seinem Oheim als Sieger von Baylan in Spanien verliehen worden war (1808); »al vencedor de los Franceses la ciudad de Malaga agradecida« sagte die Inschrift. Er war Chef der demokratischen „Klauen" — daher Alt-Landammann, denn die „Hörner", die Aristokraten waren am Ruder. Sie waren überzeugt von dem guten Rechte des Sonderbundes, der die Schweiz gegen radikalen Umsturz verteidige; N. Reding

sprach sich für das „Reislaufen“ aus, d. h. für den fremden Militärdienst der Schweizer, den die zentralisirenden Radikalen nicht dulden wollen; er sah darin ein Heben und Adeln der Schweiz; die aus dem fremden Dienst zurückkehrenden seien hochgeehrt in der Heimat und bilden den Rest des Schweizer Adels, den Demokratie und Parzellierungen übrig gelassen haben. Dahin gehört das merkwürdige Denkmal in Luzern — ein in den lebendigen Fels gehauener Löwe — der am 10. August 1792 in den Tuilerien in Paris, den König verteidigend, gefallenen Schweizer. Solchem Adel gehörte er selbst an, ebenso sein gewissermaßen Nebenbuhler, der jetzt regierende Hörner-Landammann Ab Iberg, den ich in der Kirche in Schwyz sah, wo ich neben ihm saß. — Nazar Reding, dem mich Sydow empfohlen hatte, sagte mir, daß er seine Söhne bei den Jesuiten in Schwyz und Freiburg erziehen lasse. —

In Luzern Bekanntschaft mit dem Bundesgeneral Salis-Soglio, der, selbst Protestant, ob dieser unserer protestantischen Anerkennung sichtlich erfreut war. Er hatte in Bayerischen Diensten bei Hanau 1813 und bei la Fère Champenoise 1814 mitgefochten und auf seiner Wange ein tiefes Tal von einer bei la Fère erhaltenen Wunde; — dann hatte er noch in holländischen Diensten die Brüsseler Revolutionstage im September 1830 mitgemacht. Er hoffte, wenn der Sonderbund unterliege, österreichische, oder noch gewisser französische Intervention. Er erzählte uns, wie die Jesuiten ihn auf Händen trügen; Brieg (im Wallis) sei neulich illuminiert gewesen, als er, während man ihn ermordet gesagt hatte, die Furka glücklich überschritten hätte. Er sprach von einer „sehr schönen“ Predigt eines Jesuiten: mit Gott könne man nur durch das Gebet Gemeinschaft haben; beten könne aber nur, wer mit der Sünde breche; wer nicht, dem hülfen alle Reliquien u. s. w. nicht. Salis war kein ungläubiger oder frivoler Protestant, hatte aber keine romanisierenden Tendenzen. Er machte für die Jesuiten ihr sehr geringes Einkommen geltend; Heuchelei sei deshalb und weil sie sich in weltliche Händel nicht mischten, nicht wahrscheinlich. — Wir besuchten die Jesuiten in ihrem Kloster in Luzern, an dessen Tür Salis umkehrte. Wir wurden freundlich aufgenommen. Im Kloster waren 7 Patres und 40 Zöglinge. Unser Pannwitz konstituierte sie über den Mariendienst; ich hielt ihnen vor, daß ich gehört hätte, Jesuiten hätten den Psalter umgedichtet, so daß alles was die Psalmen vom HErrn sagten, auf die Jungfrau Maria übertragen sei. Sie

sagten, sie wüßten davon nichts, sei es geschehen, so sei es ein mystischer Exzeß Einzelner. Ich referierte, was unser Führer nach Rigi-Kulm mir gesagt hatte: er ziehe die Kapuziner, die die Ärmsten besuchten, den Jesuiten vor, die auf Geld ausgingen und „für verstockte Sünder beteten", was soviel heißen sollte: sich dabei persönliche Anzüglichkeiten erlaubten. Thadden meinte nachher, ich hätte auf diese Erzählungen wohl „etwas Zucker streuen können." Von diesen Jesuiten sagte Thadden: „Es sind Leute wie wir, nur etwas besser." —

Einen sehr pikanten Besuch machten wir noch mit dem General Salis in seinem Wagen nach Stanz, dem Hauptorte des Kantons Unterwalden (nid dem Walde, d. h. nid dem Gebirge), „wo — nach dem T. B. 10. September — in einem Wirthshaus wie eine Bauernkneipe Käse, Forellen, Obst, Wein mit dem Landammann und dem Landeshauptmann, Gebrüder oder Vettern von Zelger, der ältesten Familie von Nidwalden. Sie waren so sonderbündlerisch, daß Nazar Reding ihnen schon ein Radikaler war. Sie beschrieben uns mit großer Ausführlichkeit die wunderbar charakteristischen, grunddemokratischen und zugleich höchst conservativen und uralten Rechte und Verfassungen von Nidwalden; diese und die katholische Religion müßten untergehen, wenn die Radikalen siegten. Sie schrieen wie die Zahnbrecher und ihre bäuerisch derben Allüren, ihr schweizerischer Dialekt und die ordinäre Kneipe kontrastirten wunderlich mit ihrer politischen und sonstigen Bildung. Der Landeshauptmann hatte mit in Spanien gefochten. »Wer nicht krebsroth ist«, sagte Salis nachher, »gilt hier schon für schwarz« — (roth = conservativ, schwarz = radikal —); auch der eine dieser Zelger gelte noch für radikal, weil er mit dem eidgenössischen Offiziercorps zu viel sich eingelassen." — Und alle diese Gegensätze auf diesem kleinen Raume der Urschweiz, mitten unter Touristen, besonders Engländern, und den majestätischen Naturschönheiten.

Die Reuß hinauf; hinter Andermatt Frühstück in einem Wirtshause [in Realp], welches ein Kapuziner mit Kutte und Strick für Rechnung seines Klosters hielt, über die Furka nach Bern, dem mächtigen Haupte der den Sonderbund bedrohenden Eidgenossen, wo vom 15. bis 17. September.

In Bern Pfarrvikar von Wattenwyl und Altschultheiß von Fischer unglücklich über den in Bern herrschenden tyrannischen und

demoralisierenden Radikalismus. Fischer hob unter vielem andern die äußerste Entsittlichung der Jugend durch die emanzipierten Schullehrer hervor, die „Straußens Leben Jesu" unter ihrem Kopfkissen hätten. Er sagte auch, er verstehe nicht, warum die sieben (Sonderbunds-) Kantone einen neuen Bund geschlossen und nicht einfach gesagt hätten, sie seien es, die den alten Bund hielten und fortsetzten.

**T. B. 17. September. Freiburg.** „Pater Gotreau zeigte uns das Jesuiten-Pensionat" — das wie ein königliches Schloß auf einem Berge in die Stadt hinabsieht — „die Eleganz und Ordnung — Beichtstühle zum Beichten der Zöglinge," die wegen der Ferien sämtlich abwesend waren, „die höchst elegante Kapelle für die kleine Congregation der Ausgezeichnetsten jeder Abtheilung, eine Elite der Anstalt. Das Theater, wo die weiblichen Rollen und anstößigen Stellen eliminirt werden, unter specieller Leitung der Patres. Unser Führer erklärte das Aufführen von Theaterstücken durch die Zöglinge für sehr nützlich, um diese zu künftigen Predigern, Advokaten, Staatsmännern u. s. w. auszubilden. »Marie conçue sans péché, prie pour nous«; wer im Besitz einer médaille miraculeuse dies täglich betet, den nimmt sie in ihren Schutz, nach ihrer eigenen Versicherung — so ein Anschlag, den wir lasen." Nach zwei Monaten fiel der Sonderbund, die Jesuiten wurden vertrieben und sind es noch, 1872.

**T. B. 19. September. Genf.** „Jeune fédéral, proklamirt an den Straßenecken durch Anschläge in sehr anständiger kirchlicher Sprache, neben dem Tagsatzungs-Beschlusse gegen die Jesuiten. Da es Sonntag war, so gingen Thadden und ich, geführt vom Lohnlakaien, nach dem Landhause des berühmten Predigers Merle d'Aubigné und ließen ihn — wir hatten keine Empfehlung — nur durch den Lohnlakaien fragen, wie wir den Sonntag zubringen sollten. Er gab uns seinen Rath, auch waren wir am Abend in einer Gesellschaft bei ihm. Wir kannten ihn vorher nicht. Er sagte uns, die Separirten feierten das jeune nicht mit, weil der Sonntag ja der Freude über die Auferstehung gewidmet sei." — In dem heutigen Protestantismus fließt leider meist praktisch Bußtag und Karfreitag einer- und Sonntag andererseits fast in eins zusammen. — „Er sprach seinen Widerwillen gegen die radikale Regierung aus. — In dem schmucklosen reformirten oratoire keine Liturgie, wenig Gesang. Um 12 Uhr in die Kathedrale, alt, leere Bänke wo der Altar sonst stand. Genf ist

fast thurmlos. Gesang, in dem man beinah nur die Stimme des Küsters hörte, der in einer box unter der Kanzel stand. Predigt, wie auf die Blüthe und den Unglauben des 18. Jahrhunderts Strafgericht und Elend und auf das Elend und den Glauben des 16. Jahrhunderts Segen und Blüthe gefolgt sei. — Der Lohnbediente sagte uns, man faste an solchen Fasttagen nie, sondern man esse besser als sonst und gehe spazieren."

Am 20. September bewegten wir uns in Lausanne in den Kreisen der démissionaires, d. h. der Geistlichen, die — so beschrieb man die démission — mit der „abscheulichen Waadtländer radikalen Regierung gebrochen, welche sie als serviteurs payés par l'état behandelt und ihnen angesonnen habe, ihre revolutionären Bekanntmachungen von den Kanzeln abzulesen", worauf sie dann austraten. Ich: das payés par l'état mache sie so wenig zu Staatsdienern, als der Erzbischof von Köln Staatsdiener sei, weil er sein Diensteinkommen aus der Regierungs-Hauptkasse beziehe, — und: daß sie nicht Staatsdiener seien, hätten sie laut predigen sollen, auf die Gefahr hin abgesetzt zu werden. („Man kann sagen: selbst wenn die Regierung die Verlesung der die Waadtländische Revolution verkündenden Proclamation in den Kirchen verboten hätte — statt, wie sie gethan, sie zu gebieten — was die nächste Veranlassung der démission war —, so hätten die Prediger sie dennoch verlesen müssen als wichtige Kirchen-Angelegenheit und um dagegen zu predigen"; — diese Bemerkung machte ich, wie das T. B. ergiebt, schon damals.) Antwort: O! man hätte sie nicht abgesetzt. Man merkte den Einfluß von Vinets Irrlehren: »L'état c'est la chair ou l'homme naturel«. — Ist auch le père oder la mère »chair et homme naturel«? Alles war sonderbündisch gesinnt. Ein diesen Kreisen angehöriger Mr. Rivier, bei dem wir den Abend zubrachten, klagte über das scheußliche Regiment der Waadtländischen Regierung als einer Bande von Pantheisten und Kommunisten, qui vivent du mensonge et de la calomnie, und alle rechtlichen Leute schutzlos lasse. — Aber, sagte man, kein Geistlicher des Kantons verleugne die dogmes fondamentaux. — Mr. Rivier sagte auch in Beziehung auf den Sonderbund: »la guerre est inévitable et impossible.«

Am 21. September besuchte ich auf dem Schloß in Neuenburg, wo die Preußischen Farben, den Staatsrat Calame, — eingedrängt als juste milieu, wie jener Straußische Wirt sagte, zwischen

dem Sonderbund und den Radikalen. Calame sagte, vor allem wollten die Radikalen den König los sein, der nun seit fünfzehn Jahren regelmäßig seine 26000 Thaler jährliche Nettoeinnahme für das Land verwende. Auch hier ist eine église libre, in welcher Streit ist, ob die Kirche die Christen mache, oder die Christen die Kirche. — Noch fünf Monate und des Königs Fürstentum war, wohl auf immer, verloren.

Am 22. September besuchte ich mit Hans Kleist in Solothurn Haller in seinem Hause vor der Stadt. Das T. B. erzählt: „Haller erinnerte sich Ottos Besuch von 1820 mit dem Grafen Stolberg. Ein Greis, aber (nicht „aber", sondern „und", denn ich weiß jetzt 1872, was ein Greis ist) sehr gesprächig; er sprach fast allein. Solothurn sagte er, sei in den Händen eines Diktators, des Spezereihändlers Munzinger, eines sehr fähigen Mannes, der sich und den Seinigen alle Aemter zutheile und eine wahre Herrschaft nach monarchischen Prinzipien gründe. (Dies setzte er mit einer Art Vorliebe auseinander, als Beleg seiner „guten Doktrin.") — Die Radikalen versäumten, sagte er, alle Regeln, durch welche Republiken sonst gegen solche Alleinherren sich geschützt hätten. — Er wünschte den Ausbruch des Krieges gegen den Sonderbund; der Gegensatz von Frieden, sagte er, sei nicht Krieg, sondern Unfrieden. »Nous intreviendrous peut-être« sage die französische Regierung, — warum nicht gleich? Nachher werde Guizot das fait accompli anerkennen." Haller sagte auch; „es giebt geistliche und weltliche, katholische und protestantische Jesuiten," — gerade wie man dies jetzt, 1872, wieder hört und in den Zeitungen liest.

**T. B. 23. September, Basel.** „Mit Thadden zu Hoffmann (dem späteren preußischen Generalsuperintendenten) in das Missionshaus, dem er angehört. Er fürchtet, daß die Stadt den Radikalen in die Hände fallen wird, obschon »noch einige Beter vor dem Riß stehen«; die Regierung habe eine furchtsame Haltung und voriges Jahr durch prinzipienlose Concessionen — Aufnahme von Radikalen in die Regierung u. s. w. — den Sturm beschworen; schon sagen diese, das nächste Mal würden sie so thöricht nicht sein." — Ein „Oberhelfer" Linder, Schwiegervater eines Waadtländischen démissionaire, der aber nach acht Tagen in die Landeskirche von Waadt wieder eingetreten, tadelte die heftig-konservative Haltung von Basel; man schreie für die gewaltsam unterdrückten Aargauischen Klöster und schweige über das Zertreten der Kirche in Waadt und Genf, garantiere auch die

dortigen aus Revolutionen hervorgegangenen Regierungen; gegen die Jesuiten hätte man viel schärfer auftreten sollen. Und ein Ratsherr Heußler kam — pantheistisch und Vinetisch — über den Satz nicht hinaus: der Staat bestehe doch nun einmal nur aus den gegebenen Menschen und ihren Richtungen, — und setzte ich hinzu — aus dem gegenwärtigen Gott und seinem Gesetze. Der Altbürgermeister Burkhardt dagegen, der vor den Radikalen aus seinem Amte gewichen war, sprach viel von den primitiven Sitten der Urkantone, besonders der Unterwalder und deren Vertrauen auf Gott und Entschlossenheit zum Kriege.

„Es schmeckte alles," sagt das C. B., „nach dem nahen Falle von Basel, welches dem Sonderbunde nicht angehörte."

In Koblenz, 26. September, erfuhren wir aus den Zeitungen, daß Uhlich und ein anderer Lichtfreund, Balzer in Naumburg, nun endlich von ihren geistlichen Ämtern suspendiert seien. Meine Frau hatte mir darüber geschrieben, Magdeburg 17. September: „Hier ist alles in gespannter Erwartung, ob Unruhen entstehen werden; es ist Messe und kein Mititair hier; ehe letzteres nicht hier ist, wird das Uhlichsche Erkenntniß nicht publicirt; im Vertrauen kann ich Dir sagen, daß das Consistorium schon Donnerstag vor acht Tagen die Suspension beschlossen hat. Schede hat seine Frau und Kinder fortgeschickt. Göschel hatte nicht wenig Lust seine Frau auch fortzuschicken. Es wird aber alles ruhig bleiben, sie sind zu lange darauf vorbereitet gewesen."

Das C. B. vom 26. September erzählt aus General Thiles in Koblenz Mitteilungen: „Der König," der am Rhein gewesen war, „habe die Elberfelder Deputation und (den nachherigen Finanzminister) von der Heydt zurückgewiesen und zum Regierungs-Präsidenten von Wedell gesagt, die Aachener hätten seine (des Königs) »Feinde« in den Landtag gewählt, was Thile mißbilligte. Den Oberpräsidenten Eichmann hat der König gefragt — auf zwei Vorgestellte weisend — »wer sind die beiden »»Flegel«« in schwarzen Cravatten?«"

In Bonn mahnte Hollweg, nicht ohne ängstliche Besorgnis, Thadden von seinem halbernsthaften Vorhaben ab, sonderbündische Militärdienste zu nehmen.

Zwanzigstes Kapitel.

# Kirchliche Wirren vor der Revolution. Oktober 1847 bis Februar 1848.

Am 1. Oktober war ich wieder in Magdeburg, wo an demselben Tage König und Königin auf dem Bahnhofe die Behörden empfingen. T. B.: „Der König sagte, er habe in Westphalen Wittekinds Gebeine gesehen, man habe sie in einem Glaskasten aufbewahrt »wie eine Schmetterlingssammlung«; das vorige Jahrhundert habe ein eigenes Talent gehabt, solche Sachen auf das Unschicklichste zu behandeln."

**T. B. 2. Oktober.** „Consistorialrath Zerenner hat auf Göschels Bemerkung, in der Uhlichschen Sache komme es nicht blos auf objectives Aufrechthalten von Normen, deren Wahrheit man dahin gestellt sein lasse, sondern auf wesentliche Wahrheit an — gleich in der Session erklärt: wenn es so gemeint sei, trete er aus, — was nun geschieht."

**T. B. 3. Oktober.** „Cabinetsordre und Eichhornsches Rescript an Prediger Nagel in Trieglaff und Consorten — unter anderem: das Kirchen-Regiment in seiner unirten Gestalt dürften sie nicht angreifen; von ihm hätten sie ja ihre kirchlichen Aemter. — Möller, Sack und Mänß widerstehen im Magdeburger Consistorium Appuhns Anstellung wegen seines Lutherthums, was Göscheln zu der Frage veranlaßt, ob er unter diesen Umständen Präsident bleiben könne. Ich ermahne ihn, den Zustand als Gährung und sich selbst als Element dieser Gährung anzuerkennen. Tholuck, jetzt auch Consistorialrat, hat sich erboten, öffentlich zu erklären, daß er an Uhlichs Suspension weder

pro noch contra theilgenommen, was Göschel abgelehnt hat; er sagte, daß es nicht einmal wahr sei."

Am 4. Oktober schreibt mir Moritz [Blanckenburg] aus Zimmerhausen: „Gestern am Erntedankfest hat Nagel seinen unirten Hirtenstab niedergelegt. Einige Tage vorher hat er ein wirklich trostloses Schreiben von Sr. Majestät erhalten, ohne alle Hoffnung irgend welcher Aenderung, mit der Anweisung, die Agende wieder anzunehmen. Er hat in der Zimmerhäuser Kirche förmlich und feierlich Abschied genommen und erklärt, nie wieder eine unirte Kanzel besteigen zu wollen. Er war aufgelöst in Thränen. Mir ist die Allerhöchste Antwort ein reines Räthsel. Es war so unendlich leicht, Nagel in der Landeskirche zu erhalten; es brauchte ihm nur das Ende eines kleinen Fingers gereicht zu werden. Der Austritt ist ihm blutsauer geworden. Er hat gelobt, den Kampf gegen die Union bis an sein Ende fortzusetzen! Was wird, was soll nun jetzt in der Trieglaffer Kirchen- und Ketzer-Geschichte geschehen?"

In dem Erlaß des „Oberkirchen-Kollegiums der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen" (Breslau 13. Oktober 1847 und unterschrieben „Huschke"), der die förmliche Aufnahme Nagels ausspricht und das Weitere anordnet, ist der Anspruch auf das Trieglaffer Kirchengut enthalten nach dem Prinzip des § 171 Teil II Tit. 11 Allg. Ldrcht.

**T. B. 4. Oktober.** „Nitzsch", damals Professor der Theologie in Bonn und später Propst in Berlin, Schmieders Schwager, „war bei Göschel. Er sagte, das in der Luft schwebende Kirchen-Regiment sei unmöglich; die Gemeinden müßten daran theilnehmen, das Amt erziehe und zügle die Menschen; wir bedürften einer Presbyterial-Verfassung. Ich: Mit oder ohne Rücksicht auf die Gegensätze, welche die Kirche zerreißen? Er: »Ohne!« man setze Glauben und Bekenntniß bei denen voraus, die auch nur sagen, ich glaube an Christum. Ich: Die freie Verfassung der Lande Cleve-Berg sei hiervon das Gegentheil, sie sei erwachsen aus dem konkretesten, positiven, protestantischen Bekenntniß des 16. Jahrhunderts. Wie er die Römer ausschließen wolle? Er: Das sind Konsequenzen, die Sie nur machen u. s. w." — Man denke sich die Entstehung des Apostolats und der Kirche ohne Petri Bekenntnis: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Leopold schreibt mir unterm 12. Oktober aus Rohrbeck: „Nagels Benehmen thut mir sehr leid, ich kann nicht sagen, wie

verkehrt ich es finde, statt die Gemeinde auf dem Bekenntniß aufzubauen, das schwache Kirchen-Regiment zu stürmen und zu drängen und an dem dünnen lockern Bande, das Staat und Kirche zusammenhält, zu ziehen und zu zerren. Der Herr, der seine Kirche regiert, wird wissen, warum er das zuläßt. Göschels Abschied wäre ein rechter Triumph für Uhlich."

**T. B. 5. Oktober.** „Was Göscheln drängt, ist die Unredlichkeit der Union. Die Geistlichen im Consistorium opponiren gegen Appuhn. Sie wollen ihn fragen, werde er einen, der die lutherische Abendmahlslehre verwirft, vom Altare zurückweisen? Sack: »ich verwerfe die lutherische Abendmahlslehre.« — Ich ermahnte Göscheln zu bleiben, es sei nun einmal Krieg und Anarchie. Er las mir sein schon entworfenes Abschiedsgesuch vor. Ich erinnerte ihn an den Segen des Herrn für sein Amt und durch sein Amt für sein Herz. Er: er habe mir fast gegrollt, daß ich jetzt hätte verreisen können, wie die Braut, die den Bräutigam in den schwersten Verhältnissen verläßt; er habe mit Niemand sprechen können. Ich: Nitzsch habe Recht, daß das Consistorium einer Stütze in der Gemeinde, namentlich im gläubigen Theil der Katharinen- (der Uhlichschen) Gemeinde bedürfe. Aufsatz von Prediger Eltester in Potsdam in der unirten Zeitschrift, das Consistorium habe kein Recht zu den Prozeduren gegen Uhlich, weil es dann konsequent auch die Schleiermacherianer absetzen müsse."

Mein Bruder Otto verließ in diesen Tagen als nunmehriger Hofprediger sein Pfarrhaus in seiner geliebten Elisabeth- (Voigtland) Gemeinde und bezog seine neue Wohnung in der Luisenstraße, mit seinen sterbenskranken jüngsten Kindern Elisabeth und Siegmund.

**T. B. 13. Oktober.** „Mit meiner Frau und Friedrich nach Berlin. Zu Otto: Wie geht es? Er: Ein klein wenig besser. — Und Siegmund? Er: Der ist gestern gestorben. Wir sahen noch Elisabeth, ohne Besinnung;" sie starb noch denselben Abend. Gottes Hand lag schwer in Amt und Haus auf dem armen Otto. Er hatte nur noch zwei Jahre zu leben.

**T. B. 14. Oktober.** „In einer kleinen Gesellschaft bei Minister Thile. Ich bat ihn um einen Augenblick Audienz. — »Dazu bin ich da« —, aber als ich die Lutheranersache und Göschels drohenden Abgang erwähnte, auf das Schärfste zurückweisend: »dann mag er gehen; wir können um Eines Mannes willen kein kirchliches Prinzip

aufgeben und die nun dreißigjährige Union nicht aufheben, weil Fehler dabei begangen sind«."

Ich schrieb in diesen Tagen ausführlich mit speziellen Ratschlägen über die Lutheranersache an Minister Thile mit einer Darstellung, was in Sachen der Konfession und Union jetzt Rechtens und wie diese Sachen ferner zu behandeln seien.

**T. B. 15. Oktober.** „Wir besahen das neue Krankenhaus Bethanien auf dem Köpenicker Felde."

**T. B. 16. Oktober.** „Begräbniß von Ottos Kindern auf dem Elisabeth-Kirchhofe, wo auch seine andern beiden Kinder. Es war der letzte Tag, an dem Otto ein Recht an diesem Kirchhofe hatte. — Die Fremdigkeit, mit welcher unsere Freunde in Berlin die Mißhandlung und Gewissensangst der Lutheraner behandelten — Leopold, Lancizolle, Schmalzens — schmerzte mich und ich schalt deshalb Leopold. — Nach Sanssouci zur Tafel; hin in demselben Coupé mit dem Fürstbischof von Olmütz, einem Grafen Sommerau aus Hessen, dessen Diöces nach Preußisch-Schlesien hineinreicht und der sich heute für den Rothen Adler-Orden bedankte, den der König ihm zu seinem fünfzigjährigen Priester-Jubiläum verliehen hatte. Mit Bezug auf sein Brillantkreuz sagte er, das Kreuz sei bei der Messe wesentlich; es könne auch hölzern sein, aber auch Reliquien in dem Kreuze seien wesentlich, sie hätten nur die Bedeutung von Andenken. Als ich sagte, die Verehrung der Gebeine der Heiligen sei auch ein Bekenntniß der Auferstehung des Fleisches, bestritt er dies. Die geistlichen Orden, meinte er, seien jetzt verfallen und nicht mehr zeitgemäß."

Dies liest sich heute, 1872, wunderlich, nachdem so heftig im deutschen Reichstage getobt worden ist gegen die gefährliche Macht der Orden, besonders der Jesuiten.

„Der König entschuldigte sich gegen mich, daß in diesen Trauertagen Otto auf heute eingeladen worden sei; es sei wider seinen Willen geschehen; er bedauerte, daß Ottos Einführung im Dom morgen auf neun Uhr angesetzt sei, wo er ihr, weil er Brunnen trinke, nicht beiwohnen könne. — Bei Tisch fragte der König mich sehr aus über die Schweiz. Er und ich sprachen unsere Sonderbunds-Sympathien aus. — Ich erwähnte die alten trois états des Fürstenthums Neuenburg und daß man daraus ein corps législatif gemacht habe. »Ja«, sagte der König, »das ist eine Sünde des ››seligen‹‹ Ancillon« (des auswärtigen Ministers in den dreißiger Jahren). Nach Tisch sagte der

König zu mir, Bunsen habe sich für Uhlich, seine Ehrlichkeit u. s. w. ausgesprochen. Worauf ich: »Ich finde es nicht ehrlich, die Auferstehung leugnen und Ostern feiern.« Der König: »Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen.« Audienz im Cabinet, wie sonst gewöhnlich, fand nicht statt."

**T. B. 17. Oktober. Sonntag.** „Ottos Einführung im Dom. Niemand vom Hofe gegenwärtig. Er predigte: Paulus, wie der Inhalt seiner Predigt Christus gewesen." —

**T. B. 18. Oktober.** „Bindewald erzählte, der König wolle anerkannt wissen, daß die östlichen und westlichen Provinzen respective lutherisch und reformirt und daß den lutherischen Gemeinden keine reformirten Geistlichen gesetzt würden." Er wollte, aber ohne Effekt. „Leopold sagte hierüber, der König hätte noch die meisten staatsmännischen Ideen; man sollte ihn nur in eine Stellung bringen, in der er mehr auf die Staatsgeschäfte einwirken könnte." —

**T. B. 23. Oktober.** „Der König, zur Jagd nach Blankenburg gehend, in Magdeburg; ich beförderte an ihn eine Anti-Lichtfreunds-Petition mit 85 Unterschriften. Zwischen Empfang und Souper des Königs Antwortrede auf die Lichtfreunds-Petition der Magdeburger. Göschel las uns des Abends diese Rede vor, die er seiner Frau aus dem Gedächtniß diktirt hatte (ich war nicht dabei gewesen) —: viel Freundliches für Magdeburg, das Apostolikum das Band der Christenheit — er habe nicht Recht noch Macht das Bekenntniß zu ändern, noch Kirchengut zu verschenken. Das Landrecht habe das große Prinzip der Gewissensfreiheit festgestellt, die Gesetzgebung vom 30. März (Toleranz-Edict) die Bekenntnißfreiheit; sie möchten warten auf General-Synode und Kirchen-Verfassung; man finde sich ja mit der Bibel ab, warum nicht mit dem Apostolikum?! Zahlen wie 20000 imponirten ihm garnicht; die Wahrheit kommt nicht aus den Massen, sondern von oben in die Massen; sie möchten die Petition zurücknehmen, damit er sie nicht zurückzuweisen brauche. Bodelschwingh hat sie ihnen dann zurückgeschickt." —

Leopold schreibt mir Sanssouci 24. Oktober: „Moritz Blanckenburg erzählte mir Thaddens Absicht, für die lutherische Trieglaffer Gemeinde Kirche und Kirchengut zu fordern. Ich habe davon in aller Weise abgerathen, weil dadurch eine unabweisliche Allianz mit Uhlich und Konsorten entstünde, die dann die Katharinen-Kirche in Magdeburg fordern würden. Was ist das für eine Zeit!

Guericke, der dem Consistorium das Recht abspricht, weil es selbst als unirt kein Bekenntniß habe, gegen Uhlich zu prozediren, Bunsen, Tholuck und nun gar Thadden und Nagel setzen sich in Marsch, um Diversionen zu Gunsten der Lichtfreunde zu machen."

Dem Bekenner verheißt das Psalmlied: „Luft und Sonne wird ihm dienen, bis er reife Früchte giebt," — aber wer flieht, dem laufen und bellen alle Hunde nach. So damals dem wackelnden Kirchen-Regimente.

In diesen Tagen wurden Mittelstaedt in Stettin und Voß in Berlin Konsistorial-Präsidenten, nach dem von uns geltend gemachten Prinzip besonderer, nicht mit dem Oberpräsidenten identischer Konsistorial-Präsidenten; — Voß zugleich Graf und Excellenz.

Das T. B. erzählt, daß der Prinz von Preußen Vossens Ernennung von Otto mit Erstaunen erfahren und am Ofen, wo er stand, zusammensinkend ausgerufen habe: „Oho!" — Dann habe er in einer Assemblee in Gegenwart mehrerer zu Leopold gesagt: „Na sind Sie denn Consistorial-Präsident geworden oder Voß?"

Leopold schreibt mir 21. November: „Im Consistorium ist Vossen alles entgegen und regrettirt Meding. Bodelschwingh ist sowohl gegen den eignen Consistorial-Präsidenten überhaupt, als besonders gegen Voß."

Voß blieb aber Konsistorial-Präsident bis 1861.

Leopold schreibt mir Berlin 17. November: „In Sanssouci bin ich mehrere Male gewesen, habe auch den König allein gesprochen. Aber ich sehe immer mehr, daß dabei nichts herauskommt. Bodelschwinghs Macht wächst durch den horror vacui; wo sie hingreift desorganisirt sie alles, was sie noch von Formen vorfindet, vermöge der expediency als oberstes Princip. — — Der König, bei der Blankenburger Jagd durch Arnim und Alvensleben darauf geführt, glaubt jetzt seine Selbständigkeit gegen Bodelschwingh wahren zu müssen, wodurch das Sammelsurium noch ärger wird. — Nichts liegt doch der jetzigen Zeit so tief und fest in den Gliedern als der Unglaube, den Du aus philosophischer Accomodation »Nichtwisserei« nanntest. Bodelschwingh und Canitz glauben an kein Prinzip und darum ist ein fester Gang in der Regierung unmöglich. Thile hat noch einen Halt, der aber nur persönlich ist und in Staatsangelegenheiten in Fatalismus und Absolutismus umschlägt. Dennoch ist er mehr Staatsmann, als die andern. Der König hat diesen Unglauben nicht, eher Aberglauben

und dadurch eine absolutistische Indifferenz gegen Menschen und eine absolutistische Auffassung des droit divin. — Radowitz, der hier war, habe ich in der Hauptsache mit mir einig gefunden. Schweiz, Ministerium. Er glaubt, was er weiß, — er irrt, aber der gnadenreiche Herr führt ihn zurück. Niemand will jetzt glauben, was er weiß." Leopold meint: sich hingeben, vertrauen, sein Ich riskieren an das, was man weiß. —

Hierzu bemerke ich: der heilige Augustin sagt: „der Glaube, Fides, öffnet die Tür zur Erkenntnis." Ein Kind, das nicht glauben wollte, würde weder denken noch sprechen lernen; es muß **zuvor** glauben, sonst muß es in dumpfer Vertierung untergehn. Insofern hat Leopold Recht, wenn er den Unglauben voranstellt. Er berief sich auf Hamlet: „Zweifle an der Sterne Klarheit, zweifle an der Sonne Licht, zweifl', ob lügen kann die Wahrheit (if truth can be a liar — das tut man!) — nur an meiner Liebe nicht." Aber aus Unglauben folgt erst nicht wissen wollen und dann nicht wissen.

**T. B. 30. Oktober.** „Ich hielt an unserm Theetisch — gegenwärtig waren Göschels und Wageners — einen Vortrag wider die Schleiermacher-Neandersche Irrlehre, als sei die Kirche wesentlich nur innerlich und die äußere Kirche nur die wechselnde Erscheinungsform dieser Innerlichkeit in der Geschichte."

Nun fiel, durch eidgenössische Waffen sofort überwältigt, der Sonderbund. Freiburg kapitulierte zuerst; dann, nachdem unser Freund Salis bei Gislikon geschlagen war, successive die übrigen Sonderbunds-Kantone.

**T. B. 19. November.** „Nachricht, daß Freiburg kapitulirt hat. Demokraten und Jesuiten-Freunde schlagen unseres Königs Schlachten und sein Fürstenthum Neuenburg hofft ängstlich auf Metternich und Louis Philipps Schutz." — Der König von Preußen proklamiert die Neutralität seines Fürstentums Neuenburg, aber die Radikalen wenden auf das „rebellische Neuenburg" den Satz an: „der Hehler ist so schlimm als der Stehler," und die siegende Tagsatzung legt Neuenburg 300000 Franken Sühne auf, welche ruhig zu zahlen Neuenburg beschließt. Also: der König von der Tagsatzung in eine Geldstrafe genommen. „Radowitz" — schreibt Leopold am 21. November — „geht mit einer geheimen Mission nach Wien wegen der Schweiz. Nachdem das Kind in den Brunnen gefallen ist, baut man einen Zaun darum." — Der König erläßt eine Note an die Tagsatzung

durch Sydow: er werde eine Verletzung Neuenburgs als ihm selbst treffend ansehen. Die Preußische Staatszeitung poltert, ebenso die ministeriellen französischen und die österreichischen Blätter, aber nichts geschieht. Frankreich, Österreich, Preußen sitzen still, gehalten, wie es scheint, durch Lord Palmerston. Bunsen, damals noch Gesandter in London, operierte daselbst gegen Preußen, was doch dem König nicht entgehen konnte; aber er blieb noch etwa sechs Jahre Gesandter in London und fuhr fort gegen des Königs Politik zu operieren, bis dieser Zustand, als der Krimkrieg eintrat, unerträglich und er abgerufen wurde.

**C. B. 19. November.** „Deutschland, Preußen hat kein Talent zum Patriotismus, man sieht es nicht ungern, daß Oesterreich Italien verliert und Preußen Neuenburg.“ — Und **29. November:** „Mich bekümmerte dies tief, — seit wir nicht mehr pietistisch, sondern kirchlich sind, verstehen wir König Davids innere Noth, daß die Gottlosen blühen und prangen.“

In dieser Zeit trat nun auch Pastor Besser zu den separierten Lutheranern über. Ulrike, Leopolds Tochter, mit ihm in näherer Verbindung, hatte mich, hinweisend auf die „herzzerreißenden Zustände in Pommern“, dringend aufgefordert, ihn zurück zu halten, was ich auch vergeblich versuchte.

**C. B. 10. Januar 1848** nach Berlin, das letzte Mal vor den Märztagen. „Leopold erzählte mir: Berndt [sein Sohn] sei mit Wilhelm Raumer ins Theater gegangen, Friedrich habe es abgelehnt, weil er mit Leopold und mir zu einer Partei gehöre. Berndt wollte in seiner Weise mit mir darüber disputiren. Ich wies dies ab und sagte: Friedrich habe de prime abord Recht; er, Berndt, müsse sich nicht von der Autorität durch naseweises Räsonniren frei machen, sondern durch selbständige Stellung zu Zeit und Welt. So ermahnte ich auch beide, statt des vielen Urtheilens, zu lernen, um Anschauungen zu gewinnen, welche sie dann frei machen würden.“ Berndt studierte nun auch in Berlin.

Leopold, so oft im Stich gelassen von den christlichen Umgebungen des Königs, Hofpredigern und anderen, erzählte folgende Geschichte vom Hofe König Friedrichs I. von Preußen: Der König gibt einen Maskenball; der Hofprediger (Koch?) will davor warnen, wird aber, um Audienz bittend, dreimal abgewiesen. Nun predigt er heftig dagegen. Der König: warum so öffentlich? Er: weil er bei

Mal abgewiesen worden sei. Der König schickt ihm ein Geschenk und ein Stipendium für seinen Sohn. Der Hof-Kavalier setzt ohne Auftrag des Königs hinzu: man erwarte nun aber auch u. s. w. Der Hofprediger wirft die Geschenke hin: will der König mich zum stummen Hunde machen!? Der Hof-Kavalier in der Klemme muß flehentlich bitten, daß er sie annehme.

**T. B. 11. Januar.** „Mittag bei Sr. Majestät im Berliner Schlosse. Otto Bismarck, Wilhelm Raumer, General Rochow. Ich bei Tafel zwischen Bismarck und Rochow. Der König nach Tisch: »Wislicenus sei ehrlich, Uhlich nicht.« Ich brach aus mit einem starken Zeugniß gegen Bunsen, da der König gesagt hatte, Bunsen habe Uhlich vertheidigt; vielleicht war mein Zeugniß zu stark, aber Leopold billigte nachher, was ich gesagt hatte." Ich sah den König vor den Märztagen und bis August 1848 nicht wieder. — „Zum Minister Thile, über die, wie es schon damals schien, bevorstehende Einräumung einer Kirche an die Magdeburger Lichtfreunde. Die Frage war ihm »ganz neu«; »daran sei, sagte er, garnicht zu denken,« dann aber doch: »wenn freilich Patron und Gemeinde wollen — —«, ich legte scharfen Protest ein, — namentlich: nichts ohne Göschel zu thun."

**T. B. 13. Januar.** „Leopold war gestern beim König gewesen; am Theetisch Leopold: die Zeitungen seien voll von der Hoffnung auf eine Magdeburger Kirche, welche die Minister den Lichtfreunden gemacht haben. Worauf der König: »das nicht, aber er wolle der Stadt die Sebastianskirche abkaufen, um die Katholiken hineinzubringen und dem Kloster seine Kirche wieder zu verschaffen, dann könne der Magistrat ihnen von dem Kaufpreise einen Betsal bauen, aber ohne Façade nach der Straße.« So mengte er immer etwas fremdartiges ein. Worauf die Königin unterbrechend: »Du denkst wohl, das Ganze gefällt ihm (Leopolden)? Siehst Du nicht, wie er erschrickt?« Dann Leopold im Thurm, der eine Ecke des Zimmers bildet, allein zum Könige: der König möge, da Zweifel entstanden seien über die Unions-Cabinetsordres von 1817 und 1834 und über die Sicherheit der Confessionen in der Landeskirche, eine Cabinetsordre erlassen des Inhalts: es solle in jeder Gemeine die Präsumtion für ihre Confession von 1817 streiten und danach der Schutz der Confessionen von den Consistorien geübt werden. Der König hat nur eingewendet, nicht eine Cabinetsordre, sondern ein Patent." Eine solche Kabinetsordre

hätte die Union in die ihr gebührenden, allerdings engen Schranken verwiesen, ist aber eben deshalb nicht zu stande gekommen.

Am 18. Januar in Magdeburg noch ein Prediger-Dienstag bei mir, um Licht zu bringen in das Wirrsal „Union und Konfession", gegenwärtig waren u. a.: Nagel, Thadden, Professor Harleß aus Leipzig, später oberster Geistlicher der Evangelischen in Bayern, Appuhn, Göschel. Ich: daß man ja in der Landeskirche volles Recht habe gegen die Union zu sein. — Thadden, die Gemeinschaft mit den Ausgetretenen faktisch festhaltend: wir bedächten nicht genug, daß die Kirche durch Wunder regiert würde.

Am 20. Januar starb König Christian VIII. von Dänemark; sein Sohn Friedrich VII. wurde sein Nachfolger, der letzte seines Stammes, zweimal geschieden und in dritter morganatischer Ehe mit einer Putzmacherin (Gräfin Danner) lebend. Leopold wurde zum Kondolieren und Gratulieren nach Kopenhagen geschickt.

Ich machte noch vergebliche Anläufe, Alvensleben zum Justizminister zu machen, was wie es schien, nur von ihm abhing.

**T. B. 28. Januar.** „Alvensleben meinte, wie er mir sagte, Bodelschwingh würde nicht ein Wort gegen seinen Wiedereintritt sagen, aber die Justiz sei ihm zu fremd geworden, um Justizminister zu werden." Auch er weigerte sich, high ground zu nehmen und doch kam es auf the highest ground an!

**T. B. 4. Februar.** „Göschel: das Consistorium habe einstimmig, ohne den nicht anwesenden General-Superintendenten Möller, beschlossen, gegen das Eichhorn-Bodelschwinghsche Genehmigungs-Reskript der Uhlichianer zu remonstriren und an den König nur darum nicht zu gehen, weil Göschel dies übernehmen würde."

Zugleich schrieb ich an den König deshalb und wegen Einräumens der Kirchen sowie wegen des beständigen Drohens von oben, die Kirche zu demokratisieren und schickte Abschriften an Uhden und Voß; es deckt die ganze jammerhafte Schwäche und frevelhafte Pflichtvergessenheit in den oberen Regionen noch einmal zusammenfassend auf. Der Umsturz mußte kommen und war nun schon ganz nahe. — Noch Anfang Februar hat Voß, wie er mir schrieb, den König und Eichhorn „aufs dringendste" gebeten, den Freien in Magdeburg keine Kirche einzuräumen, weil er sonst auch die andringenden Lutheraner nicht abhalten könne, — eine Parallele, die Göscheln ganz unglücklich machte. Der König und Eichhorn haben Voß damals versichert, daß

daran garnicht gedacht und es gewiß nicht geschehen würde. „Bodelschwingh," setzte Voß hinzu, „der auch die Deutschkatholiken hineingelassen hat, mag wohl andere Ansichten haben."

Gleichzeitig erschien die Verordnung wegen „Einrichtung eines evangelischen Ober-Konsistoriums unter Vorsitz des Kultusministers," vom 28. Januar 1848 mit Beziehung auf die Generalsynode von 1846. Aber sofort protestierten die liberalen Führer Schwerin und Alfred Auerswald: „dies habe die Synode nur in Verbindung mit einer Synodal- und Presbyterial-Verfassung der Kirche gewünscht," — in facto mit Recht.

**C. B. 20. Februar.** „In Berlin berietheh die Ausschüsse des Vereinigten Landtages das neue Strafgesetzbuch" (das nie zu stande kam). „Savigny," der Gesetzgebungsminister, „sagte in dieser Versammlung, es verstehe sich von selbst, daß durch Gotteslästerung Gott nicht beleidigt werden könne, sondern nur das religiöse Gefühl des Volks u. s. w. Der katholische Westphale Graf Galen legte hiergegen christlichen Protest ein. War dies ein stärkeres, weil konkreteres Gottes-Bewußtsein bei den Katholiken?" — Wenn die größesten Juristen so im Dunkeln herumirren, — wenn ein Christenkind von 10 Jahren mehr weiß, als sie — wie steht es dann mit der Rechtswissenschaft?

## Einundzwanzigstes Kapitel.

# Die Revolution März 1848.

Nun brach in Frankreich — 23. Februar — und gleich darauf in Deutschland das längst geahnte Revolutions-Ungewitter los. Ein Reformbankett in Paris war verboten worden, der konfuse Guizot, Premier, verliert den Kopf über Straßenunruhen, dankt ab, ebenso am 24. Februar König Louis Philippe zu Gunsten seines Enkels, unter der Regentschaft von dessen Mutter, der Herzogin von Orleans. Auch diese werden beseitigt, die königliche Familie reißt ab und Frankreich ist ohne irgend ernstlichen Widerstand „Republik“.

„Louis Philippe“, sagt meine Rundschau vom Juli 1848, „wurde ins Elend getrieben von unten, von der Autorität, die er selbst 1830 anerkannt hatte. Er hatte 1830 das Recht der Erstgeburt für nichts geachtet; sein Erstgeborener wurde ihm entrissen 1842 auf dem chemin de la révolte. Nun ist er in England, eben da, wohin er seinen greisen König und Vetter verjagt hat, nachdem er, wie dieser, vergeblich versucht, seinem unmündigen Enkel die Krone zu erhalten.“

Daß dieser schmachvolle Hergang einladend statt abschreckend und bald siegreich anstürmend auf Deutschland und fast den ganzen Kontinent einwirken konnte, war ein entsetzliches Symptom. —

Mein T. B. vom 28. Februar, wo nur erst der Umsturz von Frankreich vorlag, sagt: „Mein Schmerz war viel geringer als beim Fall des Sonderbundes. Es liegt etwas Befriedigendes in diesem zu Schanden werden der Lügen von 1830.“ Aber schon in den nächsten Tagen war Deutschland infiziert, namentlich das westliche

und Neuenburg dem Könige gewaltsam und für immer geraubt. Schon am 26. Februar brach im Fürstentum Neuenburg der Aufruhr aus, wenige Tage darauf rückten die Eidgenössischen Truppen ein.

Ich schrieb — 3. März —, da Leopold noch nicht von Kopenhagen zurück war, an Voß, man solle doch nun wenigstens Alvensleben an die Spitze stellen. Voß antwortete, er habe Alvensleben nicht gesprochen und wisse nicht, was dieser wolle. „Andererseits sehe ich aber auch nicht, daß die Leute im Gouvernement ein anderes Bedürfniß nach Menschen haben, als wenn in den einmal formirten Reihen eine Lücke entsteht und auch dann fällt die Wahl auf einen Lückenbüßer mehr als auf einen Menschen, der eigenen Willen und eigene Meinung hat. Freilich drängt die Noth. Morgen oder übermorgen können wir die Pöbelstürme hier haben. Ich sehe sehr schwarz und sehne mich nach einem ehrlichen Kriege."

Wo sollte der wohl herkommen? Daß eine politisch demobile Armee gegen eine politisch mobile wenig Aussicht hat zu siegen, wußten die Konservativen damals nicht und wissen es auch jetzt, 1872, meist nicht.

**T. B. 3. März.** „Der Erzbischof von Paris (derselbe, der in der Junischlacht 1848 auf den Barrikaden erschossen wurde) und Pater Lacordaire (der Dominikaner und Restaurator des Ordens) bekomplimentirten implicite die Pöbel-Revolution (»Laster des Patriotismus« sagt Leopold). Ebenso Graf Montalembert und der päpstliche Nuntius. Welche Religion, die sich neutral zu solchen Begebenheiten verhält!" Schwer war es freilich, für Louis Philippe Partei zu nehmen. Der Erzbischof, hieß es, habe angeordnet in der Messe zu singen: Salvum fac genium Francorum, statt »regem«.

**5. März.** „Schluß der Sitzungen des Vereinigten ständischen Ausschusses in Berlin."

An demselben Tage revolutionäre Versammlung der liberalen Führer, unter ihnen Gagern und Hansemann, in Heidelberg und umstürzende Beschlüsse in gemäßigter Form. Sie beriefen ein Vorparlament nach Frankfurt, das sich am 30. März daselbst versammelte und Beschlüsse faßte, wie Deutschland zu konstituieren sei.

Es folgte nun von seiten unseres Königs — und ebenso im übrigen, besonders im westlichen Deutschland und ähnlich in Ungarn — Konzession auf Konzession, Verheißung auf Verheißung, Öl ins Feuer, in dem Maße, wie die Frechheit und die Drohungen stiegen,

in immer rascherem Tempo, unter stetem Wachsen der Kräfte der Revolution und Abnehmen der Widerstandskraft des Königs.

**8. März.** „Die Hanauer petitioniren in damals landüblicher Weise. Sie schließen ihren Kurfürsten anredend: »Zögern Sie nicht einen Augenblick, Königliche Hoheit! zu gewähren, vollständig zu gewähren! Besonnene Männer, K. H., sagen Ihnen hier, daß die Aufregung einen furchtbaren Charakter angenommen hat. Bewaffneter Zuzug aus den Nachbarstädten ist bereits vorhanden; schon wird man mit dem Gedanken einer Lostrennung vertraut und kennt recht wohl das Gewicht der vollendeten Thatsachen.« Die Garnison von Hanau zieht ab; die Stadt wird barrikadirt. In der Umgegend Freischaaren."

Preußen hätte mobilmachen und West-Deutschland besetzen sollen. Das wäre der recht- und pflichtmäßige Weg zum Kaiserthrone gewesen. Der Kurfürst von Hessen bewilligte schon am 9. März alles. Selbst nach dem Falle Österreichs, 13. März, hätte eine Ordre des Königs, ein Armeekorps, etwa die Garde, mobilzumachen, öffentlich motiviert durch den Zweck, Preußen und Deutschland zu schützen wider die ausbrechenden Unruhen, die Revolution zum Stehen bringen können. Leopold und mich trifft der Vorwurf, dies nicht geraten zu haben.|

**T. B. 10. März.** „Während des Gesanges [eines Gesangvereins] bei Göschel erzählte der Referendar Assmann an Jakob: die Wallonen-Kirche sei nun Uhlich eingeräumt; so erfährt es Göschel, der Consistorial-Präsident, ehe an das Consistorium irgend etwas gelangt; Tags darauf erschien in den Zeitungen eine Bekanntmachung des Oberbürgermeisters Franke — dem der König immer schon wegen seiner liberalen Haltung seine Ungnade zu erkennen gegeben hatte — auf Grund eines Billets von Bodelschwingh. Franke sagt in der Bekanntmachung: »Es gereicht mir zur besonderen Freude, daß die Kirche« u. s. w. »eingeräumt ist«; — dann wurde die Kirche mit einer »herzlichen Anrede« von ihrem Pastor Weber an Uhlich übergeben. Göschel bat nun, gegen meinen Rath, um seinen Abschied."

Die landüblichen Forderungen waren in Deutschland in diesen Wochen: Deutsches Parlament mit Volksvertretung, Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, Gleichstellung der Bekenntnisse, Aufhebung der Feudallasten, Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle; dann: — — etwas Tumult oder Brandstiftung, gehorsame Fürsten, die Rädelsführer zu

Ministern ernannt und so fort. Alles sehr rasch in den kleinen Staaten, etwas langsamer in den größeren. Preußen und Österreich sahen, wesentlich passiv, allem diesem Unfug zu.

**T. B. 13. März.** „Alvensleben von Berlin kommend, Alles sei rathlos, der König ganz herunter; Arnim, der lahme*), sei ganz liberal aus Paris gekommen und scheine auf den König einen starken Eindruck gemacht zu haben; der König sage: er fühle sich isolirt, er werde den Landtag berufen müssen; Bodelschwingh erkläre jeden für keinen guten Preußen, der Besorgnisse hege. Ich drang wieder in Alvensleben, Minister zu werden." — Ratlos, isoliert! — mit einer völlig zuverlässigen Armee, deren Marsch allein genügte, den ganzen Schwindel wegzublasen, wenn politischer Mut (nicht bloß militärischer, an diesem fehlte es nicht) an der Spitze gestanden hätte.

**14. März.** „Tagesbefehl eines kommandirenden Generals in den Zeitungen: Die Reserven würden ausschließlich zur Vertheidigung nach außen einberufen; der König habe ja bei seiner Huldigung angekündigt, keine sogenannte glorreiche Regierung mit Kanonendonner zu wollen; Gott behüte uns vor Krieg! Es ist", setzt das T. B. hinzu, „als verlöre Alles den Kopf, wie 1806 als die Festungen fielen."

Es ist fast unglaublich, aber leider wahr, daß ein preußischer General einen solchen Tagesbefehl hat erlassen können, während Aufruhr und Aufruhr-Drohungen halb Europa, bis unter die Fenster des königlichen Schlosses in Berlin umzuckten.

Vom 13. März an tägliche Aufläufe in Berlin. Am 6., 13., 14. Aufruhr in Breslau, Königsberg, Erfurt.

Ich schrieb einen Artikel in Tippelskirchs „Volksblatt" vom 15. und einen andern für die Ev. Kirchenzeitung „Die französische und die deutsche Revolution", der am 18. erschien, als dem Tage, an dem nachmittags die Feindseligkeiten in Berlin ausbrachen. Einen dritten „Die deutsche Revolution und die Evangelische Kirche" hielt Hengstenberg mit Leopolds Zustimmung an. Leopold schrieb an Hengstenberg am 15. März: „Es ist jetzt nicht an der Zeit, wenn der König, von allen Fürsten verlassen, der Revolution und dem offenen Aufruhr gegenüber steht, seine Schwächen hervorzuheben und

*) Gesandter in Paris; bis dahin einer unserer, besonders Leopolds und Ottos, christlichen Freunde im weiteren Sinne; später unser, besonders Leopolds, leidenschaftlicher, heftiger Gegner. Lahm war er von einer Wunde im Kriege.

ihm vorzurücken: die Lutheraner, Sintenis, Uhlich u. s. w. — und ihm und seinen Ministern das Konsistorium gegenüber zu stellen. Wir sind Gott sei Dank, noch nicht gewöhnt konstitutionell zu unterscheiden zwischen Ministern und König; alle solche Vorwürfe fallen daher direkt auf ihn und schwächen die Autorität, die er doch, mehr als je, nöthig hat. Wenn alle Minister dafür sind, den Magdeburger Lichtfreunden die Kirche einzuräumen, wenn die Prediger und Gemeinden nichts dawider haben und alle Behörden sagen, es bräche sonst ein Aufstand aus, wenn dies die Wahrheit ist und selbst unkirchliche evangelische Christen nichts dagegen haben, so hat der König nicht Recht nachzugeben, aber daß er es thut ist natürlich und verzeihlich." Aber nicht auf „natürlich" und „verzeihlich" kam es an, sondern darauf: den König stark zu machen, und wie das möglich war, ohne ihm seine versäumten Pflichten vorzuhalten, ist schwer einzusehen. Nach der Explosion vom 18. März schrieb mir Hengstenberg: „Der Erfolg hat gezeigt, daß Ihre Ansicht der Dinge die richtige war," und ließ nun den Artikel in dem Blatt vom 29. März erscheinen. Mir schrieb Leopold zugleich einen ähnlichen Brief, in welchem er mit Recht Göschels Abschied-Fordern scharf mißbilligt.

Leopold hatte eine habituelle Abneigung als Führer eine Fahne zu erheben, wozu er doch Einsicht, Charakter und Mut genug hatte, und — als es so weit gekommen war, daß, wie er sagte (etwa seit dem 14. März) der „offene Aufruhr bis an das Schloß und an den Theetisch der Königin andrängte" — gewiß auch den Beruf. Aber der Wille und der heilige Ehrgeiz fehlte, der mir, bei in Staatssachen viel geringerer Einsicht, nicht so fremd wie ihm war. Am 29. März schreibt mir Leopold von jenem Artikel, daß er jetzt unverfänglich sei, leuchte ein.

Am 16. März Kränzchen bei uns, — Göschels u. s. w. Ich hielt einen Vortrag über das Opfer, als den Mittelpunkt alles Gottesdienstes, während in der Stadt die damals landübliche Emeute sich erhob, — „gleich nachher" — sagt das T. B. — „Gefecht gegen die Truppen und Fenstereinwerfen bei Göschel und Landrath Kampt." Alles dies ging bald vorüber.

Inzwischen hatte auch Österreich unter Fürst Metternich schon am 13. März in der seit einigen Wochen üblichen Weise seine Revolution fertig gemacht; das Nähere erzählt meine [illegible] vom Februar

1851 und zieht die Summa, daß Österreich am 13. März „schimpflicher, weil eher, leichter und tiefer“ gefallen war, als Preußen am 19. März. Die Art wie Österreich — das Kaiserhaus und Fürst Metternich — dem Aufruhr in Wien und dem gleichzeitigen in Ungarn, wo Kossuth der Führer war, nachgab (fünf Tage vor unserm 18. März) hätte durch das Übermaß von Nullität und Feigheit, das sich darin offenbarte, eine Warnung für Preußen sein sollen. Am 15. März 1848 hielt Kossuth seinen Triumph-Einzug in Wien. Ungarn mußte 1849 durch einen blutigen Krieg wieder erobert werden.

Die Preußische Staatszeitung vom 17. März, ein preußisches amtliches Blatt, fand diesen österreichischen Umsturz sehr erfreulich: „Österreich trete nun auch ein in die Bahn der Reformen, die Preußen nun schon so lange betreten habe u. s. w.“ Gleichzeitig hob am 17. ein preußisches Gesetz die Zensur auf, die nie so nötig gewesen war, als damals und der König verkündete die „Verwandlung des deutschen Staaten-Bundes in einen Bundes-Staat, ein Werk, das durch die großen Ereignisse in Wien wesentlich erleichtert werde.“ Man kann wohl annehmen, daß diese österreichische Revolution und die preußische Aufnahme derselben den letzten Impuls zu unserm 18. und 19. März gegeben hat. Dies ergibt sich auch aus dem preußischen Patent vom 18. vormittags, welches — unter Berufung auf „die großen Ereignisse in Wien“ — den Vereinigten Landtag auf den 2. April beruft und unter dem immer wiederholten Eingang: „Wir verlangen“ unter vielem anderen „eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder“ verheißt.

Zwei Züge, die den König am 18. März antreten wollten, einer mit hochroten Anträgen, die aus den „Zelten“, und der andere mit blaßroten, die vom Magistrat ausgingen, erfüllten den Schloßplatz. Ein Schuß fiel — so entstand das Gefecht. Statt der Beschreibung teile ich einen Brief des Geheimen Rats Bindewald mit von Berlin den 18. März 1848: „Hochverehrter Herr Präsident! Ich wollte Ihnen Göschels Entlassung wegen schreiben und zugleich anzeigen, daß uns gestern ein Töchterchen geboren ist; allein das furchtbare Kanonen- und Kleingewehr-Feuer, das die Luft erfüllt, bringt für jetzt alles zum Schweigen. Ueber den Anfang des Aufstandes kann ich Zuverlässiges nicht melden; nur soviel scheint gewiß, daß der König zur Menge hat sprechen wollen oder auch wohl gesprochen hat, daß darauf ein Hurrah erfolgt, zugleich aber auf einem entlegenen Punkte Feuer gegeben ist

Dies war um 2 Uhr nachmittags; seitdem geht der Sturm bis jetzt ½8 Uhr fort und das mit so ungeheurem Kanonen-Donner, daß ich in unserer entlegenen Wohnung, in der Hinterstube, wo meine arme Frau mit ihrem Kindlein liegt, den Lärm nur durch lautes Sprechen übertönen lassen kann. Ob die in größter Eile von außen herangezogenen Regimenter zur Dämpfung der Revolution ausreichen werden, steht dem Anschein nach sehr dahin. An einer Stelle sehe ich Feuerschein; das Schloß kann es glücklicherweise nicht sein. Dabei sind die meisten Häuser in meinem Gesichtskreis wegen Entlassung der Minister illuminirt. — Das Kanonenfeuer hat inzwischen nachgelassen; das Flintenfeuer aber dauert fort, vermischt mit dem Tönen der Sturmglocke und dem tobenden Geschrei der Massen, das uns näher zu rücken scheint. Das uns ganz nahe Anhaltsche Thor ist seit Stunden der Wache beraubt und soeben wird auch dort das Pflaster aufgerissen. Ich schließe, weil sich gerade Gelegenheit bietet, den Brief noch auf den Bahnhof befördern zu lassen; indeß nur unfrankirt, was Sie mit den Umständen entschuldigen wollen. Gott dem treuen Herrn befohlen. Ihr gehorsamster Bindewald."

Leopold hat sich dabei in der Breitenstraße tapfer opponiert, wie ihm zuzutrauen war. Ich fragte ihn später, was er denn eigentlich in dieser Berliner Schlacht getan habe. Er antwortete: „Nicht mehr und nicht weniger als jeder Second-Lieutnant des Regiments Franz; alles Übrige ist dummes Zeug." So sein Brief vom 12. Juli 1848. — Als sein und mein Neffe Leopold (Ottos Sohn) wegen St. Marie 18. August 1870 oder Sedan 2. September 1870 das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten, legte ich ihm — Ostern 1872 — die Frage vor, ob und wodurch er sich daselbst ausgezeichnet habe. Er antwortete: „Hätte ich weniger getan, so hätte ich können vor ein Kriegsgericht gestellt werden." — Leopold, mein Bruder, sagte nachher, die Rebellen hätten sich erbärmlich geschlagen, was auch schon das Mißverhältnis der Toten und Verwundeten zu ihrem Nachteil zu beweisen scheint (216 Rebellen, 18 Militärs). Der König befand sich am 18. nachmittags bis 19. Sonntag nachmittags im Schlosse, dem mannigfachsten Andrange und den damit verbundenen Einflüssen ausgesetzt. Das Resultat war, daß der König noch in der Nacht die Proklamation „An meine lieben Berliner" erließ, daß die siegreichen Truppen aus der Stadt entfernt wurden aus teils politischen, teils militärischen Gründen, daß der König am 19. zu den ihm entgegen-

gehaltenen bekränzten Rebellenleichen mit der Königin auf den Balkon hinaustrat, nachdem schon am 18. das gesamte alte Ministerium entlassen war, seltsamerweise so, daß die alten Minister noch die neuen revolutionär-konstitutionellen Maßregeln kontrasignierten, wogegen Graf Arnim-Boitzenburg als neuer Premier und mit ihm die dem Könige schroff widerwärtige Farbe: Camphausen, als Kultusminister Schwerin, Alfred Auerswald, Bornemann, Hansemann antraten, — endlich, daß am 19. die Stadt illuminiert wurde. Der Umsturz also und die Schande waren vollständig.

Graf Arnim-Boitzenburg soll, nun schon Hauptratgeber, dem Könige abgeraten haben, mit den Truppen Berlin zu verlassen (wodurch er aus der Umarmung der „lieben Berliner" losgekommen wäre), denn noch nie sei ein König, der vor seinen Gegnern aus seiner Hauptstadt gewichen, dahin zurückgekommen; er vergaß König David und König Heinrich IV. von Frankreich.*)

Politische Entschließungen vorausgesetzt, wäre noch am 19. nichts leichter gewesen, als mit Hülfe der völlig zuverlässigen Truppen den Thron neu festzustellen. Selbst nach der Räumung der Stadt wäre deren Wiedereroberung keine schwere Aufgabe gewesen. Berlin selbst würde sehr bald um Wiederbesetzung gebeten haben.

Der 19. März war der Sonntag Reminiscere.

Ich bekam schon am 19. früh folgenden Brief vom Oberpräsidenten von Bonin, bei dem ich denselben Mittag mit General von Hedemann, dem in Magdeburg kommandierenden General, dinieren sollte, was nun nicht geschah:

„Ew. Hochwolgeboren haben wohl schon von den betrübenden Ereignissen in Berlin gehört. Sie wirken sehr bedenklich auf die hiesigen Zustände zurück. Ich bin unterrichtet, daß der zuverlässige Theil der Bürgerschaft heute noch bei mir den Antrag stellen wird, dahin zu wirken, daß Ew. Hochwolgeboren die Stadt verlassen. Wird diesem Antrage keine Folge gegeben, so ist eine Demonstration seitens dieses Theiles der Bürgerschaft unvermeidlich — und die Folgen derselben sind unberechenbar.

Ich muß daher gegen Ew. Hochwolgeboren den dringenden Wunsch aussprechen, daß Sie vorher eine Reise anzutreten die Güte haben und sehe gefälliger Zusage darüber ergebenst entgegen.

Magdeburg den 19. März 1848 (gez.) von Bonin."

---

*) Vergl. C. B.-Eintrag v. 9. Juli 1861 — Kap. 33.

Bonin kam nun noch selbst zu mir und suchte mich und den bei mir anwesenden Göschel zum Abreisen zu bestimmen, was ihm mit mir nicht, wohl aber mit Göschel gelang. Ich schrieb Göscheln mittags noch einen Zettel durch Jakob: „ich beschwöre Sie bei dem irdischen und dem himmlischen Könige," wenn er reise, doch baldmöglichst, wenn der erste Sturm vorüber, wieder zu kommen; aber er reiste ab und kam erst wieder, als er den Abschied bekommen hatte. Er hat dies nachher, als die Reaktion eingetreten war, wohl oft bereut. — Meine Frau, sonst eher schüchtern, hatte politischen Mut, scheute in dieser Krisis keine Gefahr und stärkte mich sehr. Sie war sehr traurig über des armen Königs tiefe Erniedrigung, die ich natürlich auch schwer empfand, da er nun das Gegenteil von dem tat, was er vor noch nicht einem Jahre so überheftig beteuert hatte, — aber daß die vorangegangene Schwüle doch nun durchbrochen war durch dies lang und bang erwartete Gewitter, darin lag doch auch eine kräftige Erfrischung.

Friedrich und Jakob sagten an diesem Tage, Leopold und ich müßten uns nun auf parlamentarische Stellungen legen — warum wir das nicht längst getan hätten?

Es wurde nachher bekannt, daß an diesem Sonntage, vielleicht auch noch später, viele Berliner Prediger das Kirchengebet für den Prinzen von Preußen weggelassen hatten. Er galt bei den Revolutionärs — leider unverdienterweise — für einen extremen, absolutistisch-militärischen Reaktionär. In den Märztagen entwich er nach England; seine Reise hatte zum Teil den Charakter heimlicher Flucht. An seinem Palast war angeschrieben: „National-Eigentum" — man sagte nachher: zum Schutz gegen das Volk.

Am 21. erging in Berlin eine Proklamation des Königs „an mein Volk und die deutsche Nation": „Ich habe die alten deutschen Farben angenommen (schwarz-rot-gold). Preußen geht fortan in Deutschland auf." So etwas gewann Niemand. Gleichzeitig wurde der lahme Arnim auswärtiger Minister, — der ganz imponiert war von der Pariser Revolution.

In Magdeburg erhielt ich am 21. März von dem neuen Justizminister folgendes Schreiben: „Ew. pp. fordere ich auf, sich angesichts dieses von Magdeburg hierher zu begeben und bei mir zu melden, wo Sie meine weiteren Aufträge in Empfang nehmen werden. Berlin 20. März 1848. Der Justizminister. (gez.) Bornemann. — Ich ging

sofort nach Berlin, wo ich bei Friedrich, der dort studierte, wohnte. Es war der Tag, wo der König unter Graf Arnims, des neuen Premiers, Führung und des Polizeimanns Stieber Begleitung den schmachvollen dreifarbigen Umzug durch Berlin hielt, die Studenten anredete, Verheißungen über Verheißungen machte u. s. w. Der König soll, in der Meinung nicht wieder in das Schloß zurück zu gelangen, vorher einen quasi letzten Willen ausgesprochen haben. — Als ich gegen Abend dieses Tages ankam, machte mir Berlin mit den drei Farben und aufgerissenen Pflastersteinen und die Wachen, von „Bürgerwehren" besetzt, einen gräßlichen Eindruck.

**T. B. 26. Dezember 1851.** „Leopold sagte mir, Götze habe ihm erzählt: der Minister Thile habe, — als der König am 21. März (wo Thile nicht mehr Minister war), von den beiden Arnim und Schwerin zu dem dreifarbigen Umzuge aufgefordert, zu ihm herausstürzte, was er thun solle? — geantwortet: ein konstitutioneller König habe nur von seinen Ministern Rath anzunehmen und Stolberg die Achseln gezuckt. Leopold nannte dies: Steine für Brod. Er setzte hinzu: nach dem November 1848 habe er in Frankfurt beiden Thilens den Hergang der Sache und unsere Camarilla-Thaten erzählt; worauf der Minister Thile: ein konstitutioneller König, der von andern, als seinen Ministern Rath annehme, sei auf dem Wege zum Schaffot."

Leopold kommandierte in Spandau seine Brigade. Seine Frau und Töchter und meine Schwägerin Marie Blanckenburg fand ich am 21. März in Berlin tief traurig, — letztere zürnend und weinend über die Mißhandlung der Armee, des Königs Schande, die mit Pflastersteinen erzwungene Illumination u. s. w. Ich bekam Schelte über meine ruhig muntere Stimmung, die nach dem Obigen sich wohl erklärt aus den unerträglichen Zuständen vor dem Ausbruch. Auf der Straße las ich mit dem Präsidenten Kleist beim Licht einer Laterne an diesem Abende des Königs heutige Proklamation: „an die Spitze von Deutschland — aber keine Eroberungen u. s. w."

**T. B. 20. März 1850.** „Stahl erzählte aus Zinkeisens (des damaligen Redakteurs der offiziellen Staats-Zeitung) Munde: in den Märztagen 1848 habe die Staatszeitung einen Artikel enthalten, der den Aufruhr am 18. als eine wenig bedeutende, von den Truppen unterdrückte Straßen-Emeute dargestellt und vornehm abgefertigt habe; aber eine Rotte sei zu Zinkeisen gekommen: er müsse den Verfasser nennen oder von der Redaktion abtreten. Der Verfasser sei aber Graf

Arnim, der nunmehrige Premier, selbst gewesen; und während Arnim Premier geblieben, sei Zinkeisen von der Redaktion abgetreten."

**T. B. 22. März 1848.** „Frühstück bei Lancizolle. Wir lesen den Klage-Psalm 80. Niemand weiß, wo der Prinz ist; Lancizolle sagte, des Prinzen Portrait liege in der Königsstraße auf dem Steinpflaster, schon ganz bespieen, und werde jedem Vorübergehenden zum Bespeien angeboten. — Nachmittag zu Leopold nach Spandau; nervenstärkender Anblick des Militairs und der Festung, als Gegensatz zu dem aufrührerischen Berlin. Leopold und ich fühlten und dachten überein; nur daß ich mehr accentuirte, was wir nun zu thun hätten."

Der General von Blumenthal — Schwestersohn von Heinrich Below, 1870/71 Generalstabschef des Kronprinzen, jetzt 1872 in Magdeburg kommandierender General — erzählte mir neulich, also nach 1871: er habe damals als Leutnant unter Leopold gestanden. Während andere Offiziere den Unwillen ihrer Untergebenen sehr in Schranken gehalten, habe Leopold, wenn von der scheußlichen Wirtschaft die Rede gewesen, sie mehr encouragiert. Ein Spandauer Prediger habe auch das Gebet für den Prinzen weggelassen; aber scharf und sichtbar beobachtet in der Kirche von den Offizieren sei er so in die Klemme gekommen zwischen ihnen einer- und den Berlinern andererseits, daß er bald darauf gestorben sei.

Am 23. März 1848 schrieb mir Leopold aus Spandau: „Hier war heute ein Auflauf, weil die Bürger weder die (schwarz-rot-goldnen) Cocarden noch die Fahnen dulden wollten. Wir wollen kein Deutschland, wir wollen keine Freiheit, wir sind frei genug, fort mit der falschen Fahne! schrieen sie wild durcheinander und drohten den Bürgermeister zu hängen. Ich bot ihm meinen Schutz an."

Während ich am 22. in Spandau war, fand in Berlin das Begräbnis der Rebellen statt, welches durch die Anwesenheit fast aller Berliner Geistlichen verherrlicht wurde — wohl unter allen Greueln der ärgste. Mein Bruder Otto schloß sich aus, — es war mir zweifelhaft, ob er nicht hätte teilnehmen und lautes Zeugnis ablegen sollen gegen alle diese Greuel. — Prediger Sydow hielt die Leichenrede, derselbe, der jetzt (1872) als ein notabler Protestanten-Vereinler dem schwächlichen Evangelischen Oberkirchenrat und der zerrütteten Landeskirche Trotz bietet. Er soll in der Leichenrede die Gefallenen vom 18. März denen von 1813 gleich gestellt haben. Der König pflegt ihn accentuiert seinen Freund zu nennen.

Erst am 23. März konnte ich Bornemann erreichen, der mich, nach dem T. B., „krank im Bett annahm. Der Arzt: ich solle ja abkürzen. Bornemann: ob Kisker, sein Rath, nicht gegenwärtig sein könne? Ich: nicht gern! Er bat mich nach einigen Complimenten über Festigkeit u. s. w. hier in Berlin zu bleiben; es sei jetzt nicht Zeit zum Widerstande, die Zeit des Reconstruirens werde kommen. Ich sagte nichts zu. Er: ich solle nicht eher abreisen, als bis ich Graf Arnim gesprochen. Ich: Ja! wenn Graf Arnim mich zu einer Besprechung aufforderе. Er: das wolle er veranlassen. Es geschah nicht. — Den Mittag bei Voß, der viel von den Beguinen in Gent — nicht gerade das Thema des Tages — erzählte. Thadden war in diesen Tagen in Berlin und war voll von Angriffsplänen auf die Stadt. Ich wünschte ein conservatives Centrum in der Person Bismarcks und drang in Thadden, bald von Pommern, wohin er abreisen mußte, zurückzukommen."

Am 24. März bildete sich in Kiel unter dem Erbprinzen Friedrich von Augustenburg eine provisorische Regierung, die sich der Festung Rendsburg bemächtigte und den Aufstand der Herzogtümer gegen Dänemark organisierte. Der König von Preußen erklärte: Die Herzogtümer sind selbständige miteinander verbundene Staaten, in denen der Mannsstamm herrscht. — 1864 besann sich Preußen anders und ließ sich und Österreich die Herzogtümer von Christian IX., der sie durch Weiber besaß, abtreten als von dem allein berechtigten Herrscher, wofür ihn auch das Kronsyndikat erklärte.

**T. B. 24. März.** „Begräbniß der gefallenen Soldaten mit militärischen Ehren, von dem der König keine öffentliche Notiz nahm und welches schroff contrastirte mit der Feier der gefallenen Rebellen."

Billet von Bornemann: „Von Ihrer Pflichttreue erwarte ich, daß Sie sich in keinem Falle von hier entfernen", nebst einem amtlichen Commissorium, eine Hypotheken-Ordnung auszuarbeiten, mit einem großen Stoß Akten. Ich antwortete: „ich reiste ab, einer solchen dem Spott der Menschen mich aussetzenden Suspension zöge ich gewaltsame Amtsentsetzung vor und schickte die mir zugestellten Akten zurück."

Am 11. Januar 1854 erzählte mir der Landrat von Kleist (aus Kreis Schweinitz) — so berichtet das T. B. dieses Tages — „er sei am 26. März 1848 in Magdeburg gewesen. Bonin habe damals mit Graf Gneisenau, Graf Schulenburg (Emden?) und General

Hedemann einen Plan nach Berlin zu ziehen und den König zu befreien verabredet und den Landräthen der Provinz, deren Kleist einer war und den Landwehr-Commandeurs die Einziehung von 400 Mann Landwehr pro Bataillon aufgeben wollen. Da sei in die Vossische Zeitung gekommen, daß der König in Potsdam zu den versammelten Offizieren gesagt habe, er befinde sich wohl in Berlin; da sei Hedemann zurückgetreten und Alles aufgegeben worden."

**T. B. 24. März.** „Den Abend in Magdeburg theilte mir Jakob mit, daß unsere Köchin sehr impertinent von meiner Frau sofortigen Abzug und Lohn gefordert habe und auch schon abgezogen sei." Wahrscheinlich hatte sie sich — oder man ihr — plausibel gemacht, daß es mit mir zu Ende gehe. „Luise hatte am 22. März aller Aufforderungen und Drohungen ungeachtet nicht illuminirt. Ihre Entschiedenheit war mir sehr tröstlich."

Am 25. März ging ich mit dem Eisernen Kreuz (das ich sonst nur zur Uniform anlegte) „in die Session und erklärte, daß ich wider meinen Willen so lange ausgeblieben sei."

Bismarck schreibt mir am 26. März aus Schönhausen: „Die Bauern hier wüthen gegen die Berliner; aber wer kann das Gebäude halten, dessen Eckstein morsches Holz ist!"

**T. B. 26. März. Sonntag.** „(Esel im Brunnen.) Statt in die Kirche zu gehen, schrieb ich folgenden Panier erhebenden Aufruf für Bismarck und andere: »Die Revolution, von Paris aus angezündet, hat ganz Deutschland, hat mit besonderer Heftigkeit den Preußischen Staat ergriffen. Nicht nur unser Wohlstand, unser Besitz, sondern alle Grundlagen deutschen Rechts, deutscher Verfassung, deutscher Freiheit, Alles, was uns auf Erden theuer und heilig ist, wird bedroht. Es werden Umwälzungen in Aussicht gestellt, die unser Vaterland dem unter die wetterwendischen Launen des Pöbels der Hauptstadt geknechteten Frankreich gleich zu machen drohen. Ueber diese Umwälzungen wird nicht mit den verfassungsmäßigen Organen des Landes, dem Herrenstande, der Ritterschaft, dem Bürger- und Bauernstande, sondern mit einzelnen fanatisirten Stadtgemeinden, mit Abgeordneten revolutionärer Clubs, mit aufrührerischen Massen unterhandelt. Die großen Städte, selbst von Parteiungen zerrissen und geknechtet, maßen sich nach dem Vorbild von Paris die Souveränität über Preußen, über Deutschland an. Die treuen Truppen Sr. Majestät des Königs haben als wahre

Söhne des Vaterlandes den in Berlin ausgebrochenen Aufruhr siegreich bekämpft, bis höherer Befehl ihnen Schranken setzte. Was auf diesen Sieg gefolgt ist, haben viele tausend treue preußische und deutsche Herzen, — die Bürgerschaften der großen Städte, namentlich die von Berlin nicht ausgeschlossen, — mit Scham und Schmerz empfunden. Es drängt die höchste Noth, dem Thron und dem Vaterlande zu Hülfe zu kommen. Dazu bedarf es der Verbindung, des gemeinsamen Handelns aller derer aus allen Ständen, welche deutsches Recht und deutsche Freiheit, welche insbesondere den Preußischen Staat, ohne welchen deutsches Recht und deutsche Freiheit nicht bestehen kann, gegen revolutionäre Tyrannei zu vertheidigen entschlossen sind. Die hereinbrechende Revolution hat uns zerstreut und ungerüstet vorgefunden. Jetzt tritt der von Sr. Majestät dem Könige berufene Landtag zusammen. Die Unterzeichneten, gern bereit, würdigeren zu weichen, fordern hiermit alle wesentlich Gleichgesinnte — und deren ist eine unermeßliche Zahl durch alle deutsche Lande — auf, mit ihnen mittel- oder unmittelbar sich in Verbindung zu setzen. Zustimmungen — am liebsten öffentliche oder öffentlich zu machende — aus allen Ständen und Classen werden uns willkommen sein und unsere Sache stärken. Untergeordnete Meinungsverschiedenheiten müssen zurücktreten vor der drängenden Gefahr, vor dem einmüthigen Entschlusse, den Preußischen Staat, das deutsche Recht, die deutsche Freiheit zu vertheidigen. Zunächst wird es darauf ankommen, den Landtag vor revolutionärer Gewalt zu schützen, die Berathung über die Zukunft des Vaterlandes den tobenden Pöbelmassen aus den Händen zu nehmen und den im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Kraft freien, wahren Vertretern des Landes wiederzugeben, überhaupt dem Vaterlande und der Welt zu zeigen, daß wir das freie Haupt vor wüstem Radikalismus, vor frechem Aufruhr nicht gebeugt haben, noch zu beugen gesonnen sind, sondern solcher Schmach selbst einen ehrenvollen Untergang vorziehen. Dazu werden wir uns auch der von Sr. Majestät für frei erklärten Presse zu bedienen haben. So gehen wir denn an unser Werk mit der Gewißheit für eine gute Sache einen Kampf zu kämpfen, dessen Ehre und Preis von jedem irdischen Erfolge unabhängig ist.« Der Aufruf ging ab an Leopold, Friedrich, Voß, Bismarck, Alvensleben, Gneisenau."

Leopold schrieb, daß der König am 25. in Potsdam gewesen und mit den Offizieren gesprochen habe. Man erfuhr nachher, er habe gerühmt, wie wohl er sich in Berlin fühle, worauf eine hörbar klirrende

Bewegung des Erstaunens unter den Offizieren entstanden sei und er dann eingelenkt habe.

**T. B. 26. März.** „Feier der drei Farben mit Liedern auf dem Magdeburger Markte. Hurrah für Bonin. Uhlich predigt zu Gast in St. Katharinen. Das Consistorium machtlos.“ —

**T. B. 27. März.** „Tippelskirch und Wagener zu Mittag bei uns. Tippelskirch: da das souveräne Königthum gefallen, so verlasse er die Politik. Verhandlung mit Wagener wegen Uebernahme des Volksblatts, — zuletzt Anstoß an seinem Irvingianismus.“ Florencourt übernahm das Blatt (für kurze Zeit). Die Irvingianer halten nun Gottesdienst und Abendmahl in Berlin. **28. März.** „Provisorische Regierung in Holstein und Preußische Erklärung für diese.“

Leopold schreibt mir Potsdam, 29. März: „Gestern Mittag aß ich mit allen Garde-Generalen beim Könige. Er war sehr gedrückt und mit mir verlegen. Ich wollte vermeiden den Herrschaften gegenüber zu sitzen. Es ging aber nicht. Die Königin und ich fingen jedesmal an zu weinen, wenn wir uns ansahen.“

Graf Arnim tritt als Premier zurück, Camphausen an seine Stelle; Hansemann Finanzminister, beide bisher Präsidenten der Handelskammern in Köln, beziehungsweise in Aachen.

**T. B. 30. März.** „Noch ein Schreiben von Bornemann, der im Interesse des Königs mich drängte, nach Berlin zu kommen, obschon er mich nicht zwingen könne und die Unabhängigkeit der Richter nicht antasten werde, — auch Graf Arnim wünsche es. Dieser war inzwischen ausgeschieden. Ich lehne hierauf nochmals ab.“

Leopold schrieb mir 31. März aus Berlin: „Eben erfahre ich aus ganz sicherer Quelle (Uhden, wie sich nachher ergab), daß man Dich wegen Ungehorsams in Ordnungsstrafe nehmen und dann zur Disciplinar-Untersuchung ziehen will, das mußt Du abwarten und aushalten. Bornemann soll Drohbriefe erhalten haben, wenn er Dich nicht wegschaffe, so würde man sich an ihn halten.“

Ferner **T. B. 30. März:** „Nachmittags nach Gnadau zu Göschel mit meiner Frau; im Coupé Adolf Krosigk-Hohen-Erxleben; als ich ihn anspornte: »in der einen Hand die Zuckerrübe, in der andern den Degen«, war er ohne Kraft zum Kampfe; »wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen«; als ich ihm

meinen Bismarckschen*) Aufruf mittheilte, sagte er, Alvensleben habe gesagt, ich sei exaltirt." — „Gneisenau wollte nicht unterschreiben, weil die Stände nicht haltbar und Census das allein mögliche sei und Bismarck verlangte den Zusatz: keine Reaction!" Aber grade auf Reaktion — ganz verschieden von Rückschritt — kam es an. „Bereitwilligkeit großer Opfer", was Bismarck in den Aufruf aufgenommen sehn wollte, taugte nur etwas, wenn deutlich wurde, daß Egoismus gemeint war und nicht das Aufgeben von Rechten, bei denen Pflichten die Hauptsache.

An demselben Tage ich an Friedrich: „Herr von Thadden mit seinen großartigen muthigen Ansichten ist der treueste Freund."

**T. B. 31. März.** „Alvensleben kam; er sagte, er habe am 19. geweint wie ein altes Weib. Noch am 19. habe Graf Arnim ihn bereden wollen, Minister zu werden, was er mit Lächeln beantwortet habe (Lächeln — so einer der angesehensten und begabtesten Diener, vielleicht der allerbegabteste!); die Königin habe das Hinaustreten zu den bekränzten Verbrecherleichen eine Schmach genannt, größer als Ludwigs XVI. Jakobiner-Mütze." — Von meinem Aufruf versprach sich Alvensleben wenig und meinte, sprechen mit den Leuten sei besser, sagte mir aber zu, mit Bismarck in Verbindung zu treten. Ich: „Minoritäten erobern die Welt." Er: „Das haben Sie immer gesagt." — „Alles — fährt das T. B. fort — ist unglücklich über des Königs Schande und über des Vaterlandes Fall; nur die heuchlerischen Zeitungen jubeln. Ich habe noch Niemand Freude aussprechen hören. Auch meine Collegen sind unwillig über die Berliner. Zu der Magdeburger Deputation hat der König gesagt, er werde nächstens 500000 Bajonette brauchen."

Leopold schreibt mir — Ende März oder Anfang April — als Plan für die Konservativen folgendes: „Durch den Abgang von Graf Arnim und Schwerin", der eben erfolgt war, selbst Schwerin galt für zu gemäßigt — „scheint es mir jetzt erwiesen, daß das Gouvernement Steuer und Ruder und Alles weggeworfen hat, um sich ganz dem Winde und Strom der Revolution zu überlassen. Alles wird in Frage gestellt, nicht blos die Edicte vom 3. Februar 1847, sondern Städte-Ordnung, Justiz u. s. w. Da kann man nicht mitgehen. Jeder Widerstand wird durch das Prinzip der Revolution

*) D. h. für Bismarck, als von mir in Aussicht genommenen Kernpunkt der Bewegung, bestimmten.

beseitigt werden. — Es ist aber für unsere Zukunft keineswegs gleichgültig, wenn von dem Landtage, sei es auch nur von einer schwachen Minorität, ein Protest gegen die siegende Revolution ausgeht. Dieser Protest ist das Programm der Treu-Gebliebenen und der einzige Anknüpfungspunkt einer Restauration. Ich glaube daher, daß die conservative Partei auf dem Landtage erklären muß, daß die Minister in keiner Weise das Recht haben die Verfassung umzustoßen, daß diese vielmehr in den Provinzialständen und in dem Vereinigten Landtage, einschließlich der Herren-Kurie, zu Recht bestehen, und daß diese Verfassung ihren Rechtsboden in den alten Verfassungen des Landes und in den Edicten von 1823 und vom 3. Februar 1847 habe. Die conservative Partei muß den Sieg des Rechtes vorbereiten, indem sie jeden Balken des zertrümmerten Schiffes, jeden Fetzen des Königlichen Purpurs festhält."

Am 2. April wählte das von den Revolutionärs gewählte Vorparlament in Frankfurt einen „fünfziger Ausschuß", dem von nun an bis zum Zusammentritt der Reichsversammlung die alte deutsche Bundesversammlung in matter, weichender Haltung gegenüberstand.

**T. B. 2. April.** Sonntag. Ich wieder in Berlin. „Mit Thadden zu Bismarck; er war etwas spröde gegen mich und nicht sehr muthig; ich gab aber die Hoffnung auf ihn noch nicht auf. Vormittag mit Thadden in die Matthäikirche (Büchsel) und Nachmittag mit Friedrich in den Dom (Otto). Vor dem Dom-Gottesdienst mit Thadden zu Alvensleben, wo der Hofmarschall Massow. Alvensleben erklärte sich scharf gegen den angeblichen Plan Bismarcks, auf dem Landtage einen Dank an die Armee zu beantragen, er würde damit mit großer Majorität durchfallen und dann würde es heißen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden. Massow meinte, man müsse auf dem Landtage den Prinzen von Preußen gegen die falsche Anschuldigung vertheidigen, als habe er das Schießen am 18. März veranlaßt. Ich warnte scharf vor einer solchen unschicklichen und verleugnenden Vertheidigung und sagte, er müsse ohne Kritik seines Benehmens staatsrechtlich als erster Unterthan und Thronfolger vertheidigt werden. — Ich schrieb für Bismarck als vier zur Sprache zu bringende Punkte auf: 1. Armee, 2. Verhandeln mit einzelnen städtischen Deputationen und Revolutions-Clubs über die Staats-Verfassung — ein Verfahren, welches die Revolutions-Minister sich erlaubten, 3. Prinz von Preußen, 4. Festhalten staatsrechtlicher Grund-

lagen der bestehenden Verfassung, welche in den königlichen Vorlagen an den Landtag — »breiteste Grundlagen« u. s. w. — ignorirt waren." — General Thile war von Berlin gewichen. Das T. B. erwähnt ein absurdes Gerücht, er habe sich am 18. im Priester-Ornat vom Schlosse gerettet. — „In der Mittagsstunde wurde der Landtag, der an diesem Tage nur einige Stunden saß, eröffnet. Es wurde ihm ein Wahlgesetz »auf breitester Grundlage« proponirt für die Versammlung, die eine Verfassung mit dem Könige »vereinbaren« sollte, und von ihm angenommen.

Darauf — so das T. B. — Mittagessen im Café royal, wohin vom Landtage Thadden, Schenckendorf, Bismarck u. s. w. kamen. Thadden sagte, alles sei »erstarrt von eisiger Furcht«. — Thadden hat der Adresse, welche der Revolution zujauchzt und für welche Einstimmigkeit gewünscht wurde, sein »nicht einstimmig!« entgegengerufen und etwa vier haben ihm, jedoch nur durch Sitzenbleiben, zugestimmt: Schulenburg-Emden, Schulenburg-Altenhausen und Schenckendorf, — Bismarck mit einer sehr matten Rede: Freude empfinde er nicht, wie die Adresse sich ausdrücke; aber das Ministerium sei das einzige, welches zur Ordnung zurückführen könne u. s. w." (Man sieht, seine Einsicht, worauf es ankam, war noch sehr unreif.)

**T. B. 3. April.** „Ich schrieb Materialien zu einem Bismarckschen Votum gegen »das Wahlgesetz auf breitester Grundlage« nieder. Dieser Aufsatz ist nachher als Thaddens Votum mit einem Zusatz oder Zusätzen von ihm in die Zeitungen gekommen." In einem Ev. Kirchenzeitungs-Artikel von mir, betitelt „Ein Blick in die Zeit", der den gräßlichen damaligen Zustand überhaupt schildert, ist diese Thaddensche Erklärung abgedruckt.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

# Sommer 1848. Kreuzzeitung.

Wir planten mit Wagener die Zeitung, die nachherige Kreuzzeitung, namentlich wie das Geld zu beschaffen sei. Leopold, Voß, Alvensleben waren für die Zeitung kühl. Leopold schrieb mir noch Potsdam 18. April, er könne sich für die Zeitung nicht so begeistern wie ich; Worte würden nicht helfen, nur schwere Schickungen; mehr als 1000 Thaler werde er nicht geben; Rohrbeck müsse erhalten werden; die Wahrscheinlichkeit des Gelingens sei gering; er fürchte das Unternehmen werde noch an etwas anderem scheitern als am Geldpunkt; es werde schwer sein, in der dem Pöbel preisgegebenen Stadt Berlin einen Buchdrucker zu finden, der der Gefahr von Mißhandlungen trotze, — ob nicht ein viel weniger kostbares Wochenblatt genüge, an einem andern Druckort? — Leopold sagte endlich (damals in Berlin): was ich gebe, wolle er auch geben. Von Bismarck sagt das T. B. [April]: „er ist nun auf dem Rückzuge," und von Alvensleben: „es fehlt ihm alle Idealität und darum ist seine Praxis doch sehr unpraktisch." Ich hatte ihm vorgehalten, daß der Widerspruch von Thadden, Bismarck u. s. w. gegen die Adresse doch etwas — das einzige — sei. Thadden sagte: „die anderthalb Pietisten sind doch noch die einzigen, mit denen etwas zu machen ist."

Am 10. April wurde der zweite und letzte Vereinigte Landtag geschlossen.

Mein Schwager Senfft schrieb mir am 12. April aus Gramenz: „Thadden deprimirt mich sehr durch sein unbesonnenes Benehmen, und treue, ihm in Liebe und Verehrung ergebene Freunde sind mit mir darüber betrübt. Dazu meint man, daß Du, statt ihn

zu beruhigen, ihn nur noch mehr exaltirst. Lenke doch um, ich bitte Dich." — Senfft sagte nachher, er habe dies nicht auf Thaddens Auftreten im Landtage bezogen, sondern auf seine Pläne in den ersten Revolutionstagen, das Schloß zu überfallen, den König wegzuführen u. s. w. Aber von Senfft, dem Freunde und Vertrauten des gemißhandelten Königs, ging kein Zeugnis aus und Thaddens ideale Excesse erwiesen sich weiser und praktischer als Senffts vorsichtige Praxis.

**T. B. 3. April.** „Mich beschäftigte der Gedanke, das gute Gewissen, auf welches es jetzt ankomme, sei ein durch das Blut der Versöhnung abgewaschenes Gewissen, nicht das Bewußtsein, keine Fehler begangen zu haben."

**T. B. 12. April.** „Ich skizzirte für Thadden seine nicht gehaltenen und abzudruckenden Landtagsreden. In diesen das nachher oft wiederklingende Wort: »ein ehrlicher Galgen und eine fröhliche Auferstehung«, diese letzten beiden Worte ein Zusatz von mir."

Unterm 15. April wurde das Oberkonsistorium, welches durch eine förmliche königliche Verordnung vom 28. Januar errichtet, aber noch nicht zusammen getreten war, durch einen in die Gesetzsammlung eingerückten Staatsministerialbeschluß unter königlicher Sanktion wieder aufgehoben.

Ich hatte für unsere Zeitung den Titel: „Das eiserne Kreuz" und die Devise: „Mit Gott für König und Vaterland" vorgeschlagen. Leopold schrieb mir am 16. April, er finde dies „vortrefflich", und „bis jetzt sehe ich noch kein Licht, keine Morgenröthe, nicht einmal einen Blitz, der die Nacht erhellt und durchzuckt. Jede Zeitung bringt neue Uebel — —. Brandenburg in Schlesien hat sich von allen kommandirenden Generalen am besten benommen, klug und fest." — „Ich vermeide," schreibt mir Leopold von Potsdam 18. April, „jede willkürliche Berührung mit dem König. Dringt er in mich, so rathe ich ihm, die Minister zur Energie zu treiben."

Gefechte der preußischen Truppen in Schleswig und in Posen. Von dem Kriege gegen Dänemark, der im Interesse des Liberalismus und des Augustenburgers geführt wurde, sagt Leopold in einem Briefe an mich von Potsdam 12. Juli: er habe ihn noch nie für etwas anderes, als für einen ungerechten Krieg gehalten, „obschon man mich (Leopold) in Kopenhagen beschuldigt, daß ich auf meiner Rückreise von da schon alle Verabredungen zur Eroberung der Herzogthümer

getroffen hätte." — Posen hatten die unglaublichen Maßregeln der Revolutionsminister in offenen Aufruhr teils hineingelockt und teils hineingenötigt.

**T. B. 19. April.** „Leo kam. Er hatte Bodelschwingh in Hannover gesprochen; dieser hat ihm die Deutschheits-Proklamation vom 18. März als mit Radowitz seit vorigen Herbst beabsichtigt dargestellt, jedoch ohne den Constitutionalismus. Man hat aber immer aufgeschoben — bis 17. März (wo die Nachricht von der Revolution in Wien kam); nun droht auch Minutoli (der Polizeipräsident von Berlin) mit Revolution [d. h. er weist auf die Gefahr des Ausbruchs einer Revolution hin] — nur Thile ist noch gegen den Constitutionalismus, — alle Minister treten am 18. Mittags ab; Bodelschwingh geht ganz vergnügt, nicht mehr Minister zu sein, nach Hause zum Essen. So hat Bodelschwingh an Leo erzählt. — Ohne die Gefechte wäre unser Fall tiefer und hoffnungsloser."

Parallel mit dieser Erzählung schreibt mir Leopold am 17. April aus Potsdam: „Jetzt wo man — und ich besonders hier — zur Ruhe kommt, tritt mir doch ein verändertes Bild der Märztage immer mehr vor die Seele. Das Zurückziehen der Truppen ist nicht das Entscheidende. Ich will nur einige Dinge anführen. Der Bundestag, gedrängt vom aufrührerischen Deutschland, hatte das Parlament bewilligt. Preußen und Oesterreich widerstanden halb in der Minorität. Da kam während der Berliner Aufstände die Nachricht von dem Falle Oesterreichs. Preußen stand nun ganz allein — Bodelschwingh konstitutionell und zu einem konstitutionellen Ministerium rathend, Vincke und Auerswald nach Berlin bescheidend, Arnim zum Könige schickend, in dieser halben Gesinnung schlechte Maßregeln treffend. — Eichmann (der Rheinische Oberpräsident) Sonnabend den 18. früh mit der Rheinischen Deputation, die mit Abfall des Rheins und Einheit Deutschlands droht — dann die Edicte Preßfreiheit, deutsche Hegemonie mit gleichartigen Institutionen — nun der mörderische Kampf am Sonnabend den 18. — die in Wahrheit aufrührerische Stadt — die Proklamation „An meine lieben Berliner," welche Bodelschwingh, obgleich der König ihn zu Anmerkungen aufgefordert, selbst nach der Druckerei trägt, selbst anklebt, ohne den General Prittwitz zu fragen, und diesem jeden Versuch sich zu wehren, als Wortbruch des Königs, verbietet. — — Sollte das umgekehrte Resultat kommen, so mußte der König am Sonnabend Berlin unter Standrecht stellen,

Bodelschwingh entlassen, die Rheinländer inclusive Eichmann arretiren, Prittwitz etwa zum Premier machen und dann, sobald Berlin ruhig, nach Frankfurt aufbrechen und Bundestag und Vorparlament auseinander jagen. Tertium non datur. Wo aber ist der Fürst, der so etwas jetzt thut, wo der Minister, der es räth? Dazu fehlt Glaube und Gewissen. Hast Du die Unbarmherzigkeit über den König den Stab zu brechen?" — — Ganz richtig! Die ganze Misere seit Jahren, Glaube und Gewissen als fehlend vorausgesetzt, mußte alles so kommen. Ich schrieb schon damals unter Leopolds Brief: „Nicht Stabbrechen ist unsere Aufgabe; wir sollten Buße thun, daß wir selbst nicht des Königs Glaube und Gewissen gewesen sind."

**T. B. 22. April.** „Bei Leopold in Potsdam, im Gasthofe zum Bären, definitive Verabredung der Zeitung: Wagener, Schede, Bindewald. „Das eiserne Kreuz" wurde als Titel zu auffallend gefunden und nur als Vignette beliebt." (Daraus ist die lähmende Inkonvenienz entstanden, daß die Zeitung, über welcher mit fetter Schrift „Neue Preußische Zeitung" steht, gleich darunter immer wieder hat bitten müssen, man möge sie aber doch ja nicht so nennen, sondern „Kreuzzeitung".)

„Leopold erhielt einen Brief vom Prinzen aus London. Ich ermahnte ihn nach London zu gehen und den Prinzen dem Einflusse Bunsens zu entziehen; in dem Prinzen concentrire sich das Vaterland mit allen seinen Rechten und Interessen; seine Popularität müsse täglich steigen, der Prinz dürfe jetzt nicht nach Stettin gehen (woran gedacht worden war) und nur nach erhaltener glänzender Satisfaktion zurückkehren. Ich schrieb nachher noch in diesem Sinne an Leopold, welcher sagte, ich hätte ihn überzeugt; er wolle dem Prinzen meinen Brief schicken."

Ich schrieb in dieser Zeit an Leopold, er solle mich doch nicht lähmen, sondern führen; ich sei nicht unbesonnen, sondern eher versucht feige zu sein. Ich fühlte mich sehr bedürftig der Ermutigung, nicht aber der Mahnung besonnen zu sein; meine Besonnenheit grenze schon an Untätigkeit.

Noch im Laufe des April wurde ein republikanischer Aufstand (Hecker, Struve u. s. w.) im badischen Oberlande blutig niedergeworfen. In seiner Bekämpfung wurde Heinrich Gagerns Bruder Friedrich, ein General, erschossen.

In Berlin wurde von Wilhelm Raumer — ich habe es auch sonst gehört — erzählt, Ottos vormaliger Hauswirt in der Auguststraße in Berlin, ein Jude Wiesenthal, sei über den 19. März wahnsinnig geworden, in das Schloß gelaufen, wo er gerufen habe: das komme alles daher, daß man nicht an Christum glaube; er sei sehr bald darauf gestorben. Meine Schwägerin Pauline (Witwe meines Bruders Otto) erzählte mir im September 1875 folgendes darüber: Nachdem die Leichenscene am 22. März stattgefunden und der König vor den Leichen die Mütze abgenommen, habe Wiesenthal, der dieser Scene beigewohnt — wie er ihr gleich nachher erzählt habe — Mittel gefunden, in das Zimmer des Schlosses einzudringen, wo die Minister und Adjutanten versammelt gewesen seien, und habe ihnen in verzweifelter Erregung zugerufen: er habe mit angesehen, wie die Majestät mit Füßen getreten worden, das komme daher, daß die Menschen nicht mehr an den Herrn Jesum glaubten. Er ist dann die Haare sich ausraufend zu Ottos gekommen, und, von Ottos als ein Kranker nach Hause befördert, ist er am dritten Tage gestorben. Otto hat ihn sehr lieb gehabt und schon lange auf dem Herzen getragen. Er hat seine Liebe zu Ottos Kindern oft ausgesprochen und hervorgehoben, daß es getaufte Kinder seien und welche Gnade das sei. Er selbst hat seine Taufe, um seine noch lebende alte jüdische Mutter nicht zu kränken, aufgeschoben. General Thile hat Otto die Scene im Zimmer des Schlosses, wo Wiesenthal die Versammelten angeredet, von denen Thile einer war, bestätigt.

Am 1. Mai wohnte ich in Rohrbeck mit Friedrich, „der mir", sagt das T. B., „sehr zur Freude und Stärkung war", der Wahlmänner-Wahl in unseres Pächters Stubenrauch Saal bei. Stubenrauch Wahl-Kommissarius, Kloß (der Kantor) Protokollführer, Entreß (unser Förster) und sein Schwiegersohn Stimmzähler. Stubenrauch wurde nach Berlin, der Tagelöhner Radloff nach Frankfurt gewählt. Es drängte sich mir auf, wie demoralisierend schon dieser bloße Wahlakt auf das Dorf wirken müsse.

Einer der eine Uhr gestohlen hatte, entschuldigte sich damals, er sei ein Uhr-wähler. Eine Dorfgemeinde „wählte" Gänseweide. Eine andere fragte an, warum sie denn grade nur Kandidaten — sie meinten der Theologie — wählen sollten?

Zwischen Rohrbeck, Blankenfelde, Schmarfendorf und der Stadt Schönfließ war ein bewaffneter Landfriede errichtet worden. Es wurde

erzählt, wie ein Herr von Kospoth in Schlesien die ihn pressenden Bauern mit einem Pulverfaß und Lunte auf dem Tisch nicht zur Türe sondern zum Fenster hinausgeängstigt habe. — Als Leopold unsern Förster Entreß instruierte, gegen Holzschuldner, wohl auch Holzfrevler Nachsicht zu üben durch Stundung und bei Armen durch Erlaß der Zahlungen, da räsonnierten die abstrakten Jungens Friedrich und Jakob als gegen Konzessionen; Leopold aber schrieb an mich: „Deine oder vielmehr Friedrichs und Jakobs Anfragen über meine Rohrbecker Concessionen haben mich eigentlich gekränkt. Abgedrungen sind sie mir nicht worden; nicht die Holzkäufer, sondern Entreß hat sie von uns gefordert, der eben mit diesen Holzkäufern — den Tagelöhnern und Freileuten — die Defension auf Tod und Leben organisirt hat, und zwar auf Entressens Tod und Leben und nicht auf meines, Deines, oder Friedrichs und Jakobs." Diese Verantwortung wird für maulstopfend gelten können.

In Berlin fand ich am 3. Mai Otto tief niedergeschlagen; sowohl die politischen Zustände, als auch die Unions-Wirren und das Austreten so vieler Lutheraner, die ihm nahe standen, aus der Landeskirche lasteten schwer auf ihm. Er lebte nur noch anderthalb Jahre. Leopold sagte: „Ein König kann viel aushalten. Die Reden von Abdikation seien ihm, Leopold, ein Schlag an die Ohren; der König habe gestern nach mir gefragt, Leopold habe geantwortet: Der Justizminister hat ihn wegbringen wollen, aber er hat sich behauptet, — worauf der König: »Das segne ihm Gott, es kann ihm ja Niemand etwas anhaben«."

Kurios liest sich heute, 31. Mai 1872, mitten in dem Sturm der Nationalliberalen gegen die Jesuiten, was Cai Stolberg mir schrieb: Brauna 9. Mai 1848: „Hast Du mir keine Blätter der Evangelischen Kirchen-Zeitung mitzutheilen? Traurig und mehrseitig beachtenswerth ist es, daß der Papst (Pius IX.) als weltlicher Regent seine Pflicht, den Jesuiten Schutz zu gewähren, verkannt oder sich für unfähig erklärt, ihr zu genügen, während er als Kirchenfürst nicht aufhört, ihnen seine Anerkennung und warme Zuneigung zu versichern, auch nicht wie Clemens XIV. ihre Aufhebung sich abzwingen läßt. — Möchte es Dir einmal gefallen, in dem stillen Winkel, den ich bewohne, einen Convent von Freunden auszuschreiben." — „Möge Pius IX. diesmal feststehen und erlöst werden aus der schmählichen Gemeinschaft der Aufrührer, sei es als Bekenner oder als Märtyrer!" —

so schreibt Cai in einem Briefe zwei Tage später, zeichnet eine Aktie für die Kreuzzeitung und interessiert sich für deren Verbreitung. Später wirbt er Abonnenten u. s. w. „Ganz Posen ist in Aufruhr" schreibt mir Leopold unterm 8. Mai. — Dieser durch arges misgovernment veranlaßte und gestärkte Aufruhr wurde bald besiegt.

Graf Brandenburg in Breslau nahm zehn von unsern Kreuzzeitungs-Aktien.

Vom 12. Mai. „In den Zeitungen Antrag des Staats-Ministeriums, den Prinzen zurückzurufen und Cabinetsordre demgemäß. — Der Vereinigte Landtag hat doch seine Pflicht schmählich versäumt; selbst Alvensleben warnte vor einem Auftreten in Thaddens Sinn aus Furcht, daß solche Anträge in der Minorität bleiben würden, und wir haben gegen so viel Schmach kaum unsere Stimme erhoben. Nur Thadden kritisirte nie den König, sondern nur sich und seine Mitstände, die sein Fleisch und Blut sind."

„Die Flucht des Kaisers" [von Wien nach Innsbruck], schreibt mir Leopold Potsdam 23. Mai, „ist eine wichtige Begebenheit. Der leiseste Versuch zum Widerstand wirkt sofort. Ach! wie schwach sind unsere Gegner! Wir sind stärker als sie, aber noch feiger."

W. Menzel zählt folgende Titel der damals in äußerster Pöbelhaftigkeit schwelgenden Wiener Tagespresse auf: „Die Wespe, die Bremse, das Bremsennest, die spanische Fliege, die Hornisse, die Gassenzeitung, die Barrikadenzeitung, die Katzenmusik, der Putsch, die rothe Mütze, der Ohnehosen, der Teufel, der Kirchenteufel" u. s. w.

Am 18. Mai wurde die „National-Versammlung" in Frankfurt in der Paulskirche eröffnet. Gagern sagte als provisorischer Präsident in seiner Rede: „Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung liegen in der Souveränität der Nation.] W. Menzel erzählt: Bischof Müller von Münster, Glied der Versammlung, wünschte Eröffnung durch ein Gebet, aber die Versammlung wollte nichts davon wissen und Raveaux rief verachtend aus: »aide-toi et le ciel t'aidera.«

Die [Preußische] Konstituante, beschlossen vom letzten Vereinigten Landtage, trat nun am 22. Mai im Schlosse in Berlin zusammen; sie saß vom 25. Mai an in der Sing-Akademie; ihrem Konstituiren wurde aber, ehe sie damit fertig war, im November durch Graf Brandenburg ein Ende gemacht.

„Mit freudigem Ernste begrüße ich" — so fing des Königs persönlich gehaltene Rede an. Die uneigentlich sogenannte „Konstituante" war ausdrücklich zur **Vereinbarung** der künftigen Verfassung berufen. War der König wirklich freudig, als er so sprach?

Wagener verließ nun Magdeburg und verpflanzte sich als künftiger Kreuzzeitungs-Redakteur nach Berlin.

**T. B. 31. Mai,** wo ich der Kreuzzeitung wegen nach Berlin ging: „Ich war voll von Radowitzens in Magdeburg eben gelesener Schrift: »Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.«, welche Radowitzens und des Königs Deutschheits-Projekte bis zum 18. März enthält. Er sagt: »Die politischen und kirchlichen Parteiungen seien unheilbar gewesen und hätten das Feld der Thätigkeit des Königs »»verwüstet««; er habe aber der »»Begeisterung bedurft«« und diese nur noch in der **über** den Parteien stehenden Deutschheits-Idee finden können.« Also: Deutschheit eine höhere Idee als Obrigkeit aus Gott und nicht von unten aus der Menge! So hat er den König irregeleitet; man hat hier den Keim aller Schmach vom 18. bis 21. März vor Augen. Und Radowitz blieb des Königs Günstling und vertrauter Rathgeber — zuletzt auswärtiger Minister — bis in den November 1850, wo dann Olmütz kam. Die Radikalen verfolgten indeß rücksichtslos ihr Ziel, ohne sich im mindesten irre machen zu lassen durch die äußerste Zerfleischung und Schmach Deutschlands. Zuletzt verlangte Radowitz gar: wenn die seit dem 18. März eingeschlagenen Wege zum Ziel der Deutschheit führen, so solle man sich freuen und nicht klagen, daß die eigne politische Ansicht unterlegen sei. Aehnliches sagte er mir schon am 2. September 1847 am Rheinfall. So verleugnete er seine und unsere vieljährigen Bekenntnisse **göttlicher** Wahrheit als bloße, aufzugebende »Ansicht«. — Leopold erzählte, wie Alvensleben gegen Thaddens Auftreten auf dem Vereinigten Landtage als verderblich sich ausspreche. So sieht es im eigenen Lager aus. Den Vereinigten Landtag und namentlich die Conservativen auf demselben trifft viel größerer Vorwurf als den König wegen seines Benehmens am 18. März."

In Berlin am 31. Mai. „Nachricht von den Excessen der Arbeiter gestern Abend in Herrn von Patows, des Arbeiter-Ministers, Wohnung; die Bürgerwehr hat passiv zugesehen. Patow hat die Sturmpetenten mit Achtgroschenstücken abgefunden. Die Berliner witzeln: »Die Hasen-(Bürger)Wehr exercirt in der Bürger-(Hasen)

Heide.« — Das Coupé von Potsdam nach Berlin (wohin ich am 31. Mai fuhr) war wieder voll begeisterter Gegner der März-Revolution; ein Hausbesitzer aus der Berliner Breitenstraße schrie und tobte in dieser Begeisterung zustimmend zu meiner Aeußerung: der Prinz müsse, ehe er zurückkomme, Satisfaktion erhalten."

**Vom 1. Juni.** Himmelfahrt. „Mit Leopold und Friedrich in Ottos Predigt in dem leeren Dom. Den Abend Conferenz bei Voß; es wurde das Erscheinen der Kreuzzeitung am 1. Juli beschlossen. Wilhelm Raumer war dabei und sagte mitleidig seufzend: am 1. Juli werde in Berlin überhaupt nichts gedruckt werden, geschweige denn unsere Zeitung; morgen werde das Zeughaus der Plebs übergeben oder von ihr genommen, wir stehen unter der Herrschaft einer polnischen Fraktion, die den König entthronen wolle; Preußen werde wehrlos eine Beute der Franzosen und Russen, die Civilisation gehe unter u. s. w. — Er hat schon seine Schwester, Frau von Esebeck, von Berlin weg nach Potsdam hingeängstigt."

In Magdeburg ging nun das Präsidium des Konsistoriums an Bonin über. Der Rationalist Erler wurde als Superintendent bestätigt. Graf Schwerin — er war Schleiermachers Schwiegersohn, der Kultusminister der Märztage — fragte nicht nach Glauben und Unglauben, behauptete, die Konsistorien seien keine Kirchen-, sondern Staatsbehörden; ihr angeblich kirchlicher Charakter sei eine bloße „Fiktion"; die Kirche müsse erst durch demokratische Wahlen zu Werke kommen. Die Hefte der Ev. Kirchenzeitung vom April und Mai sind voll von Zeugnissen wider diese Greuel, — ein solches Zeugnis im Maiheft trägt den Namen des Pastors Kirsch in Klöden, der damals verlobt, später verheirathet war mit meines Bruders Wilhelm Tochter Luise.

**T. B. 6. Juni.** „Der Prinz von Preußen passirte Magdeburg aus London kommend. Die Prinzessin und der junge Prinz waren ihm hierher entgegengereist. Der alte Prinz springt vor der Dechanei (damals Dienstwohnung des kommandierenden Generals) aus dem Wagen und drückt uns — namentlich mir — mit vor Rührung zuckendem Gesicht krampfhaft die Hand. Oben im Saal hielt er eine kleine speech über Freiheit und Gesetzlichkeit in England. Bekanntschaft mit dem jungen Prinzen (geb. 1831), der sich hübsch benahm und mit mir von »Binte«, meinem Neffen Berndt, sprach. Luise, meine Frau, illuminirte, fast allein. Der Prinz war mißliebig."

Hengstenberg schreibt mir in diesen Tagen: „Ihren Bruder, den Consistorialrath, haben wir, die Fakultät, zum Doktor der Theologie gemacht; ich hatte lange danach gestrebt; jetzt, wo solche Dinge ihren Werth verloren haben, bot sich die Gelegenheit zur Ausführung dar."

Am 8. Juni erschien der Prinz, der im Kreise Wirsitz, wo er sein Besitztum hatte, gewählt war, in der Nationalversammlung. Beim Eintritt des Prinzen — so das Protokoll — „erhebt sich rechts ein Theil der Versammlung, während mehrere Stimmen rufen: »Sitzen bleiben!«" „Der Präsident" (Milde, ein Kaufmann aus Breslau, später Minister), so lautet weiter das Protokoll: „Der Abgeordnete des Wirsitzer Kreises hat in einer persönlichen Angelegenheit das Wort." Worauf der Prinz sich mit dem Todestage seines Vaters „entschuldigt", daß er nicht schon gestern gekommen und „mit Dank für das Vertrauen" die Versammlung „herzlich willkommen" heißt, deren hohen Beruf preist und der „konstitutionellen Monarchie" seine Treue und Gewissenhaftigkeit verspricht; dann: „der Prinz verläßt die Tribüne und gleich darauf den Saal." Alvensleben hatte dem Prinzen diesen mißlungenen Schritt geraten, was Leopold mit Recht scharf tadelte.

Am 9. Juni spricht die Versammlung in der Sing-Akademie aus: „daß die hohe Bedeutung der großen Märzereignisse, denen wir in Verbindung mit der Königlichen Zustimmung den gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand verdanken, und das Verdienst der Kämpfer um dieselben unbestritten ist." Beim Herausgehen wurden der liberale Minister Arnim und der Prediger Sydow tätlich mißhandelt.

**T. B. 9. Juni.** „Der Hofmarschall Graf Keller macht amtlich bekannt: es sei nicht wahr, daß die Exminister Eichhorn, von Thile und Graf Stolberg bei dem König dinirt hätten." Am 30. August, als der König mich sprechen will, wünscht Keller, „daß ich bei Tafel erscheine, weil man ja in jeder Audienz eine heimliche Beratung mit einem Reaktionär sucht." So in einem Briefe an Leopold.

Am 14. Juni plünderte der Pöbel in Berlin das Zeughaus, einige Schritte von der Sing-Akademie, dem Sitzungssaale der Versammlung, wo es immer toller herging. Der Oberstleutnant von Griesheim gab in der Sitzung vom 17. Juni den Schaden im Zeughaus auf 50000 Thaler an. Ein Offizier ließ sich von den Räubern überreden, die Verteidigung des ihm anvertrauten Teiles des Zeughauses aufzugeben. Herr von Griesheim verglich ihn mit den Festungskommandanten von 1806.

Nach allen diesen greulichen Exzessen beschloß am 15. Juni auf Antrag des Magdeburger Predigers Uhlich die Versammlung, „daß sie keines Schutzes Bewaffneter bedürfe, sondern sich unter den Schutz der Berliner Bevölkerung stelle."

Leopold schreibt mir, Berlin 20. Juni: „Der Stand der Dinge ist, ich muß es von Verstandes wegen einräumen, hoffnungslos. Aber mit dem Herzen und dem Glauben habe ich mehr Muth denn je. Was ist in dieser Zeit für eine Wahrheit, für ein sichtliches Walten des HErrn."

In Böhmen hatte, mitten unter dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie, das Slaventum sich weiter entwickelt bis zu einem großen Slaven-Kongresse in Prag und zu einer slavischen provisorischen Regierung, welcher selbst Graf Leo Thun beitrat, der in der kaiserlichen Verwaltung stand. Dieser Slavismus machte Front gegen Wien, Pesth und Frankfurt und bot sich der Monarchie zur Rettung an. Aber die Minister in Wien erklärten sich gegen diese slavischen Bewegungen, in welche revolutionäre Elemente sich einmengten. Diese wollten sich des — als Soldat und Staatsmann energischen — Fürsten Windischgrätz entledigen, der die Truppen in Prag kommandierte. Am 12. Juni brach der Aufruhr aus, in welchem des Fürsten Windischgrätz Gemahlin erschossen und sein Sohn tötlich verwundet, Graf Leo Thun aber von den Insurgenten gefangen wurde. Vom 14. an beschoß Windischgrätz die Stadt, die am 17. sich auf Gnade ergab. Dies war, nach der Überwältigung von Neapel durch die Schweizer am 15. Mai, der erste entscheidende Sieg über die Revolution, eine Woche vor der blutigen Pariser Junischlacht.

Gleichzeitig erhoben sich die Kroaten unter ihrem „Ban" Jellachich und die Serben gegen das revolutionierte Ungarn, — wesentlich für den Kaiser, der gleichwohl mit den Ungarn zu brechen noch nicht wagte, wie er denn auch von Innsbruck aus mit Lord Palmerston auf der Basis der Abtretung der Lombardei unterhandelte.

Vom 23. Juni ab fand in Paris eine dreitägige Schlacht statt. Man behauptet die blutigste des Jahrhunderts, in der die Ultra-Radikalen völlig besiegt wurden und Cavaignac, der Sieger, an die Spitze der Republik trat, nachdem in der Schlacht auf den Barrikaden der Erzbischof von Paris, Msgr. Affre, gefallen war. (Bonus pastor animam dimittit pro ovibus.)

In der Ev. Kirchenzeitung vom 21. Juni steht ein sehr scharfer Artikel von mir: „Die Errungenschaften und die Reaktion," in welchem mit dieser auf jene ein direkter Angriff gemacht wird.

Am 29. Juni wählte die Nationalversammlung in Frankfurt auf Gagerns Vorschlag, den dieser selbst einen „kühnen Griff" nannte und den Radowitz und Vincke unterstützten, unter Zustimmung Österreichs, Preußens und des Bundestages den Erzherzog Johann zum Reichsverweser. Er zog am 11. Juli in Frankfurt ein und tags darauf übertrug ihm der Bundestag, der nun aufhörte, seine Rechte.

Unterm 27. August schreibt mir Leopold aus Potsdam: „Ein unterrichteter Pariser Reisender erzählt, daß Cavaignac, Thiers und la Roche-Jacquelin jetzt täglich Conferenzen halten über die Art, wie sie Henri V. zum Könige machen wollen." Am 29. August setzt Leopold hinzu: „daß dieser Herr (Henri V.) mit dem schönen Kopf, vornehmer Bildung, kleinem, dickem und lahmem Körper fainéantissime ist, halte ich für ausgemacht." Leopold hatte ihn bei einem Besuche in Sanssouci kennen gelernt.

Die Paulskirche sandte unsern Vetter Friedrich von Raumer, Mitglied der Versammlung, als Gesandten nach Paris, wo er aber nicht sonderlich behandelt und von Cavaignac wochenlang nicht empfangen wurde. Er hat eine Geschichte dieser seiner Gesandtschaft drucken lassen.

Meine August-Rundschau sagt: „Die Könige von Gottes Gnaden proklamiren um die Wette, daß der Staat nichts mit Gott zu thun habe. Aber der Republikaner Senard fordert unter dem Ungewitter der Junischlacht in der Sitzung der National-Versammlung in Paris diese Versammlung auf, Gott anzurufen um Licht, um einen Ausweg aus den Sünden und Greueln der errungenen Freiheit. — Und Pius IX., zwei Jahre lang (1846—48) war er der Held der Liberalen. Der norddeutsche Philister war so rationalistisch nicht, daß er ihm nicht verziehen hätte, daß er Papst war, unter der Bedingung, daß er Aufruhr stifte. Aber nun wendet sich das Blatt. »Evviva Pio nono« rufen und Barrikaden bauen war bisher fast dasselbe. Wie jener Eckensteher in Mailand, den wegen dieses aufrührerischen Geschreis die österreichische Polizei faßte, rufen jetzt die Radikalen statt »Pio nono« — »Pio no! no!« Er ist nicht blos zu klug, sondern wir dürfen hoffen, auch zu gewissenhaft um, statt Haupt der römisch-katholischen Kirche, lieber gehorsamer Diener der Revolution zu sein, wie jetzt so viele kleine und große Fürsten. Er will lieber

seine weltliche Herrschaft, als Recht, Wahrheit und Christenthum fahren lassen. Auch der, dessen Nachfolger er sich nennt, wurde schwach. Auch Pius IX. hat den Hahn krähen hören.“

Dies liest sich seltsam nach dem Vaticanum und nachdem Fürst Bismarck vor einigen Tagen (Mai 1872) im Reichstage die gewaltige Macht des Papstes Pius IX. über 200 Millionen Seelen geltend gemacht hat.

Der Papst hatte schon am 15. März den Sturm, den die Pariser Februar-Revolution erregt hatte, durch Verkündung eines weltlichen Ministeriums und einer Deputierten-Kammer gestillt. Aber nach der Wiener Revolution zog schon am 24. März General Durando mit einer päpstlichen Armee und Oberst Ferrai mit einer Freischar, zusammen 17000 Mann nach Norden. Der Papst segnete sie ein, weil er sie nur zum Schutze des Kirchenstaats schicke; doch sie wußten, daß es gegen Österreich gehe. Durando überschritt den Po. Nun hielt der Papst eine Allokution, er habe Krieg gegen Österreich nicht befohlen, aber bald ließ er sich ein Klub-Ministerium und die Genehmigung der Vereinigung Durandos mit Karl Albert abdringen.

Ende Juni wurde das preußische Ministerium durch Hansemann, den Finanzminister, der nun als Hauptminister galt, auf der Basis der von Hansemann erklärten „Anerkennung der März-Revolution“ weiter nach links modifiziert: Rudolf Auerswald (statt Camphausen) Premier, Rodbertus, bald Ladenberg (statt Schwerin) Kultus, Märker (statt Bornemann) Justiz, u. s. w.; General Schreckenstein, ein konservativer Mann, Kriegsminister. Das Kriegsministerium wurde mit Recht als außerhalb des Parteiwesens stehend betrachtet und behandelt. Es wurde erzählt, Hansemann habe eben Kosch zum Kultusminister machen wollen, als man noch knapp entdeckte, daß er ein Jude sei. Einer der neuen Minister war Gierke, bis dahin Stadtsyndikus in Stettin, wohin er seiner Frau, als Mitglied der Versammlung aufgeregte Briefe geschrieben und sie damit erschreckt hatte. Als sie nun einen Brief bekommt von seiner Hand: „An die Frau Staatsminister Gierke Excellenz“, läuft sie, so wurde erzählt, zu ihren Freundinnen und ruft: „Ach! nun ist er gar verrückt geworden.“

Mit dem 1. Juli erschien die Kreuzzeitung. Nr. 1 eröffnete sie mit einem Artikel von mir, welcher darlegte, wie der nunmehrige Premier Hansemann selbst in einer früheren Schrift den Unsinn der Kopfzahlwahlen bewiesen habe.

Zugleich erschien in den ersten Tagen der Kreuzzeitung die erste meiner Rundschauen, die dann monatlich bis Juli 1853 und von da ab vierteljährlich bis Martini 1857 von mir fortgesetzt wurden. | In diesen ersten Rundschauen tritt besonders die Ausführung hervor, daß der König die Macht und das klare Recht habe, die immer frecher usurpierende Versammlung aufzulösen, da sie nur zur Vereinbarung berufen war. So wurde die endlich im November bewirkte Auflösung vorbereitet, die nach so viel Zaudern für ein kolossales Wagstück galt, was sie, einigen politischen Mut vorausgesetzt, nicht war.|

**T. B. 1. Juli.** „Erzherzog Johann in Frankfurt zum Reichs-Verweser gewählt, »nachdem« — so berichtet die August-Rundschau — »die (kopfzahl-urgewählte) Versammlung den Gedanken, diese Verweserschaft Preußen zu übertragen, hohnlachend zurückgewiesen hatte. Der Bundestag und die Fürsten eilen ihre Zustimmung zu erklären, um nicht übergangen zu werden. Aber selbst dieser schwächliche Versuch wird in der Versammlung höhnend als Anmaßung bezeichnet und der König von Hannover, weil er wesentlich, wie Preußen, protestirt, als Rebell mit Verlust seines Landes bedroht, ohne daß die verzagende rechte Seite der Versammlung seiner sich annimmt«." \

Brief von Bismarck an mich, Reinfeld 7. Juli: „Was Sie mir über den letzten Sterbe-Landtag [weil kein solcher wieder berufen worden ist] wieder vorrücken, trifft eine wunde Stelle. Ich habe mir noch über keine Handlung meines Lebens so viel Vorwürfe gemacht, als über meine damaligen Unterlassungen. Ich wollte, wie Sie mir schon sehr richtig in Magdeburg sagten, zu klug sein und was noch schlimmer war, ich ließ mich von Freunden, theils klugen, theils feigen, influenziren und die Rede, welche ich geschrieben von Schönhausen mitbrachte, die mit dürrer Schärfe Alles berührte, was nachher überschmiert wurde, blieb in meiner Tasche. Der Moment bleibt verloren, aber die Lehre für mich nicht, und der bittere Sporn, den Rest von bescheidener oder blöder Unselbständigkeit abzuschütteln, in welche mich zehn Jahre geistig trägen Landlebens eingeschnürt haben!" — Wie könnte ich mich über diesen Brief freuen, wenn 1864 und folgende Jahre nicht wären!

Am 14. Juli wohnte ich zuerst in meinem Leben einer freien politischen Versammlung bei, nämlich der des „Vereins für König und Vaterland" in der Stadt London in Magdeburg.

Leopold faßte in dieser Zeit in seinen Briefen an mich die Auflösung der Versammlung in Berlin ins Auge, „denn — schreibt er am 17. Juli, — eine so miserable, unfähige und anstößige Bande ist wohl noch nie zusammengewesen," — Parlament Nante (der typische Name der Eckensteher) nannte der Berliner Witz diese Versammlung — „möglicher Weise wird sie in Wien noch übertroffen werden." — Er sieht sich für diesen Fall nach Reaktions-Ministern um und geht eine Reihe von Möglichkeiten durch, von Alvensleben — den er aber „wie König Philipp in Schillers Don Carlos den Egmont, zu den Toten wirft" — bis hinab auf Georg Vincke. Ich antwortete darauf, mir scheine ein militärisches Ministerium indiziert. Leopold antwortet Berlin 20. Juli: „Ein militärisches (reactionäres) Ministerium muß möglichst vermieden werden. Erst wenn man das souveräne Volk gecavaignact hat, kann so etwas angehen."

Dies ist der erste Keim des nachher im November 1848 angetretenen Ministeriums Brandenburg. Ihn nannte ich Leopolden schon damals in einem Briefe vom 17. Juli als einen, der in Betracht komme. Im November war erst Brandenburg Minister und dann kam erst das Cavaignaken. Diesen Cavaignac nannte der Papst: »Dilectus in Christo filius Eugenius Cavaignac reipublicae Franco Gallicae praeses,« wahrscheinlich jetzt, 1872, ähnlich Thiers; meines Erachtens beides mit Recht.

In dem Briefe vom 20. Juli schreibt Leopold noch: „Mit Deinen Artikeln im »Eisernen Kreuz«," wie er damals die Kreuzzeitung immer nannte, „bin ich noch immer, Gott sei Dank! völlig einig gewesen; ich könnte weinen, wenn dies nicht der Fall wäre. Auf dem Wege fahre fort, besonders in den Rechtsdeductionen gegen Frankfurt und Berlin." Ferner am 29. Juli: „Du willst getröstet sein über die Schande des Vaterlandes. Das ist schwer. Aber denke daran, daß die Schande allgemein (soll heißen nicht blos preußisch) ist und daß es 1806 nicht besser war. Ich habe die damalige Zeit noch in vollständiger Erinnerung mit ihren Analogien für die jetzige Zeit."

Der greise Radetzki hatte inzwischen seit dem April — nicht unterstützt von seinem schwachen und flüchtigen Kaiser und übel behandelt von dessen der Revolution dienenden Ministern in Wien — Verona, Mantua u. s. w. gegen König Karl Albert, Garibaldi und die insurgierten Italiener (einschließlich des päpstlichen Generals Durando)

tapfer behauptet. Endlich durch ein neues österreichisches Hülfskorps unterstützt, ging er im Juli in die Offensive über, schlug am 25. — einem glühend heißen Tage — bei Custozza den König Karl Albert in einer blutigen Schlacht aufs Haupt, zog am 5. August als Sieger in Mailand ein und eroberte die ganze Lombardei wieder für Österreich. Venedig blieb noch in Karl Alberts Händen, dem es sich ergeben hatte.

Um diese Zeit (Ende Juli, Anfang August) forderte der Kriegsminister des aus Gagerns „kühnem Griffe“ hervorgegangenen Reichsverwesers, ein preußischer General (Peucker) durch eine mit Übergehung der Landesherren, also auch des Königs von Preußen, erlassene Ordre die Landes-Kriegsminister auf, den Truppen eine Art Huldigungseid für den Reichsverweser abzunehmen. Dieser Befehl blieb aber in Preußen, wo General Schreckenstein Kriegsminister war, unbefolgt, — — der erste schwache Anfang einer Reaktion, aber am rechten Flecke, nämlich in der Preußischen Armee. „Schwächlich“, sagt die September-Rundschau, „mußte die Preußische Ablehnung ausfallen, da das Preußische Ministerium sich vor der Revolution und der Volkssouveränität beugt. Aber dennoch hat sie die Frankfurter Kartenhäuser fast bis zum Umsturz erschüttert. Der Radikalismus erdröhnte bis in seine morschen Grundlagen, da er auf die Preußische Armee stieß, als den Felsen, an dem sich Preußen festhält.“

**T. B. 12. August.** „Der König nach dem Rhein reisend, wo er mit dem Erzherzog Reichsverweser und mit Gagern zusammentraf, wurde in Magdeburg festlich, tricolor und schwarz-weiß empfangen, mit Bunsen (neben dem ich bei Tafel saß), Alexander Humboldt und den Ministern Auerswald und Kühlwetter — die beiden letzteren (Kühlwetter mit einem Schnurrbart) wie Kerkermeister.“ Kühlwetter, ein Katholik, jetzt (1873 bis 1874) Oberpräsident in Münster und als solcher williges Bismarck-Falk'sches Organ der Verfolgung der römisch-katholischen Kirche. — „Ueber den Tisch herüber fragte mich, sitzend zwischen diesen beiden Kerkermeistern, der König, ob ich auch so gern Kuchen esse, wie Leopold? Der müsse bei Tafel immer zweimal bekommen, darauf halte die Königin. Ich hatte den König seit den Märztagen nicht gesehen. Nach Tisch fragte er mich, ob ich (den langen) Kleist nicht gesprochen? — Der habe den Muth ganz verloren; er, der König, habe mich ihm zum Exempel vorgestellt, — worauf Kleist geantwortet habe: die Gaben seien verschieden. Ich sagte, auf Muth käme jetzt Alles an u. s. w.“

Leopold schreibt von dieser Reise — Potsdam 25. August — „daß sie, wie man selbst von nüchternen Leuten hörte, glänzend ausgefallen. Das Ansehen Preußens und des Königs ist am Rhein entschieden gestiegen. Der Erzherzog hat die Preußische Uniform nicht abgelegt, obgleich ihn seine Minister dringend darum gebeten haben. Gagern hat sich blamirt, indem er den Rang vor den Königlichen Prinzen verlangt hat." In Berlin arbeitete inzwischen die Versammlung weiter. „In ihren Abtheilungen" — so erzählt die September-Rundschau — „will die Minorität dem Könige seine Majestät, nämlich das »von Gottes Gnaden«, nehmen, die Majorität aber diesen »Gebrauch« beibehalten, weil er »durch die Jahrhunderte geheiligt und ohne alle praktische Bedeutung« sei. Also auch hier die Consequenz des Frevels auf der linken, halbherzige Heuchelei auf der rechten Seite. Hoffentlich wird den König dieses Rütteln an seinem Titel endlich bestimmen, auch seinerseits den Titel der National-Versammlung durchzuschütteln und nachzusehen, ob sie wirklich national ist und die Nation repräsentirt, oder ob dies nur eine Phrase ist, durch die Märztage geheiligt und ohne alle praktische Bedeutung. — Sie beschließt 180 gegen 179, es sei den Officieren, deren Geist mit dem ihrigen nicht stimmt, zur Ehrensache zu machen, aus der Armee auszuscheiden. König und Vaterland haben aber bis jetzt der Armee mehr zu verdanken, als der National-Versammlung; so hätte sie lieber beschließen sollen: wer mit dem Geiste der Armee nicht stimmt, dem sei es zur Ehrensache zu machen, aus der Sing-Academie auszuscheiden."

Friedrich machte in diesem Sommer mit Gerhard von Thadden und Hans von Schierstädt eine „Proletarier"-Reise, wie Friedrich sie nannte, nach Prag, Wien u. s. w. In Prag brachten sie dem tapfern Fürsten Windischgrätz, der sie vor sich ließ, ihre Huldigung dar. Aus einem Briefe von mir an Leopold, Magdeburg 7. September: „Friedrich ist heute zurückgekommen, der Fall von Mailand" — dessen Wiedereroberung durch die Österreicher — „hat sie abgehalten, zur österreichischen Armee abzugehen, was sie zu thun im Begriff gewesen. Sie sind nur in Wien, Salzburg, Innsbruck, München, Nürnberg u. s. w. gewesen."

In den Tagen vom 18. bis 20. August war das nachher sogenannte „Junker-Parlament" in Berlin versammelt, nächst der Kreuzzeitung einer der ersten Keime konservativen Parteiwesens. Ich

nur halb gezwungen nach Berlin; das öffentliche Auftreten hinein in die Politik war mir noch fremd. Herr von Bülow-Cummerow hatte es veranlaßt „zur Verteidigung des Eigentums" mit Ausschluß der politischen Fragen. Er konnte wegen eines Halsleidens nicht präsidieren. Hans Kleist wurde zum Vorsitzenden gewählt und präsidierte vortrefflich. Ich trat entschieden auf gegen die Ausschließung der politischen Fragen: „Eigentum" — so sagte ich im Wesentlichen — „ist selbst ein politischer Begriff, ein Amt von Gott gestiftet, um Sein Gesetz und das Reich Seines Gesetzes dem Staat zu erhalten; nur in Verbindung mit den darauf haftenden Pflichten ist das Eigentum heilig; als bloßes Mittel des Genusses ist es nicht heilig, sondern schmutzig. Gegen Eigentum ohne Pflichten hat der Kommunismus recht. Darum dürfen wir die jetzt bedrohten Rechte: Patronat, Polizei, Gerichtsbarkeit nicht aufgeben, denn sie sind mehr Pflichten als Rechte. Es wäre zu wünschen, daß unser Vereins-Ausschuß auch solche Vorschläge machte, die der konservativen Partei etwas kosten. Ein französischer Schriftsteller hat gesagt: adelig ist wer dem Staate umsonst dient. Bloß konservieren — diese negative Haltung, die Front gegen den Mist, den Rücken gegen den Ansprüche machenden Staat — das ist eine Stellung, die allenfalls dem Bauer verziehen werden kann und jetzt auch ihm nicht mehr. Aufopfern, zu Felde ziehen, erobern (ohnehin die stärkste Form der Verteidigung) — den Rücken gegen den Mist, die Front gegen den Feind — das ist adelig. Aber dies ist ein Adel, der nicht allein den vielen hier versammelten schönen alten Namen derer angehört, die seit Jahrhunderten auf unsern Schlachtfeldern geblutet haben. Er kann auch von denen erworben werden, die wie ich keinen solchen Namen führen. Ja, er kann von jedem Bürger und Bauer, von jedem Preußen, der sein Vaterland liebt, erworben werden. Diesen Adel kann keine National-Versammlung abschaffen. Vergessen wir nicht, daß es der hohe Beruf des Adels ist, die ganze Nation zu adeln." Es mißlang nicht ganz, diesen Ton, wenigstens teilweise, in den Verein hineinzubringen. Alvensleben nahm nicht teil an den Versammlungen, wohl aber Bismarck, Bethmann-Hollweg und selbst der Märzminister Graf Arnim-Boitzenburg, den Thadden in seiner freundlich-bescheidenen und doch so entschiedenen Art privatim zur Rede stellte wegen seines Benehmens in den Märztagen. Graf Arnim verantwortete sich deshalb — natürlich sehr ungenügend — nachdem ihm, dem Exminister, Hans Kleist, der pommersche Landrat, das Wort erteilt hatte.

Am 22. **August** wurden in Berlin dem Miniſter **Auerswald** die Fenſter eingeworfen.

Leopold erzählte, die Armee ſei des Königs empfindlicher Punkt. Der Brief eines Offiziers, geſchrieben in dem jetzt in der Armee gewöhnlichen, militäriſch-loyalen Tone, ſei dem König in einer Zeitung zu Geſichte gekommen und er habe **bitterlich geweint**.

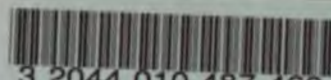
Bis Ende Auguſt hatte Preußen ſo weit ſich ermannt, daß es dem revolutionären Kriege gegen Dänemark durch einen Waffenſtillſtand Schranken ſetzte.

Mein kurzes Geſpräch am 12. **August** in Magdeburg mit dem Könige führte dahin, daß ich am 30. in Sansſouci — im Frack — zur Tafel war; nachher Audienz. Das T. B. erzählt: „Der König: »Sie haben mich ſprechen wollen?« Dann u. a. ich: »Der Verfaſſungseid könnte mich wohl außer Dienſt treiben.« Er: »Der wird gewiß kommen.« Dann ſein Plan, durch die aus Schleswig heranzuziehenden Truppen Berlin zu bezwingen; dann ſein feſter Entſchluß, das ſchon in der Verſammlung votirte Geſetz über Abſchaffung der Todesſtrafe nicht zu vollziehen; er habe dies Märker, dem Juſtiz-Miniſter, »auf das beſtimmteſte geſagt, in des Miniſters Auerswald, als Zeugen, Gegenwart;« den Verfaſſungs-Entwurf habe man ihm (dem Könige) am letzten Tage »mit eiſernen Krallen aus dem Leibe geriſſen; er hielte ſich jedoch daran gebunden.« Welche **extreme Luſt**, Konzeſſionen zu machen, daß er ſich an einen Verfaſſungs-Entwurf für gebunden hält! der noch dazu ſo, wie er vorgelegt war, nicht angenommen worden iſt! | Wenn ich — ſagte er — glaubte, daß für ihn die Zeit des Handelns gekommen ſei, ſo ſolle ich »im ſchäbigſten Frack und mit einem Flick hinten auf den Hoſen« nach Potsdam kommen. (Hier bemerke man den erſten Keim der ſpäteren Camarilla.) | **Senfft**, mein Schwager, habe ihn »auf den Knien beſchworen«, eintretenden Falles **Leo** die Proklamationen ſchreiben zu laſſen. Er lehnte aber als Aufſehen erregend ab, Leo direkt zu rufen. — — Er hat mich noch nie ſo ſolide behandelt. Ich bedauerte nachher, ſein Gewiſſen nicht genug gerührt und von der Kirche geſchwiegen zu haben. — Abends bei Leopold im ſchwarzen Bären.“

Ich arbeitete nun in Magdeburg für den König einen **Regierungsplan***) aus und ſandte ihn, von Jakob mundiert, durch

*) Siehe Anlage IX.

Leopold an ihn ein. Leopold las ihn am 6. September dem Könige vor und schrieb mir am 7., daß er (Leopold) ihn „sehr gut finde, ganz damit übereinstimme, auch überzeugt sei, daß er auf den König einen guten Eindruck gemacht habe.“ Dann folgte aber eine Kritik, die ausführt, daß ich lange nicht schwarz genug sähe und die Ausführung viel schwieriger sei, als ich sie auffasse. Aber schwarzmalen und Schwierigkeiten häufen war dem Könige gegenüber nicht meine Aufgabe, sondern ermutigen.


3 2044 010 487 460

